

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXI. JAHRGANG, 58. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1877.

16907
B

Inhalts-Verzeichniss des LVIII. Bandes.

A b h a n d l u n g e n .

	Seite
Beiträge zur Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes. Von Ed. Tiessen	1
Shakespeare's Julius Cäsar und Kruse's Brutus. Von H. Palm	23
Zwölf Sätze über wissenschaftliche Orthographie der Mundarten. Von J. F. Kräuter	43
Der deutsche Krieg von 1870—1871 im Volksliede. Von Dr. E. Küsel .	55
Ueber Ossian. Von A. F. Nicolai	129
Beiträge zur Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes. Von Ed. Tiessen	159
Ueber die Art, wie in Schiller's Jungfrau von Orleans am Ende des 3. Actes die Katastrophe herbeigeführt wird. Von Dr. Franz Weineck	171
Charakteristik der holländischen Sprache hinsichtlich ihrer historischen Entwicklung und die ihr gegenüber der hochdeutschen Schwestersprache gebührende Würdigung. Von Dr. phil. Hermann Hänel	177
Metapherstudien. Von Dr. Friedrich Brinckmann	193
Die bildlichen Darstellungen des Reineke Fuchs im Mittelalter. Von A. L. Meissner	241
Der Torpedo. Beitrag zur Geschichte der Fremdwörter. Von A. Boltz	261
Molière's Misanthrope und die Urtheile der Kritik. Von Dr. R. Mahrenholz .	267
Ueber Corneille's Anschauung vom Wesen der Tragödie. Von Dr. K. Foth	277
Die provenzalische Bearbeitung der Kindheit Jesu. Von Adolf Kressner	291
Beiträge zur Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes. Von Ed. Tiessen	311
Deutsche Spruchweisheit auf Münzen, Medaillen und Marken von C. Schulze. (Schluss)	321
Die dialektfreie Aussprache des Hochdeutschen nach physiologischen, sprachgeschichtlichen und statistischen Tatsachen. Von Dr. Aug. Grabow	345
Die mannigfaltigen Wendungen des deutschen lassen im Englischen. Von Dr. Wilhelm Dreser	379
Sprachvergleichendes. Mit Zugrundelegung des sechsten Gesanges der Frithiofssage. Von W. Körner	395
Metrische Uebersetzungen. Von H. L. Willems	427
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen	447

B e u r t h e i l u n g e n u n d k u r z e A n z e i g e n .

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. Enthaltend Beiträge zur Geschichte der englischen Sprache und Literatur, herausgegeben von Richard Paul Wülcker. Nebst kritischen Anzeigen und einer Bücherschau herausgegeben von Moritz Trantmann. 1. Band. 1. Heft. (Dr. David Asher.)	87
Pierer's Conversations-Lexicon. Siebente vollständig umgearbeitete Aufl. (H.)	89
Entgegnung zu Bd. LVII, 1, S. 89. (Gymnasiallehrer Wendel)	90
Historische Skizzen über die Ursachen des Bunten und Wirren in der neu-englischen Orthographie und C h o e p i e . Fünf Vorträge von Dr. H. G. Migault	94

	Seite
Dr. J. Baumgarten. Bibliothek interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der polytechnischen und naturwissenschaftlichen Literatur Frankreichs. VIII. und XI.	94
German Gems in an English setting by Jane Mulley	94
Iwein und Parzival. Zwei Rittersagen des Mittelalters. Erzählt und erläutert von Albert Richter. (Hölscher.)	221
Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit von R. Bechstein. (F. L.)	222
G. Büchmann. Geflügelte Worte. (H. Holstein.)	223
Studium und Unterricht des Französischen. Ein encyclopädischer Leitfaden von H. Breiting, Professor der neueren Sprachen an der Universität Zürich. (Bg.)	226
F. L. Rhode's Praktisches Handbuch der Handels-Correspondenz und des Geschäfts-Stils in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. Bernhard Lehmann. (A. Fels.)	227
Priscae Latinitatis originum libri tres, scripsit Hermannus Buchholtz. (H.)	457
Emil Henrici. Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik. (Hans Loeschhorn.)	460
The poets and poetry of Scotland, from the earliest to the present time. Comprising characteristic selections from the works of the more noteworthy Scottish poets, with biographical and critical notices. By James Grant Wilson. (Dr. Weddigen.)	461
The succession of Shakespeare's works and the use of metrical tests in settling it, by Fred. J. Furnivall. (H.)	462
Bertrand et Raton, par Scribe; herausgegeben von Dr. O. Dickmann. (K. Körner.)	463
Systematischer Grundriss der französischen Syntax für höhere Lehranstalten von Dr. M. Cohn. (K. Körner.)	463
Cours complet et gradué de Lectures françaises. I. Partie (Sexta et Quinta). Par J. Westenboeffer	464
Vocabulaire Militaire français-allemand. Recneil de termes de la Technologie militaire moderne par le lieutenant Ribbentrop, instructeur à l'École des Cadets de Berlin. (H.)	464
Antwort auf eine Kritik des Herrn Dr. Grabow	465
Erwiderung zu Archiv LVIII, 1. S. 90 — 93	467

Programmenschau.

Geschwundenes Sprachbewusstsein im Deutschen. Vom Oberlehrer Dr. Gützlaff. Programm des Gymnasiums zu Elbing	96
Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigand's deutschem Wörterbuch. Vom Oberlehrer Dr. Gombert. Progr. des Gymn. zu Gross-Strehlitz	97
Ueber germanische Wörter im Französischen. Von Dr. K. Hottenrott. Programm der Realschule I. O. zu Cöln.	98
Einige sprachliche Eigenthümlichkeiten aus dem Wupperthale. Vom ordentl. Lehrer Dr. Bauernfeind. Programm der Realschule II. O. zu Barmen-Wupperfeld	98
Die majuskeltheorie der grammatiker des neuhochdeutschen von Johann Kolross bis auf Karl Ferdinand Becker. Von Director Dr. Hagemann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz	99
Zur Geschichte der Kritik und Erklärung des Hildebrandsliedes. Von Dr. Schulze. Programm des Gymnasiums zu Naumburg	100
Die Nibelungen in der deutschen Poesie. Von C. Rehorn. Programm der Musterschule zu Frankfurt a. M.	100
Die sittliche Lebensanschauung Walther's von der Vogelweide. Vom Oberlehrer Dr. Ferd. Gumpert. Progr. der Realschule zu Wurzen	103

	Seite
Ueber die politische Dichtung Walther's von der Vogelweide. Von Dr. Adolf Grimm. Programm des Gymnasiums zu Schwerin	104
Zur Charakteristik Fishart's. Von Dr. Gustav Dederding. Programm der Luisenstädtischen Gewerbeschule zu Berlin	104
Beiträge zur Kenntniss von Andreas Gryphius' Leben und Schriften. Von Th. Wissowa. In der Festschrift des kathol. Gymnasiums zu Glogau	105
Christian Weise's Verdienste um die Entwicklung des deutschen Dramas. Vom Oberlehrer Dr. Glass. Progr. der Realsch. 2. Ordn. zu Bauzen	105
Ein Andernacher Schauspiel aus dem Jahre 1781. Vom Rector Dr. E. Schweikert. Programm des Progymnasiums zu Andernach	105
Ueber Schiller's Verhältniss zu Christian Gottfried Körner. Vom Gymnasiallehrer Franz de Paula Lang. Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark	106
Klein Roland, der sterbende Roland, der getreue Eckart auf Quarta erklärt. Von A. Schleussinger. Programm der Studienanstalt zu Ansbach	106
Studien zu Skakespeare's Julius Cäsar (Forts.). Von Professor Erenbert Gerstmayr. Programm des Gymn. zu Kremsmünster	107
Ueber den epischen Werth der Voltaire'schen Henriade. Von Dr. Wunder. Progr. der Realschule zu Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg	107

Miscellen.

Seite 108—122, 231—240, 469—474.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 123—125, 475—480.

Verzeichniss der Vorlesungen an der Berliner Akademie für moderne Philologie. Wintersemester 1877.	126
--	-----

Beiträge
zur
Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes.

Von
Ed. Tiessen.

V. A Midsummernight's Dream.

Einleitung. D: „Der Name des Elfenkönigs Oberon kommt schon vor Shakespeare in verschiedenen Märcen und Balladen vor; am Frühesten vielleicht in der englischen Uebersetzung des französischen Romans von Huon de Bourdeaux, welche Lord Berners im Jahre 1597 lieferte.“ Ein ähnlicher und unzweifelhaft identischer Name war schon viel früher in die englische Volksdämonologie verpflanzt worden. In einem in den Archiven entdeckten Schriftstück gesteht ein Benedictinermönch dem Cardinal Wolsey, der Herzog von Norfolk habe ihn rufen lassen, damit er ihn von einem Geist befreie, mit dem der Herzog sich durch Wolsey's Zauberkünste behext glaubte. „And then he asked whether I ever heard that your Grace had any spirit or nay. And I said I never knew no such thing, but I heard it spoken that Oberyon would not speak at such time as he was raised by the parson of Lesingham, Sir John Leister, and others, because he was enchanted to the Lord Cardinal's Grace.“ Wolsey fiel ums Jahr 1529; dieses wäre also das späteste Datum des in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Schriftstücks.

(Ibid.) In Oberon's Erklärung des Farbenwechsels der Blume love-in-idleness haben die Commentatoren bekanntlich allerlei Beziehungen auf vornehme Zeitgenossen des Dichters finden wollen. Nach Delius' Auffassung ist es Nichts damit. A mer-

maid on a dolphin's back bedeutet weder die mit dem Dauphin vermählt gewesene Maria Stuart, noch eine Sängerin auf dem Rücken eines künstlichen Delphins mit einer ganzen Bande musizirender Jonasse im Bauche, sondern eine wirkliche Sirene auf einem lebendigen Seefisch. Wenn Oberon sagt: certain stars shot madly from their spheres, meint er damit so wenig die Grafen Northumberland und Westmoreland, wie etwa die Kunstleistungen eines Feuerwerkers, sondern leibhaftige Sterne, die aber durch den verführerischen Gesang der Sirene von Liebe bethört aus ihren Bahnen gelockt worden sind. Unter a fair vestal throned by the west und the imperial votaress versteht Oberon dagegen nicht eine im Westen Europa's als Herrscherin eines Reiches thronende sterbliche Jungfrau, die das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, sondern „die so eben im Westen aufgehende Luna.“ — Wenn der Mond im Westen aufgeht, zeigt er sich uns in Gestalt einer ganz schmalen Sichel und hat wenig Anspruch auf das Epitheton throned; dies ist indess noch nicht das gewichtigste Bedenken gegen Delius' Auslegung. Cupido flog zwischen dem kalten Monde und der Erde; er zielte, — auf wen? auf den Mond? Dann musste Oberon sagen: auf jene holde Vestalin. Er sagt aber: auf eine holde Vestalin. Ferner: sein feuriger Pfeil wurde gelöscht von den keuschen Strahlen des wässerigen Mondes, und die der Keuschheit geweihte Herrscherin ging in jungfräulicher Beschaulichkeit und liebefrei ihres Weges weiter. Die holde Vestalin hiesse nun wieder der wässerige Mond? Mich dünkt, wenn der Dichter Delius' Auffassung geflissentlich vorbeugen wollte, konnte er es gar nicht deutlicher thun. Die Rolle, die der Mond in dem geschilderten Vorgange spielt, besteht offenbar lediglich darin, dass er die jungfräuliche Herrscherin gegen Cupido's Pfeil beschützt, und in diesem Sinne darf man annehmen, dass unter the moon die Göttin des Mondes, die Göttin der Keuschheit selbst, zu verstehen ist. Wir werden daher fortfahren dürfen, bei der jungfräulichen Herrscherin, auf die der Schaft mit solcher Gewalt abgeschneit wurde, als sollte er hunderttausend Herzen durchbohren, an die Königin Elisabeth, bei den hunderttausend Herzen an die Herzen ihrer Unterthanen zu denken. Selbst Halpin's Erklärung mag unter all ihren Abgeschnackt-

heiten ein Krümchen Wahrheit verbergen und lässt sich keinenfalls damit beseitigen, dass die Feste von Kenilworth zwanzig Jahre vor der Entstehungszeit des *Midsummernight's Dream* stattgefunden hatten. Als dieses Stück geschrieben wurde, war Elisabeth sechszig Jahre alt; ebendeshalb durfte der Dichter es wagen, auf Vorgänge in ihrem Leben anzuspielen, die einer schon historisch gewordenen Vergangenheit angehörten. Andererseits ist es klar, dass Elisabeth nicht eher als die jungfräuliche Königin gefeiert werden konnte, als bis sie über die Jahre hinaus war, in denen sie aufhören konnte es zu sein. Dass der Dichter unter *a little western flower in der That* an die Gräfin Lätitia von Essex gedacht haben möge, ist durchaus nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit. — Ich verweise übrigens auf eine Autorität ersten Ranges: *Some have doubted whether „Cupid's fiery dart“ was as effectually „quenched in the chaste beams of the watery moon“ as her poet intimates.* Hallam, *Const. Hist. of Engl. cap. 3.*

(A. I. Sc. 1.) Long withering out a young man's revenue.

To wither out erklärt Delius durch aussaugen, an Etwas zehren. Es ist in diesem *long withering out* eine eigenthümliche Vermischung von transitiver und intransitiver Bedeutung: durch lange währendes Hinwelken vorenthaltend.

(Ibid.) This man hath bewitch'd the bosom of my child.

Das man hier fortzulassen, ist nicht nur der Correctheit des Verses, sondern auch der Eleganz der Sprache wegen empfehlenswerth.

(Ibid.) Know of your youth,

Das heisst nicht: erforsche Deine Jugend, sondern: forsche bei Deiner Jugend nach, oder: frage bei Deiner Jugend an.

(Ibid.) Were the world mine, Demetrius being bated,
The rest I'll give to be to you translated.

Wenn Helena die ganze Welt besässe, erklärt D., würde sie dieselbe, den Demetrius abgerechnet, auf Hermia übertragen. Nein, Helena würde die ganze Welt, Demetrius abgerechnet,

darum geben, wenn sie in Hermia verwandelt werden könnte.
(Bottom, thou art translated!)

(Ibid.) Upon faint primrose-beds were wont to lie,

Faint bed, meint Delius, sei ein Bett für Müde. Faint bezieht sich jedenfalls auf den Duft der Schlüsselblume.

(Sc. 2.) You were best to call them generally.

Unter generally versteht Bottom nicht nominally, wenn auch allerdings etwas Aehnliches, nämlich severally.

(Sc. 3.) The clamorous owl, that nightly hoots, and wonders
At our quaint spirits.

To hoot at übersetzt Delius mit anheulen; es heisst hier genauer ausschelten.

(Sc. 3.) Where is Demetrius? O, how fit a word
Is that vile name to perish on my sword!

Die Herausgeber würden sich Dank verdient haben, wenn sie uns belehrt hätten, warum der Name Demetrius so bezeichnet wird. Soll man an to demit, demüthigen, unterwerfen, oder an meat, Fleisch, das an den Spiess gesteckt wird, dabei denken?

(Ibid.) So I, being young, till now ripe not to reason.

Delius meint, ripe sei hier Verbum. Wie ist das möglich? Dann heisst die Stelle ja: ich reife bis jetzt nicht zur Vernunft, — während Lysander sagen will: bis jetzt war ich nicht reif zur Vernunft.

(A. III. Sc. 1.) A stranger Pyramus than e'er play'd here.

Delius hält es für möglich, dass played hier Particip sei. Dann hätte der Dichter gewiss geschrieben: A stranger Pyramus was ne'er play'd here; aber was er wirklich geschrieben hat, ist ja bei Weitem komischer.

(Ibid.) A hog, a headless bear,

D.: „Vielleicht wäre heedless zu lesen.“ Um keinen Preis der Welt!

(Sc. 2.) What night-rule now about this haunted grove?

Die Erklärung dieser Stelle ist ziemlich dunkel. Vermuthlich: Warum jetzt diese nächtige Stille in diesem sonst belebten Hain?

(Ibid.) But hast thou yet latch'd the Athenian's eyes
With the love-juice, as I bid thee do?

Man braucht to latch weder von dem französischen lecher abzuleiten, noch als synonym mit to catch zu fassen. Die wörtliche Bedeutung von to latch, zuklinken, gibt ja einen ganz guten Sinn.

(Ibid.) And hast thou kill'd him sleeping? O brave touch!

O brave touch heisst nicht: O schöner Zug, sondern: O tapferer Hieb! A touch ist ein Hieb oder Stich, auf welchen Blut fliesst.

(Ibid.) If for his tender here I make some stay.

His tender übersetzt Delius durch „was jener ihm darbietet“. Genauer und dem Bilde entsprechend ist es die Accordsumme, die der bankerotte Schuldner dem Gläubiger bietet.

(Ibid.) O weary night, O long and tedious night,
Abate thy hours: shine, comforts, from the east,

Delius: „Vielleicht ist comforts als Object zu shine zu fassen, wobei freilich das Tageslicht, dem die Anrede gilt, hinzugedacht werden müsste.“ Das ist aber nicht möglich, denn bis dahin hat Helena nur die Nacht angeredet.

(A. IV. Sc. 1.) Trip we after the night's shade;

Wenn man the fortlässt, kann man wol lesen nightes shade, allenfalls auch zwischen night's und shade ein y, aber nicht ein e einschieben.

(A. V. Sc. 1.) And grows to something of great constancy,

Constancy, von Delius mit Bestand, Wirklichkeit erklärt, hat hier wohl eher die Bedeutung von consistency, logische Folgerichtigkeit.

(Ibid.) And what poor duty cannot do,

Der Vers wäre vielleicht ohne Versündigung am Dichter herzustellen: And what poor duty can but poorly do.

(Ibid.) For, if I should as lion come in strife
Into this place, 'twere pity on my life.

On my life kann keinesfalls: bei meinem Leben heissen sollen.

VI. All's Well That Ends Well.

(A. I. Sc. 1.) he hath persecuted time with hope, and finds no other advantage in the process,

Process heisst nicht Verlauf, sondern Prozess, und bezieht sich nicht auf time, sondern auf he hath persecuted time; da auf eine gerichtliche Verfolgung angespielt wird, wäre vielleicht prosecuted zu lesen.

(Ibid.) I heard not of it before.

Delius: „Bertram hat nie von einer Krankheit dieses Namens gehört.“ Nach Lafeu's Antwort: I would it were not notorious, ist wahrscheinlicher, dass Bertram entweder überhaupt noch nicht von der Krankheit des Königs, oder noch nicht gehört hat, dass der König an dieser bestimmten Krankheit leidet.

(Ibid.) Count. If the living be enemy to the grief, the excess makes it soon mortal.

Ber. Madam, I desire your holy wishes.

Laf. How understand we that?

Wahrscheinlich muss gelesen werden:

Helen. If the living be enemy to the grief, the excess makes it soon mortal.

Laf. How understand we that?

Ber. Madam, I desire your holy wishes.

Die wahrscheinlichste Erklärung des ersten Satzes ist: Wenn der Lebende der Feind des Grames ist, so muss jener

wünschen, diesen recht bald umzubringen, und das thut er durch Uebertreibung des Grams.

(Ibid.) He cannot want the best
That shall attend his love.

Delius: „Die Besten, Vornehmsten am Hofe werden sich um Bertrams Zuneigung bemühen, ihm huldigen.“ Das ist schwerlich der Sinn; die Gräfin bittet Lafeu: good my lord, advise him, und in Lafeus Antwort ist zu the best zu suppliren: advice; es kann ihm an dem besten Rath nicht fehlen, der der Liebe zu ihm dienstbar sein wird.

(Ibid.) In our heart's table;

Delius: „Our heart sagt Helene allgemeiner von dem weiblichen Herzen überhaupt.“ Ihre unmittelbar folgenden Worte beweisen, dass sie von ihrem eigenen Herzen spricht; our heart bedeutet dasselbe wie one's heart.

(Ibid.) You have some stain of soldier in you;

Delius: „Some stain of soldier = ein gewisser Anstrich vom Soldaten, nicht das wirkliche Wesen eines solchen.“ Letztere Negation liegt nicht darin: Helena sagt einfach: Ihr habt was vom Soldaten an Euch.

(Ibid.) Not my virginity yet.

Diese Worte lassen sich mit der vorhergehenden Frage des Parolles, will you anything with it? kaum in Zusammenhang bringen, aber man darf annehmen, dass Helena sagen will, mit ihrer Jungferschaft sei es noch nicht so weit, dass das Bild von der welken Birne darauf passe. Dass hinter Not my virginity yet etwas fehlt, ist augenscheinlich, und gegen Hammer's Ergänzung: You're for the court, um so weniger einzuwenden, als das spätere: The court's a learning-place darauf hinweist, dass von dem Hofe schon vorher die Rede gewesen ist.

(Ibid.) A counsellor, a traitress, and a dear;

Delius: „Seil. a dear one, auf traitress bezüglich.“ Nein; a traitress und a dear sind coordinirt.

Sc. 2. You are lov'd, Sir;
 They, that least lend it you, shall lack you first.

Wahrscheinlicher als auf lack ist it auf das in loved steckende Substantiv love, oder auch auf den ganzen Satz, you are loved, zu beziehen.

Sc. 3. he that loves my flesh and blood is my friend: ergo he that kisses my wife is my friend.

Die scharfsinnige Beweisführung des Narren erinnert an eine Stelle bei Rabelais: Si tu es cocu, ergo ta femme sera belle: ergo seras bien traicté d'elle: ergo tu auras des amis beaucoup: ergo tu seras saulvé.

(Ibid.) And lack not to lose still.

D.: „Ich entbehre es nicht, ich lasse mich dadurch nicht irre machen, wenn ich das Wasser stets vergebens einschütte, wenn ich es immer wieder verliere.“ Vielmehr: ich habe genug, um immer wieder zu verlieren.

(Ibid.) How shall they credit
 A poor unlearned virgin, when the schools,
 Embowell'd of their doctrine, have left off
 The danger to itself?

Embowelled of their doctrine, mit ihrer Gelehrsamkeit ausgestopft, im Gegensatz zu unlearned. D. übersetzt to embowel hier irrthümlich durch ausweiden.

(A. II. Sc. 1.) if both gain, all
 The gift doth stretch itself as 'tis receiv'd,

Hier muss interpungirt werden: if both gain all, The gift etc

(Ibid.) Stay; the king —

Dies kann nur Antwort auf Parolles' Frage: What will you do? sein sollen; man muss daher mit Collier lesen: Stay with the king.

(Ibid.) I wish I had; so I had broke thy pate,

Statt des Semikolon ist ein Komma zu setzen; so heisst wenn.

(Ibid.) Yes, but you will my noble grapes,

Hinter will gehört ein Komma.

(Ibid.) one, that in her sex, her years, profession,
Wisdom, and constancy, hath amaz'd me more
Than I dare blame my weakness.

Die von Delius als die gesuchtere bezeichnete Erklärung M. Masons trifft das Richtige. Lafcu meint, seine Schwäche möge an seinem Staunen mitschuldig sein, trage aber die Schuld daran nicht allein.

(Ibid.) In what he did profess well found.

Well found heisst entweder wohlausgerüstet, oder wahrscheinlicher, zuverlässig erfunden.

(Ibid.) ne worse of worst extended,
With vilest torture let my life be ended.

Wenn man liest: nay, worse to worst extended, sind die Schwierigkeiten dieser Stelle beseitigt.

(Se. 3.) There's one grape yet, — I am sure, thy father drank wine.

Mit one grape yet meint Lafcu „den letzten noch übrig bleibenden jungen Herrn“, d. h. aber, Bertram selbst.

(Ibid.) A counterpoise, if not to thy estate,
A balance more replete.

Der richtige Sinn ergibt sich, wenn das Komma hinter estate gestrichen wird.

(Se. 4.) The great prerogative and rite of love,
Which, as your due, time claims, he does acknowledge,
But puts it off to a compell'd restraint;
Whose want, and whose delay, is strew'd with sweets,

Whose want and whose delay, von Delius auf restraint bezogen, kann sich nur auf prerogative and rite of love beziehen. Das Vorkommen dieser Art von Construction spricht für eine späte Entstehungszeit des Stücks. To a compelled restraint hat wol zuerst by a compelled restraint heissen sollen, aber der Dichter mag an die andere Bedeutung von to put off, die Kopfbedeckung

abnehmen, gedacht und während des Schreibens den bildlichen Ausdruck vorgezogen haben.

A. III. Sc. 2. Why, he will look upon his boot, and sing; mend the ruff, and sing;

Delius: „The ruff bezieht sich auf his boot und sollte eigentlich ruffle heissen.“ Aber so viel ich weiss, heisst ruff ein Spitzenkragen, wie ihn zu Sh's. Zeit auch Männer trugen.

(Ibid.) The fellow has a deal of that, too much,
Which holds him much to have.

Dieser Interpunction entsprechend übersetzt Delius: „Parolles hat viel von dem, hat zuviel von dem, was ihm den Glauben verschafft, dass er viel habe, was ihn in der Meinung hält oder behauptet, dass er viel habe.“ Das Komma hinter that muss fortfallen; was holds him bedeutet, geht aus Helena's letzter Rede in dieser Scene hervor: My being here it is that holds thee hence. Der Sinn der obigen Stelle ist: Parolles hat viel zu viel von dem, was ihn hindert viel zu haben.

(Sc. 5.) Whatsoe'er he is,
He's bravely taken here.

Nicht: er hat sich tapfer benommen hier, sondern: er wird hier für etwas Besonderes gehalten.

(Ibid.) And brokes with all that can in such a suit
Corrupt the tender honour of a maid:

Delius: „To broke = den Kuppler oder Unterhändler spielen.“ Das trifft den Sinn nicht ganz: er macht Alles zu seinem Kuppler was etc.

(A. IV. Sc. 2.) What is not holy, that we swear not by,
But take the Highest to witness:

Delius versteht die erste Zeile als Frage, und übersetzt: „Es giebt nichts Heiliges, das wir nicht zu Zeugen unserer Schwüre anrufen.“ Die richtige Erklärung ist: Was nicht heilig ist, dabei schwören wir nicht, sondern rufen nur das Höchste (die Höchsten oder den Höchsten) als Zeugen an.

(Ibid.) This has no holding,
To swear by him, whom I protest to love,
That I will work against him.

Die von Delius in der Anmerkung flüchtig erwähnte, aber verworfene Erklärung, dass sich *swear by him whom I protest to love* auf das vorhergehende *Jove* beziehe, beseitigt alle vermeintlichen Schwierigkeiten dieser Stelle. Diana sagt: es hat keinen Halt, wenn ich bei dem Gott, den zu lieben ich betheure, schwöre, dass ich mich gegen ihn vergehen will. So wird der Gedanke des Vorhergegangenen: *If I should swear by Jove's great attributes, I lov'd you dearly, would you believe my oaths, when I did love you ill?* noch eindringlicher wiederholt.

(Ibid.) I see, that men make ropes in such a scarr,
That we'll forsake ourselves.

Der Versuch, *make ropes in such a scarr* zu erklären, erweist sich als so völlig hoffnungslos, dass es unbedingt besser gewesen wäre, entweder *make hopes in such affairs* oder *make hopes in such a suit* in den Text zu setzen.

(Sc. 3.) our crimes would despair, if they were not cherished by
our virtues.

Delius: „D. h. wir würden wegen unserer Schlechtigkeit verzweifeln, wenn unsere Tugend uns nicht wieder Muth machte.“ Genauer: unsere Verbrechen würden verzweifeln, wenn unsere Tugenden nicht da wären um sie zu trösten.

(Ibid.) where but women were, that had received so much shame,

Delius: „Mit einer Frau, die bei soviel Schmach so frech bliebe etc.“ So frech bliebe? Der Sinn ist nur: der so viel Schande widerfahren wäre.

(A. V. Sc. 1.) I will come after you, with what good speed
Our means will make us means.

Der Vorschlag, das letzte *means* zu streichen, hätte unbedenklich befolgt werden dürfen.

(Sc. 2.) Here is a pur of fortune's, Sir, or of fortune's cat,

Delius: „Pur = das Schnurren einer Katze, deutet Douce

richtig auf den Bettelbrief des Parolles an Lafeu. Die Katze selbst ist Parolles.“ Unter pur ist nicht das Schnurren einer Katze, sondern ein festes Excrement zu verstehen, und es bezieht sich natürlich auf Parolles selbst, nicht auf seinen Bettelbrief. Diesen zu befördern, hat der Narr vorher schon abgelehnt und darauf gesagt: Look, here he comes himself (nämlich Lafeu). Dem Lafeu stellt er den Parolles mit den Worten vor: Here is a pur of fortune's, sir, or of fortune's cat, that has fallen into the unclean fishpond of her displeasure. Der letzte Absatz lässt keinen Zweifel über den Sinn.

(Sc. 3.) We lost a jewel of her, and our esteem
Was made much poorer by it:

Unsere eigene Schätzung unseres Reichthums wurde durch den Verlust des Kleinods viel ärmer gemacht, ist eine so einfache und so wörtliche Erklärung, dass es sich schwer begreift, wie unter den Herausgebern Meinungsverschiedenheiten über diese Stelle haben entstehen können.

(Sc. 3.) The nature of his great offence is dead,
And deeper than oblivion we do bury
The incensing relics of it:

Incensing relics übersetzt Delius durch noch brennende, noch nicht erloschene Trümmer. Sollte incensing nicht eher erzürnend heissen?

(Ibid.) He looks well on't.

Dies bezieht Delius auf Then shall we have a match, und übersetzt: Bertram ist wohl zufrieden damit. Es kann sich nur auf des Königs letzte Worte beziehen: I have letters sent me, that set him high in fame, und muss daher bedeuten: He looks well of it; er sieht so aus, dass man den Briefen wohl glauben darf.

(Ibid.) I am not a day of season,

A day of season ist allerdings a seasonable day, wie Malone erklärt, das heisst aber nicht: ein Tag, in dem man eine bestimmte Jahreszeit erkennt, sondern ein heiterer Tag. Delius' Irrthum ist verzeihlich, verglichen mit dem eines Engländers, der a day of season für einen ununterbrochenen Regentag ausgiebt.

(Ibid.) Our own love, waking, cries to see what's done,
While shameful hate sleeps out the afternoon.

Delius: „Unterdessen hält der Hass, der uns verblendete, schamerfüllt über das, was er angestiftet, nicht länger an als ein Nachmittagsschlaf dauert und schläft sich in der Zeit aus.“ Eine völlig unmögliche Uebersetzung. Malone giebt das Richtige: Haben wir den, der durch unsere Schuld gestorben ist, geliebt, so erwacht die Liebe nach seinem Tode wieder und beweint ihn; haben wir ihn gehasst, so bekümmert sein Tod uns nicht.

(Ibid.) The last that e'er I took her leave at court,

Dies gibt schlechterdings keinen Sinn; man muss mit Rowe she statt I lesen.

(Ibid.) Noble she was, and thought
I stood ingag'd:

Ingaged steht, wie das Folgende ganz unzweifelhaft ergibt, für ungaged oder unengaged.

(Ibid.) In a sweet verbal brief,

Delius: „Eine gedrängte Darstellung in kurzen, anmuthigen Worten.“ Brief ist die Instruction, die der Rechtsbeistand einer Partei dem für dieselbe vor Gericht auftretenden Advocaten giebt.

(Ibid.) Her infinite cunning,

Delius schreibt diese Emendation des insuite comming der Fol. Sidney Walker zu; wenn Collier's alter Corrector keine Erfindung ist, gebührt diesem die Priorität.

VII. Twelfth Night.

(A. I. Sc. 1.) The element itself, till seven years heat,

Heated till seven years, wie Delius construirt, ist nicht möglich; man muss lesen: till seven years' heat.

(Sc. 2.) O! that I serv'd that lady,
And might not be deliver'd to the world,
Till I had made mine own occasion mellow,
What my estate is.

Delius verbindet what my estate is mit delivered to the world, muss also construiiren: and that it might not be delivered to the world. Die richtige Construction ist: and that I might not be delivered to the world, till I had caused mine own occasion to mellow (scil. the time for discovering,) what my estate is.

(Sc. 3.) Castiliano vulgo; for here comes Sir Andrew Ague-face.

Dass Castiliano volto zu lesen sei, ist an sich wahrscheinlich und wird es noch mehr dadurch, dass Sir Toby Ague-face statt Ague-check sagt.

(Ibid.) but that he hath the gift of a coward to allay the gust he hath in quarrelling,

Wahrscheinlich muss gift statt gust gelesen werden.

(Sc. 4.) And all is semblative a woman's part

Andere Ausgaben haben its semblative; vermuthlich ist thy semblative zu lesen.

(Sc. 5.) To be generous, guiltless, and of free disposition,
Besser als guiltless scheint guileless in den Sinn zu passen.

(Ibid.) Now, Mercury endue thee with leasing, for thou speakest well of fools!

Wenn leasing hier Lüge bedeutet, ist die Stelle sehr dunkel.

(Ibid.) 'tis with him in standing water, between man and boy.

Die Lesart c'en standing water scheint eine Verbesserung.

(Ibid.) If you be not mad, be gone; if you have reason, be brief:

Dass If you be mad zu lesen sei, darf man wohl als sicher annehmen.

(A. II. Sc. 2.) She took the ring of me; — I'll none of it.

She took the ring of me kann gewiss nur ein Ausruf der Verwunderung sein und muss also ein Ausrufungszeichen erhalten.

(Sc. 3.) By my troth, the fool has an excellent breast.

Wenn breast, wie Delius meint, Stimme bedeutet, wie kommt

es, dass Sir Andrew gleich darauf noch einmal, ausdrücklich, von der Stimme des Narren spricht?

(Ibid.) When thou spokest of Pigrogromitus, of the Vapians passing the equinoctial of Queubus:

Delius nimmt an, dass die Eigennamen, die Sir Andrew von dem Narren gehört haben will, von diesem aus der Luft gegriffen sind. Aus den Worten des Narren: I did impetico thy gratillity, ist zu vermuthen, dass Sir Andrew die Namen, die er gehört hat, verkehrt ausspricht; bei lediglich fingirten Namen käme darauf Nichts an. Ob ferner die Namen, wie Sir Andrew sie ausspricht, uns so überliefert worden sind wie der Dichter sie geschrieben hat, lässt sich nicht ermitteln; jeder Erklärungsversuch tappt mithin im Dunkeln. Beim ersten Lesen der Stelle denkt man unwillkürlich an Rabelais, mit dem Sh., wie aus *As You Like It* und *All's Well That Ends Well* hervorgeht, bekannt gewesen ist, und vielleicht nicht nur, wie Delius annimmt, durch englische Volksbücher. Die genaueste Durchforschung von *Gargantua und Pantagruel* ergiebt indess nur sehr schwache Anhaltspunkte. Wollte man z. B. annehmen, der Narr hätte von den Utopians gesprochen, so würde damit nicht stimmen, dass die Utopen bei Rabelais nicht die Linie passirt haben, sondern, auf einem leider noch nicht wieder entdeckten Wege, durchs Nordmeer nach China geschifft sind. Für Queubus findet sich bei Rabelais kein ähnliches Wort, mit Ausnahme von Québecu, welches aber sehr versteckt steht. Sollte endlich Pigrogromitus aus dem Rabelais stammen, so müsste der Narr den Namen Picrochole etwa in der Form von Picrocholicus sich mundgerecht gemacht haben. Dies Alles sind vage Vermuthungen, die höchstens Andere zu weiterem Nachforschen anregen mögen. Dagegen halte ich, da es nur Einen Aequator giebt, für ziemlich sicher, dass statt *passing the equinoctial of Queubus* gelesen werden muss: *passing the equinoctial; of Queubus*: so dass der Narr von einer Person dieses Namens gesprochen hätte.

(Ibid.) and the Myrmidons are no bottle-ale houses.

Nicht unwahrscheinlich ist, dass der Narr sagen will, Sir Andrew solle bei dem Namen Myrmidons nur nicht an mermai-

dens denken, die etwa auf dem Aushängeschild einer Schenke dargestellt sein mochten.

(Ibid.) Then come kiss me, sweet-and-twenty,

Sweet-and-twenty heisst gewiss nicht, wie Delius erklärt, eigentlich süß und zwanzigmal süß, sondern ist eine anmuthige Wortbildung nach Analogie von two-and-twenty, womit der Sänger zugleich die Lieblichkeit und die Jugend seines Mädchens ausdrückt.

(Sc. 4.) Let still the woman take
 An elder than herself; so wears she to him,

To wear, meint Delius, heisse hier: sich dem Gatten anschmiegen, ihm anhängen. Der Nachdruck liegt indess auf to him, als Gegensatz zu from him. Da Frauen schneller altern als Männer, so nähert sich die jüngere Frau im Alter allmählig dem Manne; die ältere entfernt sich immer weiter von ihm.

(Ibid.) So sways she level in her husband's heart:

Level erklärt Delius: im Niveau seines Herzens, nicht darüber hinaus. Die wörtliche Uebersetzung: so herrscht sie auf immer gleichem Niveau in seinem Herzen, giebt einen besseren Sinn.

(Ibid.) And in sad cypress let me be laid;

Cypress kann schwerlich einen Sarg aus Cypressenholz bedeuten; dies wäre ein Luxus, den nur Fürstenleichen sich gestatten könnten. Es heisst wahrscheinlich soviel wie cyprus. Hall beschreibt ein im J. 1527 bei Hofe aufgeführtes allegorisches Schauspiel; darin treten auf: Religio, Ecclesia, Veritas, like three widows, in garments of silk, and suits of lawn and cypress. (Froude, Hist. of Engl. cap. 1.)

(Sc. 5.) my metal of India?

Für das mettle der ersten Fol. mit der zweiten nettle zu lesen, ist augenscheinlich vorzuziehen.

(Ibid.) the lady of the Strachy

Strachy entspräche in der Aussprache dem italienischen Stracci, wobei an Strozzi zu denken sein dürfte.

(Ibid.) What follows? the numbers altered! — „No man must know.“ — if this should be thee, Malvolio?

Zu the numbers altered bemerkt Delius: „Die folgenden Verse sind in einem anderen Versmaass als die vorhergehenden.“ Aber warum fällt dies dem Malvolio auf? Weil er den Reim zu No man must know vermisst und ihn sich nun selbst hinzudenkt. Er muss daher sprechen: Mal-vo-li-o.

(Ibid.) Why, this is evident to any formal capacity.

Formal heisst hier vielleicht eher gewöhnlich, als gehörig, ordentlich.

(A. III. Sc. 2.) I have been dear to him, lad:

Delius: „Auf I liegt der Nachdruck.“ Mehr noch liegt er auf him.

(Sc. 3.) Most of your city did:

Your ist wohl nur Druckfehler für our.

(Ibid.) For which, if I be lapsed in this place,

Delius: „So in Hamlet (A. 3. Sc. 4.) laps'd in time and passion.“ Dort hat indess lapsed einen anderen Sinn. Hier heisst es: fallen in with.

(Sc. 4.) nor after my degree, but fellow.

Fellow hat Olivia in Bezug auf Malvolio nicht, wie Delius sagt, in vertraulicher, sondern in wegwerfender Weise gebraucht; gerade Malvolio fasst es als vertraulichen Ausdruck auf.

(Ibid.) If all the devils in hell be drawn in little, and Legion himself possessed him,

Legion, sagt Delius, sei der Name eines Teufels. Eines Teufels?

(Ibid.) lest the device take air, and taint.

Delius: „To taint bezieht sich auf infection:“ (his very genius has taken the infection of the device,) „Malvolio soll in Gewahr-sam gebracht werden, damit sein Uebel nicht an die Luft

komme und ansteckend wirke.“ Ansteckend wirke? auf wen? To taint heisst to taint itself: damit der Anschlag nicht an die Luft komme und brandig werde, d. h. herauskomme und zu Schanden werde.

(Ibid.) Very brief, and to exceeding good sense-less.

Delius: „Manche Herausgeber lassen stillschweigend to weg.“ Sie thun vielleicht nicht recht, es stillschweigend wegzulassen; aber sie thun recht, es wegzulassen und das beschädigte Wortspiel herzustellen.

(Ibid.) Virtue is beauty; but the beauteous-evil
Are empty trunks, o'erflourish'd by the devil.

Wenn, wie Delius will, o'erflourish'd by the devil sich nicht auf empty trunks, sondern auf the beauteous-evil beziehen soll, ergibt sich die unmögliche Construction: when the beauteous-evil are overflourished by the devil, they are empty trunks.

(Ibid.) Methinks, his words do from such passion fly,
That he believes himself; so do not I.

So do not I kann kaum heissen sollen: I do not believe him; eher noch: I do not believe myself. Vielleicht aber ist zu lesen: That he believes himself, I am not I.

(Ibid.) An I do not, —

Dies antwortet Sir Andrew auf Sir Tobys: Do; cuff him soundly, but never draw thy sword, und D. bezieht es auf never draw thy sword; es bezieht sich vermuthlich auf do; cuff him soundly.

(A. IV. Sc. 1.) These wise men, that give fools money, get themselves a good report after fourteen years' purchase.

Delius: „Sie erhalten den guten Leumund erst in vierzehn Jahren, nachdem sie dafür bezahlt haben; es ist also ein ziemlich unvortheilhafter Handel, den die Weisen mit den Narren abschliessen.“ Gerade das Gegentheil ist gemeint. After fourteen years' purchase ist gleichbedeutend mit according to oder at fourteen years' purchase, und was dies heisst, ergibt sich u. A. aus folgender Stelle in Froudes Hist. of Engl., worin von den

unter Eduard dem Sechsten eingezogenen Kirchengütern die Rede ist: The annual proceeds of the lands sold were 21,304 £. Strl. 14 s. 4 d.; the money paid for them, 435,277 £. Strl. 12 s. 1 d. The average value, therefore, was a fraction over twenty years' purchase. Twenty years' purchase ist also das Zwanzigfache des jährlichen Pachtertrages, und wenn dies in einer Zeit bezahlt wurde, in der das Angebot von Ländereien sehr gross und dringend war, so folgt daraus, dass ein Kauf für den vierzehnjährigen Jahresertrag ein ungewöhnlich vortheilhafter sein musste. They get themselves a good report after fourteen years' purchase heisst demnach: sie kaufen sich um ein Billiges einen guten Leumund. — Davon abgesehen, dass Delius' Auslegung den Narren etwas Widersinniges sagen lässt, ist seine Unbekanntschaft mit dem technischen Ausdruck sehr verzeihlich, da dieser selbst vielen Engländern nicht bekannt ist.

(A. V. Sc. 1.) Fear'st thou that, Antonio?

Delius: „Bist Du in Zweifel darüber, dass ich Sebastian bin? Hast Du Bedenken deshalb?“ Sebastian will wirklich sagen: Fürchtest Du, dass ich Sebastian bin? Da er von Viola's Verwechslung mit ihm noch nicht weiss, kann er sich nicht erklären, warum Antonio seine herzliche Begrüssung mit der bestürzten Frage: Ihr seid Sebastian? erwidert. — Auf derselben Seite 517 steht hinter Than these two creatures ein Komma statt eines Punktes, und zwischen As doth that orb'd continent und the fire ein nicht hingehöriges Komma.

(Ibid.) When that is known and golden time convents,

To convent, gewöhnlich zusammenberufen, vorladen, ist hier, wo es ohne Object steht, vielleicht besser mit Douce durch to be convenient zu erklären.

VIII. The Merry Wives of Windsor.

(A. I. Sc. 1.) he's a justice of peace in his country,

Country ist ein von den Herausgebern übersehener Druckfehler für county, nämlich Glostershire, woher Shallow mit

Slender nach Windsor gekommen ist, um sich über Falstaff beim Könige zu beschweren.

(Sc. 3.) The good humour is to steal at a minim's rest.

So verbessert Delius nach Langton das minute's der Q. A. und Fol. Vielleicht aber sollte Nym nach des Dichters Absicht wirklich minute's für minim's sagen.

(Ibid.) I will possess him with yellowness, for the revolt of mien
is dangerous.

Besser als mien für mine der Fol. liest man mit den Cambridge Edd. mine anger.

(Sc. 4.) he is as tall a man of his hands, as any is between this
and his head:

Das sinnlose his head, anscheinend aus der nächsten Rede hierher verirrt, steht entweder für das nahe bei Windsor gelegene Maidenhead, oder für einen Ortsnamen aus Glosteshire.

(A. II. Sc. 1.) I'll exhibit a bill in parliament for the putting down
of men.

Theobald's Emendation fat men erscheint als wesentlich.

(Ibid.) O, that my husband saw this letter!

Delius: „O, that drückt hier keinen Wunsch aus, sondern nur die Möglichkeit.“ D. h. Mrs. Ford wünscht, dass es möglich wäre, ihren Mann den Brief sehen zu lassen.

(Sc. 2.) Which I with sword will open.

Delius: „Manche Herausgeber fügen aus Q. A. hier noch folgenden Vers hinzu: I will retort the sum in equipage.“ Sie thun recht daran; Falstaff's wiederholtes: Not a penny, wird dadurch begründet.

(Ibid.) I have grated upon my good friends.

Delius: „To grate upon = sich an Jemandem reiben, ihm stark zusetzen.“ Das Wort ist nur aus to grate upon the ear zu erklären, womit ein das Ohr verletzendes Geräusch, wie das Kratzen auf einer Schiefertafel oder das Durchsägen von Steinen, bezeichnet wird. Ebenso überlästig ist Falstaff durch seine wiederholte Verwendung für Nym und Pistol seinen guten Freunden geworden.

(Ibid.) and your bold-beating oaths,

Delius: „Flüche, die kühn dreinschlagen.“ Das giebt aber keinen befriedigenden Sinn; man hat offenbar nur die Wahl, brow-beating oder bull-baiting zu lesen.

(A. III. Sc. 1.) Cried I aim? said I well?

In der Q. A. und Fol. steht cried game; dies lässt sich mit geringerer Veränderung und besserem Sinn durch cried I game? ersetzen. To cry game sagt man von Hunden, welche anschlagen; sobald sie die Spur des Wildes gefunden haben. So in der Introduction zu Taming of the Shrew: He cried upon it at the merest loss.

(Sc. 2.) pluck the borrowed veil of modesty from the so seeming
Mistress Page,

Das Wort so bezieht sich nicht auf modesty, sondern so seeming heisst: so ehrbarthuend. Man erinnere sich an your seemers in Measure for Measure.

(Sc. 3.) thou hast the right arched beauty of the brow

Arched beauty der Fol. durch das arched bent der Q. A. zu ersetzen, kann man kaum eine Willkür nennen; ich halte es sogar für eine Verbesserung.

(Ibid.) thou art a tyrant to say so:

Auch hier ist der Lesart der Fol. die der Q. A.: traitor für tyrant, überlegen.

(Sc. 4.) if not, happy man be his dole!

Delius: „Wenn nicht, Heil Dem, dem es zu Theil wird. — Happy man be his dole ist in diesem Sinne sprüchwörtlich.“ Nein: es wird auf Einen angewandt, der bei der Vertheilung von Almosen leer ausgegangen und mit einem Glückwunsch abgespeist worden ist; in diesem Sinne wendet es Slender auf sich selbst an.

(Ibid.) I pray thee, once to-night
Give my sweet Nan this ring.

Delius: „Once erklärt Steevens mit some time. Eher möchte once auch hier die Bedeutung haben, die es sonst bisweilen bei

Sh. hat: einmal für allemal, kurz und gut. — Fenton will durch den Ring sich kurz und gut mit Anna Page verloben.“ Mir ist keine einzige Stelle bei Sh. bekannt, in der das Wort *once* die ihm hier zugeschriebene Bedeutung hätte. Ein für allemal heisst *once for all*; Sh. gebraucht dafür an einer Stelle: *for all*. *Once* heisst durchaus nur: einmal.

(A. IV. Sc. 1.) He teaches him to hick and to hack,

Dies heisst weder *to do mischief*, noch *to stammer*, *to hesitate*, sondern zu deutsch: hecken, sich fleischlich vermischen.

(Sc. 2.) if I find not what I seek, show no colour for my extremity;

Delius: „So sollt Ihr mein tolles Treiben nicht beschönigen, keinen Grund dafür angeben,“ *Show no colour* ist aber kein Imperativ, sondern steht für *if I show no colour*: wenn ich nicht finde, was ich suche, wenn ich nicht zeige, dass ich Ursache gehabt habe, zu diesem Aeussersten überzugehen. Der Imperativ tritt erst in den nächsten Worten ein: *let me for ever be your table-sport*. Statt des Senikolons muss also ein Komma hinter *extremity* stehen.

(Sc. 5.) Ay, Sir: like who more bold.

Die von Delius adoptirte Erklärung Dyce's für die Lesart der Fol., *like the boldest*, ist ganz unmöglich, während die Lesart der Q. A.: *Ay, Sir Tike, who more bold?* einen klaren Sinn giebt.

(A. V. Sc. 5.) Ignorance itself is a plummet over me:

Die Erklärung von Tyrwhitt: *ignorance itself is not so low as I am by the length of a plummet-line*, welche Delius für die natürlichste hält, scheint mir äusserst gezwungen. Falstaff kommt sich selbst in diesem Augenblick so seicht vor, dass sogar das Senkblei der Unwissenheit ihn zu ergründen vermag.

(Ibidj) And this deceit loses the name of craft,
Of disobedience, or unduteous title.

Delius fasst *unduteous title* als *Object* zu *loses*; dies ist nicht richtig. Man muss construiren: *This deceit loses the name of craft, of disobedience, or of unduteous title*, und übersetzen: Anmaassung eines unzukömmlichen Rechts.

Shakespeare's Julius Cäsar und Kruse's Brutus.

Die interessante Thatsache, dass der historische Stoff, den Shakespeare in seinem Julius Cäsar dramatisch gestaltet hat, von einem neueren Dramatiker wieder aufgenommen worden ist, scheint eine Andeutung zu sein, dass neben der Shakespeare'schen Auffassung und Darstellung auch noch für eine andere Raum vorhanden ist. Das nähere Eingehen auf diese Vermuthung führt zunächst auf das Verhältniss des Shakespeare'schen Dramas zum historischen Stoff.

Es kann als feststehend gelten, dass der Dramatiker nicht an die historischen Thatsachen als solche gebunden ist, aber dem Geist der Geschichte ist er insofern Treue schuldig, als er in seiner Dichtung unter demselben nicht zurückbleiben darf. Wenn das Bild der Haupthelden aus der Dichtung kleiner, unbedeutender, geistig geringer hervortritt, als aus der Geschichte, so ist dies auch ästhetisch als ein Verdammungsurtheil oder wenigstens ein Tadel der Dichtung zu betrachten, falls nicht der Dichter von seinen Personen die historischen Namen zurückzieht. In solches Missverhältniss seinem historischen Stoffe gegenüber zu gerathen, ist für den Dichter die Gefahr um so grösser, je grösser, populärer, geistig höher in der Geschichte sein Held steht, je bekannter dessen Leben und Thaten sind. Wie siegreich und glänzend Schiller in seinem Wallenstein über solche Gefahr triumphirt hat, ist bekannt; sein Wallenstein ist höher, geistig bedeutender als der geschichtliche. Wie aber Shakespeare in seinem Julius Cäsar dieser Gefahr nicht entgangen ist, das darzulegen soll im Folgenden versucht und zugleich vom rein dramatischen Gesichtspunkte aus diese Tragödie betrachtet werden.

Die Grundforderung einer jeden Tragödie ist, dass ein Conflict durch wirklich handelnd auftretende Individuen, welche die Gegensätze repräsentiren, dargestellt werde. Dieser Forderung ist gerade im Julius Cäsar von dem sonst so eminent dramatischen Shakespeare nicht genügt worden. Denn Cäsar's Auftreten ist in dem Stück so unbedeutend, sein Handeln so unwesentlich, dass dadurch die eine nothwendige Seite des tragischen Gegensatzes gegen die Verschworenen erblasst und damit der ganzen Handlung des Stückes der feste Boden entzogen wird. Man hat dies oft gefühlt und als die Idee des Dramas den Conflict in der Seele des Brutus bezeichnet. Aber wenn dieser Conflict tragisch zur Geltung kommen, wenn man überhaupt an ihn glauben soll, muss Brutus nicht gegen Schatten kämpfen, nicht schon vor Philippi gegen Cäsar's unsichtbaren, für ihn und seine Mitverschworenen unerreichbaren Geist. Dieser Cäsar, gegen den er ankämpft, muss ihm verkörpert als Mensch, als Freund, als Staatsmann, als Gewalthaber, als ein mächtig wirkender und in seinem Handeln vor unseren Augen so erscheinender Charakter gegenüberstehen und aus der gegenseitigen Anziehung und Abstossung dieser beiden Hauptträger der Handlung muss deren dramatische Fortbewegung und ihr schmerzlicher Reflex in der Seele der Männer, aus der sie geboren ward, resultiren. Von dieser Grundbedingung aber ist in unserem Stück gar wenig erfüllt. Cäsar's Grösse in demselben steht in schlechtem Verhältniss zu der Bedeutung, die er in der Geschichte hat und die er im Stücke haben müsste. Wenn man auch zugeben wollte, dass ein Held im Drama nicht extensiv gross zu erscheinen braucht durch die Fülle oder Wucht seines Handelns, so muss er doch intensiv gewaltig, ja nur durch eine einzige Handlung, so knapp und concentrirt sie auch sei, also erscheinen. Aber eine solche Handlung können wir dem Shakespeare'schen Cäsar durchaus nicht vindiciren, und wo er selbst auftritt, macht er keinen wahrhaft grossen Eindruck. In seinem ersten Auftreten in den Worten, die er zu Marc Anton spricht, sein Weib Calpurnia zu berühren, etwas Anderes als einfache Benutzung der Plutarchischen Erzählung, von der in Rom beim Lupercalienfeste herrschenden Sitte, etwa einen Charakterzug Cäsar's, die Sorge um seine Dynastie, zu

erkennen, fällt schwer, ebenso aus der Antwort, die er dem Wahrsager giebt, etwas ihn besonders Charakterisirendes herauszuerkennen. Bei seinem zweiten Auftreten sein Argwohn gegen den Cassius enthält ausser dem, was bei Plutarch in dieser Beziehung zu finden ist, nur den schlechten Zusatz zu seinem Charakterbilde, der ihn geradezu als Renommist erscheinen lässt:

Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hageren Cassius. — —

Ich sag' dir eher was zu fürchten stände,
Als was ich fürchte; ich bin stets doch Cäsar.

So etwas dem Antonius gegenüber auszusprechen, war der geschichtliche Cäsar wahrlich nicht prahlerisch und unklug genug.

In der Scene mit Calpurnia erscheint Cäsar's Benehmen seltsam. Zuerst lässt er den Priester wegen der nächtlichen Ereignisse sogleich zum Opfer schreiten, sodann aber setzt er sogleich den liebevoll mahnenden Worten Calpurnia's eine Prahlererei entgegen, die seiner in dieser Situation durchaus unwürdig ist.

Cäsar geht aus. Mir haben stets Gefahren
Im Rücken nur gedroht; wenn sie die Stirn
Des Cäsar werden sehn, sind sie verschwunden.

An dieser Stelle war wohl ein ungeheures, verblendetes Selbstvertrauen Cäsar's, aber nicht ein Rühmen seiner Furchtlosigkeit seinem Weibe gegenüber natürlich. Gleich darauf heisst es:

Ein Thier ja wäre Cäsar ohne Herz
Wenn er aus Furcht sich heut zu Hause hielte.
Das wird er nicht; gar wohl weiss die Gefahr,
Cäsar sei noch gefährlicher als sie.
Wir sind zwei Leu'n, an einem Tag geworfen,
Und ich der ältre und der schrecklichste;
Und Cäsar wird doch ausgehn.

Man begreift nicht, warum Cäsar mit so vielen Worten seinem Weibe gegenüber beweisen will, dass er sich durchaus nicht fürchte. Wenn er sich in der That nicht fürchtete, hätte er wohl kaum so viel von seiner Furchtlosigkeit gesprochen,

wie denn überhaupt die häufige Erwähnung dieser seiner bei Shakespeare besonders betonten Eigenschaft, so wie sein von ihm selbst ausgesprochenes Bewusstsein seiner Grösse aus seinem eigenen Munde sich schlecht ausnimmt und für seine wahre Grösse, zumal dieselbe nirgend in einer wirklichen Handlung erscheint, keine günstige Meinung erweckt.

In jener Scene aber erklärt trotzdem Cäsar seinem Weibe, dass er ihr zu Liebe zu Hause bleiben wolle. Aber diese Erklärung ist nicht aufrichtig, denn er schämt sich ja nachher, wie er sagt, der Angst Calpurnia's nachgegeben zu haben; schämen aber konnte er sich nur, wenn er aus eigener Furcht, nicht wenn er aus Liebe zu seinem Weibe den Bitten derselben gewichen war.

Im dritten Acte bricht wieder das Selbstlob Cäsar's in sehr schroffer, seinen Charakter herabsetzender Weise so hervor, dass er hier zu dem humanen, ja in seiner Grösse bescheidenen, milden und wahrhaft grossen historischen Cäsar einen völligen, für ihn höchst unvortheilhaften Gegensatz bildet. Einem Brutus und den ersten Männern des Staates gegenüber, die er kurz zuvor seine Freunde genannt hat, spricht er die Worte:

Ich liesse wohl mich rühren glich ich euch;
 Mich rührten Bitten, bät ich um zu rühren.
 Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
 Dess unverrückte ewig stäte Art
 Nicht ihres Gleichen hat am Firmament.
 Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
 Und Feuer sind sie all und jeder leuchtet;
 Doch Einer nur behauptet seinen Stand.
 So in der Welt auch; sie ist voll von Menschen
 Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut;
 Doch in der Menge weiss ich Einen nur,
 Der unbesiegbar seinen Platz bewahrt,
 Vom Andrang unbewegt; dass ich der bin,
 Auch hierin lasst es mich ein wenig zeigen,
 Dass ich auf Cimbers Banne festbestand,
 Und drauf besteh, dass er im Banne bleibe.

Das Alles nur nicht aus Cäsar's eigenem Munde. Und wozu diesen Aufwand von Selbstruhm? Um ein einfaches Gesuch abzuschlagen. Wenn aber auch Cäsar gereizt und er-

zürnt war, so war dies wohl ein Grund, dem Cimber heftige Worte zu sagen, aber nicht in Form des Eigenruhms:

Cimber hör,

Ich muss zuvor Dir kommen. Dieses Kriechen,
 Dies knechtische Verbeugen könnte wohl
 Gemeiner Menschen Blut in Feuer setzen
 Und vorbestimmte Wahl, gefassten Schluss
 Zum Kinderwillen machen. Sei nicht thöricht
 Und denk, so leicht empört sei Cäsar Blut
 Um aufzuthauen von seiner ächten Kraft
 Durch das, was Narrn erweicht: durch süsse Worte,
 Gekrümmtes Blicken, lüändisches Geschmeichel.
 Dein Bruder ist verbannt durch einen Spruch;
 Wenn Du für ihn dich bückst und flehst und schmeichelst,
 So stoss ich Dich wie einen Hund hinweg
 Wiss! Cäsar thut kein Unrecht; ohne Gründe
 Befriedigt man ihn nicht.

So finden wir in diesem Cäsar vorzüglich das sich mit Vorliebe selbstrühmende Bewusstsein seiner Unerschrockenheit und Macht ausgebildet, von seinem Geist, der Grösse und Humanität, der genialen Thatkraft seines Charakters sehen wir nichts.

Wie aber Cäsar sich selbst hier schlecht charakterisirt, so erscheint er auch im Spiegel der sich um ihn drängenden Ereignisse und Charaktere. Diese secundäre Art der Charakteristik ist überhaupt nicht eigentlich dramatisch; denn im Drama sollen die Personen durch sich selbst, durch ihr Thun und Trachten unmittelbar interessiren; aber wenn ihr selbständiges Bild sonst kräftig genug hervortritt, kann es durch seine Reflexe in den übrigen Personen und ihm nicht zugehörigen Handlungen noch gesteigert werden. Da aber Cäsar's selbständiges Bild im Shakespeareschen Stücke allzu bedeutungslos erscheint, können auch seine Widerspiegelungen seinen Eindruck nicht recht erhöhen und können den tragisch nothwendigen, agirenden Gegensatz zu Brutus und den übrigen Verschworenen nicht abgeben. So erscheinen durch das Fehlen von Cäsar's Charakter auch die Personen des Brutus und der Verschworenen schattenhaft, ihre Handlungsweise unmotivirt,; dies tritt deutlich am Brutus hervor. Wenn wir an seinen Seelenconflict glauben sollten, müsste Cäsar's Handeln und seine Persönlichkeit vor unseren Augen die tiefsten

Gegensätze in Brutus' Gemüth aufwühlen und in dem Sieg einer unerschütterlichen Ueberzeugung den schwer erkämpften Entschluss des furchtbaren Mordes erzeugen. Statt dessen weiss Brutus selbst nicht einmal recht, warum er den Mord begehen will und hilft sich mit Sophistik. Da er sich gesteht, dass Cäsar eigentlich keine Schuld begangen, beschliesst er auf die blosse Möglichkeit hin, dass Cäsar in Zukunft einmal eine Schuld begehen könnte, den Tod des geliebtesten Freundes und edelsten Mannes. Wie können wir an diese Freundesliebe noch glauben, wie können wir diese voreilige mordgierige Justiz, die nicht nach wirklichen, sondern nach möglichen Gründen richtet, als das Motiv eines tragischen Charakters gelten lassen:

Es muss durch seinen Tod geschehn. Ich habe
Für mein Theil keinen Grund ihn wegzustossen,
Als für's gemeine Wohl. Er wünscht gekrönt zu sein:
Wie seinen Sinn das ändern möchte, fragt sich.
Der warme Tag ist's, der die Natter zeugt;
Das heischt mit Vorsicht gehn. Ihn krönen? — Das —
Und dann ist's wahr, wir leihn ihm einem Stachel,
Womit er kann nach Willkür Schaden thun.
Der Grösse Missbrauch ist, wenn von der Macht
Sie das Gewissen trennt; und um von Cäsarn
Die Wahrheit zu gestehn, ich sah noch nie
Dass ihn die Leidenschaften mehr beherrscht
Als die Vernunft. Doch oft bestätigt sichs,
Die Demuth ist der jungen Ehrsucht Leiter;
Wer sie hinanklimmt, kehrt den Blick ihr zu.
Doch hat er erst die höchste Spross' erreicht,
Dann kehret er der Leiter seinen Rücken,
Schaut himmelan, verschmäht die niedern Tritte,
Die ihn hinaufgebracht. Das kann auch Cäsar
Drum, eh er kann, beugt vor. Und weil der Streit
Nicht Schein gewinnt durch das, was Cäsar ist,
Legt so ihn aus: das was er ist, vergrössert
Kann dies und jenes Uebermass erreichen.
Drum achtet ihn gleich einem Schlangenei,
Das ausgebrütet, giftig würde werden,
Wie sein Geschlecht, und würgt ihn in der Schale.

So kann nur ein völlig haltloser Charakter sprechen, der aus einer hypothetischen Sophistik, nicht aus dem tiefsten Grunde seiner Ueberzeugung handelt. Und wenn solche Denk-

weise noch den erschütternden Gegensatz zu seiner Freundesliebe bilden soll, so können wir an die Wahrheit dieser nimmermehr glauben. Die einzige Möglichkeit, aus Brutus einen tragischen Charakter zu machen, ist von Shakespeare darin versäumt worden, dass er uns nicht gezeigt, wie der Entschluss des Mordes der Sieg einer in Brutus tiefstem Innern wurzelnden, mit seinem Wesen verwachsenen republikanischen Gesinnung ist, die in ihrer freien Selbstbestimmung und ihren Grundsätzen thatsächlich durch Cäsar's Gesinnungen und Handlungen vor unseren Augen verletzt, durch die Liebe zu Cäsar in furchtbar schwankendem Gleichgewicht gehalten, endlich als das Gewaltigere und damit tragisch Entscheidende hervorbricht und damit auch sogleich die That vollführt. Aber weder Brutus republikanische Gesinnung wird vor uns entwickelt, noch deren Störung durch Cäsar's monarchische in vorgeführten Thatsachen dargestellt, und so der Conflict von vornherein abgeschnitten. Wenn Brutus freilich vor den Verschworenen Cäsar's Schalten als frechgesinnte Tyrannei bezeichnet, so ist dies ebensowenig seiner und seiner Freundschaft würdig, als es mit dem oben angeführten Monolog übereinstimmt; am wenigsten aber darf man darin einen Beweis von Brutus echt republikanischer Gesinnung erblicken, denn diese hätte doch zu viel Achtung vor Cäsar's Geist, um seine Tyrannei als frechgesinnte zu bezeichnen.

Noch schlimmer aber als mit Brutus Republikanismus steht es mit dem des hocharistokratischen Cassius, denn dieser begründet seine Gesinnung meist nur dadurch, dass er mit noch weniger Achtung vor Cäsar's Geist und mit noch mehr Hass gegen Cäsar's Machtstellung spricht als Brutus. Aus Grundsätzen handelt er nicht, Beweise und Thatsachen für Cäsar's Verletzung der Republik, für seine Tyrannei giebt er nicht an; er handelt aus Nichtachtung und Hass. Seine wie der übrigen Verschworenen Motive sind, wie auch Antonius am Schlusse des Stückes sagt, persönliche, sie handeln aus Missgunst gegen Cäsar. Warum sie aber Cäsar hassen, was er ihnen zu Leide gethan hat, welches ihre Motive sind, das erfahren wir nirgends. Im Drama aber wollen wir das wissen. Dafür erhalten wir von Cassius, Casca u. A. hasserfüllte Schilderungen. Cassius sieht in Cäsar den schwächlichen Mann, der der stolzen Welt

den Vorsprung abgewann und nahm die Palm' allein, der die enge Welt beschreitet wie ein Colossus, unter dessen Riesenbeinen die kleinen Leute wandeln und schauen umher nach einem schnöden Grab, er erkennt in ihm den Wolf, der in den Römern Schafe, den Leuen, der in ihnen Rehe sieht. Rom ist daher für Cassius ein Plunder, das zum schlechten Stoffe dient, der einem schnöden Ding wie Cäsar'n Licht verleiht. Hierzu nehme man noch des Casca Erzählung vom Ausschlagen der Krone, des Decius Aeusserung über Cäsar's Empfänglichkeit für Schmeichelei, so erscheint die Achtung seiner Gegner vor diesem grossen Manne nur sehr gering und andererseits erscheinen solche Gegner seiner kaum würdig, die nicht einmal eine feste Parteigesinnung kundthun, noch auch durch Anführung von Thatsachen, die scenisch dargestellt werden mussten, ihn der Tyrannei bezichtigen konnten. Darum weiss auch Brutus in seiner Rechenschaftsrede auf dem Forum vor dem versammelten Volke kein triftiges Motiv der That anzugeben; er sagt nur: Cäsar war herrschsüchtig. Davon aber haben wir vorher im Stücke nichts gesehn, Brutus bleibt daher auch den Beweis und die Thatsachen schuldig und Antonius hat Recht, wenn er ihn und die anderen Verschworenen Schlächter nennt, denn tragische Helden sind sie nicht. Wie unendlich tief motivirt erscheinen dagegen die Thaten des tragischen Mörders Macbeth, der auch einen König tödtet, aber einen König, von dem man vorher gesehen, wie gut er ist, wie milde, wie er seinen Liebling hoch emporhebt, wie er ihn belohnt, wie er ihn zum Than von Cawdor macht, wie er in seinem Hause einkehrt als Gast, wie dies Alles den furchtbarsten Zwiespalt in Macbeth's Seele hervorruft, der einzig mit dem Ehrgeiz, der stärker ist als Alles, die Seiten seines Wollens anzuspornen weiss. Wenn man damit den Vorgang in der Seele des Brutus und dessen schwache Motivirung, die sich ausserdem auf gar keine scenisch dargestellte Beziehung zu Cäsar stützt, vergleicht, so begreift man kaum, wie diese beiden tragischen Charaktere, der eine aus dem Tiefsten wirkend, der andre aus gänzlich ungenügenden Motiven, aus Unklarheit handelnd, von einem und demselben Dichter sind.

Da also in unserem Stücke weder Cäsar wirkt noch die

Verschworenen recht wissen, was und warum sie es thun, so tappt die Handlung bis zum Tode Cäsar's eigentlich im Dunkeln, sie erscheint, um mit Brutus' Worten zu reden, mehr als ein Phantom, ein schreckenvoller Traum, der sich mit Cäsar's Tode erfüllt. Die Verschworenen standen eben nicht gegen Cäsar, sondern wie es Brutus ausdrückt, gegen Cäsar's Geist. Was aber Cäsar's Geist ist, davon haben wir im Stücke nichts gesehen, wir haben ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und von vorn herein ist er dem geistigen Auge fast ebenso sehr ein unerreichbares Gespenst, als da er im Zelte des Brutus diesem mit leiblichen Augen sichtbar wird. Daher auch an eine Symbolik dieser Geistererscheinung, wie an eine solche im Macbeth oder Hamlet, nicht recht zu glauben ist.

Mit dem Tode Cäsar's hört die eigentliche dramatische Handlung einer Tragödie Julius Cäsar auf. Dass die Verschworenen nunmehr schrecklich aus ihrem Traume erwachen, ist nur die Consequenz dieses Traums, keine dramatische Fortbewegung der Handlung, es ist epischer Zusatz, durch den man erfährt, wie es diesen Leuten nun geht. Der Conflict ist im dritten Acte gelöst, die beiden letzten Acte sind nur Ausmalung der als Folgen sich ergebenden Vorgänge, obgleich allerdings nicht zu leugnen ist, dass in Shakespeare's Drama unser Interesse für Cäsar erst im dritten Acte mit dessen Tode recht beginnt, was aber als Fehler zu bezeichnen ist. Man könnte nun der Meinung sein, dass in Folge dessen der Conflict doch noch nicht gelöst sei, indem die eine Seite des tragischen Gegensatzes, die monarchische, nur ihre Vertreter wechselt, indem für den nunmehr uns sympathisch werdenden Cäsar dessen Nachfolger und Erben Antonius, Oktavianus und Lepidus eintreten. Aber dadurch wird die Einheit des dramatischen Interesses gestört, welche nicht duldet, dass die Vertretung der Gegensätze von einer Person auf die andere übergeht, indem diese Gegensätze überhaupt nur interessiren, wenn sie mit den Personen verkörpert und gleichsam identisch mit ihnen siegen oder untergehen. Somit gehört die Erscheinung des Antonius, obgleich sie wohl die interessanteste im Stück ist, über den dritten Act hinaus nicht mehr in den Rahmen des Stückes. Im dritten Act aber, in der Leichenrede des Antonius, gipfelt

offenbar das dramatische Interesse, das Aeusserste in der Handlung, das Vorzüglichste im ganzen Stück ist erreicht, wir haben die Gewissheit und ethische Ueberzeugung, dass die Nemesis über die Mörder hereinbrechen muss, Alles ist gelöst, was in der Exposition und Schürzung des Knotens angeknüpft wurde, zu einem Mehr ist unser Interesse von vornherein nicht angespannt worden. Mit dem Wegfall der beiden letzten Acte fiel auch jenes unerfreuliche Zerwürfniß im vierten Acte weg, das, mag man es nun als Wirkung der schon nahenden Nemesis oder als einfache Thatsache auffassen, den Charakteren des Brutus und Cassius grossen Schaden thut, zumal da Brutus bekennt, der Schmerz über Porcia's Tod habe sein Gemüth so sehr ergriffen. Die Stimmung des Schmerzes um eine geliebte Person aber ist schwerlich die, in der man geneigt ist, sich mit dem besten Freunde zu entzweien.

Nach der angestellten ästhetischen Kritik müssen wir gestehen, dass Shakespeare, der sonst immer seinem Stoff soweit überlegen ist, im Julius Cäsar, und wir können wohl sagen, in diesem Stücke von allen allein, unter seiner Aufgabe zurückgeblieben ist. Fast nirgends, wenigstens nicht in den grösseren Stücken, begegnen wir so wesentlichen Mängeln in den Grundbedingungen des Dramas, dass er den Hauptcharakter fast gar nicht agiren, dass er die Handlung aus ungenügenden Motiven hervorgehen und ohne Gegensätze sich bewegen lässt. Die ihm sonst in so hohem Grade eigene consequente, scharfe, kräftige und geschlossene Charakteristik vermissen wir ebenfalls in diesem Stücke, besonders im Brutus. Dass nun allerdings vieles Einzelne, der Charakter des Antonius, wie überhaupt die poetische Färbung und Lebhaftigkeit des Ganzen den Genius des Dichters verräth, ist trotzdem nicht zu leugnen. Wunderbar aber bleibt es doch, dass Shakespeare, der das allgemein und rein Menschliche so meisterhaft darstellt, es hier in der antiken Form nicht recht erfasst zu haben scheint. Sollte dies vielleicht daher kommen, dass er dieser antiken Form doch zu fern stand? Dafür spricht die Thatsache, dass Antonius und Cleopatra sowie Coriolan, das eine Drama grössere Vorzüge enthaltend, das andere offenbar vollkommener als Julius Cäsar, nicht so specifisch antik in Form und Geist wie dieser sind. So bauete

Shakespeare mehr auf den Namen Cäsar ein immerhin glänzendes Phantasiegebilde, als dass er in die Substanz von dessen Geist sich vertieft hätte und daraus etwa in ähnlicher Weise geschöpft wie Goethe aus dem hellenischen Geist in christlich-idealisirender Weise seine Iphigenie. Aber wie lange und innig hatte auch Goethe sich in den antiken Geist versenkt, während sich ein Gleiches von dem Genius Shakespeare's nicht nachweisen lässt.

Nach dem Gesagten ist es natürlich, wenn wir den Versuch eines neueren Dichters, den Stoff, der Shakespeare's Julius Cäsar zu Grunde liegt, dramatisch neu zu gestalten mit Freuden begrüßen. Heinrich Kruse, der durch seine „Gräfin“, „Wullenwever“, „König Erich“, „Moritz von Sachsen“ und neuerdings durch den „Marino Faliero“ rühmlich bekannte Dramatiker, hat diesen Versuch in seinem „Brutus“, wie wir anticipiren können, mit Glück gemacht und einen entschiedenen Fortschritt in der Auffassung und Behandlung des Stoffes an den Tag gelegt. Durch den Titel „Brutus“ gewinnen zunächst auch die beiden letzten Acte, die im Grossen denen in Shakespeare's Cäsar entsprechen, Berechtigung. Dass wir sie dennoch in Einen zusammengezogen wünschten, davon später. Ferner aber erscheint nun auch das Zurücktreten Cäsar's gegen die Bedeutung, die Brutus im Stücke hat, natürlich; freilich darf aber auch in einem „Brutus“ die Figur des Cäsar nicht zu der unthätigen Bedeutungslosigkeit schwinden, wie dies bei Shakespeare der Fall ist. Dies hat denn auch Kruse sehr wohl gesehen, nämlich wie Cäsar's Königthum sich vor uns entfalten müsse, damit wir Brutus' Befürchtungen für die Republik theilen und mit ihm schliesslich Gewissheit erlangen, dass Cäsar auch nicht mehr den Schein der Republik bestehen lassen wolle, dass er nicht nur die Macht, sondern auch den Namen eines Königs usurpire. Dies scenisch dargestellt und den Charakter Cäsar's durch Action entwickelt zu haben, ist ein wesentliches Verdienst des Kruse'schen Stückes. Wenn Cäsar noch mehr in den Vordergrund getreten, wenn seine Bestrebungen noch augenscheinlicher durch Handlungen und Worte hervorgetreten wären, so hätte dies nach unserer Meinung dem Stücke zu noch grösserem Vortheile gereicht. Aber auch so schon gewinnt die ganze Handlung im Drama ihre alleinige Berechtigung, im

Gegensatz aber zu Cäsar's sich vor uns entfaltendem Geist und dessen Zielen des Brutus Charakter seine volle Bedeutung, sein Wollen einen Inhalt, sein Herzensconflict Begründung und Wahrheit, seine republikanische Gesinnung endlich in ihm Entschluss und That aus ganzer männlicher Ueberzeugung. Ehe noch in Kruse's Drama Cäsar selbst auftritt, erhalten wir im Zwiegespräch des Brutus und Cassius ein Bild des Standes der Dinge in Rom:

Cassius.

Was ward, was ward aus unsrer Republik?
Die Republik! Es ist ein heil'ges Wort.
Ich schaudere vor Ehrfurcht, wenn ich es
Ausspreche; ach und jetzt so tief entweih't!
Wir haben keine Republik mehr.

Brutus.

Mass!

Die Republik liess Cäsar noch bestehn.

Cassius.

Nun ja, Präto'ren sprechen noch das Recht,
Aedilen lassen wilde Thiere kommen
Zum Spiele für den Circus.

Brutus.

Mehr, als das!

Das Volk versammelt sich noch auf dem Markt,
Wählt seine Obrigkeiten, beide Consuln —

Cassius.

Der eine Consul heisst Julius,
Der andre Cäsar! Spiele nicht mit Worten.
In unsrer Halle stehn in langen Reih'n
Die Ahnenbilder da von Rauch geschwärzt.
Wir geh'n an Consuln und Censoren und
Triumphatoren stumm beschämt vorbei.
Die stolze Republik, für die sie lebten,
Für die sie freudig starben, ist nicht mehr.
Mit Beilen und mit Ruthenbündeln ziehn
Lictoren noch den heil'gen Weg dahin
Und Consuln folgen gravitätisch nach,
Doch Alles das ist nichts als leerer Schein.
In Wahrheit herrscht nur Einer noch in Rom.

Wir alle sind nur Diener seiner Macht,
 (auf die mit Purpur verbräunte Toga der Senatoren zeigend)
 Dies bunte Kleid ist seine Dienertracht!

Brutus.

Was willst du mir mit vielen Worten sagen?

Cassius.

Dass Cäsar ein Tyrann ist. —
 — — — — Schmeichelte er nicht dem Volk?
 Er wandelte den Weg der Gracchen, machte
 Den Pöbel zu dem Hebel seiner Grösse,
 Er rüttelte den Staat uns um und um,
 Bis dass der Bodensatz sich oben fand:
 Der Schaum ist mit der Hefe nah verwandt.

Brutus.

Ich will die Mittel nicht vertheidigen,
 Durch welche Cäsar zu der Macht gelangte;
 Doch hat er klug und milde sie gebraucht,
 Er hat den Staat, der tief zerrüttet war,
 Von Grund aus neu geordnet —

Cassius.

Brutus, Brutus,
 Du bist ein Freund des Cäsar!

Brutus.

Läugn' ich das?

Cassius.

Drum sei vor Deinem Herzen auf der Hut.

— — — — —
 Sei jetzt Du selbst und denke nicht so sehr
 An das was Cäsar Dir erwiesen hat —

Brutus.

Wohlthaten ohne Zahl, doch mehr als das:
 Er liebt mich. — — —

Cassius.

Er liebt Dich offenbar wie einen Sohn,
 Und wenn Du warten willst, bis dass er stirbt,
 So kannst Du Cäsar werden.

Brutus.

Das sei fern.

Ich hasse nicht wie Du den Herrscher selbst;

Allein die Herrschaft ist auch mir verhasst.
Die beste Herrschaft hat den Fluch, dass sie
Den Geist der Knechtschaft um sich her erzeugt.

Cassius.

Da hör ich meinen alten Brutus wieder.

— — — — —
Ja, frage Dich, will Cäsar deine Tugend
Belohnen oder Deine Kraft entmannen?

Brutus.

Was willst Du, Cassius?

Cassius.

Ich will nicht dulden,
Dass Julius Cäsar König wird in Rom.

Brutus.

Er König und wir Unterthanen? Nein.
Doch kann man glauben —

Cassius.

Woran zweifelst Du?

Brutus.

Dass Cäsar, nicht zufrieden mit der Macht,
Nach einem leeren Titel haschen soll?

Cassius.

Ist er zu gross für solche Kleinigkeiten?
Sein Lorbeerkranz hat nicht so viele Blätter
Als immer neue Titel, Würden, Ehren
Der knechtische Senat auf ihn gehäuft.

Brutus.

Das Alles hat der römische Senat
Nach altem Recht und Brauch ihm zuerkannt.
Allein die Königswürde ist ein halbes
Jahrhundert nun in dieser Stadt verflucht.

Cassius.

Ist's etwa auch nach altem Recht und Brauch,
Dass, als die Götter Roms durch unsre Stadt
Auf hohen Sesseln jüngst getragen wurden,
Sein, Cäsar's Bild, darunter auch erschien?
Ist's Recht und Brauch, dass seine Statue
Im Tempel aufgestellt ward und geweiht
Mit dieser Schrift: ‚Dem unbesiegten Gott?‘

So erhalten wir ein ausgeführtes, mit Thatsachen erfülltes Bild des Zustandes von Rom, Cäsars und seiner principiellen Gegner, der Träger echter und alter republikanischer Gesinnung, die mit aller Festigkeit eines männlichen Charakters an derselben festhalten und dieselbe zur unverrückbaren Richtschnur und innersten Quelle ihres Handelns machen. Sie erkennen Cäsar's Verdienste um den zerrütteten Staat an, aber in der neuen Ordnung der Dinge erblicken sie einen Sturz der Republik, die Jahrtausende lang bestanden und ihren Anhängern höher gilt als jede andere Rücksicht. So ist das Grundmotiv für das ganze Drama gegeben, der principielle Gegensatz der in Brutus und Cassius verkörperten, mit wirklichem geschichtlichen Inhalt erfüllten republikanischen Gesinnung gegen die überall monarchisch schaltende und waltende Gesinnung Cäsar's, damit aber auch zugleich der Conflict in die Seele des Brutus gelegt, der allmählich mit der wachsenden Gewissheit von Cäsar's Absichten sich steigert und nur in der blutigen Tragik des Entschlusses zum Morde seine Lösung findet. Solcher Exposition und Grundmotivirung bedurfte es für die Berechtigung der Handlung und das Verständniss des ganzen Stückes. Sie gegeben zu haben ist ein wesentliches Verdienst des Kruse'schen Dramas.

Das folgende Gespräch mit Antonius drängt die dem Cassius schon längst zur Gewissheit gewordene Vermuthung, dass Cäsar dem Königthum auch dem Namen nach zustrebe und darin von seinen Freunden unterstützt werde, nunmehr auch dem Brutus unabweislich auf. Der angeregte Verdacht des Brutus wird dann in der folgenden Scene bestätigt. Hier sah Kruse ein, dass nicht mehr Unterredung und Erzählung genüge, sondern eine scenische Darstellung beweisen müsse. Daher, was bei Shakespeare von Casca erzählt wird, bei Kruse vor unseren Augen geschieht. Aus der Art, wie Cäsar den Senat missachtet und beleidigt, wie er vor ihm nicht aufsteht, wie er die von Antonius ihm angebotene Krone nur scheinbar zurückweist, aus den charakteristischen Worten endlich von der Bedürftigkeit des Römerreiches beherrscht zu werden, aus dem Allen, was an uns vorübergegangen, hat Brutus die Ueberzeugung gewonnen, dass Cassius Recht hatte und kann sich jetzt mit diesem, der ihm die Theilnahme anderer Republikaner zusagt, eingedenk der

alten Traditionen, die solches forderten, zum Sturze Cäsar's verbinden. So sieht man, wie das alte und neue Element in Rom sich feindlich gegenüberstehen, begreift das relative Recht der Verschworenen, sowie die Grösse und Nothwendigkeit der Erscheinung Cäsars.

Der erste Act in Kruse's Brutus ist, wie wir glauben, der vorzüglichste des ganzen Stückes. Wie nun hier die Charaktere, insbesondere Cäsar's, in wesentlichen Zügen ihren geschichtlichen Originalen ähnlich sind, das im Einzelnen nachzuweisen würde zu weit führen. Wie nothwendig aber bei diesem Stoff gerade eine gewisse, an und für sich ja gar nicht erforderliche geschichtliche Treue ist, das kommt daher, weil es ohne Anlehnung an wesentliche Züge der Ueberlieferung dem Dichter zu schwer sein würde dem Geist und historischen Bilde so grosser Männer ebenbürtige poetische Charaktere zu schaffen — an welcher Schwierigkeit sogar Shakespeare in gewissem Sinne scheiterte. In Folge dieser tieferen Aufnahme geschichtlichen Geistes sind denn auch bei Kruse Brutus und Cassius wirklich die hohen und starren Republikaner, die es als ihre politische aus tiefer Ueberzeugung mahnende Pflicht betrachten, den als Tyrannen betrachteten Cäsar zu erstechen. Cäsar selbst aber erscheint in seinem Auftreten als die freie, grossartige, von edler Humanität beseelte Persönlichkeit in seiner Klarheit und Harmonie, wie wir ihn uns zu denken pflegen. In Brutus' Augen ist er eine von den höheren Naturen, deren Vorrecht es ist, dass sie in jedem Augenblick sofort wie gottbegeistert wissen was zu thun. Entschluss und That sind stets bei ihnen Eins, wie Jupiter aus seiner Donnerhand den Donner schleudert und den Blitz zugleich. Cäsar selbst aber kann mit vollem Bewusstsein von sich sagen:

Für meinen Ruhm hab ich genug gelebt,
Ich lebe nur noch für das Wohl des Reiches.

Und dem Argwohn, den ihm Antonius zu wecken sucht, kann er in hoher Sicherheit mit den Worten entgegenen:

Du fichtst noch immer bei Pharsalus, Freund.
Ich habe meine Feinde nicht allein
Durch Waffen überwunden, auch durch Grossmuth.

Wenn Antonius ihn fragt, worauf baust Du, antwortet er eingedenk der von den Göttern ihm übertragenen Aufgabe:

Siehst Du den Stern? Es ist des Cäsar's Glück.

Aber später fügt er auch im Bewusstsein menschlicher Grenzen hinzu:

Die Götter gleichen Alles aus; sie gaben
Mir jedes andre Glück mit vollen Händen,
Nur nicht das Köstlichste, ein liebes Kind.

Nun werden uns aber auch Cäsar's Schwächen dargestellt, sein ehrgeiziges Trachten nach der Königskrone, das seinen Fall herbeiführt, seine schlaue Verhüllung dieses Ehrgeizes beim scheinbaren Abweis des Diadems, sein beleidigendes Geltendmachen seiner Stellung gegenüber dem Senat, endlich der Ausbruch seines Ehrgeizes in den Worten:

Fort mit dem Band!

Man wird mich wohl noch gar der Herrschsucht zeihn!
Herrschüchtig? Wer mich also nennen will,
Zeigt wenig Einsicht; denn er sollte sagen,
Dass dieses Weltreich herrschbedürftig ist.
Sie sollten Gott auf ihren Knien danken,
Dass Jemand da ist, welcher sie beherrscht.
Beherrschen kann,
Sie haben mich mehr nöthig, als ich sie.

Hier tritt zugleich Cäsar's geschichtliches Anrecht auf die Herrschaft und sein persönlicher Anspruch auf die Krone in einer Weise hervor, die dem Brutus so deutliche Aufklärung giebt über das, was Cäsar ist und sein will, dass er dem Cassius zugeben muss: Du hattest Recht.

So ist denn das, was der dramatischen Handlung eine wirkliche Basis giebt, im ersten Acte enthalten. Aber wir hätten die Entfaltung und insbesondere die gegenseitige Einwirkung der beiden Hauptcharaktere Brutus und Cassius auf einander noch energischer dargestellt gewünscht, vielleicht dass dann der Conflict in der Seele des Brutus noch an Tiefe gewonnen hätte und dadurch ein Mangel beseitigt worden, der oft hervortritt und dem Brutus viel von unserer Theilnahme entzieht. In dieser Beziehung, was die Lebhaftigkeit und Innerlichkeit des seelischen Conflicts betrifft, ist die Figur des Brutus dem Dichter bei Weitem nicht so gelungen als die Motivirung des Conflicts in

dem Festhalten an seinem starren Republikanismus gegenüber den Regungen des Freundesherzens. Diese mussten stärker mit jenem in dramatischen Kampf treten, und während Shakespeare's Brutus in seiner Gesinnung haltlos schwankt, ist Kruse's mit derselben zu früh fertig und darinnen erstarrt, so dass die Freundschaft all zu schnell abgethan erscheint. Im zweiten Acte des Kruse'schen Dramas bricht in der Scene mit Porcia einmal das Schmerzliche des Conflicts in Brutus' Seele hervor, aber nur vorübergehend, und allzu rasch hat Brutus seine kalte Besonnenheit wieder. Dass im Uebrigen in dieser ganzen Scene, die ohne Zweifel den Vorrang vor der entsprechenden Shakespeare'schen verdient, sowie überhaupt im ganzen Stück, der Charakter des Brutus dennoch sympathisch ist, kommt daher, dass Brutus keineswegs als bloss kalt besonnener Stoiker, sondern auch als ein, wenn nicht leidenschaftlich gewaltiger Held, so doch menschlich fühlender, stark denkender und handelnder Charakter dargestellt ist.

In der Scene, welche die Zusammenkunft der Verschworenen darstellt, ist besonders die Erwähnung des Factums zu bemerken, dass Cäsar seine Statuen habe bekränzen und die Volkstribunen Flavius und Marullus, welche die Kränze von den Statuen entfernt, habe verhaften lassen. Ein so wichtiges Zeugniß für das eigenmächtige Schalten Cäsar's durfte, das sah Kruse richtig, von Seiten der Verschworenen nicht unerwähnt bleiben — aber es musste wohl noch mehr verwerthet, es musste scenisch dargestellt werden, damit man in einem neuen Factum vergegenwärtigt Cäsar's Willkür gegenüber der Republik sehe, die Empörtheit der Verschworenen begreife und die Worte des Brutus fühle:

Die Volkstribunen abgesetzt — dort steht
Das Capitol — sonst kennt' ich Rom nicht mehr.

Cinna.

Unmöglich ist jetzt nichts mehr, siehst Du wohl.

Brutus.

Da von der ganzen Republik und ihren
Zwölf Tafeln nur das Täfelchen noch gilt,
Auf dem er seinen Willen niederschreibt
Und Cäsar ein Tyrann geworden ist —

Das musste man in der scenischen Darstellung der Verhaftung der Volkstribunen mit Augen sehen.

Der dritte Act nimmt, abgesehen von einzelnen Zügen in der Handlung, den aus dem Shakespeare'schen Stücke bekannten Verlauf; in Auffassung, Colorit und Charakteristik freilich ist er sehr verschieden von diesem. Die Scene zwischen Cäsar und Calpurnia erscheint für den Charakter Cäsar's bei Kruse entschieden vortheilhafter als bei dem britischen Dichter; so auch die Scene, welche dem Morde voraufgeht, für den Charakter des Brutus sowohl als des Cäsar. Wie dieser kurz vor seinem Tode in völliger Arg- und Ahnungslosigkeit noch von seinen weitausschenden Planen spricht, lässt ihn grossartig, seine Sicherheit, sein Selbstvertrauen erhaben erscheinen. Dem gegenüber will sich auch Brutus noch einmal versichern, ob er auch nicht irre, ob er auf dem rechten Pfade sich befinde, und stellt als letzte Probe an Cäsar die directe Frage, ob es wahr sei, dass er sich König nennen wolle. Cäsar aber giebt ihm, mit einer Entschuldigung, dass er dem besten Freunde solches bisher verschwiegen, die unumwunden bejahende Antwort. Jetzt weiss Brutus Alles so genau, wie er es nur wissen kann, und jetzt weiss sein republikanischer Geist, was er zu thun hat.

Diese hier berührten Züge sind dem Kruse'schen Drama eigenthümlich und sehr gut; aber der Schluss des Actes, die Marktscene und die Leichenrede enthalten nichts wesentlich Neues. Hier vermisst man vielmehr unwillkürlich Shakespeare's Kunst und Geist, das Feuer der Beredtsamkeit und die hinreissende dramatische Gewalt. Es ist hier die einzige Stelle, wo man bei Kruse unwillkürlich daran erinnert wird, dass man bei Shakespeare schon unter einem stärkeren Eindruck derselben Momente gestanden hat. Dem bei Kruse am Schluss fragenden Antonius:

Ist das nicht zündende Beredtsamkeit?

möchte man antworten: Ja wohl, aber ein anderer Antonius hat schon stärkere Fackeln in unsere Phantasie geworfen.

Die beiden letzten Acte endlich müssten nach unserer Meinung concentrirter sein, denn sie enthalten zu wenig dramatisches Interesse. Ganz interessant zwar ist die kluge Politik des Antonius, der Streit um Cäsar's Erbschaft, die Begegnung der

Calpurnia und der Porcia, der Abschluss des Triumvirats, aber alles das liegt zu weit von dem Interesse ab, das man an dem eigentlichen Träger der dramatischen Idee des Stückes, an Brutus nimmt. Alles was jetzt noch folgt, erscheint mehr als epischer Zusatz und von mehr historischem Interesse, denn als dramatischer Fortschritt. Es fragt sich, ob auch bei dem Titel ‚Brutus‘ nicht eine andere Acteintheilung und eine Weglassung oder Zusammenziehung der beiden letzten Acte in Einen zu empfehlen wäre. Denn wenn wir auch die Nemesis über die Mörder hereinbrechend erwarten, so brauchten wir gar nicht einmal Philippi, denn zu der moralischen Ueberzeugung von dem Nahen der Nemesis genügte auch schon eine einzige Scene nach der Leichenrede des Antonius, so unhistorisch auch dieselbe ausfallen möchte. Dadurch würde die breit ausgespinnene Epik der beiden letzten Acte vermieden werden und das Stück an Einheit und concentrirtem Interesse gewinnen. Wenn aber auch dies nicht angehen sollte, so wäre wohl eine starke Kürzung der beiden letzten Acte dem Ganzen nur vortheilhaft. — Das Gesammturtheil über Kruse's Drama hat nun vor Allem das Unternehmen anzuerkennen nach Shakespeare's Cäsar noch einmal denselben Stoff in anderer Auffassung, von einem, man kann sagen höheren Gesichtspunkte aus, der darum auch ein wirklich poetischer ist, dramatisch zu gestalten. Wie sehr dieses Unternehmen namentlich in den drei ersten Acten gelungen, wie sehr darin — man gestatte diesen Ausdruck — ein Fortschritt in der poetischen Behandlung dieses tragischen Stoffes gar nicht zu verkennen ist, glauben wir nachgewiesen zu haben. Denn wenn auch Shakespeare's Tragödie lebhafteren Schwung und intensivere Farbe voraus hat, so verdient doch in Exposition, Motivirung und Fortgang der Handlung, Ausgestaltung und Festigkeit der Charactere, Feinheit und Sicherheit der Behandlung und Darstellung, also in den dramatischen Haupterfordernissen die Kruse'sche Tragödie den Vorzug. Ob nicht dies auch einmal von Seiten der Bühnen anerkannt und das Herkömmliche nicht deshalb festgehalten werden wird, weil es von einem grossen Dichter ist, das Bessere nicht deswegen ausgeschlossen, weil es das Neue ist?

Berlin.

H. Palm.

Zwölf Sätze
über
wissenschaftliche Orthographie der Mundarten.

- I. Gleiches ist immer gleich zu bezeichnen.
- II. Verschiedenes ist immer verschieden zu bezeichnen.
- III. Aehnliches ist, wo möglich, ähnlich zu bezeichnen.
- IV. Die Nebenzeichen über und unter den Buchstaben müssen möglichst einfach sein und sich untereinander leicht verbinden lassen.
- V. Für alle akustischen Erscheinungen deren Darstellung für die Dialektologie am nötigsten ist, muss man die Zeichenverbindungen so wählen dass wenn nicht alle, so doch die allermeisten sich in jeder grössern Druckerei bereits vorfinden.

VI. Jedem Buchstaben der gewöhnlichen Schrift wird derjenige Einzellaut zugetheilt welchen er in der nenhochdeutschen Orthographie gewöhnlich bezeichnet.

VII. Die herkömmlichen Zeichen *ä, ö, ü* sind durch die bequemern *a, o, u* zu ersetzen.

VIII. [˘] (oder [˙]) über einem Buchstaben giebt an dass ein Laut zu sprechen ist dessen Verengung oder Verschluss etwas weiter nach hinten in der Mundhöhle liegt als bei dem Laut welchen der Buchstabe ohne [˘] bezeichnet.

IX. [˘] hat die entgegengesetzte Bedeutung von [˘].

X. Die Nasalirung wird mit dem polnisch-litauischen [˘] bezeichnet.

XI. Neu einzuführende Buchstaben sind:

- 1) *ə* für den Mittellaut zwischen A und Ö, den Vokal der meisten deutschen Nebensilben.

- 2) η für den Nasal mit Gaumenverschluss.
- 3) x für den mediopalatalen Reibelaut.
- 4) j für das tönende x .
- 5) v für das tönende f .
- 6) q für den faukalen Schlaglaut.
- 7) \acute{x} oder $\acute{ç}$ für den antepalatalen Reibelaut.
- 8) $\left\{ \begin{array}{l} \acute{s} \text{ oder } \acute{p} \text{ für den stimmlosen interdentalen Reibelaut.} \\ \acute{i} \text{ oder } \acute{\delta} \text{ für den tönenden interdentalen Reibelaut.} \end{array} \right.$

XII. Die Länge wird durch ' bezeichnet.

Zur Begründung.*

§ 1. Sowohl praktische als auch wissenschaftliche Bedürfnisse haben schon längst dazu geführt eine neue Orthographie zur genauern Bezeichnung der Laute aufzustellen. Ueberblickt man was in dieser Beziehung bisher geschehn ist, so überrascht vor Allem dass die gemachten Versuche zahllos sind und die allerverschiedensten Ergebnisse gehabt haben. Der Fall dass jemand die orthographischen Vorschläge eines Vorgängers ohne die leiseste Veränderung zu den seinigen macht, kommt beinahe nicht vor. Die Ursache dieser unglaublichen Zersplitterung springt sofort in die Augen: die grenzenlose Willkür und Prinziplosigkeit mit welcher jeder Einzelne verfahren ist und das häufige Fehlen aller orthographischen und physiologischen Vorkenntnisse; die Arbeiten eines Andern finden ganz beliebig in einigen Theilen Beifall, in andern Missbilligung meist ohne dass ein andrer Grund vorläge als zufällige Gewohnheiten oder sonderbare Grillen. Sehr Viele treten an die Aufgabe heran ohne nur im entferntesten zu ahnen dass sie nicht die Ersten sind welche dieselbe zu lösen versuchen. Am meisten Ansehn haben sich die Vorschläge von Lepsius errungen, trotz ihren nicht geringen Mängeln; aber kaum jemand der sich mit der Sache nicht bloss theoretisch beschäftigte, sondern zu praktischer Verwertung überging, hat dieselben unbedingt gutgeheissen; Jeder hat daran zu ändern gehabt, der Eine da, der Andre dort; zur Einigkeit ist man nicht gelangt.

§ 2. Dass es besser werde, ist nur dann zu hoffen wenn man allgemein die unerfreuliche Sachlage klar erkennt und die Lehren be-

* Die Eintheilung in Paragraphen hat keinen andern Zweck als die Erleichterung des Zitirens.

herzigt welche sie uns in unschwer verständlicher Weise giebt. Es ist natürlich sehr leicht aus der Unzahl der möglichen Sprachlaute willkürlich einige herauszugreifen und dafür ebenso willkürlich irgend welche Zeichen aufzustellen; aber wird man auf diesem Wege eine Verständigung erzielen? Sehr wahrscheinlich nicht einmal zwischen den wenigen Mitgliedern eines beratenden Ausschusses; schwerlich in der germanischen Sekzion einer nicht ganz spärlich besuchten Philologenversammlung; ganz gewiss nicht zwischen der Mehrzahl der Beteiligten in Deutschland. Will man sich nicht der bedenklich nahe liegenden Gefahr aussetzen viel Lärm um nichts zu machen, so muss man sich bestreben allgemeine, fest begründete Prinzipien zur Anerkennung zu bringen aus welchen sich die Entscheidung für jeden Einzelfall mit Sicherheit ableiten lässt. Nur dann werden sich, was zum Zweck der Einigung unerlässlich ist, Viele dazu bequemen auf ihre zufällige Gewohnheit zu verzichten und Neues, Fremdartiges anzunehmen. Um dieses Ziel zu erreichen genügt es natürlich nicht bloss einige Thesen aufzustellen, sondern dieselben müssen von einer ausführlichen Begründung begleitet sein.

§ 3. Vor Allem sei ausdrücklich bemerkt dass die hier gemachten Vorschläge lediglich nur die Zwecke der Wissenschaft im Auge haben; auf Schriften welche zur Unterhaltung des grossen Publikums dienen, können und sollen sie keine Anwendung finden. Eine wissenschaftliche Orthographie ist durchaus unmöglich ohne die bisherige Gewohnheit des Auges sehr schwer zu verletzen; in dieser Hinsicht darf man sich keiner Täuschung hingeben.

§ 4. Die Sätze I und II geben allgemein als unerlässlich anerkanntes in knappster und zugleich erschöpfender Fassung. Nach I darf z. B. der Reibelaut des Vordergaumens nicht bald durch CH, bald durch G, bald durch J dargestellt werden, wie dies in mitteldutschen Dialektproben oft geschieht. Ferner der Ä-Laut nicht bald durch ä, bald durch æ oder ǣ, bald durch e. Ferner der stimmlose S-Laut nicht bald durch S, bald durch SZ, bald (in Verbindung mit T) durch Z, bald (in Verbindung mit K) durch X. Ferner die grössere Zeitdauer nicht bald durch Längestriche, bald durch Verdopplung der Lautzeichen. Endlich die grössere Schallstärke nicht bald durch Beistrichelchen, bald durch Anwendung ganz verschiedener Buchstaben, wie etwa „P“ für starkes „B“. u. s. w. u. s. w.

§ 5. Nach Satz II darf z. B. für den stimmlosen S-Laut nicht *f* wie für den tönenden geschrieben werden. Ferner darf *E* nicht bald dem *e*-Laute, bald dem *ä*-Laute, bald (wie in *Pein*) dem *a*-Laute, bald (wie in *badete*) dem *o*-Laute, bald (wie in *ench*, *hente*) dem *ö*-Laute dienen. Endlich darf für *F* nicht *PH* stehn, da *P* die labiale Tennis, *H* den gutturalen (im Kehlkopf, nicht am Gaumen gebildeten) Reibelaut bezeichnet; aus ähnlichen Gründen sind auch *TH* für den interdentalen, *CH* für den palatalen Reibelaut unzulässig. u. s. w.

§ 6. Nach Satz III dürfen die verschiedenen Abstufungen einer und derselben Eigenschaft nicht durch ganz verschiedene Zeichen dargestellt werden, z. B. nicht ein Grad der Schallstärke durch [˘], ein anderer durch [˙]. Auf die Bezeichnung der verschiedenen Lautarten kann Satz III nur in beschränkter Weise Anwendung finden; es ist z. B. nicht möglich die Gleichartigkeit der mit *P*, *T*, *K* bezeichneten Laute graphisch hervorzuheben ohne das lateinische Alphabet aufzugeben. Wir haben nur darauf zu sehn dass die notwendigen neuen Zeichen zu den alten in einer leicht erkennbaren Beziehung stehn; z. B. für den Mittelaut zwischen *i* und *e* ist eine Darstellung zu wählen welche dessen Verwandtschaft mit *i* oder mit *e* anzeigt.

§ 7. Gegen Satz IV sündigt man häufig in der unbegreiflichsten Weise, so dass man ohne Not das Auge durch Ueberladung und Fremdartigkeit beleidigt und die Satz- und Druckkosten erheblich vermehrt; man denke sich z. B. zu dem an sich schon ungeheuerlichen $\overset{\circ}{a}$ (= Mittellaut zwischen *ö* und *a*) die Zeichen [˘] [˙] [˚] hinzu! Verwerflich sind daher $\overset{\circ}{a}$, $\overset{\circ}{e}$, $\overset{\circ}{o}$ u. s. w. als Zeichen für Vokalklänge. Ferner alle Striche und Halbkreise deren Längsaxe nicht von oben nach unten läuft; stehende Zeichen lassen sich sehr leicht und raumsparend verbinden, liegende aber nicht; auch nehmen letztere natürlich einen breitem Raum ein, was über schmalen Buchstaben wie *i* leicht störend werden kann und einer allfällig nötigen Verlängerung des Zeichens im Wege steht. Einfachheit ist auch deshalb unerlässlich weil es bei der Menge der zu berücksichtigenden akustischen Erscheinungen üble Verschwendung ist zur Darstellung einer lautlichen Eigenschaft ein Zeichen anzuwenden das aus mehreren besteht (wie z. B. [˘] und [˙] aus [˚]; ferner [˙] aus [˘] - u. s. w.).

§ 8. Satz V ist für Jeden selbstverständlich der jemals in die Lage gekommen für den Druck eines Werkes die Herstellung unge-

wöhnlicher Typen fordern zu müssen; die Verleger verhalten sich solchen Zumutungen gegenüber sehr ungeberdig auch wenn sie Besitzer von Schriftgiessereien und von grossen, reich ausgestatteten Druckereien sind. Wie oft liest man in den Grammatiken von Missionaren sie hätten die Lepsius'schen Schreibungen nicht verwenden können und andere annehmen müssen, weil die Druckerei nicht darauf eingerichtet war. Wo bleibt dann die ersehnte Einheit? Die Veröffentlichung wissenschaftlicher Dialektschriften gehört ohnehin nicht zu den einträglichsten Kapitalanlagen. Der Verleger von Frommanns Zeitschrift „die deutschen Mundarten“, auf deren Verhalten in dieser Frage sehr viel ankommt, hat für das Unternehmen bereits grosse Opfer gebracht und weigert sich ganz bestimmt noch viel weiter zu gehn. Je kostspieliger man eine Orthographie macht, desto hartnäckiger werden sich die Schriftsteller, Verleger und Drucker gegen deren Annahme sträuben, so dass alle Beratungen und Besprechungen welche diesen Verhältnissen nicht genügend Rechnung tragen, schliesslich leeres Gerede sind. Wer es entwürdigend findet dass die Wissenschaft auf Geldfragen Rücksicht nimmt, der möge einige tausend Thaler hergeben um allen wissenschaftlichen Bearbeitern von Mundarten die Mehrkosten einer ganz unabhängigen Schrift zu vergüten; will er dies nicht thun, so ist seine Entrüstung eine sehr wohlfeile.

§ 9. Selbstverständlich ist es ein Ding der reinen Unmöglichkeit eine Schrift aufzustellen welche allen Bedürfnissen der Wissenschaft genügt und dennoch nicht mehr Aufwand erfordert als der Satz irgend eines Dreipfennigromans. Aber dies verhindert nicht dass man die Zeichen welche voraussichtlich am häufigsten gebraucht werden müssen und der Dialektforschung am unentbehrlichsten sind, so wähle dass ungewöhnliche Typen möglichst vermieden werden. Von mehreren in wissenschaftlicher Hinsicht gleich guten Vorschlägen muss derjenige unbedingt den Vorzug erhalten welcher in den meisten Druckereien am leichtesten ausführbar ist.

§ 10. Man sollte hoffen dürfen dass die Sätze I bis V jedermanns Billigung finden werden; ihre Beurtheilung ist reine Verstandessache und wird nicht durch die zahllosen Vorurtheile und Zufälligkeiten beeinflusst welche bisher jede Einigung vereitelt haben. Wer nicht stichhaltige Gründe dagegen vorzubringen vermag, der verzichtet auf jede Berechtigung gegen deren konsequente Anwendung

Einsprache zu erheben, mögen dadurch seine orthographischen Gewohnheiten verletzt werden oder nicht.

Die Sätze VI bis XII sind die notwendigen Folgerungen aus I bis V.

§ 11. Eine nagelneue Schrift wie die von Brücke (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil. hist. Klasse, Band XLI, S. 223 bis 285) vorgeschlagene, ist, abgesehen von den schweren wissenschaftlichen Bedenken die sich dagegen erheben, schon wegen Satz V verwerflich. Durch die Anlehnung an das Herkömmliche erreichen wir nebenbei den Vorzug leichter Erlernbarkeit.

§ 12. Unhaltbar ist die Forderung es dürfe in das neue Alphabet kein Buchstabe aufgenommen werden welchem irgend eine der germanischen und romanischen Orthographien eine andere Bedeutung beilegt als die übrigen. Wir brauchen uns um dieselbe um so weniger zu kümmern da diejenigen welche sie stellen, selber in der größten Weise dagegen verstossen. Nehmen wir z. B. die Schreibungen von Lepsius. Er verlangt S für den stimmlosen S-Laut; aber in Deutschland ist S das Zeichen für den tönenden Reibelaut; sa lesen die meisten gebildeten Deutschen als französisches za; der Buchstabe S wäre also für die neue Orthographie nicht brauchbar. — Z soll den tönenden S-Laut darstellen; aber in Deutschland bedeutet es *ts*, in Italien *ts* und *dʃ*, in Spanien *p*. — U für den dunkelsten Vokal widerspricht der französischen Orthographie, in welcher es die Geltung *y* (d. h. *ü*) hat. — V für *w* verträgt sich nicht mit dem deutschen Gebrauch, welcher ihm den Wert *f* beilegt. — W für unsilbiges *u* ist unzulässig weil es im Deutschen und Holländischen nur den *w*-Laut bezeichnet. — H für den Kehlkopfreibelaut taugt nichts, denn bei den Romanen ist es stumm. — P, T, K dürften nicht für die reinen Tenuis verwendet werden weil sie in Deutschland und Dänemark als gewöhnliche Vertreter der Lautverbindungen *ph*, *th*, *kg*, *kx* gelten. — B, D, G wären zur Darstellung der tönenden Medien durchaus untauglich weil sie in Süd- und Mitteldeutschland als reine Tenuis gesprochen werden. u. s. w. — Streng genommen müsste man jeden Buchstaben verwerfen der in irgend einer der genannten Orthographien mehrere Werte hat; z. B. A = *a*, denn engl. A oft = *é*, *à* u. s. w.; E = *e*, denn engl. E oft = *i* und *ò*; I = *i*, denn engl. I oft = *ai*, *ò*, *ì*; O = *o*, denn dänisch O oft = *ù*; U = *u*, denn engl. U oft *iu*, *ò*, *ù*; G = *g*, denn ital. G oft *dʃ*, franz.

G oft = *g*, span. G oft = *g*; D = *d*, denn span. und dän. D oft = *p* oder *ð* u. s. w. u. s. w. — Ein Grundsatz der von seinen eigenen Verfechtern mit Füßen getreten wird, kann keinen Anspruch auf Beachtung erheben.

§ 13. Man hat eingewendet die neuhochdeutsche Orthographie könne nicht zur Grundlage einer wissenschaftlichen Schreibung gemacht werden, weil die Geltung ihrer Buchstaben in den einzelnen Gegenden Deutschlands oft sehr verschieden ist. Dies ist ohne Belang. Mehr als die Hälfte aller Deutschen spricht E und I für Ö und Ü; aber deshalb zweifelt niemand daran dass die Laute *i*, *e* mit I, E zu bezeichnen sind und nicht mit Ü, Ö, oder dass den Buchstaben Ö, Ü die Laute *ö*, *y* als eigentlicher Wert zukommen. Ebenso wenig kann Streit darüber entstehen ob G ein *g* und nicht vielmehr einen CH-, oder J-, oder K- oder U-Laut u. s. w. darstellen solle.

§ 14. Wäre es nicht besser von der italiänischen Orthographie auszugehen statt von der neuhochdeutschen? — Durchaus nicht! Im Wesentlichen würden beide Wege zu demselben Ziele führen; aber in manchen Fällen reicht die italiänische Schreibung nicht aus und müsste man dann ohnehin auf die neuhochdeutsche zurückgreifen; z. B. die Gaumentenus bezeichnet der Italiäner mit C, was vor E und I misslich wäre; für die Laute *ä*, *f* (tönendes S) hat er keinen besondern Buchstaben; die Laute *h*, *y*, *ö* kennt seine Schriftsprache nicht. Keine Orthographie eignet sich so gut zur Grundlage einer wissenschaftlichen Schreibung wie die deutsche.

§ 15. Die Buchstaben welche wir nach Satz VI anzunehmen haben, sind folgende: *a, ä, b, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o, ö, p, r, s, s, t, u, ü, w*. Ueber *f* als Zeichen für den tönenden S-Laut s. Herrigs Archiv 1877, Band LVI, S. 327 bis 332.

§ 16. Von diesen Zeichen können drei nicht gutgeheissen werden, nemlich *ä, ö, ü*. Sie verstossen gegen Satz IV erstens weil der Doppelpunkt *..* aus zwei Zeichen zusammengesetzt ist, zweitens weil er unbequem ist und sich mit andern Zeichen schlecht verbindet. Mit Satz V sind *ä, ö, ü* unverträglich weil sie in Verbindung mit den einfachsten und über allen andern Vokalzeichen gebräuchlichen Beistrichen *'* und *`* in den Druckereien nicht vorkommen. Der Vorschlag von Lepsins den Doppelpunkt unter den Buchstaben anzubringen, kann natürlich nicht befriedigen. Für *ü* giebt es einen Ersatz welchem die drei

oben gerügten Fehler nicht ankleben und welcher bereits mehr oder weniger üblich ist: in griechischen Fremdwörtern und in der Orthographie des Angelsächsischen, Altnordischen, Schwedischen und Dänischen finden wir den *ü*-Laut stäts mit *y* bezeichnet. Diesem Vorgang müssen wir uns unbedingt anschliessen.

Hingegen für *ä* und *ö* ist die Abhülfe nicht so leicht; denn welche Zeichen wir auch wählen mögen, so sind deren Verbindungen mit den nötigsten Beistrichen in den Druckereien nicht vorrätig und ist es daher unmöglich dem Satze V zu genügen; wir können also bloss auf Satz IV Rücksicht nehmen. Das Zunächstliegende sind Verschleifungen von *a* und *o* mit *e*; da nun aber die bereits üblichen *a*, *æ* an grosser Unbeholfenheit leiden, ferner in der Kursivschrift schwer von einander zu unterscheiden sind und in der Kurrentschrift leicht mit den zweilautigen *ae* und *oe* verwechselt werden, bleibt nichts übrig als das *e* in das *a* und *o* zu stellen (Satz VII). Dies ist übrigens in dem hier vorgeschlagenen System der einzige Fall wo ein eigentlicher Buchstabe neu geschnitten werden muss.

§ 17. Am wichtigsten für die mundartliche Wissenschaft ist zunächst die Bezeichnung der gebräuchlichsten Vokale für welche die herkömmliche Orthographie keine besondern Buchstaben besitzt. Die meisten Vorschläge welche bisher gemacht worden, verstossen gegen einen oder zwei der Sätze III, IV und V oder gar gegen alle drei und leiden obendrein an zwei Fehlern: sie verschwenden eine Menge von Nebenzeichen und lassen die Mittelstufen zwischen *i*, *y*, *u* und *e*, *ö*, *o* unberücksichtigt. Die einzige nach allen Seiten hin befriedigende Bezeichnungsweise ist die von Rumpelt in seinem höchst verdienstlichen „System der Sprachlaute“ (Halle, Waisenhaus 1869) angewendete: der Gebrauch des ` (Rumpelts ' für den „alfabetischen“ Lantwert der Buchstaben ist überflüssig und mit Satz VI unverträglich). Nach Satz VIII vervollständigen sich die Vokalzeichen folgendermassen:

<i>u</i>	<i>ù</i>	<i>o</i>	<i>ò</i>	<i>à</i>	<i>â</i>	<i>ä</i>	<i>ä</i>	<i>è</i>	<i>è</i>	<i>i</i>	<i>i</i>	Zugleich erhalten wir für den Laut des deutschen SCH das Zeichen <i>ś</i> , für das französische J: <i>ǰ</i> , für die am hintersten Gaumenrande gebildete Tenuis: <i>ḳ</i> u. s. w. u. s. w.

§ 18. Dass dem ` die dem ' entgegengesetzte Bedeutung beigelegt

wird, ist beinahe selbstverständlich; übrigens wird ' bei Vokalzeichen vorläufig kaum nötig sein.

§ 19. Das von Rapp, Lepsius u. A. für die Nasalirung vorgeschlagene $\tilde{\sim}$ ist unbrauchbar, denn es ist zu kompliziert (aus \sim und \sim zusammengesetzt), nimmt als wagrechtes Zeichen zu viel Raum nach rechts und links ein und verbindet sich schlecht mit irgend einem andern Beistrich (s. oben § 7). Es ist daher unvermeidlich das von Rumpelt, Sievers u. A. angewendete polnisch-litanische $\underset{\sim}{\sim}$ anzunehmen.

§ 20. ε ist seit Schmeller und Rapp in der wissenschaftlichen Dialektschreibung so gut wie eingebürgert. Von dem Lepsiussehen ε kann schon wegen Satz V und § 8 keine Rede sein.

§ 21. Aus denselben Gründen ist für den Nasal mit Gaumenschluss nur das von Rapp und vielen Andern eingeführte η zulässig; η allein hat den Vorzug dass es mit den nötigsten Beistrichen ' und ' ($\dot{\eta}$, η') in jeder grössern Druckerei vorhanden ist.

§ 22. Statt des von Rapp, Lepsius u. A. vorgeschlagenen χ ist das von Winteler und zum Theil auch von Rapp und Sievers verwendete x vorzuziehen weil es auch in der kleinsten Druckerei zu haben ist und vor χ überdies den Vorzug hat nicht unter die Linie herabzugehen. Nach Satz VIII ist damit zugleich \acute{x} für den am hintersten Rande des Gaumensegels gebildeten Reibelaut gegeben.

§ 23. Gegen j als Zeichen für tönendes x wird sich schwerlich ein Einwand erheben.

§ 24. Ebenso wenig gegen v für das, von unserm w scharf zu sondernde, tönende f , welches im Niederdeutschen und Romanischen vorkommt und in der Orthographie dieser Idiome mit V bezeichnet wird; die Holländer und die niederdeutschen Dialektschriftsteller halten V und W und F auf das strengste auseinander.

§ 25. q ist das zunächstliegende Zeichen für den faukalen Schlaglaut; so ergibt sich nach Satz VIII zugleich auch \acute{q} für die Kehlkopftennis.

§ 26. In Betreff von Satz XI 7 und 8 kann die Entscheidung verschieden ausfallen je nachdem man Satz III und IX oder aber Satz V zur Geltung bringt; \acute{x} \acute{s} \acute{f} sind systematischer, ζ ρ δ üblicher.

§ 27. Von \wedge und von $\bar{\sim}$ als Dehnungszeichen kann keine Rede sein, wenn man gegen die Sätze IV und V (vgl. §§ 7 und 8) keine

schlagenden Vernunftgründe vorzubringen weiss. Sie sind nicht nur an sich unbequem, sondern kommen in Verbindung mit Konsonantenzeichen und mit andern Beistrichen in keiner Druckerei vor. Ferner ist $\grave{}$ eine Zusammensetzung. Ueberdies wird mit der Zeit das Bedürfniss eintreten nicht bloss eine sondern mehrere Stufen der Länge zu unterscheiden; dies kann in Berücksichtigung von Satz III (vgl. § 6) z. B. nur durch Verlängerung des Dehnungszeichens geschehn, z. B. $\bar{\text{—}}$ müsste eine grössere Dauer als — bezeichnen; wie soll aber $\bar{\text{—}}$ über einem schmalen Buchstaben Platz finden? — Sehn wir was für Längenbezeichnungen welche nicht gegen Satz I verstossen, sonst noch üblich sind, so finden wir in der Orthographie des Altnordischen, des Ungarischen, des Böhmisches, des Irischen und vieler lateinischen Inschriften den Querstrich ’ . Dieser bietet alle die Vortheile welche wir bei $\grave{}$ und $\bar{\text{—}}$ vermissen. In der polnischen, tschechischen und litauischen Orthographie und in dem Lepsius’schen System kommt ’ über den allermeisten Konsonantenzeichen vor; über Vokalzeichen ist es in jeder Druckerei vorrätig ausser über \ddot{a} und \ddot{o} ; aber in dieser Verbindung findet man auch keine $\grave{}$ und $\bar{\text{—}}$. — Was kein ’ hat, ist kurz.

§ 28. Auch wenn wir davon absehn dass wir mit der Verwendung von $\grave{}$ und ’ in der oben erläuterten Bedeutung nicht etwas Unerhörtes aus der Luft greifen, sondern uns an den längst gemachten Vorschlag eines angesehenen Grammatikers und an den hergebrachten Gebrauch mehrerer Kulturvölker anlehnen, so zwingt uns schon Satz V diesen Weg einzuschlagen. Zu welchen Zwecken bedarf die mundartliche Orthographie am nötigsten und am häufigsten der Anwendung von Nebenzeichen? Um gewisse Schallfärbungen und um die Länge darzustellen. Welche beiden Nebenzeichen finden sich bereits in jeder Druckerei allein oder in Verbindung mit einander über den meisten der zunächst in Betracht kommenden Buchstaben? Die Beistriche $\grave{}$ und ’ (welche sich zu $\acute{}$ zusammensetzen). Kann man diese beiden Thatsachen nicht in Abrede stellen, so zwingt die unerbittlichste Notwendigkeit zur Annahme der Sätze VIII und XII, mag man sich drehn und wenden wie man will.

§ 29. Wenn man auch die Bezeichnung der „Betonung“ für unerlässlich erklärt, so ist dies ein schwerer Irrthum. Erstens betonen die verschiedenen Mundarten, die in prosodischer Hinsicht sehr stark von einander abweichen, im Wesentlichen ganz gleich. Zweitens ist

innerhalb des einfachen Wortes beinahe immer die Stammsilbe stärker als die übrigen Silben; wer nun mit dem Deutschen vertraut ist, weiss in den meisten Fällen den Stamm als solchen zu erkennen; obgleich unsere herkömmliche Orthographie in Wortbildern wie *begeben* über die dynamischen Verhältnisse keinerlei Auskunft giebt, entsteht trotzdem nur in den seltensten Fällen ein Zweifel darüber was Stamm- und was Nebensilbe ist. Drittens haben wir *ə* nur in schwachen, die übrigen Vokale meistens nur in starken Silben; die genaue Darstellung des Klanges macht also gewöhnlich auch die Tonsilbe dem Auge kenntlich. Viertens kommen in schwachen Silben selten lange Selbstlauter vor; unser Längezeichen ' wird also in den meisten Fällen auf die Betonung hinweisen. Von einem dringenden Bedürfniss nach Akzentbezeichnung kann also nicht entfernt die Rede sein. Soll übrigens eine solche angewendet werden, so genügt es der Wissenschaft durchaus nicht, bloss die dynamischen Verhältnisse innerhalb des vereinzelt Wortes kenntlich zu machen, sondern sie muss auch diejenigen innerhalb mehrwortiger Sätze berücksichtigen; daran wird meistens gar nicht gedacht. — Auch handelt es sich darum zugleich eine Bezeichnungsweise der Schallstärke aufzustellen welche geeignet ist die in unsern Lehrbüchern der neuhochdeutschen Metrik immer noch grassirenden Kurzlängschemata zu verdrängen.

§ 30. Die in den Sätzen VI bis XII vorgeschlagene Schreibung reicht aus für die dringendsten Forderungen der Wissenschaft; hat man sich in diesen Punkten geeinigt, so werden die übrigen, welche man in Frommanns deutschen Mundarten Bd. VII, S. 313—315 besprochen findet, wenig Schwierigkeiten mehr machen.* Das ganze System ist bis in seine kleinsten Theile nach allen Seiten hin reiflich durchdacht; die Lauttheorie auf welcher es beruht, habe ich ausführlich erörtert in Reicherts und du Bois-Reynolds Archiv für Anatomie und Physiologie (1873, S. 449—477), in meiner Rezension von Sievers' Grundzügen der Lautphysiologie (Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Alterthum 1877, Anzeiger III, S. 1—22) und in meinem Buche „Zur Lautverschiebung“. Noch sei bemerkt dass wenn auch zunächst die Bedürfnisse der deutschen Dialektologie ins Auge gefasst worden, die

* Ebendasselbst (S. 315—330) habe ich vor den Fehlern gewarnt welche gewöhnlich bei dialektischen Beobachtungen begangen werden und auch die beste Orthographie wertlos machen.

vorgeschlagene Orthographie dennoch auf jede Sprache, also auch auf die romanischen Mundarten mit Leichtigkeit anwendbar ist.

Zum Schlusse wiederhole ich was man immer nicht genug wiederholen kann: soll in der wissenschaftlichen Orthographie irgend welche Einigung erzielt werden, so lasse man sich nicht durch beliebige Gewöhnungen und Zufälle leiten, sondern durch klare und wohlerwogene Vernunftgründe.

Alle Freunde der mundartlichen Forschung bitte ich dringend, meine Vorschläge einer eingehenden, unbefangenen Prüfung zu unterwerfen und deren Ergebniss zu meiner Kenntniss gelangen zu lassen. Jeder Ausdruck der Zustimmung, jede ausführlich begründete Verbesserung wird mir willkommen sein. Auf der **32. Versammlung deutscher Philologen** im September 1877 zu **Wiesbaden** sollen die „Zwölf Sätze“ zur Verhandlung kommen.

Saargemünd, im Februar 1877.

J. F. Kräuter.

Der deutsche Krieg von 1870—1871

im Volksliede.

„Volkes Stimme ist Gottes Stimme“ — dies alte Sprichwort hat sich in unseren Tagen wunderbar bewahrheitet. Als im Jahre 1849 der König von Preussen die ihm von Frankfurt aus angetragene Kaiserkrone ausschlug, da sang das Volk, wenn auch in unberechtigtem Unmuth gegen Friedrich Wilhelm IV., prophetisch und voll Zuversicht:

„Er will nicht Kaiser werden,
Es ist ihm zu gering —
Was nicht von Gottes Gnaden,
Das mag er nicht, das Ding.
„Es ist auch so wohl besser
Bei dieser harten Zeit,
Die zwingt man nicht mit Beten,
Da gilt es schweren Streit.
„Wir brauchen einen Kaiser,
Der fromm ist und gerecht,
Doch auch mit blankem Schwerte,
Wo's nöthig ist, zuschlägt.
„Kommt's heute nicht, kommt's morgen,
Es muss uns doch ersteh'n —
Der Himmel wird schon sorgen,
Dass wir den Kaiser seh'n!“

Und nicht lange sollte es währen, da war der Kaiser nach seinem Herzen erstanden, der Kaiser, auf dessen Fahne des Volkes Wort sich geschrieben fand: „Mein Schwert mein Hort und Gott meine Burg,“ und jubelnd erscholl es:

„Vivat Hoch! in allen Landen,
 Ruft ihr Deutschen allzugleich,
 Denn der Kaiser ist erstanden
 Und das neue deutsche Reich.“ — *)

Und nochmals erhebt derselbe Prophet seine Stimme; zehn Jahre später, 1859, da heisst es in einem Liede:

„Und rings in deutschen Landen
 Im Volk die Sage geht,
 Dass mit dem Barbarossa
 Der Sänger neu ersteht.

„Bricht er aus seinem Berge
 Der alte Kaiserheld,
 Dann zieht der Ofterdinger
 Mit ihm ins off'ne Feld.

„Dann gibt's ein Liederfechten,
 Ein herrliches Turnei:
 Dann kommt des deutschen Liedes
 Verlorne Reich herbei!“

Und kaum begann im Jahre 1870 der Kaisermorgen zu tagen, erweckt durch die Stimme des neuen Uebermuthes von der Seine her —

„Da singt der ganze Dichterhain:
 Zum Teufel mit dem Mondenschein,
 Mit Rosen, Kosen, Lust und Leid,
 Mit Zagen, Klagen, Liebestreit,
 Nun schleift für unsrer Krieger Reih'n
 Des deutschen Verses Edelstein.

„Und sieh', aus allen deutschen Gau'n,
 So weit die deutschen Wogen blau'n,
 Rückt auf beschwingtem Zelter an
 Manch' lorbeerstolzer Sängersmann...

„Und mächtig rauscht's im Weltenall,
 Wie Bardenton, zum Sonnenball:
 Wir schwingen das Gedankenschwert
 Und Schilder, unsrer Ahnen werth,

*) Dieses, sowie die meisten der nachfolgenden Lieder, sind entnommen der grossen Sammlung von Franz Wilhelm Freiherrn von Diefurth: „Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871“, Berlin, Franz Lipperheide 1871—1872 — auf die hier ein für alle Mal hingewiesen wird.

Wir steh'n vereint, dem Sang zum Schutz,
Dem deutschen Sang zum Schutz und Trutz.* *)

Sofort fuhren wir an die Waffen, die Hände in die Saiten, und wie in alten Tagen, so stimmten auch jetzt in treuem Vereine „Leier und Schwert“ die gemeinsame Weise an zu „Schutz und Trutz“ für's Vaterland: — Deutschland stand da, ein Volk in Waffen, ein Volk im Liede, und beides, auch das letztere, im wahrsten Sinne des Wortes: denn nicht bloss waren es die „lorbeerstolzen“ Sangesritter, die auf dem Wahlplatze erschienen, nein, der „tönereiche“ Drang ging durch alle Schichten des Volkes, und mit dem edlen Meister der Gesangeskunst erhebt auch der Volkssänger seine Stimme, und wenn auch manch' rauher, derber Ton aus seiner Kehle dringt, „an echt kernhafter, vaterländischer Gesinnung steht er jenem nicht nach, ja an liedlicher Flüssigkeit, an körnigem schlagfertigen Witz und Humor ist er ihm nicht selten voraus“, und, was sein Hauptvorzug ist, in seinem Liede tritt die Zeitstimmung immer unmittelbar und unverfälscht und lebendig hervor. Denn die Volkssänger sind meistentheils selbst Theilnehmer der geschilderten Ereignisse, Soldaten auf der Wacht, wie sie sich uns öfters am Schlusse der Lieder als Verfasser darstellen, Landwehrmänner, die mitten im Kampfe gestanden und des Kriegers Freud und Leid an sich selbst erfahren, und was das für einen Unterschied macht, das können wir von jenem Volkssänger hören, der auf einsamem Posten in strömendem Regen und mit knurrendem Magen treuherzig ausruft:

„Ihr Dichter, die hinterm Ofen
Ihr es so schön besingt,
Wie die Kanonen donnern
Und wie die Dromete klingt —

„Und wie um das Lagerfeuer
Sich lustig der Krieger drängt
Und wie man Nachts auf dem Posten
An lauter Poetsches denkt. —

„Ich wollt, von Euch so Einer
Ständ hier auf meinem Fleck —

*) Zu Schutz und Trutz“ von R. Weisse in der trefflichen gleichnamigen Sammlung von Franz Lipperheide, 7. Lieferung, p. 43.

„Wenn er dann noch Humor hätt'
 Wie ich — Kreuzelement!
 Ich wollt ihn schöner besingen
 Als er es irgend könnt.“ —

Ja dort spricht die Kunst, hier die Natur; dort braust der Strom der Begeisterung in dithyrambischem Schwunge dahin, hier herrscht einfaches, unmittelbares Leben, und was das Volkslied an Schönheit der Form einbüsst, das ersetzt es reichlich durch die Naivität seiner Darstellung und die Mannigfaltigkeit seiner Gedanken. Denn da giebt es keinen Zug in dem Lager- und Kriegesleben, der nicht seinen poetischen Ausdruck findet, kein Verdienst, das nicht seine Krone empfängt; im bunten Wechsel zieht der Sturm der Schlacht und der langwierige, ermüdende Festungskampf, das gemüthliche Wachtfeuer und die lustige Munitionscolonne, der schmerzvolle Verbandplatz und das jammerreiche Krankenlager an uns vorüber, und der heldenkühne Officier, der löwenmuthige Wachtmeister, der unerschrockene Tambour, der „terrible Ulan“, sowie der unermüdliche Arzt und die sorgsame Schwester Salome, der Trost der Verwundeten, treten nach einander auf die belebte Kriegesbühne und neben Moltke, dem schweigsamen Denker der Schlachten, steht der redselige, selbstbewusste Soldat und Politiker Kutschke; — weit über Alle aber ragt empor der Kaiser mit dem weissen Haare und dem Jünglingsherzen in der Brust, und neben ihm sein Heldensohn, der tapfere und doch so gemüthliche Kronprinz mit seiner kurzen Pfeife, in scharfem Contraste zu dem grimmigen Kriegshelden in rothen Attila, dem gefürchteten Prinzen Friedrich Karl. Und wenn sie dabei auf Kosten eines übermüthigen Feindes, des „Ritters von dem Grossmaulsorden“, über dessen

„Dickpelzige gloire,
 Die uns lassen musste Haut und Haare“

die ganze Lauge derben Volkswitzes sich ergiesst, ihre eigenen Thaten erheben und sich des Gefühles ihrer Ueberlegenheit mit gemüthlichem Wohlgefallen erfreuen, so ist doch immer das Ende vom Liede: „Nicht wir, sondern Gott war in uns mächtig, der den Hochmuth zu Falle bringt; auf die Knicke, gebt ihm die Ehre!“ —

So giebt uns das historische Volkslied von 1870 ein vollständiges in sich abgeschlossenes Bild jener weltbewegenden Epoche, und dies ist die Quelle, an die wir gehen müssen, um nicht bloss jene ewig denkwürdigen Tage der Erhebung, nein den Geist unseres Volkes überhaupt in seiner Grösse und Lauterkeit richtig zu verstehen und zu würdigen. Dann werden uns auch nicht mehr die Schatten der Gegenwart, die jenen Geist zu umnachten streben, erschrecken; wo so viel Gottvertrauen und Königstreue in einem Volke mächtig ward, da vermag der böse Feind, mag er nun von Aussen oder von Innen seine verführerische Stimme erheben, doch nichts mehr auszurichten. Und diesen Geist des Glaubens und der Stärke von Neuem herauf zu beschwören, das soll heute, an dem Geburtstage Desjenigen, der ihn erweckt, meine Aufgabe sein; ist doch gerade diese Gesamt-Erhebung des deutschen Volkes seine Kaiserthat, die wir nie genug preisen können. Ich will also ein Bild entwerfen, wie sich jene grosse Zeit in dem Volksliede abspiegelt, ich werde aber dabei nicht sowohl dem Gange der Ereignisse selbst folgen, sondern die grossen Persönlichkeiten, Staatsmänner und Heerführer, die sie bestimmt und geleitet, sowie das Volk in Waffen zum Mittelpunkt meiner Darstellung machen, muss mich aber auch hier bei der Reichhaltigkeit des Stoffes und der Kürze der mir zugemessenen Zeit auf die hervorstechendsten Züge beschränken.

Der Grundtypus dieser Dichtung ist nun von vorn herein Witz und Humor, und es ist dies zugleich ein charakteristischer Zug, der sie — wie Ditfurth dies mit Recht hervorhebt*) — von den Liedern der Freiheitskriege, mit denen sie sonst so vielfach, namentlich in der Einmüthigkeit patriotischer Gesinnung übereinstimmt, beachtenswerth unterscheidet — ein Umstand, der freilich in der politisch verschiedenen Lage seine natürliche Erklärung finde. „Damals nämlich galt es den heimischen Boden erst von dem kühnsten, gewaltigsten Feinde zu befreien, während jetzt ein wohlgerüstetes Deutschland den Gegner sofort im eigenen Lande angreifen konnte. Dort, in so schwankenden Verhältnissen, war der Boden mehr für den

*) Ditfurth a. a. O. I, III, p. 8.

Ernst der Poesie, als für den Humor geeignet, der erst mit günstigerer Gestaltung der Lage mehr hervortrat; hier aber liess volles Kraftbewusstsein und Sicherheitsgefühl den Humor schon gleich anfangs in allen Farben aufblitzen.“ Freilich ist der Spott in dem ersten Liede „der Ohrenzwang von Ems“, das noch unmittelbar unter dem ersten Eindrucke jenes frevelhaften und so unerwarteten Attentates entstanden ist, mehr ein bitterer, und gellend tönt der Ruf nach Rache des in seinem treuen Könige beleidigten Volkes hervor:

„Der Benedetti sprach uns Hohn,
Dem König und den Preussen;
Drob soll er dir Napoleon
Ein Maledetto heissen.“

Bonaparte hat sich zwar für solche Botschaft den rechten Knecht erkoren; aber sie passt schlecht für Wilhelms Ohren; ihm fährt der Ohrenzwang von Ems in die Glieder; darum geht er jetzt zur Kur nach Paris und restaurirt sich wieder —

„Und restaurirt, wer weiss noch was
Er dort wohl restauriret,
Wenn er der Frechheit Uebermass
Dir gründlich auskuriret.

„Du setztest einen Egel an,
Und er hat Blut gezogen;
Das deutsche Blut, es kommt heran
In hohen Völkerwogen.

„Bluthunde nicht, wie du sie dir
Hast überm Meer gezüchtet,
Es kommt ein Volk von Männern hier,
Das deinen Frevel richtet.“ —

Und in diesem Tone tiefster Bitterkeit und Empörung macht sich der Unmuth des Volkes über diese „teuflische Leichtfertigkeit“, wie sie genannt wird, einen Völkerkrieg anzuzetteln und alle Welt in Hass und Streit zu verwickeln, noch öfters Luft, z. B. in dem nicht weniger schneidigen Liede „Der Franzmann ist toll“; indess auch an leichtem Spotte fehlt es nicht über jenen kläglichen Diplomaten und seinen verblendeten Kaiser,

und in wahrhaft prächtigem Humor sind die Lieder gehalten: „Benedetti der Franzose“ — „König Wilhelm sass ganz heiter“ und das „Littauische Soldatenlied na den Leed vom Dannenbohm, aberseh e bösske fixer on schlömmen“:

„Benedetti“ nämlich „der Franzose“
 Dacht', es wäre ganz famos,
 Wenn der König gäb' klein bei!
 Das würd' Louis Freude machen
 Und die Kaiserin würd' lachen,
 Frankreich schrei'n ein Siegesgeschrei.“

Flugs macht er sich also an's „Drängeln; schwänzelt, tänzelt und seharwänzelt“ um den König herum und verlangt endlich von ihm, er soll es ihm schwarz auf weiss geben, dass nie ein Hohenzoller den spanischen Thron besteigen werde:

„Schreib's auf Louis sein Geheiss.“
 „Da sieht unser Wilhelm Rexe
 Sich das klägliche Gewächse
 Mit den Königsaugen an:
 Sagte gar nichts weiter, sondern
 Wandte sich, so dass bewundern
 Jener seinen Rücken kann.“

Aber für ihn antwortet der littauische Volkssänger, der hier entrüstet ausruft:

„So'n Rackertieg! Wat denke ju
 Von onsem Landesvader,
 So got, so friedlich, fest on tru,
 Det Vaterlands Berader?
 He sull ju allen Wöllen dohn,
 Na june Piepe danze?
 Wacht man, Franzos, dat findt sek schon,
 Wi ware di kuranze!“

Doeh in Paris grosser Sturm:

Grammont, Olivier rufen Krieg,
 Bazaine, Mac Mahon hoffen Sieg

— — — — —
 Und die Kaiserin Eugenie
 Ist besonders noch diejen'ge

Die in's Feuer bläst hinein.“

— — — — —
 Und Er darauf: „So sei's entschieden,
 In Königsberg dictir' ich Frieden.“

Und damit zieht er sich die „Stiebeln“, die vordem sein Oheim trug, grausam an, und auch der zarte Lulu nach den seinen frug, und nun treten viele tausend rothe Hosen untern Chassepot,

„Blasen in die Kriegstrompete
 Und dem Heere à la tête
 Brüllt der wilde Turico:
 Auf Franzosen, über'n Rhein!“

— — — — —
 „König Wilhelm sprach derweile:
 Hat es denn so grosse Eile?
 Müssen auch dabei doch sein.

„Er liess seine Stimm' erschallen
 Und rief zu den Deutschen allen:
 „Der Franzos ist wieder los!

— — — — —
 „Kommt aus Süden und aus Norden
 Gegen diese fränk'schen Horden,
 Kommet Alle, Gross und Klein!

„Und sie Alle, Alle kamen,
 Alle d'rauf in Gottes Namen
 Greifen feste zu dem Schwert.

— — — — —
 An die Million Soldaten,
 Für das Vaterland zu thaten
 Mochten wohl beisammen sein.

„Dieses grosse Kriegsgetümmel
 Dringt sogar bis in den Himmel,
 Wie's ein gross Getümmel thut.
 Blücher sprach zum alten Fritzen,
 Weil die just beisammen sitzen:
 Donnerwetter, das wird gut.“

Ja der alte Marschall Vorwärts wird bei diesem Anblick selbst wieder ganz kriegslustig; er verlangt in dem Liede „Vater Blücher“ von Scharnhorst seinen Degen und will mit dazwischen fegen „Soll'n die Funken fliegen sehn!“

Scharnhorst aber sprach: „Mit nichten,
Dieses kön'n wir nicht verrichten,
Weil wir jetzt im Himmel sein.
Aber Steinmetz und den Goeben
Und den Herwarth sah ich eben
Fransecky und Falkenstein.“

Sprach darauf der alte Blücher:
„Wenn das ist gewiss und sicher,
Scharnhorst steck den Säbel ein.
Wo die fünf die Preussen führen,
Werden sie die Franzosen schmieren,
Grad' als wenn ich's selber sei.“

Und damit kehrt er dann beruhigt auf seinen verlassenem Sitz zurück, kann es sich aber nicht versagen, noch recht of während des Kampfes auf seine wackeren Preussen aus dem Himmelfenster herabzuschauen und seiner Freude an ihrem muthigen Streiten mit seinem kräftigen „Schlag ein Donnerwetter drein“ Luft zu machen. Den Franzosen aber fängt es jetzt an ängstlich zu werden: mit Entsetzen sehen sie das Wetter von Deutschland her nahen, und an Stelle ihres unzeitigen Siegesgeschreies hören wir nun das bange Klagelied:

„Was braust von Osten so mächtig herein?
Ist der jüngste Tag denn entglommen?
Es blitzen die Höhen im Waffenschein;
Es dröhnen die Thäler von langen Reih'n
Der deutschen Männer, die kommen.
Sie kommen im Zorn zur heissen Schlacht:
Frankreich, Frankreich! dir wird ein End gemacht.

„Vereinigt kommen die Deutschen, mir graut.
Wer reitet voran, sie zu lenken?
Sein Haar ist Schnee, sein Bart ist ergrant:
Das ist der Bräut'gam. und Deutschland die Braut.
Er will ihr zur Mitgift schenken
Das Elsass, Lothringen, die Freigrafenschaft!
Frankreich, rückwärts! Weiche der deutschen Kraft!“

So ergreifend lässt der Dichter eine Stimme aus dem französischen Volke klagen, wo es aber darauf ankommt, die allmählich erwachende Bangigkeit des Kaisers selbst zu schildern, da ist der Humor wieder oben auf, und namentlich sind hier

mehrere Gespräche von der belastigendsten Art, die Napoleon mit Bismarck, an dem er nunmehr seinen Meister in der Staatskunst gefunden, und der ihm denn auch klar beweist, dass nicht er mehr die Welt, sondern Bismarck ihn am Narrenseile führe, und mit den Süddeutschen zusammenbringen, die er noch in letzter Stunde zunächst durch Schmeicheln und Versprechungen, dann durch Drohungen von „den Preussen,

Die sie werden doch zerreißen“

zu trennen sucht. Indess es hilft nichts mehr; er ist erkannt und mit ihm seine Helfershelfer, die Ultramontanen in Baiern, wie dies in dem „Schnadahüpfn eines bairischen Soldaten im Felde“ treuherzig zum Ausdruck kommt:

„Und der Pfarrer hot gsagt,
Oes müsst's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

„Ob lutherisch, katholisch
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und luthrisch sei Sach!“ —

Sie halten jetzt — wie eine andere Stimme aus Süddeutschland lautet —

„Fest zum König Wilhelm, Heldengreis,
Von dem das ganze Deutschland weiss,
Dass er zu Deutschlands Ehre
Nur führet seine Heere.“

Seinen Gipfelpunkt erreicht aber hier der Spott in dem Liede „Louis Abschied von Muttern“ im Berliner Dialekt:

„Ick geh nu fort — beginnt er kläglich — ach lebe wohl Eugenie!
Ick wollt, ick bliebe ruhig hier zurück;
Du weest, ick liebte immer Dir, wie Wen'je,
Un mit die Deutschen hab ick doch keen Glück.
Een Taschentuch gieb, Mutter, nur noch her,
Am Ende blutet mir die Nase sehr;“

sie, ärgerlich über sein „Jezeter“, meint, er vermisse wohl nur sein Lieblingsgericht zu Mittag, „Hammelfleisch“; indess

„Ne Hammelkeule holt ick nich vom Koch —
Die Keile kriegst Du ja in Deutschland noch;“

er bittet sie das „enjoniren“ zu lassen; er weiss es wohl, er muss es jetzt riskiren, sie treibt ihn ja mit Gewalt ins Kriegsgetümmel und will ihn nicht mehr zu Hause dulden; aber es wird schief gehen; drum — so schliesst er in komischer Resignation:

„Häng' mir man 'nen jrossen Beutel an,
Dess ick dir meine Knochen schicken kann.“ —

Welch' einen Contrast bildet zu dieser jämmerlichen Scene in den Tuilleries das erhebende Bild, das uns das Lied „Des Königs Rückkehr“ vor dem Königspalaste in Berlin entrollt!

„In später Abendstunde
Wie regt sich's in Berlin,
Was treibt die Menschenmenge
Zum Königshaus zu zieh'n?

„Der König ist gekommen,
Dem fränk'scher Hohn genaht, —
Er ging, um Ruh zu finden,
Er kommt zu schwerer That.“

Gross und Klein drängt sich an seinem Palaste; aller Augen blicken — Liebe sprechend — zu dem wohlbekannten Fenster empor, und durch die nächtliche Stille erschallt „Die Wacht am Rhein“; der greise Heldenkönig grüsst und winkt, ach wie oft! aber noch immer will das Volk von diesem Platze, wo es sich so sicher fühlt, nicht weichen. Da dringt plötzlich in die Massen das Wort der Bitte:

„Noch viel fällt unserm König
Der Arbeit heute zu,
Gönnt ihm zum schweren Werke
Der späten Stunde Ruh!“

„Da wird es still und stiller,
Wie Donner wirkt das Wort;
Und Einer nach dem Andern,
Sie gehen schweigend fort.“

„Und vor dem Königshause
 Stumm liegt die dunkle Nacht —
 Ein Fenster ist erleuchtet:
 Der treue König wacht!“

Ja der treue König! über ihn hat des Liedes Sonne ihre erwärmendsten Strahlen ausgegossen, und mit stolzem Vertrauen rufen seine Scharen dem Feinde zu:

„Wollt ihr einen König schauen?
 Seht euch unsern Wilhelm an!
 Auf den kann man schon bauen,
 Jeder Zoll ein König und ein Mann.“

Einem solchen Führer ist es eine Lust zu folgen; denn, singen die Dreiundfünfziger in ihrem Marschliede,

„Seht an, der greise Held
 Im weissen Silberhaar,
 Wie jung ist er im Feld,
 Wie strahlt sein Auge klar!
 Das ist ein trefflich Beispiel,
 Das unser König giebt.
 Und freudig folgen Alle,
 Weil man ihn herzlich liebt.“

Und wie mächtig dies Beispiel gewirkt, das können wir noch besonders von den Pommern erfahren, die von der Schlacht bei Gravelotte berichten:

„Da als die liebe Sonne aufging,
 Unser alter Kriegsherr uns empfing.
 Den Blick gerichtet himmelwärts,
 Ging er voran: das stärkte das Herz,
 Das gab uns Kraft, das machte uns Muth
 Und machte fröhlich das Pommerblut.“

Und so klingt es immer wieder und wieder zum Lobe für „unsern Vater auf dem Thron“ — ein Kranz von Liedern, wie ihn schöner noch niemals das Volk um die Stirn eines geliebten Herrschers gewunden hat! Und die schönste Blüthe in diesem Kranze ist der Siegesgesang:

„Victoria! der deutsche König siegt,
 Der deutsche König, er unsre Wonne,
 Dem unser Herz entzückt entgegen fliegt,
 Nun geht sie auf, des deutschen Reiches Sonne!
 Du, Streiter mit dem Schwerte und Gebet,
 Victoria! der Tapfere besteht.“

Da war er nun erstanden, der lang ersehnte Kaiser, der „fromm
 ist und gerecht“,

„Doch auch mit blankem Schwerte,
 Wo's nöthig ist, zusehlt.“

Und weil nun das Schwert seine Sache vollbracht hat, da lässt
 das Lied den Kaiser selbst dem flehenden Feinde:

„Herr Kaiser, erbarmet Euch nun,
 Und lasst die schrecklichen Waffen ruh'n.“

antworten:

„Wohlan, so sei's!
 Mein Sinn stand stets nach Frieden;
 Ihr wolltet Krieg, der Kampf war heiss,
 Gott hat mir den Sieg beschieden,
 Er macht den Uebermuth zu Spott,
 Ein' feste Burg ist unser Gott.“ —

Nächst dem Kaiser tritt nun, wie schon bemerkt, die ritterliche
 Gestalt des Kronprinzen aus dem Rahmen des Volksliedes am
 meisten hervor, aber während dort die Ehrfurcht vor dem
 grauen Haupte des Landesvaters mehr den ernsten Ton der
 Liebe anschlägt, so sind es hier die herzlichsten Weisen, die oft
 in naivster Form zum Lobe des geliebten Königssohnes er-
 klingen. Schon der stereotype Ausdruck „unser Fritze“
 oder „König Wilhelms einzger Fritze“ zeigt von einem
 Verhältniss zwischen Führer und Truppen, wie wir es in
 solcher Wärme und Innigkeit nirgends wiederfinden. In ihm
 verehren sie nicht bloss den siegreichen Feldherrn, nein, sie
 lieben in ihm auch den freundlichen, allzeit leutseligen Kame-
 raden, der an der Seinigen Leid und Freude immer den gleichen
 Antheil nimmt. So ward denn der „Kronprinz mit der kurzen
 Pfeife“ die volkstümlichste Figur im Heere, und gilt es etwas
 zu betheuern, wie in jenem Liede, wo der anfangs so wilde,
 später nur noch hinter Eisengittern in Deutschland knurrende
 Turco verspottet wird, so heisst es gleich:

„Bei Fritzen's Pfeifenkopf für wahr,
Das scheint mir sehr lächerbar.“

Und wie oben von dem Kaiser, so singen die Soldaten auch von ihm:

„Der Kronprinz, der Kronprinz,
Wie stärkt er unsern Muth!
Hurrah! du tapf're Kronprinz,
Wir weih'n dir Gut und Blut.“

So haugen sie mit Leib und Leben an ihm und folgen ihm um so lieber, als sie unter seiner Führung des Sieges gewiss sind, denn:

„Der Kronprinz und Victoria,
Die sind zusammen immer ja.“

Und wie rasch ist der Sieg gewonnen! „Gleich dem Blitze fährt der Fritze unter die Franzosenbrut“ — dies ist seit Weissenburg und Wörth, „dem Doppel-W,“ mit dem er des „Königs Namenszug“ als Gedenkzeichen für die Beleidigung von Ems dem Feinde auf den Rücken geschrieben hat, ein stets wiederkehrendes Gleichniss. Darum fürchten ihn aber auch die Feinde, wie die Trojaner den Achilles, und wie einst Andromache zu Hector, so fleht die Kaiserin Eugenie in einem dem bekannten Schiller'schen Gedichte nachgebildeten Liede „Bazaine's Abschied“ diesen an:

„Will Bazaine sich ewig von mir wenden,
Wo der Fritz mit unnahbaren Händen
Immer näher auf den Hals mir rückt?
Komm, Bazaine, ach komm, lass dich erweichen,
Komm und such Paris noch zu erreichen,
Eh' der schnelle Fritz den Spass verdirbt!“

Diese seine Blitzesschnelligkeit hat er von seinem grossen Vorfahren ererbt, mit dem er denn auch im Liede vielfach zusammengebracht wird, und der alte Held selbst schwebte mit seinem Geiste über ihm gleich in jener ersten Schlacht:

„Denn sich, auch aus den Lüften
Da fuhr's wie Schlachtenblitz,
Das war der Schlachtensegen,
Der Segen vom alten Fritz!“

Der hat auf Fritz, den jungen
 Gar väterlich geblickt
 Und seinen eignen Lorbeer
 Ihm auf das Haupt gedrückt.“ —

Kann man nun den Kronprinzen mit dem sonnigen Helden aus dem Nibelungenliede, dem edlen Siegfried vergleichen, so zeigt uns dagegen das Bild des Prinzen Friedrich Karl etwas von dem düsteren Wesen des grimmen, gefürchteten Hagen. Wie Töne des Gerichtes klingt es in dem Liede „Prinz Friedrich Karl bei Vionville“:

„Wie lang schon beb't sein Degen
 Und zittert seine Faust,
 Nun kommt auf raschen Wegen
 Er stolz dahergebraust;
 Nun kommt er angeflogen,
 Der mit dem Adlerblick
 Und stemmt die Heereswogen
 Des wälschen Feindes zurück.“

„Er regt die schwarzen Schwingen,
 Wie Sturmwind ist sein Flug,
 Zum blutig ehernen Ringen,
 Und wie Gewitterzug;
 Verbirg dich in die Erde,
 O Feind, vor seiner Wuth,
 Vor seinem blutgen Schwerte
 Und seinem Adlermuth.“

„Versuch es hinter Wällen
 Solch' wildem Feuerbrand
 Entgegen dich zu stellen,
 Doch nicht im off'nen Land!
 Viel rothes Blut macht fließen
 Der Prinz im rothen Kleid,
 Franzmann, du musst's beschliessen
 Mit Thränen und Herzeleid.“

Ihm wagt sich das Lied nicht mit herzlicheren Tönen zu nahen; wie Gottes Cherubim steht er da mit flammendem Schwerte und die Feinde zerstieben vor ihm

„Wie die Spreu vor Sturmes Weh'n.“ —

Der Dritte endlich in diesem prinzlichen Führer-Bunde, der verherrlicht wird, ist der damalige Kronprinz, jetzige König Albert von Sachsen; ihm weiss das Lied kein höheres Lob zu spenden, als wenn es ihn mit unserm Fürstenhause in Vergleich stellt. Von der Schlacht bei Beaumont, seiner Ruhmesthat, heisst es:

„Führt nicht der Sachsenprinz das Heer,
Als wär's ein Hohenzoller? —“

Neben jener fürstlichen Drei steht dann eine andere heilige Drei — Roon, Moltke, Bismark, des Kaisers verdienteste Männer, denen der dankbare Monarch nach dem Tage von Sedan selbst den Toast ausbrachte, dass der eine das Schwert geschärft, der andere es geleitet, der dritte aber durch seine geniale Staatskunst Beider Wirken ermöglicht habe. Aehnlich sangen die Baiern in einem ihrer vielen Kriegsschnadahüpfln — nur mit Uebergang des Kriegsministers Roon —

„Der Bismarek hat's gespunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Dös wird für d' Franzos'n
A z'widerne G'schicht.“

Und so heisst es dann in dem schon oben bei dem Kaiser citirten „lustigen Marschierliede“ nach der Kaiserstrophe weiter:

„Und der Bismarek, Deutschlands Retter,
Der wie eine Eiche steht,
In dem Kriegesdonnerwetter,
Wie ein heiliger Prophet:
Der wird sorgen, dass die Sachen
Sich für uns am besten machen;
Der wird drehen es und wenden,
Bis zum allerschönsten Enden.
Sollt was schief gehn, ist er da,
Unser Bismarek mit Hurrah!
„Wie 'ne dunkle Wetterwolke
In dem General-Quartier
Sitzt der kluge Vater Moltke
Mit dem Bleistift und Papier.
Und er sagt uns, wo wir stehen,
Und er sagt uns, wo wir gehen,

Und er sagt uns, wo wir reiten
 Und er sagt uns, wo wir streiten,
 Ja, so sind wir immer da,
 Wie's der Moltke will, mit Hurrah!

„Neben unserem Strategen
 Steht der Kriegsminister Roon,
 Na, der wird den Franzmann fegen,
 Das wisst ihr ja alle schon.“

Und nun werden auch all' die anderen hervorragenden Führer noch rühmlich erwähnt, und die Quintessenz des Ganzen ist hier, wie immer

„Wir werden Alle voll Vertraun
 Auf unsre grossen Führer schaun.“

Am nächsten von Allen steht ihnen aber der gute Vater Moltke, wie er immer im Liede genannt wird; seiner treuen Fürsorge stellen sie das herzliche Zeugniß aus:

„Selbst Moses, dieser Gottesmann,
 Sein Volk nicht besser führen kann,
 Denn sicher wir in Feindeslanden,
 Wie in der Heimat uns befanden.“

Ganz besonders ergreifend aber ist hier ein „Vater Moltke“ überschriebenes Gedicht; es beginnt voll Gefühl:

„Wenn die Stern am Himmel stehen
 Ueber heiss erkämpftem Feld,
 Kann man ihn noch sitzen sehen
 Bei dem Licht im kleinen Zelt.“

Es ist die Nacht vor Sedan; mit der Karte von Frankreich auf den Knien, wo er die rothen Linien von Lothringens Feld nach Sedan, und schon weiter nach Paris gezogen hat, läßt er seinen ganzen wunderbaren Plan an seinem Geiste vorüberziehen; denn es gilt morgen Mac Mahon, den er schon lange trotz des Marschalls „Manövriren voll Genie“ an „dem Seile der Strategie“ gehalten hat, „die letzten Sprünge machen“ zu lassen. Blutig geht der Morgen auf:

„Die Massen stehn, die nimmer weichen,
Zum Anfang nur bedarfs ein Zeichen,
Manch' einer wohl die Frag' noch stellt,
Wie hier des Glückes Würfel fällt.

„Da kommt der Mann, der Held im Schweigen,
Sich seinen Kindern heut' zu zeigen;
Auch heute — wie zu jeder Stund —
Geschlossen ist sein stummer Mund.

„Doch in gewohnt bescheidenen Tritten,
Kommt lächelnd heut er angeschritten,
Drückt lächelnd heut' dem Prinz die Hand:
„Dies nehmt als bestes Unterpfand! —

„Dies Lächeln, dieses Wohlbehagen
Sagt mehr als tausend Worte sagen,
Da konnt' der Sieg nicht schwankend sein:
Und muthig schlug'n wir Alle drein.“ —

Nicht minder wie diese grossen preussischen Führer werden ferner die baierischen Helden v. d. Tann und v. Hartmann gefeiert, die dem Feinde — wie es mit einem Wortscherze heisst

„Tannig sind und hart,
Ihr Schwert ist so schneidig, das hat deutsche Art.“

Und so empfängt nun jeder brave Soldat, ob Officier oder Gemeiner, seinen wohl verdienten Lorbeer, von dem General von Budritzki, dem „grossen Kleinen“, der die Fahne in der Hand seinen „Elisabethern“ voran in das Dorf Le Bourget stürmt, herab bis auf den muthigen Husaren-Wachtmeister Hildebrandt, der in der Schlacht bei Sedan allein in die feindlichen Reihen stürmt und 18 Gefangene macht, und den Corporal Dettenhofer vom baierischen Leibregiment, der, Nachts mit 10 Mann zum Eclairiren ausgeschiedt, eine Compagnie Franzosen in die Flucht schlägt und so seine gefangenen Kameraden befreit. Besonders belustigend ist hier die Affaire, wie der erste Turko gefangen wird. Ein Hauptmann vom 5. baierischen Infanterie-Regiment, der „solchen Heiden gerne lebendig mal beschen hätte“, brummt in der Schlacht bei Weissenburg schon verdrüsslich:

„Die Kerle schiessen wirklich mir
Den letzten Turco todt.“
„Wenns das nur ist, denkt Köhler sich,
Dann ist die Sach nicht schwer:
„Du Kamrad, halt mir's doch amal
A bissel mei Gwehr!“

Und damit springt er durch den Kugelregen auf die Turcos los, packt den nächsten beim Genick und sagt: „Komm mit Franzos.“

„Er hält ihn seinem Hauptmann hin
Und salutirt und spricht:
Da habn's an'n, doch verzeihn's,
Der schönste ist es nicht.“

Ja die Baiern, sie „fangen den Teufel auf freiem Feld“, und sie selbst nennen sich gerne „die blauen Teufel“ in ihren Liedern, und rühmen noch besonders ihre „pfalznen Faustknedel, mit denen sie den Hals der Feinde genudelt“. — Damit sind wir nun zu der zahlreichen Classe von Liedern gekommen, in denen die verschiedenen Vorzüge der einzelnen Truppenabtheilungen und Waffengattungen gepriesen werden; meistentheils lustige Marschlieder, die, im Kreise der Soldaten selbst entstanden, von ihnen auf dem Marsche gesungen wurden, also eine echte Soldatenpoesie. Voran die Infanterie; von ihr heisst es in dem Marschliede der Vierundsechziger:

„So lang es Krieg und Schlachten gab,
Glänzt die Infanterie als heller Stern,
Sie gräbt dem Feind ein sich'res Grab
Und ist des Heeres fester Kern.
D'rum hat mir stets vor andern allen
Die Infanterie so wohl, so wohl gefallen.“

Sie kennt keine Furcht, und wie vernichtend in ihrer Wirkung auch die französischen Waffen geschildert werden, kaltblütig entgegnet sie:

„Ob den heiligen Chassepot preise
Auch der Franzmann voller Glut:
Glaubt mir, auch der heilige Dreyse
Und der Werder Wunder thut.“

Und von solchen Wundern wissen uns denn auch die Lieder mit jeder Schlacht immer Neues zu berichten. Jedoch das Kleinste war es gewiss nicht, womit jene winzige Saarbrücker Besatzung unter Major Pestel den Feldzug eröffnete, 40,000 Chassepots so lange in Schach zu halten, bis ganz Deutschland die Rüstung angezogen hatte — eine That, die natürlich ihre wiederholentliche Verherrlichung findet! Freilich war es hier nicht die Infanterie allein, die dies Wunder zu Stande brachte, auch der Ulan, wenn auch in noch geringerer Anzahl als jene, half wacker mit, und er ist es nun auch, der unter der Cavallerie dem Feinde am gefürchtetsten ward. In der Schlacht bei Mars la Tour haben sie sich den Namen „les Ulans terribles“ erworben und fortan:

„Bei dem Zetergeschrei les Ulans, les Ulans,
Reisst aus in grausem Gewühle
Die grande nation mit grossem élan
Nationale und Mobile.“

Ihm gehört daher die ganze Welt, und interessant ist es zu vernehmen. „wie der Ulan eine Stadt erobert“:

„Meistens ist Ulan zu drei'n,
Wenn er in die Stadt rückt ein;
Sprengt sogleich vor'm Maire sein Haus,
Macht Getös und ruft ihn 'raus:

„Augenblicks capitulirt,
Oder's Nest wird bombardirt!“
Maire von Drinnen ruft „gleich, gleich,“
Kommt heraus, bringt todtenbleich

„Alle Schlüssel von die Stadt . . .

— — — — —
Herrscht Ulan drauf in der Stadt,
Raucht und trinkt und isst sich satt.

„Sprengt dann fort in scharfem Ritt
Und die Schlüssel nimmt er mit.
Andern Tags kommt Infanterie,
Nichts zu thun mehr findet sie.“

„Können spar'n die Munition —
 Stadt erobert gestern schon
 Ohne Aufseh'n und Geräusch,
 Heisst schon Nanzig, ist schon preuss'sch.“

Aber auch die anderen Reiter-Truppen lassen es an Furchtbarkeit nicht fehlen und ergreifend ist hier, was das Lied von den Halberstädter Kürassieren zu berichten weiss. In der Schlacht bei Gravelotte erhalten sie den Befehl, die gefährdeten Brandenburger aus dem feindlichen Kugelregen herauszuhauen; unwiderstehlich ist ihr Anprall, die französischen Batterien schweigen und Brandenburg bekommt wieder Luft. Aber was für ein Kampf war es! Wie schneidet der Ausruf ins Herz:

„Doch was ist das? In Frankreich hat
 Es im August geschneit?
 Da liegt das halbe Halberstadt
 Im weissen Waffenkleid.

„Da liegen sie, da schlafen sie
 Den ehrenreichen Schlaf,
 Wie sie der Blitz der Batterie,
 Der Säbelhieb sie traf.“ —

Und nun erst die Artillerie! bei ihr heisst es:

„Immer feste auf die Weste!
 Halt dich tapfer alter Krupp,
 Bring uns bis zum letzten Reste
 All das Kruppzeug auf den Schub!“

sie schiessen in die Festung hinein,

„Dass sie vermeinen die Hölle thut spei'n
 Aus ihrem feurigen Rachen.“

Doch zuerst müssen die Pioniere ihre Arbeit gethan haben, und sie sind denn auch immer schnell voran, gilt es nun Laufgräben zu ziehen oder Schienen zu legen. So hiess es nach der Vollendung der Schanzen vor Metz:

„In acht Tagen
 Woll'n guten Tag wir sagen
 Unsern Brüdern vor Paris.“

Und nun machten sie an einem Tage 7 Meilen und

„So kann ich Euch verkünden,
Wo heute noch zu finden
Sieben Meilenstiefel sind:
Bei unsern Pionieren,
Die immer flott marschiren.“

So ward Festung auf Festung eingenommen; kein Wunder,
wenn die Soldaten da von sich treuherzig rühmen:

„Wir haben doch ein sehr
Einnehmendes Wesen!
Was will man mehr?“

Und das gilt nun ebenso von der Linie wie von der anfangs
von den Franzosen so gering geschätzten Landwehr: sie giebt
ihnen in dem Liede „Gebt Acht“ auf ihren Spott: „Die Preus-
sische Landwehr bestehe nur aus Handwerkern“ die derb tref-
fende Antwort:

„Gebt Acht, ihr Franzosen! die Landwehr ist da,
Die Preussischen Handwerker fern und nah,
Die Männer vom Webstuhl, Drehrad und Riem,
Vom Hammer und Ambos, von Hobel und Pfriem:
Die treiben gar lustiges Handwerk Hurrah!“

Und nun machen sie ihnen in drastischen Reimen die schöne
Aussicht, es wolle ein Jeder sie mit seinem besonderen Hand-
werkszeuge bearbeiten.

Und dass dies keine eitlen Prahlereien sind, die Division
Kummer hat es bewiesen, aber das hätten die Franzosen wohl
auch wissen können, denn — wie der Schluss eines dialek-
tischen Marschliedes lautet —

„Von Anno drüthen lange Tied,
Kennst du noch dütsche Landwehrlüt.“

Und hierbei thut sich nun auch die Berliner Landwehr etwas
zu Gute auf ihre Strandwache an der Ostsee, und voll Selbst-
gefühl singt sie:

„Frankreichs Schiffe sind von Eisen,
D'rinnen Herzen nur von Holz;
Schaffet Herzen d'rin von Eisen,
Schiffe, die da sind von Holz.“

Freilich die Furcht des Feindes lässt sich leicht erklären, denn — wie es mit Anspielung auf das Stadtwappen Berlins heisst — „der Bär steht an dem Strand“. Nur einmal wagten die Franzosen eine Landung zum Schrecken der Bürger von Stolpe, indess es war gar nicht ihre Absicht zu schrecken, es leitete sie vielmehr der idyllische Zweck einer friedlichen Verproviantierung, ein Contrast, wie er in einem „Pommerisch-Preussischen Strandidyll, das der Kladderadatsch unter dem 25. September 1870 brachte, zu ergötzlicher Darstellung kommt. Und als nun gar das Preussische Kanonenboot Meteor den französischen Aviso Bouvet in die Flucht trieb, die er, stark beschädigt, nach der Havannah antrat, da folgte „der grossen und gefährlichen Armada, von der man so viel in alten Mähren gesungen“, der schärfste Hohn jener Strandwächter nach:

„Es kamen viel Panzerfregatten,
Dass überliefe das Meer —
So hiess es — nun trübet kein Schatten
Die friedlichen Fluten umher.“

Die Furcht vor der Flotte Geschützen ist nun verronnen wie ein Tropfen im Sand; die Küstenbewohner sitzen wieder fröhlich am Strand und nach der Melodie „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“:

„Singen sie vom Lenz und Liebe,
Von goldner, seliger Zeit,
Und wo die Flotte nur bliebe —
Die Flotte aber schwimmt weit.“ —

So ward denn überall der „gallische Hahn vom Adler zerzaust“, wie es in jenem französischen Klageliede heisst, und des Kaisers stolze Parole „gloire und élan“, sie wandelt sich ihm in „terreur“ und „Sedan“. Indess einer Ungerechtigkeit macht sich der Deutsche selbst einem verhassten Gegner gegenüber nicht schuldig: sein Lied weiss auch feindliche Tapferkeit anzuerkennen und oft genug heisst es:

„Sie stritten, wie die Löwen;“

und von Gravelotte:

„Hier stand, wie Stein und Fels,
Der Feind so fest und kämpfte wacker.“

Aehnlich von Sedan:

„Franzosen aber stehen fest,
Wie hinter Mauer und Thurm.“

Nur die Franc tireurs, „die Kellerlochs schützen“, werden immer mit Indignation behandelt, sowie mit mitleidigem Spotte die Truppen, die Gambetta immer von Neuem aus dem Boden stampft, namentlich die Bourbaki'sche Armee, deren kläglicher Zustand uns also beschrieben wird:

„Fähndrich ohne Fahn',
G'wehre ohne Hahn,
Feldherrn ohne Witz,
Stuecklent' ohn' G'schütz —
Sind wie Pharao
Sie gestürzt so.“ —

Tritt nun in den bisher besprochenen Liedern vorzugsweise die militärische Seite unsers Bildes hervor, so lassen es andere auch an politischer Weisheit nicht fehlen, und voran steht hier der berühmte Füsilier Kutschke mit seinen drastischen Reflexionen über den Gang der Ereignisse und seinen humoristischen Manifesten, die er von seiner Feldwacht aus an Napoleon, Garibaldi und die Pariser ergehen lässt. Kutschke ist heute eine welt-historische Persönlichkeit; sein allbekanntes Lied, das von derselben durchschlagenden Bedeutung war wie die „Wacht am Rhein“, hat nicht weniger als 35 Uebersetzungen erfahren, in allen lebenden und todtten Sprachen, sogar in Keilschrift, Hieroglyphen und Runen; sie sind zusammengestellt in der von dem Regierungsrath Ehrental in Marienwerder herausgegebenen Kutschke-Polyglotte; auch ist das Lied fünf Mal componirt. Fürwahr ein berühmtes Lied, und kein Wunder also, wenn sich über den Autor desselben viele literarische Fehden entspannen, die aber alle fruchtlos blieben, bis denn der Autor selbst in der

Liedersammlung zu „Schutz und Trutz“ von Franz Lipperheide mit seinem Namen hervortrat.*) „Es ist der Präpositus, alias Superintendent, Herm. Alex. Pistorius zu Basedow bei Malchin in Mecklenburg, der wieder seinerseits zur Abfassung jenes Liedes durch eine Notiz in der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 veranlasst wurde, die also lautete: Unter den vielen Liedern ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Der Dichter sah die Franzosen am Waldrande vor sich hin und her laufen, da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub, es ist Napolium!“

Beim Lesen dieser Verszeilen habe es ihm geschienen, dass, wenn man dieselben erweiterte, der damals schon offenbar gewordene Geist unseres Heeres und Volkes, der gottvertrauende, pflichtgetreue, todesmuthige, siegesgewisse deutsche Geist in einem Volksliede zum Ausdruck gebracht werden könne und dies eines Versuches werth sei. So entstand das Kutschke-Lied, und es erschien zuerst in den „Mecklenburgischen Anzeigen“ unter dem 22. August 1870 mit der Angabe „Vom alten Sechszwanziger“, weil der Verfasser im 26. (1. Magdeburgischen) Infanterie-Regiment als Einjähriger gedient hat. Woher aber die Stammverse:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub, es ist Napolium,“

sowie der Name und die Figur Kutschke's herrühren, ist noch nicht aufgeklärt und wird dies auch kaum gelingen; sie sind wahrscheinlich viel älteren Ursprungs und stammen vielleicht, wie Einige es auch behaupten, noch aus den Freiheitskriegen her.“ Jedesfalls ist aber erst durch das Lied von Pistorius Name und Figur zu einer so seltenen Volksthümlichkeit gelangt, und ihm haben wir auch eine Anzahl Nachahmungen — acht

*) S. Fr. Lipperheide, 12. Lieferung, p. 184, wo die hier folgenden Notizen ausführlich zusammengestellt sind.

im Ganzen — zu verdanken, die — meistens ebensovorfend und drastisch — sich an die Hauptphasen des Krieges bis zum Einzuge in Paris anlehnen. Fassen wir nun alle diese Lieder, die zwar nicht aus der Feder eines Verfassers, aber doch aus dem Geiste eines einmüthig fühlenden Volkes herkommen, als ein Ganzes zusammen, so stellt sich uns Kutschke, wie gesagt, nicht bloss als tapfern Soldaten, sondern auch als fürsichtigen Politiker dar: er ist das Organ, durch welches die Meinungen, Wünsche und Hoffnungen des Volkes nach dieser Richtung hin zum Ausdruck kommen. Kutschke hat den Krieg vorausgesehen; er sagt in dem zweiten dieser Lieder, in dem er uns einen Ueberblick über den Gang der Ereignisse bis nach der Schlacht bei Mars la Tour giebt:

„Wir bauten ruhig Kraut und Rüben,
Wir sassen fest im Webstuhl d'rin,
Den Franzmann auch sah'n wir da drüben,
Anscheinend still, Oliven zieh'n;
Doch Kutschke glaubte nicht daran,
Und hat auch gar sehr wohl gethan.“

Und als es nun in dem Gebüsch bei Saarbrücken herumzukrauchen begann, da ist er dann auch der Erste, an den sich der Kaiser, wie es naiv heisst, mit dem Auftrage wendet:

„Hör, Kutschke, ich vertraue dir,
Such du emal im Busch herum,
Ob's wirklich ist Napolium!“

Er hält denn auch sofort, ganz unbekümmert darum, ob es ihm aus dem Busche „mitralliös“ entgegenknallt, seine Suche ab, und bringt nun seinen originellen Rapport:

„Bei Saarbruck, in dem Busch herum
Kraucht mit Lulu Napolium.“

An Letzteren aber ergelzt zugleich seine classisch gewordene Prophezeihung:

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm.
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei,
Mit seiner ganzen Kaiserei!“

eine Prophezeiung, deren volle Wahrheit Napoleon selbst ihm nach der Katastrophe von Sedan zugestehet, indem er da in einer Selbstbetrachtung, „Das Czarenlied“ betitelt, wehklagt:

„Und lässt man mich laufen und lässt man mich frei,
Mit der Kaiserei, sagt Kutschke, ist's dennoch vorbei!“

So zufrieden nun Kutschke mit dieser schnellen Erfüllung seines prophetischen Wortes ist, so unzufrieden ist er jedoch mit der glimpflichen Behandlung des Kaisers, und kopfschüttelnd ruft er in seiner „Einsprache“ aus:

„Das geht mir sehr im Kopp herum —
Auf Wilhelmshöh Napolium! —
Was hast du da auf's Schloss zu thun
Als Prisonjer? — das frag ich nun.

„Mit Eklipaschen und Lakai'n
Ziehst du nun doch in Deutschland ein?
Das glaub' ich, das gefällt dir so!
Das hat man von den Chassepo.“ —

Aber auch andere Stimmen vereinigen sich mit der seinigen; ein anderes, höchst komisches Gedicht „St. Helena von 1870 oder Napoleon und die Berliner Gerichtslaube“ will ihm diese höchstens als Aufenthaltsort angewiesen wissen, da kann er denn allenfalls einen kleinen Handel mit „der Tante Vossen“ anlegen, aber am besten

„Sie sollen ihn behalten
Und Sie und Es dazu;“ denn
„Wohin ihn exportiren?
Er ist zu sehr bekannt.“ —

Und so lässt denn ein Dritter an Kutschke selbst die Aufforderung ergehen:

„An's Herz leg' ich die Sache dir,
Sprich mit dem König, Füsilier!
Und sag', wie wir in Deutschlands Gau'n
Voll festen Zutrauns auf ihn schau'n.“

Der König solle der Thränen seiner hochseligen Mutter, der Königin Louise, gedenken und erst in Paris Frieden schliessen,

trotz aller Einsprache der Franzosen, die dies für Barbarei ausschreien und mit ihrer Republik der Sache ein Ende zu machen denken. Indess Kutschke sieht das schon lange ein:

„Ne ganze Erbswurscht wett ich drauf,
Der Krieg hört in Paris erst auf;“

lautet der Anfang seines Manifestes an die Pariser:

„Was nützt euch das Petroleum
Denn ohne den Napoleum.

„Nun wollt mit Tiger, Panther, Leu'n,
Pariser, ihr uns Deutsche dräu'n?
Und alle Lampen pust't ihr aus,
Und glaubt, wir machen uns was draus.

„Was schreckt uns eure Republik?
Damit habt ihr bei uns kein Glück.
Es giebt bei euch, Parol Donnöhr,
Gar keine Republikaner mehr.“

„Ich thu' euch hier vorweg schon kund:
Rinn muss das Elsass in den Bund,
Eh' geht der Frieden euch nicht auf,
Da wett' ich meine Erbswurscht drauf.

Aber die Franzosen glauben weder ihm noch ihrem Landsmann, dem „politischen Nachtwächter von Paris“, der jetzt wieder, wie in dem siebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen — denn er ist eine stereotype Person im Volksliede — bei jeder Stunde aus Verzweiflung über die Niederlage der französischen Waffen eine noch nie gehörte deutsche Wahrheit ausruft, und bei dem Rufe 12 nachdrücklich mahnt:

„All mein Wachen kann nichts nützen,
Ob wir fluchen, schreien, blitzen,
Jeder mach' sein Testament,
Denn Frankreich hat bald ein End.“

Sie glauben es nicht, denn eine neue Hoffnung ist ihnen in Garibaldi aufgegangen, dem alten Feldherrn in der rothen Bluse, der „von trügendem Wahn und Träumen bethört“ nun auf dem

Schlachtfelde erscheint. Indess Kutschke ist gleich bei der Hand, auch ihm den Staar zu stechen: er ruft ihm in einem anderen Manifest warnend zu:

„Was willst du, Garibaldi, nur
Bei der Regierung da in Tour?
Wer kann mir, frag' ich ernstlich nun,
Von Beiden jetzt am leidsten thun.

„Mischst du dir mit Menottilein
In solche faule Sachen rein!
Und die Franzosen schrei'n gleich aus:
Eh bien, nun sind wir schöne 'raus!

„Man still! dir und dem Kronensohn,
Euch werden wir's besorgen schon.“

Und es ward besorgt, Paris ward eingenommen und Kutschke konnte bald sein prächtiges Einzugslied anstimmen:

„Da siehst du mir, da hast du mir,
Da hast du deinen Sieger!
Bonschur Paris! Betrachte dir
Nun den Barbarenkrieger.

„Der Einzugssehmerz, der Einzugsgraus
War mal nicht abzuwenden;
Der Deutsche will sich mal durchaus
„Entehren“ nun und „schänden.“

„Verlass dir auf das Weltgericht
Und lass ihn einmarschiren.
Es ist das erste Mal ja nicht —
Warum sich denn so zieren?“

Und so zieht er mit Hurrah durch das Siegesthor, wobei ihm mit einem Male beim Anblick des Louvre und der glänzenden Boulevards so „welthistorisch“ zu Muthe wird; „ja,“ ruft er aus:

„Das ist Paris! das ist der Lohn,
Nach dem ich alter Knabe
Mir nun sechs lange Monden schon
Geseht im Stillen habe.

„Das ist's! Nun freu' dir auch drauf los!
 Geniess des Siegers Ehre!
 Ich freu' mir ja — wenn ich man bloss
 Bei Muttern wieder wäre!“ —

Und so treuherzig wie hier Kutschke mitten in dem Siegesjubiläum seiner Sehnsucht nach der Heimath Ausdruck giebt, so treuherzig — dies sei zum Schluss noch erwähnt — kommt dies Gefühl auch noch öfter, namentlich in der sogenannten „Vorpostenpoesie“, zum Ausdruck. So hören wir z. B. einen Berliner in einsamen Quartier auf einem Heuboden bei Metz melancholisch singen:

„Hier is et kalt und zucht och sehr,
 Gewürme wimmelt um mich her,
 Hier riecht et faul und moderig —
 Mit eenem Wort:
 Hier is et koderig!“

Dazu keine Cigarren, nicht mal ein Streichholz; es hiess wohl, es seien Liebesgaben gekommen aus der Fern, indess zu ihm ist keine gekommen, er hat weder Glück noch Stern. Wer kann ihm da den Wunsch verargen:

„Ach wäre ick doch still zu Haus,
 Un tränk' ne kühle Weisse aus!
 Doch einsam hier verschmachten soll ich —
 Ach wäre ick bei Muttern dort —
 Mit eenem Wort:
 Da wär' et mollig.“

Und ein Anderer wieder, der in der Zeitung von den 1000 Fässern liest, die zu Hause bei jeder Siegesnachricht auf das Wohl der tapferen Krieger ausgetrunken werden, ruft in komischer Verwunderung aus:

„Ob mich der Teufel hole,
 Dies Räthsel fass' ich nie:
 Wir dürsten zu ihrem Wohle,
 Auf unsers trinken sie.“

Ja wir, die wir zu Hause über die grossen Siege jubelt, wir haben keine Ahnung, wie viel des Schweisses der Edlen sie

gekostet. Und doch mit welchem Humor können sie noch über ihre bedrängnißvolle Lage poetisiren! Hören wir nur das Lied eines solchen poetischen Vorpostens: „Wie wir Metz erobern.“

„Es ist eine schöne Jegend
Um diese Festung hier,
Und wenn's manchmal nicht rejent,
So sieht man was von ihr.

„Jewöhnlich rejents jrässlich,
Und jiesst daneben her,
Und ist das Wetter hässlich,
Denn jiesst es noch viel mehr.“

„Man liegt auf Wiesenrändern
Im weiten Kreise rings —
Will man sich mal verändern,
So legt man sich nach links —

„Und kiek von einer Stelle,
Sechs Wochen lang eja!,
Hinüber auf die Wälle,
Hinaunter in das Thal.

„Die Seife ward zur Mythe . . .
Die Socken . . . ich verlor,
Das Einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

„Kurz dieser Heroismus
Is nich ganz ohne Reiz.
Mich zieht der Rheumatismus
Für's Vaterland durch's Kreuz.“ —

Doch:

„Gott war mit Euch, er mass die Prüfungszeit,
Er gab Euch Kraft, den Kampf durch Sieg zu enden;
Er hat durch Euch die Brüder uns befreit,
Dank, dreimal Dank Euch stets aus unsern Händen!
Treu stand't Ihr, fest Ein Wall um's Vaterland,
Das deutsche Reich erkämpftet Ihr uns wieder;
Und heil'ge Treue, edle Freiheit, deutsche Lieder
Sind unsers Volkes bleibend Unterpfand.“

Zu ihm aber, dem grossen Führer, dem treuen König, dem allverehrten Kaiser, schallt es heute an seinem 80. Geburtstage

aus allen Gauen des dankbaren deutschen Landes wieder eben
so mächtig, als damals beim Beginn des Kampfes gegen den
Erbfeind, empor:

„Hör' an des Thrones Stufen
Das Vaterland heut' rufen:

Und wenn die ganze Welt voll Teufel wär',
An unsrer Fahne steht's: „Vom Fels zum Meer.“ —
„Hoch Wilhelm, deutscher Kaiser, lebe hoch!“ —

Gumbinnen.

Dr. E. Küsel.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. Enthaltend Beiträge zur Geschichte der englischen Sprache und Literatur, herausgegeben von Richard Paul Wülcker. Nebst kritischen Anzeigen und einer Bücherchau herausgegeben von Moritz Trautmann. 1. Band. 1. Heft. Halle a. d. S. Lippert'sche Buchhandlung (Max Niemeyer) 1877. Gr. 8. 188 S.

Als die Nachricht sich verbreitete, dass das „Jahrbuch für Romanische und Englische Sprache und Literatur“ aufhören würde zu erscheinen, da gewann es den Anschein, als ob die Pflege der modernen Philologie bisher doch nur eine schwache gewesen sein müsse und dem „Jahrbuche“ sicher nicht genügende Unterstützung seitens der Fachmänner zu Theil geworden wäre. Mit dem „Archiv“ konnte man glauben, hätte es eine andere Bewandniß, da dieses den gesammten neueren Sprachen gewidmet, also auch die deutsche mit eingeschlossen, wesshalb ihm die Nahrung reichlicher zuflösse, und zwar sowohl was die wissenschaftlichen als auch die pecuniären Beiträge (ich meine natürlich das Abonnement) betrifft. Wie sehr man sich hierin getäuscht, freilich (O, Seltenheit!) angenehm getäuscht hatte, erwies sich bald nachher. Denn noch war das Licht, welches das „Jahrbuch“ auf die in Rede stehenden Studien warf, nicht erloschen, als schon von Breslau her die Ankündigung der „Englischen Studien“ vom Privatdocenten E. Kölbinger kam, welche denn auch seitdem erschienen und besonders in England mit grosser Anerkennung aufgenommen worden sind. Und fast gleichzeitig erliessen die Herausgeber der hier angezeigten Zeitschrift ihren Prospect, der, sowohl hinsichtlich der vortheilhaft bekannten Namen der Herausgeber sowie des stattlichen Verzeichnisses von Mitarbeitern in Deutschland und England, verheissungsvoll genug war. Das vorliegende erste Heft hat denn auch die Erwartungen, zu denen der Prospect berechnete, erfüllt und jeder Freund der wissenschaftlichen Behandlung und Durcharbeitung der neueren Sprachen wird die „Anglia“ mit Freuden begrüßen. Es werden die classischen Philologen dadurch nur immer mehr genöthigt werden, die moderne Philologie als eine ihrer Wissenschaft ebenbürtige zu betrachten, und dürfte wohl bald die Zeit kommen, wo man das Englische auch auf den Gymnasien als obligatorischen Unterrichtszweig einführen wird. Es muss dem Ausländer wahrlich sonderbar erscheinen, in einem Lande, wo man einen englischen Dichter, freilich mit Recht, als den grössten überhaupt betrachtet, ihm eine, und zwar die erste, Stätte gegeben, dessen Pflege eine

Gesellschaft und ein Jahrbuch gewidmet hat und ihn geradezu als einen einheimischen behandelt, und zwar mit Bevorzugung vor den wirklich vaterländischen, dessen Sprache auf deutschen Gelehrtenschulen ausgeschlossen oder nur geduldet zu finden. Doch dies beiläufig. Um auf die „Anglia“ zurückzukommen, so wird eine Angabe des Inhalts genügen, dessen Reichhaltigkeit darzuthun, während die Namen der Verfasser der verschiedenen Artikel (Referent freut sich fast, dass er erst nach dem Erscheinen des Heftes seine Mitarbeiterschaft zugesagt hat, obgleich vor demselben freundlichst dazu eingeladen, da er diess jetzt, ohne unbescheiden zu sein, sagen darf), schon an sich für deren Gediegenheit bürgen.

C. Grein eröffnet mit der Frage „Ist die Bezeichnung ‚angelsächsische Sprache‘ wirklich unberechtigt“ und beantwortet sie natürlich verneinend. Bei der Gewichtigkeit dieser Stimme, als vielleicht erste Autorität auf dem Gebiete und bei dem wohl unnötigen Staub, den diese Frage in neuerer Zeit in England aufgewirbelt hat, habe ich hier ausnahmsweise das Resultat der Untersuchung mitgeteilt, was man bei den übrigen nicht erwarten darf, da ich die Leser des Archiv durch diese Anzeige nur dazu bestimmen möchte, die „Anglia“ selbst zu lesen. J. Zupitza folgt mit einer Abhandlung „Zum Poema Morale“, unter Abdruck des Textes nach der Digby Handschrift. R. Köhler weist in der deutschen Literatur eine Parallele zu „Chaucer's The Millere's Tale“ nach. H. Düntzer hat das Wort „Zu Marlowe's Faust“ ergriffen. C. Horstmann liefert den Text der „Legenden von Celestin und Susanna“ mit eingehenden „Einleitungen“, welche sich mit der Sprache und dem Versmaass dieser Dichtungen beschäftigen. Von W. Sattler erhalten wir „Beiträge zur Präpositionslehre im Neuenglischen.“ Hier jedoch kann Referent die Bemerkung nicht zurückhalten, dass bei aller Anerkennung des Sammlerfleisses, mit welchem W. Sattler seine Stoffe behandelt (er hat ja auch schon das Archiv mit manchem ähnlichen Beitrag versehen), ihm dabei des Guten zu viel gethan scheint, wodurch schliesslich nur Verwirrung entstehen kann. Es kommt im Englischen stets auf den Sinn an, den man in einen Ausdruck hineinzulegen wünscht, und muss dabei hauptsächlich das Sprachgefühl leiten. Wer das nicht besitzt, dem ist es durch noch so viel Belegstellen nicht beizubringen. Man missverstehe mich nicht: was ich hier ins Auge fasse, sind eben nur solche Fragen, wie die von W. Sattler ohnlängst im Archiv behandelte „In the Reign“ und „under the Reign“ und sein hier behandeltes Thema „To expect from und of“, wo beide entweder gleichmässig gebraucht werden, wenn es sich um „von“ handelt, ganz unterschieden aber sind, wenn man bei of eigentlich „in“ meint; also im letzteren Falle gerade wie bei to hear from und of, wo of durch über zu übersetzen ist. M. Trautmann handelt von dem (schottischen) Dichter Huchown und seinem Werke. Die Abhandlungen schliessen mit einer „Collation of the Poetical Solomon and Saturn with the Ms.“, von H. Sweet. Hierauf folgen Anzeigen und Kritiken, darunter eine ausführliche über K. Elze's W. Shakespeare, von F. A. Leo, eine eben solche über A. W. Ward's History of English Dramatic Literature, von W. Wagner, deren Fortsetzung folgen soll, und eine von R. Wülcker über Th. Arnold's Ausgabe des Beowulf.

So sei denn die Zeitschrift allen modernen Philologen bestens empfohlen! Ein Glückauf ruft ihr auf den Weg

Dr. David Asher.

Pierer's Conversations - Lexicon. Siebente vollständig umgearbeitete Auflage. Oberhausen und Leipzig bei A. Sparrmann.

Das Pierer'sche Universallexicon, welches in den Jahren 1824—1836 zuerst hervortrat, und in den Jahren 1875 ff. die 6. Auflage erlebt, übertraf seine Concurrenten durch die grosse Anzahl von Artikeln, die es auf einen verhältnissmässig engen Raum zusammendrängt, und durch seine knappe, vielmfassende Sprache. Als Nachschlagebuch hatte es für den Gelehrten, Beamten und Geschäftsmann einen durch kein anderes Hülfsmittel zu ersetzenden Werth. Aber seine Form unterlag mehr und mehr dem Schicksale der Veraltung, und nicht minder bedurfte sein Inhalt einer neuen durchgreifenden Revision. Der 6. Auflage folgte eine Reihe von Jahren, die auf Gebieten der Kunst, des Handels und der Gewerbe, der Politik und des gesellschaftlichen Lebens einen staunenswerthen Reichthum neuer Forschungsergebnisse, Entdeckungen und Erfahrungen zu Tage förderte. Würde hierdurch die Aufnahme einer grossen Menge von bisher nicht beachteten oder unbekanntem Artikeln zur Nothwendigkeit, so hatten viele andere Gegenstände ihre Bedeutung verloren und müssten dem Zwecke der Raumerparniss weichen. Ja, der ganze das Lexicon durchwehende Geist bedurfte einer frischen Modernisirung, und namentlich war es eine unabweisliche Zeitforderung, dass neben der rühmlichen Fürsorge, die das Werk in seinen bisherigen Auflagen der klaren und gediegenen Belehrung über zahllose Einzelfragen auf allen Gebieten des Wissens und Lebens gewidmet hatte, neben der vorherrschenden pünktlichen Thatsächlichkeit, die einem solchen Unternehmen vor Allem zur Pflicht gemacht werden muss, ein bisher von dem Pierer'schen Lexicon zu wenig berücksichtigtes Element, nämlich die Bildung der Nation scharf ins Auge gefasst und vorzüglich in den allgemeinen Artikeln, so weit es nur die Knappheit des Raumes gestattete, eifrig gepflegt wurde. Mit dieser Richtung, zu der alle Strömungen unserer Zeit hindrängen, musste entschieden, als es in den bisherigen Auflagen geschehen war, die Scheidewand zwischen der Gelehrsamkeit und dem Leben fallen. Ohne dem Ernst und der Gediegenheit des Wissens Abbruch zu thun, hatte man ihm eine anziehende, elegante, populäre und doch edle Einkleidung zu geben und es an passenden Stellen mit den die Gegenwart bewegenden ideellen und materiellen Grundfragen in Beziehung zu setzen. Es galt, nicht allein die Wissbegierde über einzelne Punkte zu befriedigen, sondern aus den einzelnen Artikeln einen Spiegel des gesammten jetzigen Geisteslebens entstehen zu lassen, der dem Gebildeten und nach Fortbildung Verlangenden Mittel und Anregungen zum tieferen Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten der Nation und der Menschheit und zur Gewinnung einer festen Ansicht über sie darböte. Eine solche Encyclopädie und Auslegung des Zeitbewusstseins erschien als die letzte und höchste Aufgabe des Werkes, das Streben nach diesem Ziele gibt sich in wiederholten Aussprüchen der Redaction zu erkennen, die uns beweisen, wie ernst sie ihre Sache nimmt, und es tritt uns erfreulich in gar manchen Artikeln entgegen, denen es durch den weiteren Umfang ihres Themas gestattet war, über die Grenzen der Notizenhaftigkeit hinauszugehen. Durch das eifrige Zusammenwirken gediegener Kräfte, durch gelehrten Fleiss, durch klares und geistvolles Urtheil, durch eine häufig begegnende Kunst gedrängter, viel umfassender, leichter und ansprechender Darstellung erscheint hier das alte, verdienstvolle Lexicon im wahren Sinne verjüngt, in der doppelten Eigenschaft eines Nachschlagebuches und einer Bildungsschule als eine sehr dankenswerthe Gabe für unsere Nation.

Die vor uns liegenden acht Bände enthalten, um das Gebiet der germanischen und romanischen Sprachen und Literaturen hervor-

zuheben, allgemeine Artikel über die Bereiche des Angelsächsischen, Dänischen, Deutschen, Englischen, Französischen und Friesischen, mit denen wir unsere Befriedigung aussprechen. Dies gilt namentlich von dem Artikel „Deutsche Nationalliteratur“. Er umfaßt seinen Gegenstand im weitesten Sinne des Wortes und macht, besonders in der Zeit bis zum Tode Schiller's, mit der lebendigen Beziehung der Literaturgeschichte auf die allgemeine Culturentwicklung der Nation in einer Weise Ernst, die noch immer zu den Seltenheiten gehört. Der zweckmässige Plan, die Fülle des auf wenigen Bogen zusammengedrückten Inhaltes, die Klarheit des Urtheils und der Darstellung möchten diesen Artikel selbst zum Grundrisse für akademische Vorlesungen empfehlen. Mit etwas flüchtigerer, wenn auch feiner und kundiger Hand, ist die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts bearbeitet. Unter den Einzelartikeln aus der deutschen Nationalliteratur und aus den angrenzenden Gebieten heben wir Albrecht, Alexandersage, Amnolied, Apollonius von Tyrus, Aufemberg, Armin den Dichter, Aschenbrödel, Balde, Balder, Barlaam und Josaphat, Michael Behaim, Bodenstedt, Bodmer, Jakob Böhme, Sebastian Brant, Bremer Beiträge, Clemens Brentano, Brockes, G. A. Bürger, Castelli, Chamisso, Matthias Claudius, Cronegh, Simon Dach, Deutsche Mythologie, Dietrich von Bern, Dingelstedt, Eichendorff, Elfen, Ermonrich, Eschenbach, Faust, Freiligrath, Freyja, Fravv, Friesische Sprache und Literatur hervor. Die meisten Artikel aus der deutschen Nationalliteratur fügen den biographischen und bibliographischen Andeutungen, nach denen allerdings in einem solchen Lexicon am häufigsten gesucht wird, sachgemässe Andeutungen über die literarhistorische Stellung der Schriftsteller und Schriftwerke und treffende ästhetische und ethische Urtheile über sie bei oder verweisen desfalls auf die betreffenden Seiten des oben erwähnten Hauptartikels. Seltener geschieht dies in den Artikeln zur englischen und den romanischen Literaturen. So freudig wir nun die Bevorzugung des nationalen Elementes anerkennen, glauben wir doch, dass hierin das Lexicon zu weit gehe, und wir vermögen den Wunsch nicht zu verschweigen, die tüchtigen Mitarbeiter im Fache der englischen und der romanischen Literaturen möchten neben der rühmlichen Sorgfalt, mit der sie das Leben der Schriftsteller in seinen wichtigsten Punkten vorführen und die literarischen Quellen und Hilfsmittel vorführen, auch, wie es bereits in einzelnen Artikeln von ihnen geschehen ist, überall oder doch in den meisten Fällen ihr literarhistorisch-ästhetisches Urtheil, wenn auch nur in kurzen Worten, aussprechen, treffliche Beiträge zu diesem Gebiete sind die Artikel Addison, Boileau, Bulwer, Robert Burns, Byron, Thomas Carlyle, Chateaubriand, Cid, Coleridge, Cuvier, Victor Cousin, William Cowper, Dora d'Istria. Aus dem benachbarten Fache der Poetik nennen wir die Artikel Balladen, Charakterstücke, Classisches Epos.

II.

Entgegnung zu Bd. LVII, 1, S. 89.

Herr Prof. K. Bartsch schrieb mir, dass noch in Rostock auf der Philologischen Versammlung die Ansichten über Aussprache des Altfranzösischen sehr auseinander gingen. Diese Meinungsverschiedenheit entstand sicherlich nicht aus mangelnden Kenntnissen jener Gelehrten, als vielmehr daraus, dass nicht ein Moment in den Vordergrund gestellt werden konnte, welches in meiner Schrift: „Aussprache des Französischen nach Angabe der Zeitgenossen Franz I.“, zum ersten Male vielleicht, als entscheidend hervortrat, nämlich nicht bloss zu fragen „Welche Aussprache existirte“, sondern „Welche galt

als correct“. Da das Studium, statt auf solche Angaben, sich lieber auf Orthographie, Reime und Patois richtet, so schlug ich vor, einmal diesen neuen Weg zu wählen, was aber „selbstverständlich“ nicht heisst, jene anderen Methoden nun „völlig unbenutzt“ (S. 4. a. a. O.) zu lassen, — und verwand, als mir 1874 der Raum von 32 Seiten eines Schulprogrammes zur Verfügung stand, diesen zu einer Zusammenstellung solcher directen Angaben. Mein Unternehmen bestand also darin, einmal von Reimen etc. abzusehen und dafür die Aufmerksamkeit zunächst auf Quellen solcher Angaben zu lenken, dann aber auch diese selbst wörtlich mitzutheilen, um Anderen die vielen Mühen zu ersparen, sich jene seltenen Werke zu verschaffen. Mit Staunen las ich daher, dass H. Ulbrich in Herrig's Archiv Bd. LVII, H. 1, p. 89, jenes „Unternehmen als gescheitert“ betrachtet, weil — mein Schulprogramm von jenen Angaben und nicht vielmehr von Reimen etc. handelt. (!) „dann wegen der vollständigen Kritiklosigkeit, derzufolge“ mir „nie einfallt, dass Palsgrave ein Engländer ist“ (!) Welch ein Kritiker, der nicht gesehen hat, dass S. 6 m. Schr. den Werth der Aussprüche Palsgrave's eingehend prüft, S. 34 sogar dessen englische Wörter besonders bespricht! — und der nicht einmal weiss, dass Palsgrave allgemein, bei Diez u. A. längst schon als Autorität gilt! Auf mein Ersuchen, mir seinen „Nachweis“ meiner „Irrthümer“ mitzutheilen, schrieb Herr U. am 25. März, zwar keinen angeben zu können, bemerkt aber noch: „obgleich ich Ihre Schrift leider nicht besitze, von meinem damaligen Bericht über dieselbe auch nichts niedergeschrieben habe, so ist mir doch noch so viel erinnerlich, dass ich Alles, was mir unvollständig oder irrthümlich zu sein schien, nur aus dem einen Umstande (den ja auch Schuehardt in seiner übrigens oberflächlichen Recension im Lit. Centralbl. hervorhebt), abgeleitet habe, dass Sie sich zu ausschliesslich (!) in die Grammatiker vertieft haben und die Assonanzen und Reime der altfranz. Poesie unberücksichtigt lassen.“ Sind „Assonanzen und Reime der altfranzösischen Poesie“ Angaben der Zeitgenossen Franz I.? hat Herr U. auch S. 34, 35, 38 m. Schr. nicht gesehen, obsehon er diese „Zusätze“ kritisirte? Offenbar liess er sich von Herrn S. verführen, obgleich er ihn jetzt „oberflächlich“ nennt, nachdem dieser im Lit. Centralbl. N. 11, S. 363; 1877, — so weit der Raum reichte, auf sein übereiltes Absprechen und auf entgegengesetzt lautende Urtheile verschiedener Autoritäten aufmerksam gemacht worden war. Auch Herr S. mildert (Lit. Centralbl. p. 364) sein Urtheil über die vorgebliche Reimvernachlässigung, vergisst aber wieder den Zusammenhang; denn es ist klar, dass ich nicht das Folgern aus jedem Reime für „unzuverlässig“ halte, da in den „Zusätzen“ S. 34, 35, 38 selbst auf diese Beweiskraft, freilich einer ganz anderen Periode, sich stützen, und S. 4 (Z. 4) also unmittelbar vorher, vom „Klange des Französischen einer bestimmten Zeit“ spricht, die doch im Schulprogramm die des Franz I. ist. Wer aber z. B. die Schrift Talbert's: prononcation de la voyelle au XVI^e siècle, Paris 1876, kennt, wird sich aufs Neue überzeugt haben, wie „unzuverlässig“ es ist, bloss aus Reimen dieser Epoche Schlüsse zu ziehen. — Bei Herrn S., und daher ebenso bei Herrn U., erscheint, trotz des Nachweises, wie eine willkürliche Behauptung von mir, dass nach Angabe der Zeitgenossen Franz I. kein e ouvert in der mustergiltigen Aussprache zu existiren schien. Da bei vorgefasster Meinung dies Resultat auffällig ist, wies S. 15 m. Schr. auf Corssen I, 328, auf Blanc 32, u. S. 33, 34, auf G. Paris, welche sämmtlich durchaus nicht in vollem Widerspruch mit jener Angabe der Zeitgenossen stehen, u. S. 33 urtheilte hiernach, dass wohl „ein etwaiges é von den Gebildeten des beginnenden 16. Jahrhunderts ignorirt blieb.“ Ferner erscheint bei Herrn S., und daher ebenso bei Herrn U., wie eine unbegründete Behauptung meinerseits, dass während der Zeit der 1. Serie in einer mustergiltigen Aussprache die Diphthonge zwar einsilbig, aber doppellautig, dagegen die Nasalen noch nicht so wie die modernen zu klingen hätten. Obschon der Nachweis hierzu S. 17 bis 29 wörtlich gegeben ist, gesteht Herr U., dass er ihn noch „vergebens“ sucht! Dieselben Programmseiten constatiren zugleich als That-

sache, dass die jetzige Aussprache erst während der Zeit der 3. Serie von jenen Zeitgenossen als mustergiltig anerkannt wurde. Die „Zusätze“ bis S. 39 zeigen, dass diejenige Aussprache, die noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts für massgebend galt, aus altfranzösischen Zeiten stammte und der Kürze halber „gemein-romanisch“ genannt werden kann. Daraus, dass die moderne sie nicht schon früher aus der tonangebenden Oberherrschaft verdrängt hat, folgt selbstverständlich nicht, dass nirgends die moderne heimlich wucherte, im Gegentheil, S. 27 sagt ausdrücklich: „nicht wie Pallas dem Haupte des Zeus, entspringt einem alten, vielköpfigen Prononciationsorganismus ein grundverschiedener gleich in fertiger Bildung,“ und S. 35, dass nur auffällig sein könne, warum „die gemein-romanische Prononciation noch im Anfang des 16. Jahrhunderts mustergiltig war.“ Um dies begreiflich zu finden wiesen S. 36 und 37 auf Verschiedenes hin: an die Vorliebe Franz I. zum Mittelalterlichen einerseits und an die seinem Tode folgende Umsturzperiode andererseits wurde nur erinnert, um die Raschheit des Umschwunges vielleicht erklären zu können. Dies scheint Herr U. zu verwechseln, während Herr S. sich erlaubt, mir Unkenntniss vorzuwerfen. Um nämlich nachzuweisen, die moderne Aussprache sei nicht plötzlich, wie Pallas, entstanden, hielt ich für ausreichend z. B. anzudeuten, dass abgeschwächter Klang der Diphthonge schon längst vorkam, (natürlich aber als uncorrect), ohne dasselbe bezüglich der nasalen Aussprache zu wiederholen. Herr S. glaubt nun zu jener liebenswürdigen Vermuthung sich berechtigt, da ich „sonst schwerlich behauptet haben würde, dass die französische Nasalirung noch nicht existirte.“ Er vergisst aber dabei wieder den Zusammenhang: nach Angabe etc. und „als correct“, sowie dass auf S. 31 wohl sentlich genug steht: „so lange die diphthongische Aussprache die Oberherrschaft besass“, die Nasalirung noch nicht „dominirend ihr Haupt erhob“. Da also Herr S. sehr leicht den Zusammenhang vergisst, scheint es rathsam, ihn auch bezüglich seiner Entschuldigung wegen Corssen's u = ui im Voraus zu erinnern, dass nur die Schreibweise besprochen wurde, als es S. 11 hiess, dass die nördlichen Gallier, während sie ein Zeichen für den Laut ui gebrauchten, ein solches in der lateinischen Literatur finden konnten, da sie auch bei den Römern den Laut ui hörten und ihn durch u bezeichnet sahen. Ferner muss erinnert werden, dass — was die Aussprache selbst des französischen u betrifft, desgleichen des o, wie überhaupt jene Angaben über die französischen Laute, wie diese nach Wesen und Geschichte im Programm erscheinen, — sie nichts mit meinen subjectiven Vorstellungen von französischen Lauten zu schaffen haben, sondern offenbar nur die möglichst objectiven Wiedergaben dessen sind, was und wie jene Zeitgenossen berichten. Findet Herr S. solche Vorstellungen unklar und will er mich deshalb tadeln, so vergisst er das Thema, das mir in dieser Beziehung neue Gesichtspunkte etc. geradezu verbot. Für einen solchen neuen, mir angehörigen, hält Herr S. ebenfalls das, was S. 27 von den veränderten geselligen Verhältnissen der damals tonangebenden Kreise Frankreichs gesagt wurde, und er kann sich nicht erklären, dass volle Doppelvocale besser mit den Gesängen der Trouvères z. B. harmoniren und das weniger diphthong gesprochene Modernfranzösische besser zu den gewandten und behendigen Abstractionen taugen, wie solche im leichten Gepländer einer witzsprudelnden Gesellschaft vorkommen. Schade, dass der grosse Jacob Grimm gestorben ist, er würde Herrn S. die vermisste Aufklärung vielleicht gewähren; kurz, Herr S. weiss offenbar nicht, dass von dem besprochenen Verhältnisse, z. B. der Doppelvocale zur Musik etc., Grimm bereits überzeugt war. Hier darf aber Herr S. nicht wieder, wie bei meinem Hinweise auf Corssen (Lit. Cent. S. 11) klagen, „er hätte wohl gethan, die Seitenzahl hinzuzusetzen;“ denn diese Behauptung Grimm's ist S. 38 m. Schr. genau angegeben! Herr S. muss wohl zugestehen, dass er diese Stelle bei seiner Kritik wiederum nicht gesehen oder nicht beachtet hat, kurz, er wird wohl thun, die Worte, die er am Schlusse (Literarisches Centralblatt

S. 364) mir zuruft, selbst zu beherzigen, nämlich dass „so lange Nichts verloren ist, als man die Fähigkeit besitzt, seine Fehler einzugestehen.“ Wer aber trotz augenfälligen Verschens vorgiebt, „kein Jota“ zurückzunehmen, — tant pis! — der tritt selbst aus dem Kreise der Forscher nach Wahrheit. Wenn aber Herr S. jene Behauptung Grimm's in der Form, welche sie vom Letzteren erhielt, nicht frappirte, dagegen in derjenigen einer concreteren Gestalt, die ich ihr gab, so dass sie sogar Herrn S. zu Anrufen („was hat ... mit Doppelvocalen zu schaffen?“) veranlasst, so wird er nun selbst fühlen, wie der von mir gewählte Stil in einem Schulprogramme nicht so ganz verwerflich ist; ja, trotz seines Absprechens wäre vielleicht sogar manchem Professor, der nicht zuvor Schulmann war, zu rathen, in seinen Vorlesungen durch concretere Gedankenform auf die Jugend fesselnd einzuwirken, damit die Studenten nicht aus denselben wegblicben, weil sie „zu trocken, ledern“ sind. Diese stilistische Eigenheit meines Schulprogramms war in einer vom Literarischen Centralblatt S. 363 mitgetheilten Recension der „methodologische“ Charakter genannt, bei Herrn S. gilt sie für „Poesie“; er verwirft deshalb meine Satzform: „wie nach einem Winter — erblühten aus den Ruinen des Lateins — die Diphthonge etc.“ Sind Ausdrücke, z. B. „Ueberreste“ einer Sprache, ihre „Wurzeln“, „Stämme“, ihr „Blüthen“, „starre“ Consonanten etc. nicht ganz gebräuchlich in der Philologie? Corssen, der bekanntlich früher selbst Schulmann war, gestattete sich sogar von „aristocratischen“ und „plebejischen“ Vocalen, von „Fernröhren der sprachlichen Forschung“ zu sprechen und nennt (I, p. 627; 2. Aufl.) den Blick in die früheren Zeiten einer Sprache einen Blick „auf ein reiches schönes Land in blauer Ferne von der Kuppe eines Berges, den er im Schweisse des Angesichts über Stock und Stein erklimmen hat.“ Freilich gesteht Corssen auch (p. XII, a. a. O.) dass er „durch eine tiefe Kluft getrennt sei“ von manchen Ansichten des Herrn S. Ich wähle für jenen (angebl. „poetischen“) Satz die concretere Einkleidung, weil er, selbst durch die dürresten Worte, nicht kürzer zu geben war, sobald er eindringlich hervorgehoben werden sollte. Dies letztere wünschte ich, theils damit er überhaupt nicht das Schicksal des oben besprochenen Gedanken Grimm's erleide, theils weil er factisch eine neue Ansicht andeutet. Die Sprachvergleichung pflegt bekanntlich, namentlich durch Jünger der Sanscritstudien, das indogermanische Sprachleben als im Verwelken begriffen darzustellen; man behauptet, dass, wie Wasser nicht wieder den Berg hinauf laufe, in den indogermanischen Töchter Sprachen unseres Jahrtausends keine neue Vocalsteigerung entstehen könne, dieser Trieb, der als Beispiel eines aufkeimenden Sprachfrühlings, zur weiteren Sprachentfaltung mit beitrug. Ich hege dagegen die Ueberzeugung, dass man an den romanischen Sprachen nachweisen kann, wie wirklich solche Frühlingstriebe neu erwachten, ob schon die Grundlage dazu das morsche Latein war! Das von mir gebrauchte Bild ist also berechtigt, und hat einen tieferen Sinn, den Herr S. nicht zu ahnen vermochte, da er in seiner Recension naiv ausrief: „was in aller Welt bedeuten diese ... Wendungen?“ — Sind somit die Anschuldigungen zurückgewiesen, so fallen damit auch diejenigen des Herrn U., die nur das Echo einer Recension sind, welche er selbst „oberflächlich“ nennt.

Plauen.

Gymnasialoberlehrer Wendel.

Historische Skizzen über die Ursachen des Bunten und Wirren
in der neuenglischen Orthographie und Orthoepie. Fünf
Vorträge von Dr. H. G. Migault. Nürnberg, Zeiser.

Oben genannte populär gehaltene Vorträge, welche übrigens selbst manchem Lehrer vielerlei werthvolle Winke geben dürften, waren von dem Verf. zu einer vorübergehenden und beiläufigen Unterhaltung der jugendlichen Mitglieder des Heilbronner kaufmännischen Vereins bestimmt, in welchem der Verf. mehrere Jahre den englischen Unterricht geleitet hat. Man darf deshalb an diese Vorträge den Maassstab einer streng wissenschaftlichen Kritik nicht legen, da dieselben eigentlich nichts weiter sein wollen, als das Geplauder eines gebildeten und vorurtheilsfreien Engländers über seine Muttersprache. Das kleine Buch liest sich, obwohl es wenig Neues bieten kann, sehr angenehm; es ist mit Ausnahme einiger wenigen Anglicismen recht gut geschrieben und bietet noch insofern ein besonderes Interesse, als sich der Verf. auf mancherlei persönliche Erfahrungen bezieht und Erlebnisse aus seiner eigenen Vergangenheit beibringt, die namentlich in Beziehung auf die Aussprache von ganz besonderem Werthe sind. Ref. kann demnach das Heftchen recht wohl empfehlen, da es ihm gelungen ist, einen weiteren Lebenskreise scheinbar wenig interessirenden Gegenstand in ausserordentlich ansprechender und zugleich belehrender Weise populär behandelt zu haben.

Dr. J. Baumgarten, Bibliothek interessanter und gediegener
Studien und Abhandlungen aus der polytechnischen und
naturwissenschaftl. Literatur Frankreichs. VIII. und IX.
Cassel, bei Th. Kay.

Die beiden neuesten Hefte dieser trefflichen Sammlung begrüsst Ref. mit besonderer Befriedigung, da dem Leser hier in der That nur Interessantes und Gediegenes geboten wird. Der Herausgeber bezeichnet Heft VIII als *Causeries technologiques et industrielles*, welche Aufsätze über Eisenbahnbau, Gasbeleuchtung, Photographie, Photosculptur u. s. w. bringen und eine sehr hübsche Charakteristik von Jacquart aus Lyon und dem berühmten Ingenieur Brunel. Das folgende Heft, „*Tableaux zoologiques*“ betitelt, zerfällt in fünf Abschnitte, nämlich: „*Merveilles zoologiques d'Afrique, Industrie et moeurs des insectes, La Panthère, Le Tigre, La chasse au lion chez les Arabes.*“ Die Schilderungen sind frisch, voll Leben und äusserst anziehend und verdienen auch in stylistischer Beziehung uneingeschränktes Lob. Ref. benutzt deshalb gern diese Gelegenheit, die ganze Sammlung von Neuem bestens zu empfehlen.

German Gems in an English setting by Jane Mulley. Weimar,
H. Böhlau 1877.

Das vorliegende Büchlein, welches den Zweck verfolgt, die besten poetischen Leistungen unserer neueren deutschen Literatur in England und Amerika zu verbreiten, kann an dieser Stelle bestens empfohlen werden. Während die Engländer in ihren deutschen Studien nur selten über Schiller und Goethe hinauskommen, finden wir hier sehr ansprechende Dichtungen

von Geibel, Platen, Uhland, Anastasius Grün, Lenau, Freiligrath, Heine u. s. w., und dem deutschen Texte ist stets die englische poetische Uebersetzung gegenüber gestellt. Die letztere kann meistens ausserordentlich schwungvoll genannt werden und bekundet grosse Formengewandtheit, wie sie denn überhaupt den Beweis liefert, dass die Verfasserin die beiden Sprachen in aner kennenswerther Weise beherrschen muss. Die äussere Ausstattung ist vorzüglich.

Programmenschau.

Geschwundenes Sprachbewusstsein im Deutschen. Vom Oberl.
Dr. Gützloff. Programm des Gymn. zu Elbing 1876.
45 S. 4.

Die umfangreiche Abhandlung bietet eine Fülle belehrenden Stoffes. Es ist ganz richtig, wie der Verf. sagt, dass es auch eine Aufgabe des deutschen Unterrichts ist, dem gesunkenen Sprachbewusstsein durch Unterweisung zu Hülfe zu kommen. Es erhebt sich nur immer die Schwierigkeit, wie man die Zeit gewinnen soll. Allgemeine Sätze sind wenig fruchtbringend, die Fülle des Einzelnen bringt erst Interesse und Einsicht. Der Verf. rath, in der Prima hin und wieder einige Stunden ausschliesslich der Worterklärung zu widmen und so im Zusammenhange einzelne Abschnitte deutscher Etymologie durchzunehmen. Derselbe Vorschlag ist auch anderswo gemacht worden. Es ist nur zu besorgen, dass diese Stunden auch von anderer berechtigter Seite in Anspruch genommen werden. Da nun solche Stunden nicht leicht zur Hand sein möchten, so ist es ein dankenswerther Versuch des Verf. gewesen, als Ersatz diese populäre Schulschrift zu bieten. Sie will eben keine neuen wissenschaftlichen Entdeckungen machen, sie nennt sich bescheiden einen Auszug aus Wiegand's Wörterbuch mit Berücksichtigung der Grimm'schen Schriften. Das Ganze ist in fünf Abschnitte getheilt: a) die etymologisch verwandten Wörter, b) die ihre Bedeutung in historischer Zeit geändert haben, c) die Erklärung von Zusammensetzungen, die durch Contraction oder Verschwinden des einen Bestandtheiles dunkel geworden sind, d) die gebräuchlichsten heutigen Vornamen, e) Verzeichniss der eingebürgerten Fremdwörter. I. Etymologisch verwaunte Wörter. Gut ist der Vorschlag, schon in den unteren Classen die Schüler auf Reihen von einander abgeleiteter Wörter aufmerksam zu machen; z. B. Bau, Bude, Bauer, Nachbar, Baum; ferner besonders hinzuweisen auf die Art der Verwandtschaft zwischen Wörtern, die durch Ablaut des Vocals aus gemeinsamer Wurzel entsprossen sind, da die Regelmässigkeit dieses Vorgangs vor Allem im Deutschen sichtlich ist, z. B. winden, Winde, Windel, Wand, Gewand, wandern, wund, Wunde; auch schwierigere, z. B. Hehl, Held, hohl, Hülle, Hölle, Hülse. Mitunter fehlt jetzt das Wurzelverbum, da ist das Suchen nach der Grundbedeutung bildend, z. B. bei Himmel, Hemd; ferner die Bedeutungen von dürfen, können, mögen. II. Worte, die in historischer Zeit ihre Bedeutung geändert haben. Alle Abstracte haben einen sinnlichen Ursprung, worauf immer belehrend hinzudeuten ist; man denke an Wörter wie anfangen, fortfahren, aufhören (Verf. weist gut hin auf Caucer's Programm, Hamm 1870), Aufsatz (die mhd. Bedeutung noch in aufsätzig),

Gesell, Geweih. Und hierbei ist der umgestaltende Einfluss des Christenthums nicht zu überschénen (vergleiche Ehe, Tugend), so wie der Zeitverhältnisse (vergl. Reise), des höfischen Wesens, des Drucks des niedern Volkes (vergl. Adel, Tölpel, Knecht). Von solchen in der Bedeutung geänderten Wörtern führt die Abh. eine grosse Anzahl an. III. Erklärung einiger zusammengesetzter Wörter. Bei solchen ist oft die Zusammensetzung überhaupt dem heutigen Sprachbewusstsein entschwunden, so bei heute, bei den Endungen bar, lich, heit u. a., bei andern wie Dienstag, Freitag pflegt es falsch abzuleiten, auch bei Vor mund und zahllosen andern, die der Verf. nennt. Das Bestreben, den Wörtern, namentlich Fremdwörtern, eine der Zunge geläufigere Aussprache zu geben, hat sie so gestaltet, dass das Volk einer falschen Etymologie nachgeht; so entstehen die Gebilde der Volksetymologie: vergl. Maulwurf, Fastnacht, Hagestolz, Ahorn, Baldrian, Armbrust, Mäusethurm; die Redensart: flöten gehn, leitet der Verf. ab von dem jüdischen *pleto* = Flucht: das seit 1650 vorkommende *Fidibus* leitet doch wohl Grimm richtig von *fil de bois* ab. IV. Erklärung der gebräuchlicheren deutschen Vornamen. V. Fremdwörter. Der Verf. stellt nach bestimmten Rubriken diejenigen zusammen, welche als solche dem Sprachbewusstsein kaum mehr erkennbar sind; in Bezug auf diesen Abschnitt ist auch noch das Buch von V. Hehn: *Culturpflanzen etc.*, zu vergleichen. Maske ist hier abgeleitet von lat. *masticare*, weil die Hexe (das ist die erste Bedeutung von Maske) als Kinder fressend gedacht wurde, Andere denken an *maab*, *meschara* von *sacher* = verspotten. Soldat wird abgeleitet von *solidus*, der Münze; Grimm (*Gesch. d. d. Spr.*) leitet ab von *skula*, *obligatus*, *soldurnis* bei Caeser, der Krieger, der sich ins Heer verpflichtet hat. Graf wird als Fremdwort angesehen (*γαράφω*, Andere (Leo Meyer) leiten ab von goth. *gráfan* = beschliessen, vorschreiben, gebieten. Kummer ist schwerlich ein Fremdwort; aus der Bedeutung Haft ergibt sich nach dem deutschen Wörterbuche zunächst die Bedeutung: rechtliche Belastung. Eine Uebersicht derjenigen Wörter, welche ursprünglich gut deutsch ins Ausland gewandert und von dort in fremdem Anzuge zu uns zurückgekehrt sind, so dass sie uns wie Fremdwörter anmüthen, schliesst die beachtenswerthe Abhandlung.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigand's deutschem Wörterbuch. Vom Oberlehrer Dr. Gombert. Programm des Gymn. zu Gross-Strehlitz 1876.

Ref. hat nicht die Absicht, noch zu diesem Programm Nachträge zu geben, er will hier nur dasselbe hervorheben, damit es nicht unter so vielen andern der Aufmerksamkeit der Freunde der deutschen Sprache, und wer wäre das nicht? entgehe. Das Weigand'sche Wörterbuch verdient mit vollem Recht seinen guten Ruf, aber wie viele Lücken und Irthümer es enthält, zeigen die vorliegenden trefflichen Bemerkungen. Namentlich hat der Verf. nachgewiesen, wie nicht bloss Weigand, sondern auch das Grimmsche Wörterbuch, denn für dieses sind eben so wohl die Bemerkungen berechnet, die reiche Literatur des 17. Jahrh., vor Allem die sog. zweite schlesische Dichterschule, sowie die heutige Redeweise noch zu wenig gewürdigt haben, wie Wörter, denen unsere Wörterbücher einen ziemlich neuen Ursprung zuschreiben, schon weit früher vorkommen. Die Bemerkungen reichen bis zum Buchstaben M; möge bald eine Fortsetzung erscheinen! Für die vielfache Belehrung, welche Ref. aus dem Programm gewonnen hat, seinen Dank zu bezeugen, erlaubt er sich nur zwei Zusätze:

Die vom Verf. als nicht richtig bezeichnete Betonung von „blütarm = sehr arm“ ist im westlichen Norddeutschland die einzig übliche, trotz der Zweideutigkeit; ebenso (S. 12) sagt man dort nur: „Kruptüch, nie Kroptüch.“

Ueber germanische Wörter im Französischen. Von Dr. K. Hottenrott: Programm der Realschule I. O. zu Cöln 1876. 15 S. 4.

Die Arbeit will nicht das Thema erschöpfend behandeln, auch nicht Neues bieten, sondern nur für Gebildete überhaupt einen Auszug aus den Forschungen eines Diez, Littré u. A. geben. Es sind etwa 300 Wörter zusammengestellt. Voraus geht eine kurze Uebersicht über die Entwicklungsgeschichte der französischen Sprache. Der Einfluss des Germanischen in der Zeit der Völkerwanderung wird vom Verf. weniger bedeutend angenommen, als man gewöhnlich glaube; auf den Organismus der französischen Sprache sei das Germanische ohne Einfluss gewesen, es habe nur den lateinischen Wortschatz um einige hundert Wörter bereichert. Zeigt sich aber dieser Einfluss nicht in der Flexion der Nomina und Verba? Wenn man die Tabellen der germanischen Wörter im Französischen übersieht, muss man da nicht von Unwillen ergriffen werden, dass die Halbbildung unserer Commis voyageurs und anderer auf gleicher Stufe stehenden Gesellschaftsclassen so mächtig bei uns gewesen, dass die französische Form unserer heimathlichen Wörter auch bei uns die übliche geworden ist?

Einige sprachliche Eigenthümlichkeiten aus dem Wupperthale. Vom ordentl. Lehrer Dr. Bauernfeind. Programm der Realschule II. O. zu Barmen-Wupperfeld 1876.

Der Verf. versteht unter Wupperthal das, was auch wir im gewöhnlichen Leben darunter verstehen, nämlich den Theil des von der Wupper durchströmten Thales, welcher seiner Beschaffenheit nach zu einer dichterem Bevölkerung geeignet war, die heutigen grossen Städte Elberfeld und Barmen. Durch das Wupperthal ging die Scheide zwischen den Sachsen und Franken, zwischen der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache, und da die industrielle Gegend von nah und fern einen starken Zuzug erfahren hat, so ist um so mehr hier die Sprache eine bunte Mischsprache geworden und weist mancherlei Eigenthümlichkeiten auf. Unterschiede zeigen sich schon zwischen den östlichen und westlichen Stadttheilen Barmens. Ohne bestimmte Ordnung führt der Verf. eine Menge von Besonderheiten in lexicalischer und grammatischer Beziehung an, die ihm als solche erschienen sind; indessen vielleicht die Mehrheit davon kommt nicht bloss in dem Wupperthale vor, viele Erklärungen würde er sich haben sparen können, wenn er niederdeutsche Idiotika zu Rathe gezogen hätte; es hätte besonders Lübberschiller's Wörterbuch nicht übersehen sein sollen. Dem Verf. klingt Vieles auffallend, was dem geborenen Niederdeutschen durchaus nicht auffällt, was uns in unserem Sprachgebiet überall begegnet; es scheint die niederdeutsche Sprache nicht seine Muttersprache zu sein. Das ist unter Anderem zu schliessen daraus, dass ihm das Wort staats oder staatsch so merkwürdig vorgekommen ist (S. 8). Der Niederdeutsche wird dabei gar oft bei der Musterung dieser Wupperthaler Spracheigenthümlichkeiten sagen müssen: „Gar nicht eigenthümlich.“ Zum Schluss theilt der Verf. ein Lied

mit, das Bauernkinder, wie er sagt, Besen verkaufend anfangs November auf den Strassen singen, er nennt es das Lied vom „Mäten“; es beginnt: „Mäten is en goden mann, de us brav wat geben kann“. Dies „Mäten“ ist nicht erklärt. Das Lied ist aber das bekannte verbreitete Martini-Lied: „Sünste Marten god mann, de us wat vertellen kann, de appel und de biren u. s. w.“ Der Schlusssatz des Liedes, wenn die Kinder leer ausgehen, ist im Wuppertthale sehr abgeschwächt; die Kinder der rothen Erde haben eine viel drastischere Schlussstrophe. Leider kennt die Jugend der Gegenwart dies alte kräftige, theilweise sehr unsinnige Martinilied nur noch wenig; die moderne Schulmeisterweisheit hat ihr dafür ein recht frommes und mattes Lied eingepfift. Wisst ihr, was ein Philister heisst?

Die majuskeltheorie der grammatiker des neuhochdeutschen von Johann Kolross bis auf Karl Ferdinand Becker. Von Dir. Dr. Hagemann. Programm des Gymn. zu Graudenz 1876.

Der Verf. ist schon als rüstiger Mitkämpfer auf dem Gebiete der Reform unserer Orthographie den Lesern des Archivs bekannt geworden. Er hat wiederum seinen Fleiss daran gesetzt, einen speciellen Gegenstand zu durchforschen. Eine Majuskeltheorie hat es lange nicht gegeben; nach ihrer Willkür haben nicht die Gelehrten, sondern die Setzer lange sie angewandt; was so Usus der Officinen geworden, ward Usus des Publikums, und den jetzt so allgemein gewordenen Gebrauch in ein gewisses System zu bringen, ist allein die Aufgabe und Arbeit der Grammatiker gewesen. Es hat das Verfahren Verwandtschaft mit der Begründung der mittelalterlichen Dogmen durch die Scholastik. Aus den Schriftdenkmälern lässt sich eine Entwicklung der Majuskeltheorie nicht construiren, denn jene hängen eben von der Laune der Setzer ab, es ist nichts seltenes, dass in den Schriften der Grammatiker gegen deren Sätze von den Setzern wenige Seiten später direct gefehlt wird. Der Verf. hält sich also allein an die Theorien der Grammatiker, aus ihnen bringt er die vollgültigsten Beweise vor für die Entstehung der Majuskeltheorie und die vielen Unsicherheiten, an denen sie leidet. Zuerst findet sich eine solche Theorie bei Johann Kolross 1529; ausser den Eigennamen wird da der Name Gott in allen Buchstaben mit Versalbuchstaben zu schreiben befohlen. Aber die Praxis überschreitet schnell diese engen Grenzen. Da befiehlt Joh. Rud. Sattler 1607 auf Kolross Regeln zurückzugehen, 1641 setzt aber Christian Gulietz hinzu, auch diejenigen Appellative, welche einen Nachdruck haben (Namen der Künste, Tugenden, Laster, Festtage, Thiere), und die von solchen Subst. abgeleiteten Adjective mit grossen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Samuel Butschry giebt den Namen der Bücher und Tage die Majuskel. J. Georg Schottel ist nicht, wie vielfach gemeint ist, der erste, der eine Theorie aufgestellt hat. Joh. Girbert 1651 hat zuerst allen Substantiven unterschiedslos die Majuskel vindicirt. Aber Johann Bellin 1657 will nicht, dass man jegliches Substantiv gross schreibe; indess Joh. Bödiker 1690 konnte den Setzern nicht mehr widerstehen und geht auf Girbert's Standpunkt zurück. Weniger freigebig ist Casper Stieler 1691. Hieronymus Freyer 1722 rath in seiner weitverbreiteten Grammatik: obgleich Viele die Appellative mit einem kleinen Buchstaben schreiben, obgleich es nicht unrecht sei, doch bei dem Usus zu bleiben, aber demselben auch darin zu folgen, dass man durch eine Präposition zu Adverbien gewordenen Substantiven (anstatt, zu gaste gehen, zu fusse gehen, ins werk richten u. ä.) den kleinen Anfangsbuchstaben lasse. Gottsched in seiner deutschen Sprachkunst will alle Substantive mit grossen Anfangsbuchstaben geschrieben wissen. Nach Klop-

stock's Neuerungen trat eine grosse Unsicherheit ein. Dieser wollte Adelnung steuern. Hervorzuheben ist, dass er allen Substantiven und als Substantiv gebrauchten Wörtern den grossen Anfangsbuchstaben giebt; auch wenn Substantive als Umstandswörter stehen, erhalten sie die Majuskel, wenn die substantivische Gestalt nicht ganz verloren geht (an Kindes Statt, Statt haben, Platz greifen); ebenso auch „Anfangs, es ist Rechtsens, Falls, Abends u. s. w.“ Im 19. Jahrh. sind zu nennen Heinsius und A. Heyse. Heinsius setzt u. A. fest die Majuskel in allen von Eigennamen abgeleiteten Eigenschafts- und Umstandswörtern. Aus A. Heyse ist zu bemerken, dass das Adjectiv nach einer Präposition als Adverbium anzusehen und nicht gross zu schreiben sei, z. B. aufs neue, in kurzem, mit den usuellen Ausnahmen „im Ganzen, im Allgemeinen, im Einzelnen, im Besonderen“; dagegen das Wort „sich“ in Briefen bei der Beziehung auf „Sie“ sei gross zu schreiben; Hauptwörter als Verhältniss- oder Nebenwörter gebraucht verlieren die Majuskel, so „theils, flugs, anfangs, laut, zum besten haben, preis geben, zuwege bringen“ mit Ausnahme der zeitbestimmenden Genitive: Morgens, Nachts u. s. w., ferner: im Stande sein, Trotz bieten, Statt finden, Willens sein u. ä. K. F. Becker bietet nichts Neues.

Zur Geschichte der Kritik und Erklärung des Hildebrandsliedes.
 Von Dr. Schulze. Programm des Gymn. zu Naumburg
 1876. 33 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung ist alles Dankes werth; sie soll einen Ueberblick über die gesammte Literatur des Hildebrandsliedes geben, denjenigen Lehrern und Freunden des Liedes, die nicht über die vielfachen Bearbeitungen und einzelnen erklärenden Beiträge gebieten können, zu Hülfe kommen. Es bietet die Abhandlung denn auch in der That wohl Alles, was in Kritik und Erklärung des Liedes erschienen ist, übersichtlich geordnet; in dem angehängten literarischen Nachweis findet Ref. nur eine Schrift nicht citirt: W. Mohr: Das Lied von Hiltibrah und Hadubrand mit einigen seiner schwierigsten Stellen erläutert. Marburg 1636. Die Lesebücher, welche das Gedicht enthalten, hat der Verf. nicht alle citiren wollen, so ist z. B. das Lesebuch von Kehrein, welches bekanntlich auch ausführlichere Erklärungen giebt, nicht benutzt. Vielen wird es gewiss erwünscht sein, den jetzt seltenen berühmten Druck Lachmann's von 1833 ganz mit Lachmann's Uebersetzung aufgenommen zu finden; manchem der alten Schüler Lachmann's mag dabei wohl der Gedanke gekommen sein, ob nicht immer noch der Druck der Vorlesung Lachmann's Anklang finden würde.

Die Nibelungen in der deutschen Poesie. Von C. Rehorn.
 Programm der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1876.

Es ist doch immer ein erfreuliches Zeichen, dass unsere deutsche Vorzeit mit der Zeit dem deutschen Volke immer bekannter, dass namentlich das Nibelungenlied und die Nibelungensage allmählig so in die Masse einzudringen scheinen, wie einst die Homerischen Lieder den Hellenen vertraut waren. Wie sich diese Kenntniss immer mehr verbreitet hat, das zeigt uns die vorliegende fleissige ausführliche Abhandlung.

Mit dem Interregnum fing das deutsche Volk an seine früheren Dichtungen zu vergessen. Es ist eine vereinzelte Erscheinung, dass Martin Opitz

das Annelied herausgab und erläuterte. Im Norden wurde mehr als in Deutschland ein wissenschaftliches Interesse an den Denkmälern der Vorzeit rege; aber hüben und drüben hat die eigentliche Poesie noch nicht die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Gottsched's Bemühungen hatten noch wenig Erfolg. Auch Bodmer's Ausgabe von 1757 regte wenig an. Aber erfolgreich war die Ausgabe des Nibelungenliedes durch Chr. H. Müller 1782, zu so grossen Verwirrungen auch der in dieser Ausgabe hervortretende Mangel an Kritik geführt hat.

Klopstock hat für das Mittelhochdeutsche ein Interesse gehabt; schon der Reim der mhd. Gedichte war ihm unangenehm. Lessing war mit Bodmer's Ausgabe bekannt, er geht aber kühl über das Nibelungenlied hinweg, wohl aus Antipathie gegen den Herausgeber Bodmer. Als durch Herder's Einfluss die literarische Revolution anbrach, das subjective Gefühl sich geltend machte, in der musikalischen Wirkung das Wesen der Poesie gesucht wurde, das Volkslied als das Ideal galt, da hatte man keine Zeit, an einer einzelnen poetischen Erscheinung lange zu verweilen; Herder berührt nirgends die Nibelungen, dann wurde Ossian bekannt, er über alles vergöttert, da konnte die Epik der Nibelungen keinen Boden finden. Nach dem Untergange der politischen Nationaleinheit, nach dem verloren gegangenen Bewusstsein der sittlichen Zusammengehörigkeit verflüchtigte sich die Begeisterung über Friedrich's des Grossen Thaten in einen gegenstandslosen Kosmopolitismus. Dazu kam die mangelhafte geschichtliche Bildung; diesem Mangel und seiner ganz anders angelegten Natur ist es zuzuschreiben, dass Schiller dem deutschen Mittelalter fern geblieben ist. In Göthe's langem Leben zeigt sich erklärlich ein verschiedener Standpunkt zum deutschen Alterthum; absprechend urtheilt er 1773 über die alte vaterländische Dichtkunst, 1827 beurtheilt er Simrock's Uebersetzung des Nibelungenliedes höchst anerkennend, 1807 hatte er zum ersten Mal das Nibelungenlied gelesen. Der Historiker Johannes Müller sprach sich schon 1783 günstig über das Gedicht aus, der Grammatiker Adelung aber hielt es 1784 nicht der geringsten Beachtung werth. Die Romantiker sind es gewesen, welche die Nibelungen in die deutsche Poesie eingeführt und auch die philologisch-kritische Nibelungenfrage wesentlich gefördert haben. Friedrich und Aug. W. von Schlegel heben begeistert den poetischen Gehalt und die historische Bedeutung des Gedichtes hervor, Tieck war es ein vollendetes Gedicht, er dachte an eine vollständige Bearbeitung; aber sie hatten alle noch geringe Erfolge, weil die grammatischen Vorarbeiten noch ganz fehlten. — Es ist bekannt, dass das nationale Unglück von 1806 die Blicke auf die Denkmäler der Vorzeit lenkte, um durch eine männliche Poesie den gesunkenen Volksgeist zu heben. Es erschien 1806 des Knaben Wunderhorn, 1807 aus Beiträgen von Arnim, Brentano, Görns, Tieck, Uhland, J. Grimm die Einsiedlerzeitung, v. d. Hagen's Sammlung deutscher Volkslieder, 1808 die deutschen Gedichte des Mittelalters, 1807 v. d. Hagen's halb umgedichtetes Nibelungenlied. Bald erhob sich die Wissenschaft der deutschen Philologie zu ihrer Höhe, die nachromantische Dichtkunst schöpfte immer neue Nahrung aus den Quellen des Mittelalters. In Schenkendorf's Liedern klingt die Erinnerung an das Nibelungenlied wieder; Uhland's Natur ist vor Allem der mittelalterlichen Volksdichtung verwandt, auch als gelehrter Forscher ragt er vor Vielen hervor, unter seinen Vorlesungen steht zu oberst die Erklärung des Nibelungenliedes. Auch Platen ist ein Herold der grossen Vergangenheit, in seinem Aufsatz über das Theater als ein Nationalinstitut dringt er darauf, die Jugend so früh als möglich mit den Nibelungen bekannt zu machen. Auch seinem Gegner Heinrich Heine ist das Nibelungenlied eines der gewaltigsten Gedichte, welches kein Franzose begreifen könne.

Inzwischen hatten aber Andere bei aller Hochachtung der Nibelungen die Form der poetischen Einkleidung für verbesserungsfähig gehalten; man hatte Umarbeitungen begonnen. Bodmer schon fing 1767 solche in schlechten

Hexametern und in Romanzenstrophen an; 1783 folgte eine Nachahmung von Hagewisch in Amphibrachen; 1805 ein Stück von Clr. Niemeyer in ungereimten Iamben, 1807 von Hinsberg in freien Stanzen; Friederike Naubert brachte 1792 das Märchen vom Horte der Nibelungen in Prosa. Erst als Lachmann das Wesen der alten Nibelungenstrophe dargelegt hatte, bemühte man sich um getreue Uebersetzung. Auch die dramatische Dichtung bemächtigte sich des Stoffes; voran gehen die Arbeiten Fouqué's 1803 und 1808. 1819 erschien die begeisterte Schrift v. d. Hagen's: die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, voll wunderlicher Etymologien, mit dem Grundirrtum der Auffassung des Liedes als eines christlichen Heldengedichts, aber dennoch anregend; man fing an tiefer in den Mythos einzudringen. Es folgten die dramatischen Arbeiten von Fr. R. Hermann 1819, Joh. W. Müller 1822, C. F. Eichhorn 1824, Zarnack 1826, Raupach 1834, Reinold Reimar 1835, Fr. Hebbel 1862, W. Hosäus 1865, der Rüdiger von Bechlarn von W. Osterwald 1849, von Lothar Schenck 1866, von Felix Dahn 1875, die Brunhild von E. Geibel 1857 und von Robert Waldmüller 1863, endlich Richard Wagner's Bühnenfestspiel.

Der Verf. vorliegender Abhandlung erörtert hierauf das, was er als die Poesie der Nibelungen bezeichnet. In dem Gedichte spiegelt sich noch die ganze Geschichte des Mythos von seinem Ursprung im grauen Heidenthum, seiner Wanderung von der Nordsee bis an die Donau wieder. Selten ist etwas weiter ausgemalt, und doch kommen alle Regungen des menschlichen Herzens, feindliche und freundliche, vor; die Personen zeigen sich menschlich im Fühlen, Denken, Handeln, aber ihre Leidenschaften sind noch dämonischen Ursprungs. Neben der fortlaufenden geschlossenen Handlung ist der Phantasie eine schrankenlose Freiheit gestattet. Von Haus aus war mit diesem Stoffe die epische Form verbunden. Die Motivirung ist durch den gewaltigen Strom des Epos in den Hintergrund gedrängt. Indem man über die Motive zu reflectiren anfing, wurde man zu dem Versuche der dramatischen Bearbeitung gedrängt. Indess da treten Schwierigkeiten hervor: die Situationen des Epos lassen sich auf der Bühne nicht wiedergeben; für das Auge sind die Greuelszenen zu grässlich, die übermenschlichen Charaktere lassen sich nicht darstellen. Die Helden dieses Epos müssen unserem modernen Verständniss, und das Drama wendet sich doch an Menschen der Gegenwart, fremd bleiben, es müsste also die heidnische Grundanschauung umgewandelt werden, aber das hat auch seine Grenzen. Die Charaktere aber lassen sich unmöglich in die Sphäre des allgemein Menschlichen herabsetzen. Und die Hauptforderung der Tragödie, der sittliche Conflict, ist weder bei Siegfried noch bei Krimhild zu finden. Rüdiger ist eine echt tragische Gestalt, aber er ist eine passive Gestalt, er sucht den Tod; das Tragische, was in seinem Untergange liegt, ist ergreifend, aber es ist episch, nicht im Sinne der Tragödie.

Ein Denkmal der fortlebenden Sage ist Hans Sachsens Tragödie: Der hören Sewfried 1557, in roher Weise Siegfried's Leben vor seinem Abschied aus dem Elternhause bis zu seinem Tode behandelnd. Fouqué behandelte dramatisch Siegfried's Jugend 1808 in dem Sigurd, der Schlangentöchter, Heldenspiel in sechs Abenteuern. Die Figuren sind kräftig gezeichnet. Seine Quelle ist die Edda. Die oben genannte Bearbeitung von Fr. R. Hermann verfährt mit dem Stoffe willkürlich, zeichnet die Personen im Sinne des romantischen Ritterthums, psychologische Verknüpfung fehlt ganz. Müller's Chriemhildens Rache, Trauerspiel in drei Abtheilungen, mit Chören, ist mehr lyrischer als dramatischer Art, die Charakteristik der Personen ist eine ganz unsichere, die Sprache ist aber edel und würdig. C. F. Eichhorn's Chriemhildens Rache, welches auch heissen könnte, der rasende Hagen, besteht grösstentheils in Exclamationen, Geistererscheinungen, Mordscenen u. s. w. Raupach's Nibelungenhort ist in der Sprache klar, weicht zum Theil von der Sage ab, ist in der Charakteristik matt. Remold Reimar's

Trauerspiel, Chriemhildens Rache, hält sich genau an den Gang des Epos, lässt aber Wirksames aus und ist im referirenden Dialog zu breit; die Sprache ist aber edel, die Charakteristik nicht consequent. In Hebbel's Nibelungen sind fast alle Personen verzeichnet, theilweise roh, ohne Würde, das Ganze sieht aus wie ein Puppenspiel. Das Trauerspiel von W. Hosäus sucht einen sittlichen Conflict einzuführen, nämlich in Chriemhildens Seele, die dämonische Natur siegt aber völlig über die versöhnende Macht des Christenthums. Rüdiger von Bechlarn ist der dramatische Held für Schenck, Osterwald, Dahn geworden. Bei Schenck schwört Rüdiger ausser dem Chriemhild geleisteten Eid noch den Burgunden zu Bechlarn einen feierlichen Eid, unbedachtsamer Weise, so dass man nicht weiss, warum er später sich für den ersten Eid entscheidet; Sprache und Ausföhrung sind sonst edel. Osterwald's Gedicht hat auch diesen letzteren Vorzug; aber der Held erscheint zuletzt zu weichlich, so dass die Tragödie episch mit lyrischem Anstrich wird. Dahn's Gedicht ist das umfangreichste, reich an vielen lebendigen neuen Zügen; aber die Stärke der Verwicklungen lässt die Nothwendigkeit der Entwicklung unklar erscheinen, auch liegen die stark betonten politischen Vorstellungen der Sage fern. — Brunhild ist Gegenstand der Trauerspiele Waldmüller's und Geibel's. Bei dem erstern Dichter findet der Verf. in Brunhild's und in Siegfried's Benehmen psychologische Unmöglichkeiten, auch Siegfried's Tod nicht motivirt. Bedeutender ist Geibel's Gedicht, aber an ihm rügt der Verf., dass der Leser beim Schluss keine Versöhnung fühle, es drohe noch entsetzliches Unheil in der Zukunft. Die bedeutendsten der neueren Nibelungendichtungen sind die Nibelungen von W. Jordan; dies Gedicht entnimmt seinen Stoff nur zum kleineren Theil der engeren deutschen Sage, aber auch mit der nordischen verfährt der Dichter sehr frei. Das Gedicht ist reich an schönen Einzelheiten, auch das Ganze eine grossartige Composition, doch wird es Demjenigen, der nicht mit dem ganzen Sagengebiet bekannt ist, bei dem Umfange schwer, den Faden festzubalten. R. Wagner ist in seinem Bühnenfestspiel sehr willkürlich mit der Sage umgegangen; aber wie der Verf. in demselben grosse dramatische Lebendigkeit und poetische Empfindung an vielen Stellen anerkennt, so hebt er mit besonderem Lobe hervor, dass Wagner mit Ernst und Entschiedenheit für die deutsche Oper auch einen nationalen Stoff als Text gefordert hat. Mit Recht spricht der Verf. am Schluss seiner schönen Abhandlung die Hoffnung aus, es werde von nun an die nationale Sage immer mehr dem Volke zum Bewusstsein kommen und zur Stärkung des Einheitsgeföhles das Ihrige beitragen; auch werde wohl die richtige poetische Form endlich gefunden werden, um dem grossartigen Stoff in die weitesten Kreise Eingang zu verschaffen; bis dahin habe die Schule vorzugsweise die deutsche Sage zu pflegen.

Die sittliche Lebensanschauung Walther's von der Vogelweide.
 Vom Oberl. Dr. Ferd. Gumpert. Programm der Realschule zu Wurzen 1876. 23 S. 4.

Auch in dieser Beziehung ist Walther von der Vogelweide oft Gegenstand längerer oder kürzerer Abhandlungen gewesen. Vorliegender Aufsatz bespricht: 1) Walther's Minnegesang. Der Dichter singt von Winter und Sommer, von Blumen und Vogelsang, von Lenz und Liebe; denn Frauenliebe ist der schönste Lohn für den Sönger. Da, wo keine Tugend ist, wird die Minne zur Unminne. In den mannigfaltigsten Variationen ergehen sich Walther's Minnelieder. Er wendet sich launig gegen den Aberglauben der Träume, ernst gegen den Verfall der Zucht; er preist deutsches Wesen

über Alles; in seinen letzten Gedichten klingt Resignation durch. 2) Walther's Gottesdienst. Er ist eine echt fromme Natur, er ist schwärmerisch begeistert für die Idee der Kreuzzüge, er ist selbst Kreuzfahrer, aber in anderen Liedern tritt auch seine Duldsamkeit gegen Andersgläubige hervor. Den Legendenglauben theilt er mit seiner Zeit, er achtet den Stand der Geistlichen, aber ihre Sittenlosigkeit greift er streng an, wie die Missbräuche der Kirche. 3) Walthers Herrendienst. Er steht ganz auf der Seite des Reiches.

Ueber die politische Dichtung Walther's von der Vogelweide
von Dr. Adolf Grimm. Programm des Gymn. zu Schwerin
1876. 21 S. 4.

Auch dies Thema ist öfters Gegenstand gelehrter Abhandlungen gewesen; die vorliegende behandelt denselben gründlich. Das Gewand der politischen Dichtung Walther's ist der Spruch, der Spruch ist einstrophig; über die metrischen Gesetze giebt der Verf. die verschiedenen Ansichten der Herausgeber an. Walther ist trotz seiner Erbitterung gegen die Geistlichkeit der gläubigste Christ, duldsam auf religiösem Gebiete, erhaben über Standesvorurtheile, jedoch ganz in seinem Stande, er schätzt die Rittersitte, er klagt über den Verfall derselben. Er hat die höchste Anschauung von der kaiserlichen Machtbefugniß, ihn beirrt der Bannfluch nicht; die zwei Alemannen, die es Innocenz gelungen unter einen Hut zu bringen, sind auf Otto IV. und Friedrich II. zu deuten. Er sucht ernst die höhere deutsche Geistlichkeit von des Papstes Rücken abzuziehen, der Mehrzahl des Clerus wirft er Bosheit und Wollust vor. Er preist vor Allem den König Philipp und Irene, er steht auch mit Rath dem Könige zur Seite, er hat niemals mit ihm gebrochen. Nach Philipp's Tode steht er auf Otto's Seite und begrüßt ihn auf dem Hoftage zu Frankfurt 1212. Otto erfüllte aber die dem Dichter gegebenen Zusagen nicht, Walther löste sich von ihm ab und wandte sich Friedrich zu, von ihm hoffte er Belohnung, er erhält das Gut in Franken und wird Erzieher des Prinzen Friedrich, aber sagt sich nach einigen Jahren von dem unverbesserlichen Zögling los. Ob der Dichter sich dem Kreuzzuge Friedrich's II. angeschlossen habe, muss zweifelhaft bleiben. — Den Babenberger Hof verliess Walther 1198 nach des Herzogs Friedrich Tode, als seine Hoffnungen sich nicht erfüllten; aber 1200 ist er wieder in Wien, durch Leopold's Freigebigkeit versöhnt; dann nimmt ihn Leopold zwischen 1207 und 1209 ganz an seinen Hof auf. Nach kurzer Zeit durch die Sparsamkeit des Hofes vertrieben, kehrt er 1217—1219 zurück und begrüßt den von Palästina heimkehrenden Leopold und preist seine Milde. Auch in Eisenach weilte Walther wiederholt, Landgraf Hermann überschüttet ihn mit seiner Gnade; auch seinem Sohne Ludwig bleibt er treu. — Walther's Spruchdichtung ahmt nach Reinmar von Zweter; dessen Verhältniß beleuchtet der Verf. ausführlich. Ebenso dichtet in Walther's Weise Bruder Wernher, dann, ihm weit nachstehend, Ulrich von Singenberg; auf ihn weisen hin Wolfram und der Winsbake; als politischer Gegner greift ihn Thomasin von Zercler an.

Zur Charakteristik Fishart's. Von Dr. Gustav Dederding. Programm der Luisenstädtischen Gewerbeschule. Berlin 1876.
22 S. 4.

Die volksthümliche vaterländische Gesinnung Fishart's zu beweisen, ist Vorwurf dieser Arbeit. Fishart liebt sowohl seine Vaterstadt Strassburg

als Deutschland. Mit der Schrift *de originibus Argentoratensibus* hält Verf. wohl richtig die Schrift *descriptio particulae territorii Argentinensis* für identisch. Als Beweise von Fischart's deutscher Gesinnung dient seine genaue Bekanntschaft mit deutscher Sitte, Sage, Geschichte, sein Lob der Muttersprache, seine Vertheidigung der deutschen Kunst, der patriotische Tadel der deutschen Fehler, wie der Nachahmungssucht, der allgemeinen Schwäche, seine politischen Grundsätze. Zur Erläuterung giebt der Verf. Auszüge aus Fischart's Schriften.

Beiträge zur Kenntniss von Andreas Gryphius' Leben und Schriften. Von Th. Wissowa. In der Festschrift des kathol. Gymn. zu Glogau 1876. S. 53—64.

In der Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier des kathol. Gymnasiums zu Glogau hat der Verf. dieser Abhandlung einige Punkte aus A. Gryphius' Leben ausführlicher behandelt, namentlich aus der Lebensgeschichte seiner Vorfahren. Hervorzuheben ist, dass als A. G.'s Geburtstag, über den die Angaben verschieden lauten, der 2. October festgestellt wird, der sonst aber angegebene 11. October nach dem verbesserten Gregorianischen Kalender gerechnet ist. Ueber den weiteren Bildungsgang des Dichters giebt der Verf. nach den alten Lebensbeschreibungen einige dankenswerthe Notizen.

Christian Weise's Verdienste um die Entwicklung des deutschen Dramas. Vom Oberlehrer Dr. Glass. Programm der Realsch. 2. Ordn. Bautzen 1876.

Der Verf. hebt die Verdienste Christian Weise's hervor: er habe in dem Volksleben den besten Stoff für die Bühne gefunden, sei reich an guten Erfindungen, habe bestimmte Regeln von dem Bau des Dramas, übertrage in der Technik alle seine Vorgänger, ebenso in der Charakterzeichnung, sein Dialog sei kernig, seine Sprache einfach und natürlich. Diese Sätze sucht der Verf. durch kurze Auszüge aus den Dramen zu erhärten. Dass Weise manche Tugenden besitze, ist nicht zu leugnen; Lessing hat ja auch noch seinen Masaniello geschätzt. Indess der Abstand zwischen ihm und Lessing ist doch ein unermesslicher, ein weit grösserer als der Verf. anzudeuten scheint; in der Sprache namentlich hat er doch seine Abhängigkeit von dem Geschmack seiner Zeit nicht verleugnet. Er hatte gewiss treffliche Anlagen, aber er hat zu schnell gearbeitet, meist zu schnell arbeiten müssen.

Ein Andernacher Schauspiel aus dem Jahre 1781. Vom Rec-tor Dr. E. Schweikert. Programm des Progymn. zu Andernach 1876.

Das hier meistens nur dem Inhalte nach gedruckte Schauspiel nennt sich ein Trauerspiel und behandelt die Opferung der Tochter Jephtha's. Man würde sehr irren, wenn man hier eine interessante Schulcomödie zu finden glaubt, wie nun schon so viele gedruckt sind. Aus der eigentlichen Zeit der Schuldramen stammt dies Schauspiel nicht, es stammt aus der Zeit der höchsten Blüthe unserer Literatur, die mügetheilte Anlage und die Verse der Arien sind höchst geschmacklos. Der Verf. hat eine Einleitung über Schuldramen vorausgeschickt; diese passt jedoch wenig zu diesem

Nachkömmling. Es ist fast unbegreiflich, wie im Jahre 1781 noch eine solche Platttheit in den höheren Schulen herrschen konnte; aber die Schulgeschichte belehrt uns, dass nicht bloss auf den katholischen Schulen am Rhein, sondern auch in protestantischen Anstalten vielfach wenig davon zu merken war, dass längst das goldene Zeitalter der deutschen Poesie angebrochen war.

Ueber Schiller's Verhältniss zu Christian Gottfried Körner.
Vom Gymnasiall. Franz de Paula Lang. Programm des
Gymn. zu Marburg in Steiermark 1876. 31 S. 8.

Das Programm behandelt das Verhältniss der Freunde von seinem Entstehen an bis zu Schiller's Abschied von Dresden; die Fortsetzung, welche der wichtigere Theil werden und Körner's Einfluss auf Schiller's historische Arbeiten und philosophische Studien darstellen wird, soll nachfolgen. Die Abhandlung hat zwar keine neue Quellen benutzt und bringt nichts Neues; aber der ehrenwerthe Zweck ist sicherlich erfüllt, durch die Schilderung dieses edlen Freundschaftsbundes noch innigere Liebe zu dem grossen Dichter in dem Wirkungskreise des Verf. zu nähren, wo an der Grenzmark deutscher Zungen an die deutsche sich eine zweite, die slovenische, Nation anschliesst, welche schon mit Vorliebe die slovenischen Uebersetzungen Schillerscher Dramen studirt.

Klein Roland, der sterbende Roland, der getreue Eckart auf
Quarta erklärt. Von A. Schleussinger. Programm der
Studienanstalt zu Ansbach 1876. 28 S. 4.

Der Verf. geht bei diesen Erklärungen von dem richtigen Grundsatz aus, dass Interesse zu wecken und Geistesthätigkeit zu üben in erster Linie Aufgabe der Schule sei, dass diese ohne liebevolle Behandlung auch des Einzelnen sich nicht lösen lasse, dass hierbei vielfache Anregung gewonnen werde, wenn man mitunter bald rechts, bald links abbiege, Gleichartiges verknüpfe, also den Blick des Knaben erweitere und vertiefe. So erklärt nun der Verf. zuerst das Uhlandsche Gedicht, hier und da von Hiecke, den er anführt, abweichend, doch so, dass man bei diesen Abweichungen ihm beipflichten muss; dagegen scheint ihm der Aufsatz von Eichholtz in der Zeitschr. f. Gymn.-W. 1871 nicht bekannt zu sein. Er hebt natürlich nicht bloss die Disposition hervor, auch das Einzelne giebt Veranlassung zu Fragen, die, wenn sie auch entlegen zu sein scheinen, hier doch nicht unpassend seien, z. B. die, welche auf die Eigennamen Bezug haben; er will auch historische Erläuterungen angebracht wissen, z. B. über Pfalzen, Rittersaal. Bei diesen letzten Worten soll auf das Kaiserhaus in Goslar hingewiesen werden, dessen Restauration irrthümlich schon beendet genannt wird; von der Pracht eines solchen Rittersaales giebt passender die Wartburg ein Bild. Dass mitunter etwas zu viel erklärt ist, beeinträchtigt nicht den Werth der Arbeit. Der zweite Aufsatz ist die Erklärung des Gedichtes von Stöber; hier hat nur die Erklärung von Recke als der von der Rache Verfolgte etwas Auffallendes. Das Gedicht Göthe's ist so oft erläutert, dass der Verf. nichts Neues beibringen konnte.

Studien zu Shakespeare's Julius Cäsar (Forts.). Von Prof. Erenbert Gerstmayr. Programm des Gymn. zu Kremsmünster 1876. 30 S. 8.

Das sind einzelne oberflächliche Charakteristiken; die erste Hälfte der Arbeit aber nehmen Auszüge aus Aristoteles' Poetik, Horaz' ars poetica, Schiller's philos. Abhandlungen ein, deren Zusammenhang mit dem Folgenden anzugeben eine schwierige Aufgabe sein würde.

Ueber den epischen Werth der Voltaire'schen Hemiade. Von Dr. Wunder. Programm der Realschule zu Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg 1876.

Es gab eine Zeit, wo auf den höheren Schulen die Henriade eine stehende Lectüre war; heutiges Tages mag das nur noch sehr vereinzelt vorkommen. Heute stimmt Niemand mehr in Friedrich's des Grossen Loblied auf Voltaire's Gedicht ein; heute mag wohl auch unter den Franzosen sich nur selten ein Lobredner finden. Der Verf. vorliegender Abhandlung hat darum doch nicht eine überflüssige Aufgabe sich gestellt, indem er darthun wollte, welche Mängel die Henriade als episches Gedicht habe. Wenn Voltaire als Mittelpunkt seines Gedichts den Kampf Heinrich's um seine Anerkennung betrachtet wissen will, so entbehrt der 4. und 5. Gesang, die Ermordung Heinrich's III. behandelnd, der Beziehung auf den Helden. Ferner der Traum Heinrich's, eine Nachbildung der Hadesfahrt des Aeneas, lässt uns den König rein leidend erscheinen; die ihm gegebene Offenbarung macht ihn um nichts lebendiger, er soll sich auch ferner willenlos vom Schicksal leiten lassen; und der Traum ist nur eingeführt, auf dass wir den Dichter bewundern sollen, der seine philosophischen Ueberzeugungen mit dem Dogma der katholischen Kirche zu vereinigen versucht. Im 9. Gesang wird die Liebe der Gabriele gemalt, sie ist eine Nachahmung der Dido; aber man sieht nicht, dass aus sich selbst der König die Kraft zum Widerstande gegen diese Liebe gewinnt. Die Kirche wird dargestellt als der Herd des Fanatismus, und doch soll aus innerer Ueberzeugung zu dieser Kirche der Held zurückkehren. So verherrlicht Voltaire zwei disparate Stücke, den Kampf gegen den Fanatismus und den Sieg der Kirche. Ferner überall tritt der Dichter des 18. Jahrhunderts hervor, das Gedicht ist überreich an philosophischen Reflexionen, an Lehren, welche seiner Zeit der Dichter geben will, die aber durchaus nicht in die Zeit Heinrich's IV. passen. Sodann statt gewaltiger Ereignisse bringt Voltaire fertige Schilderungen der Personen und liebliche Bilder. Und in den Schilderungen von Tugenden und Fehlern sucht er den Mangel an veranschaulichender Phantasie durch gelehrte Herbeziehung von geschichtlichen Analogien auf ungeschickte Weise zu ersetzen. Die Helden der Henriade sind grösstentheils Schattenbilder, Abstractionen: Heinrich IV. ist ein Heiliger, Mornay die verkörperte stoische Philosophie; Mayenne, das Haupt der Gegenpartei, greift niemals selbstthätig ein. Die an die Stelle der alten Götter gesetzten allegorischen Gestalten der Zwietracht, Liebe u. s. w. erscheinen bald als wirkliche Personen, bald aber als reine Abstracte; es ist ein fortwährendes Hinunderschwanken. Bei so zahlreichen Fehlern stellt sich der epische Werth der Henriade als sehr gering heraus. Niemand war ungeeigneter ein Epos zu dichten als Voltaire, denn Niemand denkt mehr an sich als er pflegte. Was ihn auf dies Gedicht führte, war die neue Philosophie seiner Zeit, die er als Prophet verkünden wollte; diese Zeitideen wurden in schöne Verse gegossen und etwas episches Beiwerk zugefügt.

Herford.

Hölseher.

Miscellen.

In der neuesten Zeit hat sich der englische Dichter Algernon Charles Swinburne einen weithin schallenden Namen errungen und namentlich durch seine Schöpfung „Bothwell“ nach dem Urtheile bedeutender Kritiker weit über alle seine Zeitgenossen erhoben.

Algernon Charles Swinburne wurde im Jahre 1843 zu Holmwood bei Henley on Thames geboren, erhielt seine erste Erziehung in Frankreich, wurde nachher in Eton auf die Universität vorgebildet, studirte in Oxford und verliess die Universität, ohne promovirt zu haben. Er veröffentlichte zuerst im Jahre 1861 zwei Dramen: „The Queen Mother“ und „Rosamond“, die nur eine kühle Aufnahme fanden, während seine nächste, im streng classischen Stile gehaltene Tragödie „Atalanta in Calydon“, 1865, sowie das in demselben Jahre erschienene, im Stile des Elisabethanischen Zeitalters verfasste Drama: „Chastelard“ allgemeinen Beifall fanden und ihn den ersten lebenden Dichtern anreiheten. Im folgenden Jahre veröffentlichte er „Poems and Ballads“, welche wegen ihrer Indecenz so heftigem Tadel begegneten, dass der Verleger sie, ob mit Zustimmung des Verfassers, weiss ich nicht, wieder aus dem Buchhandel zurückzog. Jedenfalls suchte Swinburne sich zu rechtfertigen und antwortete seinen Angreifern in „Notes on Poems and Reviews“, London 1866. Von beiden Bänden erschienen Ausgaben in New-York, die Gedichte unter dem veränderten Titel: „Laus Veneris and other Poems and Ballads“ und die Antwort unter gleichem Titel wie die Londoner. Unterstützt wurde er in seiner Vertheidigung vom Kritiker W. M. Rossetti in dessen Schrift: „Poems and Ballads, a Criticism“, London 1866. Im Jahre 1867 veröffentlichte Swinburne seinen „Song of Italy“ und „William Blake, a Critical Essay“; im Jahre 1868 „Siena, a poem“.

Von Tennyson kann man sicherlich, wie von wenigen englischen Dichtern sagen, er habe nie eine Zeile geschrieben, die er sterbend könnte gestrichen wünschen; er vertrat in seinen Dichtungen so recht die Keuschheit und Sittenreinheit, welche am englischen Hofe seit dem Regierungsantritt der jetzigen Königin und während ihres musterhaften ehelichen Lebens mit ihrem verstorbenen Gemahl, selbst ein Muster aller Tugenden, wie ihn Tennyson so schön und treffend geschildert, geherrscht hat. Diese Sittenreinheit war denn auch im Ganzen tonangebend für die englische Gesellschaft und das englische Familienleben, und wirkte auf diese ebenso ein, und hatte einen ebenso günstigen Einfluss auf die Literatur der Zeit, wie z. B. die Verderbtheit und Sittenlosigkeit eines Carl's II. auf die unter seiner Regierung. Es scheint aber, wie die Geschichte der Literatur aller Länder darthut, auch in ihr, wie in der Politik, Philosophie etc., das Reactionsgesetz sich geltend zu machen, nach welchem die Extreme nach irgend einer Richtung hin, nach einem gewissen Zeitraume in ihren Gegensatz umschlagen. Swinburne folgte auf Tennyson und Browning, wie Heine und das junge

Deutschland auf die Romantiker, und unternahm es, „das Fleisch zu rehabilitiren“, in anderen Worten, das Sinnliche wieder zur Geltung zu bringen, nachdem es bei Jenen in den Hintergrund getreten war. In seinen „Notes on Poems and Reviews“ sagt er also: „In einem Dinge scheint es, habe ich mich geirrt: ich habe vergessen, meinem Werke die rechtzeitige Warnung eines grossen Dichters und Humoristen vorzusetzen:

„J'en prévient les mères des familles,
Ce que j'écris n'est pas pour les petites filles
Dont on coupe le pain en tartines; mes vers
Sont des vers de jeune homme.“

„Ich habe den Beweis übersehen, den jeder Tag klar macht, dass unsere Zeit nur Raum für diejenigen hat, die sich damit begnügen, für Kinder und Mädchen zu schreiben. Glücklicherweise braucht man nicht zu fürchten, dass der Bedarf an Milch für die kleinen Kinder noch eine Zeit lang nicht werde gedeckt werden. Es giebt nämlich moralische Milchmänner genug, die ihre Waare in den Strassen und Nebengassen ausrufen . . . Die Frage, um welche es sich handelt, ist, ob nicht Alles, was in der Kinderstube geläutet oder im Schulzimmer mit Fingern befasst werden kann, deshalb aus der Bibliothek verwiesen werden, ob nicht der häusliche Kreis für alle Männer und Schriftsteller die äussere Grenze und der äusserste Gesichtskreis ihrer Leistungswelt sein soll. Die Literatur, die der Männer würdig sein soll, muss umfassend, freisinnig und aufrichtig sein; und wenn sie sich nicht mit dem vollen Menschenleben und der ganzen Natur der Dinge befassen soll, so wollen wir sie mit den Ruthen und Klappern der Kindheit bei Seite werfen. Auf wie wenige wirklich grosse Namen ist nicht dieser kleine und von Schmutz bedeckte Stein geschleudert worden! Ein Ruf scheint unvollkommen zu sein, dem nicht dieser Tribut ebenfalls gezollt worden ist: ein Juwel fehlt seiner Krone . . . Bei den englischen Vermachern ist die idyllische Form allein jetzt an der Mode . . . Wir haben gute und schlechte, hässliche und hübsche Idyllen; Idyllen aus der Meierei und der Mühle; aus dem Speisesaal und der Wohnstube des Domprobstes . . . Die idyllische Form eignet sich am besten für Haus- und Schäfer-Dichtung; sie steht natürlich niedriger, als die tragische oder lyrische. Ihre sanften und jungfräulichen Lippen sind etwas schmal für den Strom und etwas kalt für das Feuer des Gesanges. Sie ist ganz passend als einzige Nahrung der Mädchen; aber nicht sehr als einzige Speise von Männern.“

Der Kritiker Austin bestreitet nun, dass Swinburne seiner vortrefflichen Theorie nach gehandelt habe: seine Dichtung sei gewiss nicht zur einzigen, ja nicht einmal zur theilweisen Nahrung für Mädchen geeignet, aber ebenso wenig seien seine Venus und Chastelards, seine Anatoria's und Faustinen, seine Dolores, Sappho's und Hermaphroditus Speise für echte Männer. Er sei nicht nur nicht männlicher als Tennyson, sondern entschieden weniger männlich. Dann habe Tennyson zuweilen ebenso leidenschaftliche Gluth in seine Dichtung gehaucht, so z. B. in Fatima, wie Swinburne in die seinige. Wie Tennyson, der uns fast nur von Frauen singt, was Claribel, Lilian, Isabel, Mariana, Madeline, Adeline, The Lady of Shalott, Oriana, Fatima, Eleanore, Oenone, The May Queen, The Miller's Daughter, The Gardener's Daughter, Lady Clara Vere de Vere, Maud, The Idylls of the King, zur Genüge beweisen, so besinge Swinburne hauptsächlich die Liebe.

Hören wir jedoch nun eine andere Stimme über diesen Dichter.

Vor einigen Jahren widmete ihm die Westminster Review eine ausführliche Besprechung und konnte bei der Gelegenheit nicht umhin, auf Tennyson Bezug nehmend, gleich im Anfang zu constatiren, dass der mächtige Einfluss, den dieser auf die Jugend Englands unleugbar ausgeübt habe, bedeutend im Abnehmen sei. „Er (der Einfluss) hatte“, sagt der Verfasser des Artikels, „vor etwa 20 Jahren den Höhepunkt erreicht, seine Kraft aber hat

sich längst erschöpft und ist einer ruhigen, kritischen Schätzung gewichen. Tennyson's Gedichte liest man, wie sie stets werden gelesen werden, als classische Werke; sie werden aber nicht mehr mit Andacht als göttliche Dolmetscher, Freunde, Mahner, Führer und Tröster gepflegt. Seitdem der Laureatus seine besten Werke geschrieben, haben sich die Zustände verändert; es gilt nicht mehr, dieselben Probleme zu lösen, dieselben Ziele zu erreichen, dieselben Hindernisse zu überwinden; und die Zeit verlangt einen neuen Lehrer, bisher ohne Erfolg und selbst mit geringer Hoffnung auf dessen Anknuff.“

Man wird hierin eine weitere Bestätigung meiner oben ausgesprochenen Ansicht über diesen Dichter finden. Classisch in der Form, war der Inhalt seiner früheren Dichtungen lehrhaft, war seine Muse: Tendenzpoesie. Als solche konnte sie, eben wie die Lehren seines Meisters Carlyle, nur von vorübergehendem Einflusse sein, denn: andere Zeiten, andere Sitten, oder sagen wir hier, andere Bedürfnisse, Anschauungen und Geschmacksrichtungen. Diese Strömungen in dem geistigen Leben eines Volkes gehen indessen nicht auf der Oberfläche vor sich, sondern wie die im Meere, unter derselben, und sind daher nur dem wahrnehmbar, der jenes Leben gründlich erforscht. Der blossen oberflächlichen Beobachtung entgehen sie. Soweit dies Gleichniss auf die neueste englische Literatur anwendbar ist, hat m. W., mit Ausnahme F. H. Ahn's, in seiner bekannten Sammlung englischer Schriftsteller und Dichter, in dem Vorworte zu dem eine Auswahl aus Tennyson's Gedichten enthaltenen Bändchen, Niemand bei uns auf die neueste Strömung hingewiesen oder ihre neueste Phase geschildert. Man ist eben, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, bei uns bei Byron stehen geblieben, ist kaum noch bei Tennyson angelangt und weiss von der neuesten Entwicklung auf dem Gebiete der Dichtung jenseits des Canals so gut wie gar nichts. Die Wissenschaft ist so sehr in den Vordergrund getreten, dass die Dichtkunst von ihr ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Man folgt jener mit grösster Aufmerksamkeit, empfängt von drüben die neue Lehre mit andachtsvollem Eifer und verarbeitet sie nach allen Richtungen hin, während man dieser den Rücken gekehrt und sie nicht mehr für der Beachtung werth zu halten scheint. Und doch bleibt die Poesie der höchste Ausdruck des Volks- und Zeitgeistes, und wer ein Volk kennen lernen will, der muss es nicht „bei seiner Arbeit“, weder der körperlichen noch der rein wissenschaftlichen, sondern bei seinen Liedern beobachten, der Volksstimme lauschen. Seitdem man die „Völkerstimmen“ bei uns zu sammeln begonnen, eröffnete sich die Völkerkunde, die sich jetzt einer so schönen Pflege erfreut. Der ist aber kein echter Dichter, der nicht die Stimme des Volkes ausdrückt, oder doch wenigstens die Gefühle eines Theils derselben, sei es des minder oder höher gebildeten, zum Ausdruck bringt. Immer und immer wieder wird daher Goethe's Ausspruch wiederholt werden müssen:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muss in Dichters Lande gehen;“

denn die beiden bedingen sich gegenseitig und der eine verhilft zum Verständniss des andern.

Der Verfasser des gedachten Artikels, um auf diesen wieder zurückzukommen, fährt dann fort und sagt, es fehle zwar nicht an echten und unechten Sängern, doch mangle es ihnen an schöpferischer Kraft. Sie ahmen entweder nach oder fallen aus der poetischen Sphäre. Der Ausnahmen gebe es wenige. Browning predige in vortrefflichem Verse (mitunter, muss ich qualificirend hinzufügen) eine esoterische Philosophie einer kleinen Secte eifriger Schüler; allein weder erreicht er die Zierde der vollkommenen Form und Klarheit (Dunkelheit, dein Name ist Browning! muss ich wieder einschaltend ausrufen), noch erstrebt er sie überhaupt. Zwei oder drei andere (Bailey, Morris, Buchanan und Arnold z. B.) philosophiren ebenfalls unter

einem poetischen Gewande. Die Uebrigen pfeifen nach der Melodie, deren Variationen Tennyson fast erschöpft hat. Was er in einer reizenden kleinen Allegorie singt, wo es heisst:

Most can raise the flowers now,
 For all have got the seed;
 And some are pretty enough,
 And some are poor indeed,
 And now again the people
 Call it but a weed,

das treffe auf den Zustand der heutigen (damaligen) englischen Dichtung zu. „Die Ankunft eines neuen Dichters,“ heisst es dann, „unter so eigenthümlichen Bedingungen, ist Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden. Vor etwa vier oder fünf Jahren wurden die Leser des Spectator (einer Londoner Wochenschrift) von einigen kurzen Gedichten angenehm überrascht, welche, wenn auch nicht durchaus eigenartig, doch gewiss keine Nachahmungen von Tennyson und Browning waren. Der Dichter war offenbar unter Einflüssen gebildet worden, die heutzutage nicht sehr gewöhnlich sind. Die leidenschaftsvolle Hyperbel der hebräischen Propheten hatte seiner Diction eine seltene Gluth verliehen. Er hatte tief aus den Quellen des griechischen und römischen Gedankens geschöpft, und wenn irgend eine neuere Kunstschule ihm eine Richtung gegeben, so waren es sicherlich nicht die glatten idyllischen Sängern unseres Tages, sondern eher die rauheren Romantiker Frankreichs. Diese Gedichte trugen grösstentheils die Unterschrift Algernon Charles Swinburne. . . . Doch erst nach der Veröffentlichung seiner „Atalanta in Calydon“ wurde sein Name allgemein bekannt und seine Zukunft Gegenstand der Muthmassung. Dass ein neuer, mit keiner der vorhandenen Schulen verbundener Dichter erschienen, war gewiss; dass er die Gabe des Rhythmus und Melodie in Fülle besass, dass er sowohl im schildernden, wie im dramatischen Stil kräftig zu schreiben und dem englischen Leser die Form der classischen Kunst mit unübertroffenem Geschick darzustellen vermochte, waren theilweise zugestandene Thatsachen. Die mit den idyllischen Sängern in Einklang gebrachte Kritik indessen war nicht fähig, Swinburne's Poesie in ihrem ganzen Ziel und Zwecke zu fassen. Auch nahm sie Anstoss an der Kühnheit, mit welcher einige der gewichtigsten Fragen des menschlichen Lebens und Gedankens behandelt wurden — einer Kühnheit, welche zugleich an die unverdauten und gewaltigsten Theile von Shelley's „Queen Mab“ erinnerte.

So geschah es, dass, während „Atalanta“ von den Recensenten zwar nicht unfreundlich aufgenommen wurde, deren Vorzüge von den meisten Lesern, über deren Häupter hin diese Dichtung in der That zielte, und deren Phantasie nur an dürftigere geistige Kost gewöhnt, sie auf eine unangenehme Weise anstregte, nur schwach anerkannt wurden.“

Von dieser Tragödie heisst es an einer späteren Stelle, die ich der Ordnung halber gleich hier folgen lassen will, sie sei entschieden die grösste neuere Reproduction der griechischen. „Der Dialog und die lyrischen Theile sind gleich vortreffliche Wiedergaben des athenischen Dramas; die Diction ist vollkommen griechisch, und die Hauptidee ist der unwiderstehliche Fortschritt jenes unerbittlichen, unvermeidlichen Schicksals, welches wir vielleicht nicht gehörig zu fassen vermögen, das aber den Reiz und die zauberhafte Macht der traurigen Sagen vom Oedipus und den Atriden bildet. Freilich haben wir hier ein tieferes Eindringen in menschliche Beweggründe und Handlungen, als die hellenische Phantasie eingegeben hätte; auch würde ein Grieche keinen so lebhaften Sinn für Naturschönheit gezeigt haben, als hier überall durch die Handlung des Dramas durchbricht; doch können wir dem Dichter über diese Abweichungen von dem reinen Muster classischer Kunst nicht grollen. Ihm verdanken wir die glänzendsten lyrischen Ergüsse, sowie

die tiefsten Seelenfragen und gelassenen Aeusserungen der heldenmüthigen Verzweiflung. Ein minder verzeihlicher Fehler ist das herrschende Düstere und die Strenge des Gemäldes, die allerdings nicht griechisch sind . . .“

Mit Hinweisung auf den erhabenen Gesang in der „Antigone“ *Ἐγὼς ἀρίζατε μύζωρ* beginnend, wo Sophokles einen ähnlichen Gegenstand behandelt, wird das folgende Bruchstück als Beweis angeführt, mit welcher Vollständigkeit Swinburne es verstanden, die griechische Denkungsart darzustellen:

Was there not evil enough,
 Mother, and anguish on earth
 Born with a man at his birth,
 Wastes under foot, and above
 Storm out of heaven and dark
 Shaken down from the shining thereof,
 Wrecks from afar over seas
 And peril of shallow and firth,
 Und tears that spring and increase
 In the barren places of mirth;
 That thou having wings as a dove
 Being girt with desire for a girth,
 That thou must come after these,
 That thou must lay on him love?

„Dies.“ sagt der Recensent, „ist Poesie, die nicht leicht vergehen wird.“

Freilich aber widerspricht er sich hier, nachdem er eben gesagt, dass solche düstere Lebensanschauung nicht griechisch sei. Uebrigens hat ja auch Schopenhauer seine pessimistische Anschauung gerade im Sophokles am deutlichsten ausgesprochen gefunden und ihn als Gesinnungsgenossen angeführt. Gleichwohl war Sophokles gewiss ein echter Dichter und somit ein Vertreter echter griechischer Lebensanschauung. Man wird sich daher die Sache wohl so zu erklären haben, dass die pessimistische die eigentliche Grundanschauung bei den Griechen war, dass der Hellenismus aber ihr einen heiteren Anstich gab, was wohl an der Heiterkeit des griechischen Himmels und der Schönheit der südlichen Natur lag. Haben wir nicht ein Aehnliches in unserer Zeit in Wien erlebt? Nirgends hat man sich mehr und lebhafter für den Pessimismus Schopenhauer's und, irre ich nicht, auch Ed. v. Hartmann's interessirt, als gerade in der österreichischen Hauptstadt, und doch ist man äusserlich dabei so lebenslustig geblieben, wie man es dort stets gewesen. Man kann aber, wie ich das bereits an anderen Stellen erörtert habe, in der Praxis den Optimismus zur Schau tragen, welcher sagt: „Essen und trinken wir (heute), denn morgen sterben wir“, eine Handlungsweise, welche Schopenhauer mit Unrecht dem Judenthum vorwirft, und in der Theorie pessimistisch denken, wie das ja im zweiten Theile des angeführten Ausspruches angedeutet ist. Ganz abgesehen hiervon aber, ist die Hinweisung auf Sophokles gerade bei der angeführten Stelle gar nicht zutreffend, es müsste denn das Folgende bei Swinburne einen anderen Ton anschlagen. Denn bei Sophokles lautet der Anfang des Gesanges nach Schöll's Uebersetzung also:

Gott Eros, All-Sieger im Kampf,
 Gott Eros, Freibeuter des Reichthums.
 Auf Wangen der zarten Maid hältst
 Du heimlicher Weise Nachtwacht,
 Schweifst hin durch Meer-Weiten und suchst
 Ländliche Trift-Hut heim.
 Und kein Himmlischer weiss
 Dir zu entgegen, Dir
 Im Wandel des Erdentags kein Mensch
 Und ergriffen rast er!

was mehr an Schopenbauer's Lehre von der Macht der Geschlechtsliebe, die sich zu allen Zeiten und unter allen Umständen behauptet und stets obsiegt, als an seinen Pessimismus erinnert, der in obigen Versen von Swinburne einen vorerfreudlichen schönen poetischen Ausdruck gefunden hat.

„Die „Poems and Ballads“, heisst es in dem besagten Artikel, stiessen auf den heftigsten Tadel seitens der Kritik, den man in unserer periodischen Literatur erlebt hat, seitdem unter ähnlichem Vorwande ein nur zu erfolgreicher Versuch gemacht wurde, den Ruf des verstorbenen Alexander Smith zu vernichten. Auch das Geschrei gegen „Poems and Ballads“ war eine Zeit lang erfolgreich. Die grossen Leihbibliotheken weigerten sich, Exemplare des Buches zu nehmen; vom Verfasser sprach man überall als vom mauvais sujet zeitgenössischer Literatur. Swinburne's Erwiderung war in einigen Punkten befriedigend, in allen interessant. Unsere eigene Meinung ist, dass Swinburne dazu angethan sei, die Herrschaft über die Phantasie der Nation auszuüben, deren der Laureatus sich einst erfreute, die aber unvermeidlich von ihm gewichen ist. Wir glauben, dass es Swinburne an keiner der Eigenschaften mangle, welche von einem erfordert werden, der einen solchen Platz in den Gedanken der Menschen einzunehmen wünscht, und dass er keine Fehler besitze, welche eingewurzelt wären, oder seinen Gaben verderblich werden könnten. Wir stimmen mit einigen Kritikern überein, dass in seinen bisherigen Hervorbringungen (Atalanta, Chastelard, Poems and Ballads) wenig Spuren von Beschaulichkeit zu finden seien; auch hat sich Swinburne noch nicht sehr in der schildernden Schreibart, sei es in der minutiös genauen Weise eines Wordsworth oder in dem kühneren und vielleicht wirksameren Stil Byron's versucht.“

Sein grösster Mangel aber sei sittlicher Art. Es fehle ihm gänzlich an „Glauben“, wobei nicht religiöser Glaube gemeint sei, sondern sittliche Kraft, ein Grundsatz, der dem Leben und der Handlung zu Grunde liege und sie gestalte, sei es der Glaube an die Pflicht, Freiheit oder Tugend. Solcher Glaube habe Rousseau, Goethe, Shelley, Carlyle und Victor Hugo gross gemacht, ebenso wie er Hiob und Ezechiel, Paulus und Johannes von Patmos gross gemacht habe. Der Fluch sittlicher Unvollkommenheit, der auf Byron lastete, sei mit doppeltem Antheil an seiner Leidenschaft und Gewalt auf den Dichter von „Dolores“ und „Faustine“ gefallen.

„Die „Poems and Ballads“ zerfallen übrigens in eigentliche und dramatisch-lyrische Gedichte, d. h. die letzteren sind wie Browning's „Dramatis Personae“ lyrisch der Form, dramatisch aber ihrem Wesen nach. Unter diesen befinden sich einige der besten Leistungen Swinburne's. In einigen wenigen Zeilen erfahren wir die Geschichte eines Lebens, die Entwicklung eines Charakters, das Ergebniss eines Kampfes, und zwar nicht durch den unmittelbaren Ausdruck des Sängers, sondern gleichsam durch seine Handlung. Der Dichter benutzt hierbei vorzugsweise den anapästischen Rhythmus, dessen Ungestüm besonders geeignet ist, die Verschmelzung der objectiven und subjectiven Zustände darzustellen. Welche malerische Form er aber auch anwende, so bekundet er doch stets seine Gabe, mannigfaltige und zarte Musik hervorzubringen. Er macht sich jeden Rhythmus zu eigen und erzwingt von ihm einen besonderen Klang und eine eigenthümliche Melodie, die, wenn man sie einmal erkannt hat, nie verwechselt werden kann, nie in den wohlklingendsten Versen anderer Dichter zu entdecken ist. Und diese Melodie hat nichts Eintöniges. Der Klangvers seines Dramas, der vermischte Chorus der „Atalanta“, die ungestüme, schwellende Leidenschaftlichkeit von „Anactoria“ (obgleich dieses Gedicht nur in gewöhnlichen heroischen Reimpaaren geschrieben ist), der rasche Erguss des Anapästs in einigen der Balladen, selbst die feinere Schönheit der kürzeren Gedichte, Nachahmungen und Uebertragungen, sie alle sind von demselben lieblichen Gesang durchdrungen. Anders freilich ist es mit der Diction. Ist sie auch hinlänglich

reich und eigenartig, so hat Swinburne doch augenscheinlich diesem Theil seiner Leistungen nicht die nothwendige *limae labor* gewidmet. Die Wiederkehr derselben oder ähnlicher Ausdrücke ist häufig langweilig und zuweilen geradezu beleidigend fürs Ohr.“

„Von neueren und zeitgenössischen Schriftstellern und Dichtern haben Walter Savage Landor, den er als den höchsten der zeitgenössischen Namen“ bezeichnet, und ganz besonders Victor Hugo, den grössten persönlichen Einfluss auf ihn ausgeübt. Ueberhaupt ist er viel mehr bei den neueren französischen Dichtern, als bei irgend welchen neueren englischen in die Schule gegangen. Vor Allen aber verehrt er, wie bereits gesagt, den eben genannten Franzosen. Ihm widmet er sein *Chastelard*, als dem ersten lebenden Dichter, dem ersten Dramatiker seines Zeitalters; dem grössten Verbannten (die Widmung datirt vom Jahre 1865), und daher dem grössten Manne Frankreichs, und ebenso sein neuestes, grösstes Werk, *Bothwell*, in einem französischen Sonnette, das ich hier anführen will, um zu zeigen, wie Bedeutendes Swinburne auch im Französischen, in welcher Sprache (der seiner Mutter und seiner Kindheit) er Vieles gedichtet hat, zu leisten vermag.

À Victor Hugo.

Comme un fleuve qui donne à l'océan son âme,
 J'apporte au lieu sacré d'où le vers tonne et luit
 Mon drame épique et plein de tumulte et de flamme,
 Où vibre un siècle éteint, où flotte un jour qui fuit.
 Un peuple qui rugit sous les pieds d'une femme
 Passe, et son souffle emplit d'aube et d'ombre et de bruit
 Un ciel âpre et guerrier qui luit comme une lame
 Sur l'avenir debout, sur le passé détruit.
 Au fond des cieux hagards, par l'orage battue,
 Une figure d'ombre et d'étoiles vêtue
 Pleure et menace et brille en s'évanouissant;
 Éclair d'amour qui blesse et de haine qui tue,
 Fleure éclore au sommet du siècle éblouissant,
 Rose à tige épineuse et que rougit le sang.

Schon früher hatte er ihm ein Gedicht gewidmet, welches nicht minder schön, ja, nach dem, was mir davon zu Gesicht gekommen, noch schöner als obiges und in der majestätischen Stanze geschrieben ist, welche Milton in seiner „Hymn on the Nativity“ angewandt hat. Noch grösseres Lob wird der grossartigen psychologischen Trilogie „Dolores“, „The Garden of Proserpine“ und „Hesperia“ gespendet. Doch darf ich mich nicht länger bei den Einzelheiten der Beurtheilung aufhalten, soll diese Arbeit sich nicht zu sehr ins Weite ausdehnen. Hören wir dagegen jetzt, welcher Ansicht der Verfasser des Artikels in dem *Westminster Review* über die Stellung ist, die Swinburne zu seinen Vorgängern einnimmt. Bei dem früher angeführten Austin bildete er einen scharfen Gegensatz zu Tennyson. In gedachtem Artikel heisst es: „Man kann nicht in Frage stellen, dass Swinburne's Dichtung hauptsächlich das Ergebniss und bisher die höchste Kundgebung eines starken, stillen, aber sehr fühlbaren Rückschlages gegen die Grundsätze und Praxis der Wordsworth'schen Dichterschule ist. Seit einem Vierteljahrhundert hat diese Schule die englischen Dichter beherrscht; die grössten unserer Dichter sind ihrem Zauber nicht entgangen, und nur die angeborene Kraft ihrer Individualitäten hat sie in allen wichtigen Punkten vor Schädigung bewahrt. Wir wollen keineswegs Wordsworth's eigenes Genie verkleinern, welches in seiner Art unübertroffen war. Seine wärmsten Verehrer aber müssen einräumen, dass sein Einfluss auf die englische Dichtung nicht durchaus wohlthätig war. Es ist sicher, dass die fieberhafte Bewunderung des Dichters der „Excursion“, welche England nach dreissig- oder vierzigjähriger Vernachlässigung ergriff, jedes der besonderen Laster unserer

zeitgenössischen Dichterwerke genährt hat. *Corruptio optimi fit pessima*, Die Eigenschaften, welche Wordsworth zu einem grossen Dichter machten, haben alle Dichterlinge veranlasst, Berge und Maulwurfshügel, wenn nicht die Metaphysik zu besingen. Der scheinbare (nicht wirkliche) Mangel an Vollendung in einigen der kleineren Gedichte von Wordsworth hat unseren jüngeren Sängern einen Vorwand zur Rohheit und Nachlässigkeit in ihrer Arbeit gegeben, und von demselben Beispiel haben sie die Theorie hergeleitet, dass nicht heldenmüthiges Leben oder heldenmüthige Handlungen der geeignete Stoff sei, den die Poesie zu verarbeiten habe, sondern vielmehr Butterblümchen und kleine Kinder.“ „Swinburne's Poesie also, welche Verwahrung gegen die Engrenzigkeit und Sprödigkeit des Tages einlegt, ist ins entgegengesetzte Extrem übergegangen und hat die gewöhnlichsten Annahmen Lügen gestraft.“

Die beiden Stimmen, die wir nun vernommen haben, einigen sich also dahin, dass Swinburne's Dichtung einen entschiedenen Gegensatz zu der vor seinem Auftreten herrschenden Richtung bildet, nur, dass Austin den jetzigen, der Verfasser des angeführten Artikels aber den letztverstorbenen Poeta Laureatus — dieses Amt bekleidete Wordsworth bekanntlich vor Tennyson — als deren Vertreter nennt, was sich im Grunde gleich bleibt, denn ist auch Wordsworth der grössere Dichter von Beiden, so ist doch nicht zu leugnen, dass sein Mantel auf Tennyson gefallen ist und dieser den nämlichen sittlichen Ton bewahrt hat, wie der Dichter der Excursion.

Ganz irrthümlich also war es, als ein sonst vorzüglicher Kenner der englischen Literatur einst in einem Artikel über die Tennyson'sche Schule Swinburne dieser beizählte. Im Gegentheil bezeichnet sein Auftreten, wie wir gesehen haben, eine ganz entschiedene Wendung, einen Rückschlag, vielleicht, falls er Schule macht und dauernden Einfluss gewinnt, eine Epoche in der englischen Dichtung. Anhang hat er auch bereits gefunden: wir haben schon von einer „Pre-Raphaelite“, oder auch „Fleshly School“ genannt, gehört, und wenn Swinburne deren Heiland ist, so darf Dante Gabriel Rossetti als deren Johannes bezeichnet werden. Diese Bezeichnung ist ihr indessen, wie wohl leicht ersichtlich, nur von Gegnern angeheftet worden. Den wahren Sachverhalt hat Franz Hüffer in seinem, den Poems by Dante Gabriel Rossetti, Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1873, vorangeschickten Memoire in Folgendem kurz dargestellt.

„Rossetti's Gedichte“, sagt er, „müssen daher nicht als der vereinzelte Ausfluss eines vereinzelten begabten Individuums angesehen werden, sondern auch als das Ergebniss einer Bewegung, in welcher viele der hervorragendsten Männer des heutigen Englands mit unserem Dichter in verschiedenen Zweigen der Literatur und Kunst zusammenwirken. Ich selbst möchte diese Bewegung die Wiedergeburt des mittelalterlichen Gefühls (*Renaissance of mediæval feeling*) nennen, entsprechend jener anderen Wiedergeburt antiker Cultur im 15. und 16. Jahrhundert. Da sie indessen bereits einen Namen oder Spitznamen (wenigstens insofern ihre Tendenzen die Malerschulen in England betraf) erhalten hat, und da die Bezeichnung *pre-Raphaelite* (vor-Raphaelsche) Schule fast zum Alltagswort bei uns geworden, so muss ich es wider Willen bei dieser in vielen Hinsichten unpassenden Benennung bewenden lassen. Das gemeinschaftliche Schibboleth der Hauptvertreter dieser Schule und zugleich der heutigen englischen Kunst, wie Holman Hunt, Burne Jones und Madox Brown, dürfte eine starke Opposition gegen die glatte conventionelle Behandlung der Natur und der menschlichen Gestalt genannt werden, wie wir sie bei den späteren Cinquecentisten finden. Die meisten dieser Männer sind in hervorragendem Sinne Coloristen und zeigen allerdings in der Behandlung ihrer Farbenwirkungen einige Abhängigkeit von den ältesten florentinischen Meistern. Doch gelang es sämtlichen Hauptmitgliedern der Schule bald, sich von der „göttlichen Schiefe“ und „heiligen Ungeschicklichkeit“ ihrer früheren Versuche zu befreien, und

heutzutage von einem Manne, wie z. B. Madox Brown, mit seiner bewundernswürthen Gabe, dramatische Wirkung hervorzubringen und menschliche Leidenschaft darzustellen, als einen vor-Raphael'schen Maler par excellence und daher als wahlverwandt mit Fra Angelico zu reden, würde gänzlich widersinnig sein. Rossetti war einer der Gründer und Führer der vor-Raphael'schen Bewegung während ihres ephemeren Daseins als Malerschule; auch bildet er das Bindeglied zwischen ihr und der Dichtergruppe, deren Streben mehr oder minder vom Geiste der wiedergeborenen Mittelalterlichkeit erfüllt war. Die Namen der zwei Dichter, Morris und Swinburne, welche nebst Rossetti selbst das vertretende Dreigestirn der Bewegung bilden, sind vielleicht jenseits des Canals nicht so bekannt, wie sie es verdienen. Hier in England bilden sie den Kern einer starken Partei von Gesinnungsgenossen, welche täglich an Zahl und Bedeutung zunimmt.“

Für die Besprechung solcher Vorgänge im stammverwandten England hatte ehemals — vor 1866 meine ich — unsere Presse, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die „Grenzboten“, welche letztere besonders unter Julian Schmidt's Redaction der Entwicklung der neuesten englischen Literatur mit Aufmerksamkeit folgte, Raum in ihren Spalten zu entbehren. Aber heute? Das erstgenannte Blatt hat seit etwa zwei Jahren die früheren, wenn auch nur spärlichen und seltenen Besprechungen neuer fremder literarischer Erscheinungen wie es scheint ganz eingestellt, in die letztere Zeitschrift verirrt sich nur dann und wann ein sporadischer Artikel über solche. Der jüngst dort erschienene über Charles Wolfe's berühmtes Gedicht „The Burial of Sir John Moore“ gehört der älteren Zeit an und ist bei aller Liebe und Gründlichkeit, mit welcher der Gegenstand behandelt worden, doch nicht erschöpfend in seiner Untersuchung. Die „Preussischen Jahrbücher“ brachten jüngst einen (ersten) Artikel über die englischen Dramatiker (Marlowe führt den Reigen derselben, es scheint also nur auf die älteren abgesehen zu sein) aus der Feder des sonst so tüchtigen Literaturhistorikers Charles Grant, dessen *The Last Hundred Years of English Literature* ich sehr schätze. Jener Artikel aber ist so schlecht übersetzt, dass er für mich ganz ungenießbar war. Die Wörter sind deutsch, lassen aber, wie ein Palimpsest, auf dem sich zwei Schriftarten befinden, das Englische überall durchblicken. Der Satzbau, die Ausdrucksweise, der ganze Gedankengang ist englisch, und das stört denn doch, wenn man glaubt, einen deutschen Artikel zu lesen. Doch zur Sache.

Zunächst einige Worte über Chastelard. Mit diesem Drama eröffnete Swinburne seine beabsichtigte Trilogie, deren Heldin oder doch Hauptfigur Maria Stuart ist. Schon diese Wahl ist bezeichnend und rechtfertigt gewissermassen Austin's Behauptung, dass auch Swinburne's Muse eine „weibliche“ sei und unter dem weiblichen Einflusse unserer Zeit stehe; eine Behauptung, die er freilich auf die Behandlung oder die Charakterschilderung des Titelhelden stützt, indem er mit Recht das weibliche oder besser weibische Element zu tadeln findet. Bei der Richtung der Schule, zu welcher Swinburne gehört, dürfen wir uns indessen nicht wundern, dass er gerade eine solche Wahl getroffen. Er wollte die Gluth einer verzehrenden, sinnlichen Liebe darstellen, wie die schottische Königin geschaffen war sie einzuflössen, und so bot sich ihm einer ihrer früheren Liebhaber Chastelard als geeigneter Vorwurf dar.

Er soll bei der Behandlung seines Stoffes diesmal den Elisabethanischen Mustern nachgeeffert haben. „Aeschylus“, heisst es in dem bereits mehrfach angeführten Artikel der *Westminster Review*, „zerstört für Swinburne nicht die Herrschaft Shakespeare's. Mit unparteiischem Eclecticismus, der oft vorgegeben, aber selten ausgeübt wird, adoptirt er die besten Versuche der classischen und romantischen Schule und nimmt sie in sich auf. Die Charaktere in Chastelard weichen von denen der meisten neueren Dramatiker bedeutend ab. Mögen wir Swinburne's Maria Stuart als historisch richtig

annehmen oder verwerfen, wir können nicht leugnen, dass sie ethisch wahr ist. Man vergleiche sie mit irgend einem anderen Bilde des Weibes, welchem die Geschichte oder Dichtung Umlauf gegeben -- mit Schiller's oder selbst Scott's, und es wird wie die lebende Wirklichkeit neben dem schöneren, aber falschen Ideal erscheinen. Niemand kann die leidenschaftliche Wahrheit von Maria's, oder Chastelard's, oder Mary Beaton's Charakter leugnen. Und wenn die Charaktere lebensgetreu sind und die Leidenschaft harmonisch dargestellt ist, so steht es noch fester, dass der Gang der Handlung und die strenge Grossartigkeit der Katastrophe vortrefflich erfunden und ausgeführt ist. Wir wissen nicht, wo wir in dem Bereiche der zeitgenössischen Literatur eine Reihe von Scenen suchen sollten, die majestätischer, intensiver in schmerzlichem Interesse wären, als der fünfte Aufzug dieses Stückes."

„Ohne blind gegen seine sittlichen und künstlerischen Mängel zu sein, wird ein unparteiischer Beurtheiler dennoch einräumen müssen, dass „Chastelard“ höhere dramatische Kraft bekundet, als irgend etwas, das in englischer Sprache geschrieben worden, seitdem der Genius Shelley's in den „Cenci“ seinen Höhepunkt erreichte. Jede Seite, fast jede Zeile, zeugt von einem sorgfältigen Studium der Elisabethanischen Dramatiker, obschon nichts der Nachahmung sich auch nur annäherndes versucht worden und die strengen Regeln der classischen Kunst die Ueppigkeit des Dichters zügeln. Der Einfluss Shakespeare's kann besonders in den Auftritten zwischen Chastelard und Maria im königlichen Schlafzimmer und im Gefängniß bemerkt werden.

„Die Beschuldigung der ‚leidenschaftlichen Sinnlichkeit, die man gegen das Stück vorgebracht, können wir auf sich beruhen lassen. Die Leidenschaft der Liebe, wie sie in einer feurigen Natur bis zur Höhe des Wahnsinns sich steigert, liegt der Handlung zu Grunde, und wenn ein solcher Gegenstand überhaupt dramatisch behandelt werden soll (welche Frage für einen Engländer, dessen Kenntniß seiner Literatur doch wohl Bekanntschaft mit ‚Romeo und Julie‘ in sich schliesst!), so wissen wir nicht, wie er massvoller und keuscher dargestellt werden könne, als in Swinburne's Werk. Das Ungestüme der Leidenschaft mag Einige in Schrecken versetzen und abstossen; die Reinheit der Sprache aber, in welcher sie ausgedrückt ist, muss die Bewunderung Aller herausfordern.“

Soweit die Westminster Review, die, ich muss es offen heraussagen, so ungern ich auch falsche Motive unterschreibe, nur zu sehr Partei zu sein scheint. Das Urtheil hat zu viel Voreingenommenheit in sich, als dass es für ein unbefangenes gelten könnte. Das Lob ist, mindestens gesagt, zu überschwenglich; der Tadel nur zum Schein mit eingeschaltet, zu leise angedeutet; ja, nur angedeutet, um widerlegt zu werden. Was mich noch misstrauischer macht und mir das Urtheil als nicht unbefangen verdächtigt, ist, dass die nämliche Zeitschrift auch von Swinburne's neuester Schöpfung so entzückt ist, dass sie es war, welche, wie bereits oben erwähnt, seinen Bothwell als Shakespeare nahe kommend rühmte. Meiner Ansicht nach heisst Chastelard und Romeo in einem Athem nennen, eine Entweihung des Namens Shakespeare's. Es ist dies freilich nicht von dem Recensenten geschehen; doch wenn auch nicht in klaren Worten, so ist es doch angedeutet; denn wenn „die leidenschaftliche Liebe, die in einer feurigen Natur bis zur Höhe des Wahnsinns sich steigert“, nicht in Romeo, dem „hohen Lied der Liebe“, in der unübertrefflichsten und unübertroffensten Weise geschildert ist, so ist sie es nirgends worden. Chastelard verhält sich zum Romeo etwa wie der Gesang des Kanarienvogels zu dem der Nachtigall, und man weiss, dass jener, neben diese gehalten, zwar ihre Töne nachahmen lernt, den Schlag und Umfang, die Gluth und Fülle derselben aber nie erreicht. Nur häufiger und anhaltender singt er, als die Nachtigall, was natürlich zur eintönigen Wiederholung wird.

Von einer anderen Stelle sagt Austin: „Hier ist nichts Classisches und

ebenso wenig Männliches. Es ist aber eine vortreffliche Probe einer von Swinburne's zwei individuellen Manieren und ist so durchaus modern und so vollständig weiblich — von der „einen Schritt weiteren“ Stufe — wie irgend etwas es nur sein kann. Es ist wesentlich das Erzeugniss desselben Zeitalters, welches uns Michelet's „L'Amour“ und „La Femme“ und, um kleine Dinge mit grossen zu paaren, die immerwährenden und ermüdenden Artikel in der Saturday Review über Frauen, und zwar die bedeutendsten derselben, von einer Frau geschrieben, gegeben hat. Zwar ist es Chastelard, der Obiges spricht, also ein Mann — ein Mann! . . . Es ist aber durch und durch weibisch . . . kurz, es ist Schneiderismus in Blankvers herumspringend. Dieser Blankvers ist, beiläufig gesagt, unübertrefflich; er ist fliegend, glatt, rein und melodisch.“

Swinburne ist hierin nicht bloss ein Nachahmer der Elisabethanischen Dramatiker, so dass seine Diction etwas Antiquirtes an sich hat, sondern scheint er sich auch besonders zu bemühen, sich lediglich des germanischen, zum fast gänzlichen Ausschluss des romanischen Elements der englischen Sprache zu bedienen. Abermals ein auffallender Widerspruch gerade in dem, wie wir oben erwähnt haben, an französischen Mustern herangebildeten Dichter. Schon die wenigen angeführten Stellen aus dem Drama können als Belege dienen; es finden sich aber ganze Seiten im Buehe, wie 72, 73, 78, 96, 97 u. s. w. (mir liegt die Ausgabe von 1868, London, John Camden Hotten vor), ohne einen einzigen normännischen oder romanischen Ausdruck. Dieses Streben, das germanische Element mehr hervortreten zu lassen, ist zwar ganz lobenswerth, und die besten Dichter, von Tennyson aufwärts bis Shakespeare, bei welchem Letzteren 68 unter 81 Wörtern germanischen Ursprungs sind (in der Bibelübersetzung sogar 125 unter 130 Wörtern haben sich dieses Streben denn doch zu bemerkbar, und wird die Sprache, bei den massenhaften einsilbigen Wörtern des germanischen Elements des Englischen, schliesslich eintönig. Noch mehr: es tritt dieses Streben so zudringlich hervor, dass man nur mit Mühe den Sinn dessen, was man liest, in sich aufzunehmen vermag; die Aeusserlichkeit zieht die Aufmerksamkeit auf sich und lenkt sie vom Inhalt ab. Das ist ein Fehler, der wohl besonders gerügt zu werden verdient. Dieser einförmigen Diction ist es wohl auch zuzuschreiben, dass Swinburne dunkel ist. Dass er es nicht bloss mir ist, dass das Dunkel, wie man mit billigem Lichtenberg entnommenen Witz mir vielleicht entgegen halten dürfte, sich nicht bloss in meinem Kopfe befindet, dafür sei, unter vielen, ein Beweis aus dem bereits angeführten Reader gebracht.

„Ob wir überall“, heisst es dort, „glücklich genug gewesen sind, den Dichter vollständig zu begreifen und seine Aeusserungen genügend zu würdigen, können wir nicht wagen zu behaupten; denn seine Dunkelheit ist stellenweise ziemlich dicht. Der Geist wird zu sehr durch die Bemühung angestrengt, die Feinheit jedes Gleichnisses zu erfassen und in die innerste Bedeutung seiner Analogien zu dringen.“ Diese Dunkelheit liegt aber meiner Ansicht nach eben nur in der Ausdrucksweise; was klar ausgedrückt worden, kann auch, wie weit hergeholt auch die Gleichnisse sein mögen, immerhin leicht verstanden werden.

Was die Charakterzeichnung betrifft, so ist sie lobenswerth und zeugt für Swinburne's dramatische Begabung. Maria's Coquetterie, Grausamkeit, Sinnenlust, Stolz, Selbst- und Eifersucht werden uns lebhaft vor Augen geführt; dabei fehlt es nicht an einem Anstrich von Schwermuth, der, wie der Schatten ihres künftigen Schicksals, auf sie fällt und eine Vorahnung von diesem giebt. Die Schiller'sche Maria Stuart erkennt man nur in der Liebe wieder, welche ihre Schönheit einzuflössen nicht verfehlt, und in ihrer eigenen Liebe zu Frankreich. Wer erinnerte sich nicht bei folgender Stelle:

„One grows much older northwards, my fair lord;
I wonder men die south; meseems all France
Smells sweet with living, and bright breath of days
That keep men far from dying;“

an Schiller's: „Eilende Wolken! Segler der Lüfte!“ wo sich ihre Selbtsucht nach Frankreich, ihrem Jugendlande, so innig ausdrückt. Chastelard ist, wenn auch eine unmännliche Gestalt, doch durchaus richtig und consequent gezeichnet, und Mary Beaton, welche diesen unglücklich liebt und die einzige gefällige Gestalt im Drama ist, wird mit wenigen Strichen in gelungener Weise geschildert. Am schärfsten aber tritt der Wankelmuth und die Launenhaftigkeit der schottischen Königin hervor, die sich darin gefallt, einen nach dem andern, den sie bestrickt und an sich gefesselt hat, wieder von sich zu weisen und ihn seinem Schicksale zu überlassen. Dieses ihr grausames Spiel mit Menschenglück und Menschenleben tritt freilich in Bothwell, zu welchem ich gleich übergehen werde, noch greller an den Tag; doch zeigt es sich auch schon hier. in Chastelard, welches, wie oben erwähnt, das einleitende Stück zur beabsichtigten Trilogie bildet, deutlich genug und erweckt Schrecken und Mitleid, Schrecken vor dem Abgrund von Unsittlichkeit und Verbrechen, der uns aus dem Charakter der schottischen Königin angähnt, Mitleid für ihre Opfer, die indessen theilweise unsere Verachtung verdienen. Und ihre Liebe? Die einer Lucrezia Borgia, wie dieses verunglimpft Weib vor Gregorovius' neuestem Werke aufgefasst wurde, oder einer Catharine von Russland unter neueren gekrönten Häuptern, und sollen wir aufs Alterthum zurückgehen, so muss ich sagen, die der Faustinen, der oder denen Swinburne ja auch ein besonderes Gedicht gewidmet hat. Ueberhaupt scheint sich die satanische Schule oder die der „Rehabilitation des Fleisches“, wie ich sie oben bezeichnet habe, besonders darin zu gefallen, solche Charaktere zum Gegenstande ihrer Muse zu wählen, oder um es kurz zu sagen, die Prostituirten zu besingen. Wie Swinburne seine Hymn to Proserpine, Faustine, Dolores, Fragoletta, Félice u. s. w. hat, so ist eins der besten Gedichte in Rossetti's Poem's das „Jenny“ betitelte, welches eine Prostituirte besingt. Ich will damit nicht die Anklage gegen die Schule erheben, dass sie etwa die Unzucht feiere; dass diese aber in concreten Gestalten so oft ihren Vorwurf bildet, das liegt klar zu Tage. Das Wort harlot begegnet uns fortwährend in Chastelard und Bothwell, und als harlot ist die schottische Königin dargestellt. Das mag historisch treuer sein, als das Idealbild, welches Schiller sich von ihr entworfen und uns vorgeführt hat, ob aber dichterisch schöner und erhebender, ist eine andere Frage.

Gehen wir nun zu Bothwell über. Sei es nur gleich bemerkt, dass es des Dichters eigene Schuld ist, wenn die Kritik ihm nicht gerecht werden kann: er hat sie durch die aussergewöhnliche Länge des Stückes — es erstreckt sich in der mir vorliegenden Ausgabe (London, Chatto and Windus, 1874) auf nicht minder als 532 Seiten. Wer hat heutzutage die nöthige Zeit, um ein Dichterwerk von diesem Umfang mit Musse und der ihm gebührenden Aufmerksamkeit zu lesen? Sicherlich nicht der, welcher ums tägliche Brot arbeitet. Wie ich bereits Eingangs dieses Artikels bemerkt habe, und wie ja Jeder, den das Glück nicht so begünstigt hat, dass er einer unabhängigen Stellung und eines otii cum dignitate sich erfreut, gewiss an sich selbst erfährt, ist der Kampf ums Dasein jetzt so erschwert, dass er fast die ganze Zeit und Kraft jedes Einzelnen in Anspruch nimmt. Diese jetzt allgemein herrschende Theuerung, die durch Speculation bis zum Unersehlichen hinaufgetriebenen Schwindelpreise aller Lebensbedürfnisse, haben noch eine ganz andere und bedenklichere Seite, als die der Entbehrungen, die sie den sämmtlichen Unbemittelten auferlegen. Was solche Entbehrungen bei schwächlicher Gesundheit, zumal aber für Kinder und Kranke bedeuten, weiss wohl Jeder zu ermessen. Dieser aufreibende Kampf

uns tägliche Brot droht aber ausserdem die ganze Cultur zu gefährden. Man täusche sich ja hierüber nicht. Die Folgen solcher unnatürlichen Zustände wie die, in welchen wir seit einigen Jahren leben, bleiben ebensowenig aus, wie die der französischen Zustände vor 1789 ausgeblieben sind: sie müssen sich mit der eisernen Nothwendigkeit der Thatsachen, welche man gewöhnlich als die „Nemesis“ bezeichnet, einstellen. Die erste Bedingung aller Cultur aber ist, wie längst bekannt und selbstverständlich, die materielle Grundlage, die Befreiung vom Kampfe mit den Elementen oder den Naturkräften, die allgemeine oder wenigstens theilweise Wohlhabenheit und die Sorgenfreiheit der Wenigen. Gewiss hat Herr v. Treitschke (sonst nicht ein Mann, mit dem ich mich befreunden kann) ein wahres Wort gesprochen, als er ohnlänglich seine Artikel gegen die Socialdemokraten damit schloss, dass er ihnen sagte, es werden die Millionen immer arbeiten müssen (ich erinnere mich des Wortlautes nicht mehr), damit die Wenigen denken und dichten können. Die Zahl dieser Wenigen muss sich aber unter den jetzigen unnatürlichen Zuständen täglich vermindern, und die früher oder später eintretende Folge dieser letzteren muss ein unausbleiblicher Rückfall in die Barbarei sein. Der im englischen Sprichwort: „When Adam delved and Eva span, who was then the Gentleman“ angedeutete Zustand wird dann wiederkehren; es werden die Männer wieder graben und die Frauen wieder spinnen müssen, und Niemand wird diejenige Musse geniessen, welche die Muse, sei es der Wissenschaft oder der Kunst, erheischt. Statt Vorlesungen von zweifelhafter Wirkung für das grosse Publicum und zur Fortbildung für das weibliche Geschlecht zu veranstalten, sorget doch ihr Männer und Frauen, die Ihr so gestellt seid, dass der grosse Kampf es euch noch ermöglicht, lieber dafür, solchen Zwecken eure Kräfte zu widmen, sorget vorerst dafür, dass natürliche Zustände wieder zurückkehren und den Schwindelpreisen für Lebensmittel, wie den allzu hohen Arbeiterlöhnen endlich ein Ziel und eine Schranke gesetzt werde! Caveant Consules etc.

Kehren wir jedoch zu unserem Gegenstande zurück. Swinburne's Bothwell ist also zunächst ein nur für die Wenigen bestimmtes Werk, oder doch eines, welches nur den Wenigen zu bewältigen möglich ist. Dann aber ist es eben seiner Länge wegen durchaus nicht zur Aufführung geeignet, ist also blos ein Lesedrama, und als solches eben ein Unding, da es keiner der anerkannten oder hergebrachten Gattungen der Dichtung angereicht werden kann. Was die Sache aber noch ausserdem verschlimmert, ist, dass auch die Reden der handelnden Personen oft von solcher Länge sind, dass sie als Monologe angesehen werden können, und eine nur selten unterbrochene Reihenfolge von Monologen zu lesen, ist so ermüdend, dass man den Faden ganz verliert und jede Scene wiederholt lesen muss, um dem Gange der Handlung folgen zu können. Hierzu kommt noch, dass die Aufzüge, wie schon in Chastelard, Namensüberschriften tragen, wovon man den Zweck nicht absehen kann, und was ebenso ungewöhnlich ist, wie es störend wirkt. So ist der erste Act: „David Rizzio“, der zweite aber „Bothwell“ u. s. w. betitelt. Wie sonderbar, da ja das der Titel der ganzen Tragödie ist. Doch dies wäre Nebensache, wenn nicht die eben gerügte, Livius'sche Ubertas möchte ich sie nennen, unserem Dichter eigen wäre und er nicht durch die allzu grosse Fülle von Worten und Bildern dunkel würde und ermüdete. Wo dies die Wirkung eines Kunstwerkes ist, da ist von vornherein ein wahrer Kunstgenuss ausgeschlossen, und ist es, wie bereits gesagt, schwer, dem Dichter gerecht zu werden und ihn richtig zu würdigen. Es fehlt hier das schöne Maass der Griechen, und dieser Mangel muss stets zu einer gewissen Verwilderung führen, von der die Elisabethanischen Dramatiker, Shakespeare selbst nicht ausgenommen, nicht ganz freizusprechen sind. Ich spreche da ein dreistes Wort gelassen aus, — scheue mich aber nicht, es stehen zu lassen. Nicht ganz grundlos konnte ein Voltaire den grossen Dichter einen Wilden nennen: er konnte aber nur dem damals in Frankreich

herrschenden Classicismus gegenüber die bei Shakespeare nicht hinwegzuleugnende Ueppigkeit an Charakteren, Sprache und Bildern meinen, die man bei den Romantikern antrifft. Stände er (Voltaire) heute auf und läse Victor Hugo's Schöpfungen, die dramatischen, wie die epischen, womit ich natürlich seine Romane bezeichne, er würde sicherlich auch ihn einen Wilden nennen. Und Swinburne ist ja, wie wir gesehen haben, der Jünger und Verehrer Victor Hugo's, der ihm als der grösste Dichter gilt. Dass der an den Brüsten echter Classicität genährte Dichter der „Atalanta in Calydon“ sich so von seinen früheren Mustern ab- und den Romantikern zugewendet hat, würde für mich eine auffallende Erscheinung sein, wüsste ich nicht, wie ebenfalls bereits oben erwähnt, dass der Widerspruch der menschlichen Natur eingepflanzt sei und dass ja nach dem bekannten französischen Sprichworte die äussersten Gegensätze sich berühren.

In den griechischen Tragödien kommen nun zwar auch lange Reden, wie besonders im Ajax und der Elektra des Sophokles, vor, sie sind aber stets von einer Einfachheit und Durchsichtigkeit, dass man den Inhalt leicht in sich aufnimmt und fasst. Meist sind sie, wie die langen Reden in anderen alten und neueren, ausländischen und deutschen Dramen überhaupt, geschichtlichen Inhalts, d. h. die Reden erzählen ein Ereigniss, wobei man immer leicht zu folgen vermag. Bei Swinburne aber sind sie zumeist bloss gedanklichen Inhalts und deshalb schwer zu fassen und ausserordentlich ermüdend. John Knox', des schottischen Reformators, Rede z. B. erstreckt sich einmal auf nicht weniger als dreizehn Seiten! Die Sprache besteht zwar in Bothwell nicht aus so vielen einsylbigen Wörtern, wie in Chastelard, hat aber ebenfalls einen alterthümlichen Anstrich, was vom historischen Gesichtspunkte wohl gerechtfertigt sein mag, die Lectüre aber etwas erschwert. Hingegen ist der Blankvers wieder mit einer Meisterschaft gehandhabt, dass er vollendeter wohl nicht gedacht werden kann. Er schreitet mit Würde und Majestät einher — wird aber bei dieser sich immer gleich bleibenden Majestät ziemlich eintönig. Etwas Abwechslung bringen einige schöne Lieder, die eingelegt sind, und die Gespräche der Bürger, welche den Chor der griechischen Tragödie vertreten. Doch auch ihre Sprache ist fast in demselben Tone gehalten, wie die der übrigen auftretenden Personen, deren Zahl übrigens etwas über sechszig beträgt. Darnley's Charakter ist vielleicht am besten geschildert. Die Königin ist wieder dieselbe wie in Chastelard, was freilich nur natürlich ist, da ein Charakter sich nicht ändert; allein ermüdend ist diese ewige Wiederholung eines und desselben Bildes eines Weibes, wo die Handlung sich um weiter nichts als ihre wandelbare Liebe dreht. Ist das ein Stoff für eine Trilogie? Swinburne hatte wohl recht, indem er sich gegen die Tennyson'sche Schule und seine Kritiker wandte und sich ihnen gegenüber damit rechtfertigte, dass die Dichtung nicht bloss für Kinder und Mädchen bestimmt sei, dass sie den ganzen Menschen in ihr Bereich zu ziehen habe und Alles müsse aussprechen dürfen. Wollte man ihr dieses Recht absprechen, so müssten wir Goethe's Faust als unzulässig bezeichnen, ebenso wie gegen Romeo und Julie und natürlich ein ganzes Heer von Dramen, englischer und anderer, mehr als Bedenken erheben, denn in jenen zwei grossen Tragödien haben sich ihre Schöpfer wahrlich nicht gescheut, der sinnlichen Seite der Liebe Ausdruck zu geben und sie unverhohlen zu schildern. Aber eine so unzüchtige Königin, wie sie eben von Swinburne dargestellt wird, sich zur Heldin wählen — denn das ist sie ja im Grunde doch — heisst nach meinem Dafürhalten ins andere Extrem übergehen und muss den Leser abstossen, statt anzuziehen. Man kann sich bei der Lectüre dieses Stückes eines Bedauerns nicht erwehren, dass so viel Geist und so viel dichterische Kraft an einen so unerquicklichen Gegenstand vergeudet worden: der Dichter reicht uns Sodomsäpfel in goldener Schale; diese ewigen Liebesversicherungen und Bethuerungen im Munde Maria's sind eine Entweihung der reinen, jungfräulichen, keuschen Leidenschaft, die man sonst

Liebe nennt und als etwas Hehres und Läuterndes zu betrachten gewöhnt ist. Nur die grössten Dichter, wie eben Shakespeare und Goethe, der eine in Romeo, der andere in Faust, vermögen auch die ausgesprochene sinnliche Liebe so zu verklären, oder doch in solcher Weise darzustellen, dass wir uns dabei immer noch in der höchsten Sphäre der Poesie befinden. In diesen Dichtungen ist auch Uebereinstimmung mit der Schopenhauer'schen Metaphysik der Liebe, es wird uns ihr Urgrund nicht verhehlt; hingegen aber auch das eigentliche Motiv festgehalten.

Swinburne hat also in dieser seiner neuesten grösseren Schöpfung den Beweis geliefert, dass er ein noch langathmigeres Werk, als seine früheren, hervorzubringen im Stande, dass er Tennyson an Macht des Aufschwunges und anhaltender Flugkraft weit überlegen sei und bei mindestens ebenso bedeutender dramatischer Begabung, wie Browning, jedenfalls nicht so dunkel und räthselhaft ist, wie dieser. Da er es aber nicht verstanden oder vielleicht eigensinnig verschmäht hat, sich weise zu beschränken, und einen wenig ansprechenden Vorwurf sich gewählt und ihn so behandelt hat, dass das daraus hervorgegangene Drama seiner Länge wegen durchaus nicht bühnenfähig ist, so bleibt auch seine neueste Leistung hinter der Vollendung zurück. Diese seine Maria steht übrigens im gänzlichen Missverhältniss zu der uns bekannten und historisch acceptirten. Ausser ihrer wandelbaren Liebe zu ihren verschiedenen Günstlingen wird uns in ihr ein Weib und eine Königin geschildert, die eher an eine Lady Macbeth, an die Bloody Mary oder deren Schwester, der verkörperten Nemesis der schottischen Königin, Elisabeth, erinnert, als an die Maria Stuart der allgemeinen historischen Erinnerung und der Dichtung. Man lese nur beispielsweise ihre letzte Rede in Bothwell und man wird über dieses männliche, entschlossene, blutdürstige Auftreten dieses im Taumel der Sinnlichkeit lebenden Weibes erstaunt sein und befremdet den Kopf schütteln. Aber ebensowenig wird man in dieser und den vielen ähnlichen Reden in diesem Drama die gewaltige Kraft des Dichters zu erkennen verfehlen; man darf auch, um ihm gerecht zu werden, keinen Augenblick vergessen, dass nicht Bewunderung seiner Heldin, sondern unverkennbar der glühendste Hass ihn bei dieser neuen Schöpfung inspirirt hat, dass er ihr Leben und ihre Thaten ganz objectiv und tendenzlos zur Darstellung bringt, denn die Trilogie war lange vor dem seit 1870 ausgebrochenen Kampfe zwischen dem Staate und der katholischen Kirche entworfen, und dass man, um ein endgiltiges Urtheil fällen zu können, doch jedenfalls den Schluss dieser Trilogie abwarten muss. Bothwell schliesst mit Maria's Abreise von Schottland, also mit dem Wendepunkt, der Katastrophe, denn als solche muss ja ihre Flucht nach England angesehen werden. Dort ereilte sie ihr Schicksal, und der wichtigste Abschnitt ihres Lebens, ihre Gefangenschaft in Holyrood und ihr trauriges Ende, stehen noch bevor. Hier wird sich erst die ganze Kraft des Dichters zu bewähren haben, wie Schiller's in Wallenstein's Tod. Einstweilen kann ich nur das Urtheil der Saturday Review unterschreiben und mit dem Ausspruch schliessen, dass, hätte Swinburne sich mehr beschränkt, er zwar ein gewaltiges und lebensvolles Drama geliefert haben würde, dass es aber auch in diesem Falle immer noch hinter den höchsten Anforderungen an eine Dichtung zurückgeblieben wäre.

Dr. David Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

- G. Groeber, Zeitschrift f. romanische Philologie. I. Bd. 4 Hefte. (Halle, Lippert.) 15 Mk.
Englische Studien, hrsg. v. E. Kölbing. I. Bd. 2. Heft. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk. 50 Pf.
J. Rhys' Lectures on Welsh Philology. (London, Trübner.) 12 Mk. 5 Pf.

Lexicographie.

- A. Peschok, Grosses Wörterbuch der modern-europäischen Sprachen. 1. Thl. (Prag, Grègr & Dattel.) 1 Mk.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 4. Bd. 1. Abth. 9. Lfrg. bearb. von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 1. Heft. (Norden, Braams) 2 Mk.
K. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon. 61. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
G. Azaïs, Dictionnaire des idiomes romains du midi de la France. Tome I. 1 Livr. (Paris, Maisonneuve) 5 fr. 60 ct.
H. Leo, Angelsächsisches Glossar. (Alphabet. Index dazu v. W. Bissegger.) (Halle, Waisenhaus) 7 Mk. 50 Pf.
G. S. Bellamy, New Shakespearian Dictionary of Quotations (Charing Cross Publ. Comp.) 7 s. 6 d.

Grammatik.

- H. Jellinghaus, Die Flexionen der ravenbergisch-westfälischen Mundart. (Jena, Deistung.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart. (Braunschweig, Wreden.) 2 Mk. 80 Pf.
John Earle, A book for the beginner in Anglo-Saxon. (Clarendon Press Series.) 2 s. 6 d.

- F. A. Hall, On English Adjectives in — able, with special reference to reliable. (London, Simpkin, Marshall.) 7 s. 6 d.
 Ulrik J. Bourke, The Aryan origin of the Gaelic race and language. (London, Longmans.) 7 s. 6 d.

Literatur.

- C. Mehlis, Im Nibelungenlande. Mythologische Wanderungen. (Stuttgart, Cotta.) 3 Mk.
 A. Raszmann, Die Niflungensaga und das Nibelungenlied. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk.
 H. Paul, Zur Nibelungenfrage. (Halle, Lippert.) 3 Mk.
 O. Schmeckebier, Zur verkunst Otfrieds. (Kiel, Univ.-Buchhandl.) 1 Mk. 20 Pf.
 C. Beyer, Nachgelassene Gedichte Friedr. Rückert's u. neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. (Wien, Braumüller.) 7 Mk.
 A. Baumgärtner, Lessing's religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag z. Geschichte des „modernen Gedankens.“ (Freiburg, Herder.) 2 Mk.
 A. Meyer, Matthias Claudius, ein Lebensbild. (Eisleben, Christl. Verein.) 90 Pf.
 M. C. Wahl, Das Sprichwort der neueren Sprachen. Ein vergleichend phrasolog. Beitrag zur deutschen Literatur. (Erfurt, Keyser.) 2 Mk.
 E. Gebhardt, Rabelais, la Renaissance et la réforme. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 ct.
 F. Lotheissen, Geschichte der franz. Literatur im 17. Jahrh. I. Bd. 1. Hälfte. (Wien, Gerold.) 4 Mk.
 L. Lacour, Études sur Molière. Le Tartuffe par Ordre de Louis XIV. (Paris, Claudin.) 7 fr. 50 ct.
 R. Lafagette, La Poésie, son passé, son présent, son avenir. (Paris, Sandoz.) 2 fr.
 W. Koenig, Zur franz. Literaturgeschichte. Studien in Skizzen. (Halle, Lippert.) 5 Mk.
 Flouretos de Mountagno, Poesies languedociennes avec trad. française p. Melchior Barthès. (Saint-Pons, Hérault.) 3 fr. 50 ct.
 A. Arnavielle, Lous Cants de l'Aubo, poésies languedociennes, avec trad. fr. (Avignon, Roumanille.) 4 fr.
 Li Bourgadiéiro, Poésies patoises (dialecte de Nimes) par A. Bigot. (Avignon, Roumanille.)
 M. Bourrelly, Les fables de Lafontaine en vers provençaux. (Avignon, Roumanille.) 11 fr.
 S. Baring-Gould, Yorkshire Oddities. 2 vols. (London, Hodges.) 10 s. 6 d.
 J. Bartlett, Familiar Quotations; being an attempt to their source passages in common use (London, Routledge.) 3 s. 6 d.
 Macaulay's Essay on Lord Clive. Edited and annotated by Herbert C. Bowen. (London, Simpkin & Marshall.) 2 s. 6 d.
 Chaucer's Tale of the Man of Lawe. Ed. by W. Skeat. (London, Simpkin & Marshall.) 4 s. 6 d.
 The Leopold Shakespeare, with an Introduction by F. J. Furnivall. Illustrated. (London, Cassell.) 10 s. 6 d.
 M. Landau, Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke. (Stuttgart, Cotta.) 6 Mk. 50 Pf.
 Calderon de la Barca, Don Pedro, el mágico prodigioso; comedia famosa, publiée d'après le manuscrit original de la bibliothèque du duc d'Osuna. Introduction, variantes, notes etc. par Morel-Fatio. (Heilbronn, Henninger.) 9 Mk.

Hilfsbücher.

- C. Hoffmann, Schulbuch der neuhochdeutschen Sprachlehre. (Stuttgart, Steinkopf.) 1 Mk. 60 Pf.
- W. Wilmanns, Deutsche Grammatik f. d. Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. (Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey.) 2 Mk.
- T. Beyttmiller, Deutsche Sprach- und Stillehre. (Stuttgart, Levy & Müller.) 2 Mk. 40 Pf.
- P. Strzemcha, Geschichte der deutschen Literatur. (Briinn, Knauth.) 1 Mk. 60 Pf.
- A. Wittstock, Französische Sprachlehre f. d. formalbildenden Unterricht. 1. Stufe. (Leipzig, Klinkhardt.) 60 Pf.
- F. von Wittinghausen, Elementarbuch der franz. Sprache. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 70 Pf.
- K. Frosch, Uebungsbuch z. Uebersetzen aus d. Deutschen ins Französische. (Liegnitz, Kaulfuss.) 3 Mk.
- J. Schnatter, Cours de versification française. II. Édition. (Berlin, Schröder.) 1 Mk.
- Boileau, Épitres. Für obere Klassen hrsg. v. F. Thiimen. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
- J. Westenhoeffer, Cours complet et gradué de lectures françaises en 3 parties. I. Partie. (Strassburg, Schultz & Co.) 1 Mk. 20 Pf.
- Louis XI. von C. Delavigne, mit Erläuterungen von K. Graeser. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- La petite Fadette von G. Sand hrsg. v. C. Sachs. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- Le bourgeois gentilhomme von Molière hrsg. von K. Brunnemann. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- Molière, Le bourgeois gentilhomme. Text m. Erklärungen v. A. Koroll. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.
- M. Maass, Abrégé de l'histoire de Prusse. II. Édition. (Berlin, Kobligk.) 1 Mk. 40 Pf.
- H. Löwe, Deutsch-englische Phraseologie in systematischer Ordnung. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk.
- J. B. Whyte, German reading book. (Heidelberg, Groos.) 1 Mk. 80 Pf.
- Gulliver's Travels, bearbeitet f. d. Schulgebrauch von E. Schüdde. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.
- G. Buonaventura u. A. Schmidt, Italienische Unterrichtsbriefe. 1.—7. Lieferung. (Leipzig, Hildebrandt.) à 60 Pf.
- Deutsch-dänischer Dolmetscher. (Leipzig, Schmidt & Günther.) 1 Mk. 25 Pf.
- Teatro español moderno, p. F. Booch-Arkossy. Fasc. I. (Leipzig, Hirt.) 50 Pf.
- G. Schneider, Grammaire allemande sur un plan méthodique et pratique. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) 3 Mk.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Wintersemester 1877.

Die Encyclopädie der modernen Philologie wird am Donnerstag und Sonnabend von 5—6 Uhr vortragen Prof. Dr. Herrig.

Altenglische Uebungen nach Wüleker's altenglischem Lesebuche. I. 1250—1350. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Hamlet, von Shakespeare. Montag und Donnerstag von 2—4 Uhr. Prof. Dr. Leo.

Shakespeare und Baco, von Verulam. Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr. Prof. Dr. Leo.

Lovell the Widower von Thackeray wird am Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr erklären Prof. Dr. Hoppe.

Charles Dickens from 1837—47. Mittwoch und Freitag von 6—7 Uhr. Prof. G. Boyle.

Englische Grammatik. Syntax des Nomens. Sonnabend von 3—5 Uhr. Director Dr. Immanuel Schmidt.

Exercises in English style. Montag von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Mittwoch von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Chanson de Roland (nach der Ausgabe von Th. Müller, Göttingen 1863). Mittwoch von 3—5 Uhr. Dr. Scholle.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Freitag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

- Provenzalische Grammatik (Lautlehre und Formenlehre) wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.
- Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Dienstag von 7 bis 8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.
- Ausgewählte Lustspiele von Molière wird am Mittwoch und Freitag von 5—6 Uhr erklären Dr. H. Crouze.
- Histoire comparée du théâtre français. Montag von 6—7 Uhr. Mr. Ch. Marelle.
- Die Romantik in Frankreich. Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.
- Französische Lautlehre. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Dr. Lücking.
- Die Syntax der französischen Sprache wird am Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr vortragen Prof. Dr. Goldbeck.
- Französische Aussprache mit physiologisch-historischer Begründung. Dienstag von 5—6 Uhr. Director Dr. Benecke.
- Praktische Uebungen in der französischen Aussprache mit Zugrundeliegung der Athalie. Dienstag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.
- Exercices de style français. Mittwoch von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.
- Uebungen in freien französischen Vorträgen. Freitag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.
- Spanische Formenlehre, verbunden mit der Erklärung der Novelas exemplares von Cervantes. Montag von 6—8 Uhr Dr. Förster.
- Cours pratique de langue roumaine. Donnerstag von 2—3 Uhr. Leg.-Secret. Dr. C. D. Géorgian.
- Histoire de la langue et la littérature roumaines. Sonnabend von 3—4 Uhr. Leg.-Secret. Dr. C. D. Géorgian.
- Italienische Grammatik, verbunden mit der Lesung von Goldoni's Turtore. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Dr. H. Buchholz.
- Il novellino oder le cento novelle antiche wird erklären Dienstag von 6—7 Uhr Dr. H. Buchholz.
- Ueber den Plan von Dante's Commedia wird vortragen und ausgewählte Abschnitte des Gedichtes erklären Freitag von 6—7 Uhr Dr. H. Buchholz.

Schwedische Grammatik (Lautlehre und Formenlehre), verbunden mit praktischen Uebungen. Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr.

Dr. von Nordenskjöld.

Tegnér's Frithjof wird erklären Dienstag und Freitag von 7—8 Uhr

Dr. von Nordenskjöld.

Praktische Uebungen im Unterrichten werden in zu verabredenden Stunden geleitet von Prof. Dr. Herrig.

Ueber Ossian.

Von den zwei keltischen Völkern, deren lebende Sprache das Ersische war, steht Irland weit voraus in dem Erfolge, mit welchem seine heimische Sprache zu Zwecken verwendet wurde, die literarische genannt werden dürfen.

Anderen muss die Aufgabe überlassen bleiben, sowohl die Echtheit als das poetische Verdienst der alten metrischen Ueberreste richtig zu würdigen, die noch in irischer Sprache existiren. Sie bestehen in zahlreichen Bardenliedern und historischen Sagendichtungen. Von einigen der letzteren wird versichert, dass sie viel älter seien als das 9. Jahrhundert, von dessen Schluss sich die Sammlung datirt, die unter dem Namen des Psalters von Cashel (the Psalter of Cashel) noch jetzt, und zwar wahrscheinlich in ihrer ursprünglichen Form, vorhanden ist. Competente Beurtheiler haben den grossen historischen Werth der Prosa-Chroniken gelten lassen, die bis heute erhalten sind und die, durch die allmäligen Hinzufügungen vieler Generationen in den Klöstern der „Insel der Heiligen“ („Island of Saints“) erwachsen. In der Form, in welcher sie jetzt existiren, scheint keine von ihnen so alt zu sein, wie die von Tigernach compilirten Annalen, der am Ende des 11. Jahrhunderts starb; allein man glaubt mit gutem Grunde, dass sowohl in dieses Werk als in die Annalen der 5 Meister (the Annals of the five Masters) und in einige andere solcher localen Urkunden, wie die Annalen von Ulster und Innisfallen (the annals of Ulster and Innisfallen) oft bis auf die Worte der Inhalt gar mancher,

weit früher verfasster Chroniken übergegangen ist. Es scheint daher nicht voreilig zu sagen, dass die Iren gleichzeitige, in der Volkssprache geschriebene, zwar dürftige, aber authentische Geschichten ihres Landes aus dem 5. Jahrhundert oder aus nur wenig späterer Zeit besitzen. Keine andere Nation des neuern Europa kann von sich Aehnliches rühmen.

Auch findet sich nicht, dass die schottischen Kelten auf literarische Denkmäler, welcher Art immer sie seien, hinweisen könnten, die an Alter diesen irgend vergleichbar wären. In der That war ihre sociale Lage in jeder Hinsicht weit unter der ihrer westlichen Stammgenossen. Die ältesten Reliquien ihrer Sprache sind sämmtlich metrisch. So der albanische Duan (the Albanic Duan), ein erzählendes Gedicht, dessen Charakter als bardisch und sagenartig beschrieben und das ins 11. Jahrhundert gesetzt wird. In den Gedichten, die den Namen Ossian's tragen, feiert ein angeblicher Augenzeuge Ereignisse, die sich im dritten Jahrhundert begeben. Da die folgende Abhandlung sich ausschliesslich mit diesen Gedichten Ossian's beschäftigt, so mögen noch einige einleitende Bemerkungen hier ihren Platz finden. Allein, obgleich wir, wie billig, das moderne Machwerk ganz aus dem Spiele lassen, welches das Original dem englischen Leser maskirt hat (cfr. Talvj: Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian insbesondere. Leipzig 1840) und obgleich wir ebenso mit Grund anstehen, positiv zu versichern, dass die Fingalssagen wirklich von Irland entlehnt seien, so bleibt es doch auch so noch unmöglich, sich zu überzeugen, dass irgend eines der Stücke, die jetzt als der ursprüngliche Kern der Gedichte dargestellt werden, gerechten Anspruch auf einen so weit zurückliegenden Ursprung haben sollte. Alle derartigen Erzeugnisse scheinen nichts als Versuche, zum Theil ausserordentlich geist- und phantasiereiche Versuche zu sein, mit dichterischem und mythischem Glanze die Sagen von Generationen zu bekleiden, die lange vor des Dichters Zeit dahingeschwunden sind.

Sehen wir hier nun vor der Hand einmal von unserer vaterländischen Poesie ganz ab, so tritt uns noch der Norden als eine unsere germanische Natur ganz besonders anmuthende

Region einer eigenthümlichen poetischen Welt entgegen. Hier dürfen wir uns als den Repräsentanten des scandinavischen Heidenthums an Frithjof halten, wie ihn Tegnér's Dichtung meisterhaft darstellt, ein Gemälde, das mit allem Zauber nordischer Heldenstärke und Frauenschönheit ausgestattet ist und die wesentlichsten Züge des nordischen Charakters, seine Sitten im Frieden und Krieg, uns vorführt, während Gedanken tiefer Lebensklugheit aus dem Spruchbuche uralter heidnischer Vorzeit höchst anziehend dazwischen eingeflochten sind. Das vielfach wechselnde Metrum der einzelnen Gedichte lässt uns diese Dichtung lieb gewinnen, und uns erfüllt ein gewisser Stolz auf die Biegsamkeit unserer herrlichen Muttersprache, die im Ringen mit der kernhaften, bilderreichen Kürze des Nordens, wie sie uns nachher auch bei Ossian wieder begegnet, vom schönsten Erfolge gekrönt wird. (cfr. Tegnér's Frithjofs-sage, übersetzt von A. v. Helvig.)

Ist nun aber die Frithjofs-sage fast zu allgemeiner Bekanntheit des literarisch gebildeten Theiles unseres Volkes gekommen, so ist gerade das Gegentheil mit Ossian's Gedichten der Fall. In neuerer Zeit, hätte man denken sollen, würden die herrlichen Dichtungen Walter Scott's, besonders die in den Hochlanden spielenden Stücke, vor Allem aber „Waverley“ und „Das Fräulein vom See“ die Aufmerksamkeit wenigstens der tiefer eingehenden Leser auf den Urbarden Schottlands, den Sänger Fingal's hingeleitet haben. Das ist aber nicht geschehen und hat seinen Grund in der vorherrschenden Entfremdung der jetzigen Generation von aller inneren Beschäftigung mit der Poesie, die unter dem Rennen und Jagen nach Reichthum und dem politischen Treiben nicht mehr zu ihrem Rechte kommt, das nach Goethe darin besteht, „uns als ein weltliches Evangelium von den irdischen Lasten zu befreien, die auf uns drücken und wie ein Luftballon uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen zu erheben, während die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt daliegen.“ Bei dem literarhistorischen Interesse, welches Ossian's Gedichte desto mehr in Anspruch nehmen, je mehr noch, gerade in unserem Vaterlande, über sie ein Dunkel unbestimmter Meinungen verbreitet ist,

und bei dem poetischen Werth, den ihnen Goethe zuerkannt hat, darf die Frage nach dem Alter desselben nicht umgangen werden.

Der Verfasser dieser Abhandlung hat sich bemüht, alles auf Ossian's Gedichte bezügliche Material zusammenzutragen, zu sichten und einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Wir beginnen mit dem unstreitig interessanteren Theil dieser Abhandlung, welcher eine Charakteristik Ossian's begreift.

Ossian, der Sänger des caledonischen Nordens, der jetzt, wie Homer, als einzelner Stern am poetischen Himmel leuchtet, hat zu seiner Zeit ohne Zweifel viele Sangesbrüder gehabt. Dies kann nicht allein aus der grossen Zahl der in seinen Gedichten auftretenden und erwähnten Barden, sondern auch aus dem ungemein poetischen Reichthum seiner Sprache geschlossen werden, was zu der Annahme berechtigt, dass schon in früher Zeit sehr viel in ihr gedichtet und gesungen sein muss, wie dies auch von der homerischen Sprache gilt. Die Frage, wann der Dichter gelebt habe, wird sich wohl kaum jemals genau beantworten lassen. Einige setzen ihn in die Zeit, wo Septimius Severus Kaiser des römischen Reiches war, 193—211, also um das Jahr 200 v. Chr. Dieser suchte durch einen Zug nach Britannien, wo die Caledonier oder schottischen Hochländer (Bergschotten) Hadrian's Grenzwall durchbrochen hatten, die Reichsgrenze im äussersten Norden zu sichern. Insofern diese Hypothese über das Zeitalter des Dichters sich auf den Namen Caracul stützt, den ein in dem Gedichte Caomhnhala vorkommender Häuptling am Flusse Carun (Carron in der Grafschaft Stirling) trägt, gegen welchen Fingal kämpft und in welchem man Caracalla, 211—217, den Sohn des Kaisers Septimius Severus, hat finden wollen, erscheint dieselbe als durchaus unhaltbar.

Passender dürfte es sein, die Zeit Ossian's oder vielmehr des Königs Fingal und seiner Helden an die Periode zu knüpfen, wo aus dem scandinavischen Norden jene Normänner- oder Wikingszüge, vorzüglich wohl von Norwegen aus, vielleicht der Richtung der Shetlands- und Orkneys-Inseln folgend, nach Schottland, Irland und England gingen. Wie aber diese Wikingszüge mit der Zeit immer zunahmen und endlich

im 9. Jahrhundert ihren Gipfelpunkt erreichten, so deutet in den ossianischen Gesängen Alles auf die Anfänge jener Periode hin. Zwischen Schottland und Norwegen, Morbheinn und Lochlin, herrschte damals ein reger Verkehr; die Fürsten Morbheinn's waren in Lochlin gefürchtet und geehrt; Fingal selbst und sein Ahnherr Treunmor verbanden sich mit Lochlin's königlichen Jungfrauen; häufige Heirathen der schottischen Könige und Edlen mit norwegischen Prinzessinnen und andern Fräulein fanden statt und trugen dazu bei, die beiden Nationen mehr und mehr zu vermischen. Es dürfte demnach das Zeitalter des Dichters zwischen das 4. und 6. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sein.

Es ist bekannt, dass es eine uralte Sitte aller keltischen Stämme war, dass die Barden das Heer in die Schlacht begleiteten, und dass jede Heldenthat von diesen Barden in mehr oder minder ausführlichen Gesängen gefeiert wurde. Ohne Zweifel ist dieses auch bei König Fingal's zahlreichen Kriegsthaten geschehen. Es muss daher begreiflich erscheinen, dass nach Fingal's Tod und dem Untergange seines Reiches der auf die Hebriden geflüchtete Königssohn Ossian, nun ein erblindeter Greis, jene theils von ihm selbst, theils von befreundeten Barden gesungenen Lieder in solche Epopöen, wie „Carthon“, „Fingal“ und „Tighmora“, zusammenfasste. Es ist wohl anzunehmen, dass diese herrlichen Gedichte als Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit des von dem Jahre 300 bis zum Jahre 900 n. Chr. von Normannen, Pikten, Britanniern und Angelsachsen schwer bedrängten Caledonierreiches festgehalten und auf dem gewohnten Wege des Auswendiglernens von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurden.

Jetzt tritt die Frage an uns heran: „Wo haben wir die Heimath Ossian's zu suchen?“ Seine Heimath ist die mittlere Westküste Schottlands, die heutige Grafschaft Argyle, die vom Frith of Clyde (bei dem Dichter Clutha) im Süden begrenzt wird. Westlich vor jener Küste liegt die Insel Mull, in deren Nähe das merkwürdige kleine Eiland Staffa ist, mit den Basaltmassen der Fingalshöhle. Dieses ist eine 300 Fuss lange und 100 Fuss hohe, unmittelbar ins Meer mündende Felsengrotte mit prächtigen Basaltsäulen. Der Dichter selbst

nennt die Landschaft Morbheinn, wovon das heutige Morvern unstreitig ein Theil ist; Morvern ist an der Nordwestspitze von Argyleshire gelegen und durch tiefe Meereinschnitte, z. B. Sound of Mull, und durch Landseen fast ganz von Wasser umgeben, weshalb es bei Ossian auch „Insel der Berghöhen“ oder „Eiland der Winde“ genannt wird. Südlich daran stösst der District Lorn mit dem äusserst romantischen Thale Glencoe, welches von Einigen als die Geburtsstätte des Dichters bezeichnet wird, richtiger aber wohl nur als sein Lieblingsaufenthalt zu betrachten ist. Das Wort Glencoe bedeutet Thal Coe (glen, Thal), Coe ist verkürzt aus Cona, also Thal Cona. Es mündet dieses Thal in dem Loch Leven (Levensee) (loch, See), der die östliche Spitze des Loch Linnhe (Linnhesees) bildet; in seiner Mitte ist der schmale See Treachtan, aus welchem der wilde Strom von Cona kommt, an dessen beiden Seiten hohe Berge senkrecht aufsteigen und ungeheure Spalten öffnen, worin beständig Schnee zu sehen ist. Die Stille und Einsamkeit wird hier nur durch das Geschrei des Adlers und das Brausen der Bergwasser gestört, die sich in einer Menge von Giessbächen in das Thal herabstürzen. Es heisst daher ganz eigentlich in dem Gedichte „Fingal“ I, 131: „Wann brüllt durch Cona der Strom?“ und ebendasselbst II, 143 ff.:

„Wie tausend Ströme toste das Heer,
Die zusammenfluthen in Cona, dem hellen,
Aus der Nacht vorbrechend in wildem Fall
Zu der Sonne glänzendem Strahl.“

(A. Ebrard.)

Ossian wird oft von diesem Thal die Stimme von Cona genannt, z. B. in dem Gedichte Conlaoch und Cuthonn, woselbst Vers 23 ff. also lauten:

„Wie? schläft sie, die Stimme von Cona
In ihrer Halle beim Windgebrüll?
Schläft Oisian herrlicher Thaten,
Und im Sturm umtobt ihn das Meer?“

(Ch. W. Ahlwardt.)

und seine Harfe die Harfe von Cona, z. B. in dem Gedichte „Cath Loduinn“ III, 14 ff:

„Du, die wohnest in Mitte der Schild,
Und die Führer erhebest vom Gram,
O Harfe von Cona des Sturms
Entsteige der Mauer zu mir.“

(Ch. W. Ahlwardt.)

Nördlich von jenem Thale erhebt sich der gewaltige Ben Nevis (über 1300 m. = 4000') mit seinen schroffen Felswänden; südlich ist der Loch Etive, der sich etwa 3 englische Meilen nördlich von Oban bei dem Orte Dunstafnaga zu einem Strome verengt ins Meer ergiesst. Dieser Strom ist der bei Ossian mehrfach vorkommende Lora, cfr. „Tighmora“ V, 7:

„Mir scheuchte des Lora Gebräus
Die Fülle der Sagen hinweg.“

(Ch. W. Ahlwardt.)

Nicht weit vom Ausfluss des Stromes ist ein Wassersturz, vielleicht der einzige seiner Art in Europa. Der Loch Etive ist an dieser Stelle sehr verengt und hat grosse Felsklippen. In 24 Stunden tritt die Fluth des Meeres zweimal in diesen See und dringt durch den Orchard bis in den Loch Awe. So wie nun die Ebbe zurücktritt, stauchen sich die Wellen vor einer Felsenmenge und wälzen sich über die Felsen mit grosser Gewalt und grossem Geräusch. Es ist ein unbeschreiblich grosser, erhabener Anblick, die Wellen so ankommen, stutzen und sich dann schäumend und donnernd ihren Weg bahnen zu sehen. Es entsteht dann ein betäubendes Gebrüll und der ganze Canal, bis eine Meile unterhalb des Falls, koelt und schäumt. Es heisst daher ganz bezeichnend von dem König in dem Gedichte Fingal III, 22 u. 23:

„Tod strömte sein Arm in der Feldschlacht,
Seine Kraft war wie Fluthen des Lora.“

Indessen scheint der Name Cona bei Ossian den ganzen Landstrich von dem eigentlichen Bergthale dieses Namens bis zu dem eben beschriebenen Ausfluss des Loch Etive oder dem Lora umfasst zu haben. Die dortige Bai heisst bei ihm

die Bai von Cona und die in dem Gedichte Carthon vorkommende „Haide von Cona“ kann dort keine andere sein, als die Haide von Lora, die sich von diesem Strom anderthalb englische Meilen lang und breit erstreckt und der Schauplatz des in jenem Gedichte geschilderten Kampfes ist.

Da die meisten Vergleiche und poetischen Beiwörter bei Ossian von der ihn umgebenden Natur entlehnt sind, so ist zum richtigen Verständniss seiner Gedichte eine lebendige Anschauung der ihn umgebenden Natur absolut nothwendig. Als Belege nur folgende Stellen: Tighmora V, 142 ff.:

„Wie Uferränder senkten nun die Heere
Sich beide zusammen am Lubar.
Wie zwei Bäche sich stürzen von Jäh'n,
So flammte nieder Stahl auf Stahl,
Zwei Giessbäche, die brausen von Höh'n,
Von zwei düstern Felsen der Berg'
Und am Boden vermischen den Schaum.“

(Ch. W. Ahlwardt.)

In den schottischen Gebirgen, wie dieses bei dem äusserst romantischen Thale Glencoe weiter oben bemerkt ist, stürzen die Giessbäche von den schroffen Wänden und aus den Spalten der Berge wühlen sich Betten, die unten oft breiter sind als oben; diese obern Uferränder neigen sich daher gegen einander und stürzen oft prasselnd herab.

Fingal IV, 408 u. 409:

„Es stürzten die Feind' in der Schlacht hin,
Gleich dem Ufer von Cona der Ström'.

(Ch. W. Ahlwardt.)

In demselben, also dem vierten Gesange des Fingal V, 165 ff. heisst es:

„Wie hundert grosser Ströme Gebraus,
Die vom Bergjoch stürzen mit Schaum und Bellen,
Wie sich sammeln zum Sturm und sich schütten aus
Wechselnde Wolken am Himmel, dem hellen,
So fanden die Helden der Bergeswilde
Sich unter des Königs Stimm' und Schilde.“

(A. Ebrard.)

Dieselbe Stelle lautet in der Ahlwardt'schen Uebersetzung:

„Wie dumpf donnern hundert Ströme
Mit Schaum und Gebrüll von den Felshöh'n;
Wie stürmebrütend Graungewölk sich
Unstät an dem Himmel ergensst:
Also stürzten die Krieger der Wüst'
Um Fionnghals Stimm' und Schwert.“

(Ch. W. Ahlwardt.)

Als letzter Beleg der oben gemachten Bemerkung, dass bei keinem Dichter zum richtigen Verstehen und Empfinden seiner Gedichte eine lebendige Anschauung der ihn umgebenden Natur nothwendiger sei als bei Ossian, da die meisten seiner Gleichnisse und eine Menge seiner poetischen Beiwörter von ihr entlehnt sind, diene folgende Stelle des Fingal:

Fingal V, 62 ff.:

„So blickt' ich einst auf Cona,
— Doch Cona erblick' ich nicht mehr —
So erblickt' ich einst zwei Anhöh'n
Weichen vom Sitz in der Haid'
Im tobenden Strom des Gebirgs.
Sieh, sie schwankten von Seite zu Seit';
Es fasste der Bäume Gezweig sich.
Hin wogt' auf die Eb'ne ihr Sturz
Mit Eichen und Haide des Bergs:
Da entdrängten dem Bett sie den Bach
Weither sah man das rothe Gestad'!

(Ch. W. Ahlwardt.)

Nach der Uebersetzung von A. Ebrard heisst es Fingal V, 62 ff.:

„So sah ich einst an Cona's Heide —
Ach, Cona seh' ich nimmer wieder! —
So sah ich ein mächtiges Bäumepaar
Von seinem Standort gleiten nieder,
Das vom wüthenden Strom entwurzelt war.
Sie wendeten sich von Seite zu Seite;
Mit den Wipfeln einer den andern umkreisend,
Stürzten sie auf des Ufers Gebreite,
Eichbusch und Haide mit sich reissend.
Und wie die Fluth allmählig sank,
Sah man des Ufers rothe Bank.“

(A. Ebrard.)

Da uns in Ossian's Gedichten nicht nur die Namen seiner Eltern, sondern auch diejenigen von anderen seiner Verwandten genannt werden, so wollen wir uns an dieser Stelle mit denselben näher beschäftigen und das darüber berichten, was uns in den Gedichten Ossian's, also nach des Dichters Ausspruche, als unumstösslich fest und glaubhaft dargeboten wird.

Der Vater Oisian's war Fionnghal, eigentlich Fionn, wie er auch genannt wird. (Fionnghal, Fionn der Fremde, wahrscheinlich aus Nordirland stammend, von woher seine Vorfahren als Eroberer nach Schottland gekommen waren.) Der Zusatz ghal oder vielmehr gheal bedeutet weiss, schön, also „Fionnghal“ soviel als der weisse, schöne Fionn. Als Ahnen Fionnghal's werden in Oisian's Gedichten erwähnt sein Urgrossvater Trenmor, oder Trenor (Treun-mhor grosser Held), über welchen besonders die schöne Episode im 6. Gesange des „Fingal“ handelt, welche an dieser Stelle erwähnt zu werden verdient, wenn auch nur im Auszuge. Fingal VI, 58 ff. heisst es:

„Trenor,“ sprach die Gesangeslippe,
 „War entsprossen aus alten Stammes Sippe.
 Auf der See war sein Weg nach des Nordens Reich;
 Der Wog' im Sturm war er gleich.
 Schroffe Klippen im Lande der Schiffe,
 Waldnacht und dröhnende Felsenwand
 Entstiegen dem Nebel der See, und Riffe;
 Und er reffte die Segel, und fuhr an's Land,
 Er verfolgte den Eber der Bergeswilde
 Den fleckigen, der auf dem Gormal brüllte.
 Hinter sich liess er seine Gesellen;
 Der Lanze Trenor's ergab sich die Beute
 Und wand sich im Todeskampfe, dem schnellen.
 Drei Nordlandshelden sahen die Meute
 Und erzählten vom Fürsten aus fremdem Stamme.
 Sie erzählten, dass auf der Bergesschicht
 Er stehe wie eine grosse Flamme,
 In seiner Waffen glühendem Licht.
 Da hielt Lochlin's König ein herrliches Mahl,
 Und lud zu dem Feste den Recken, den jungen,
 Da ward in Gormal's Heldensaal
 Drei Tage getrunken und gesungen.
 Ihm wurden die Krieger gestellt zur Wahl,

Mit wem sich zu messen ihm wolle gefallen;
 Und keiner war von den Mannen allen,
 Den der tapf're Trenor nicht bezwungen.
 Neu begann die Schale zu kreisen;
 Zwischen lodernden Feuern sind Lieder erklingen,
 Des umwogten Morwen's Fürsten zu preisen,
 Der über den Ocean gefahren,
 Den tapfern Häuptling tapf'rer Scharen.“ u. s. w.

(A. Ebrard.)

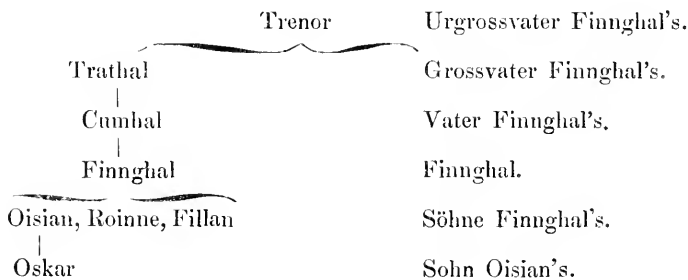
Oisian's Grossvater heisst Trathal und sein Vater Cumhal, weshalb er häufig „Cumhal's Sohn“ heisst. Seine Mutter war Muirne, die Schwester Cleasamor's, der in dem schönen Gedichte „Carthon“ bezungen wird. Fionnghal war König von Morbheinn, das, wie schon früher erwähnt worden ist, auf der mittlern Westküste Schottlands lag, welches ganze Land damals mit dem Namen Alba bezeichnet wurde. Er residirte in Schelma, im District Lorn gelegen, südwestlich vom Thal Cona, etwas nördlich vom Ausfluss des Loch Etive. Schelma ist sowohl der Name der Residenz als auch des von Fionnghal beherrschten Reichs, das albanische oder pik-tische Reich, da Fionnghal in dem Epos „Tighmora“ stabil als „König Alba's“ bezeichnet wird. Der Loch Etive und der südlich von ihm gelegene Loch Awe hängen durch einen Fluss zusammen und liegen in einer durch wilde Felsparthien sich auszeichnenden Gegend des schottischen Hochlands. Auf der südöstlichen Grenze von Argyle liegt der schönste der schottischen Landseen, der Loch Lomond, auf dessen westlichem Ufer sich das Dorf Luss auf einem in den See ragenden Vorgebirge mit dem hill of Fionnghal, Fionnghalshügel, befindet.

Zwei Gemahlinnen Oisian's werden in den Gedichten erwähnt, Clatho und Roscranna. Die erstere war die Tochter des Beherrschers von Innistore, d. i. Insel der Wallfische, wie die Orkneys-Inseln im Allgemeinen bezeichnet werden. Der Dichter nennt sie „Clatho, blaues Auge“ und „Clatho mit weissem Busen“. Die andere ist Roscranna, Tochter des Königs Cormac von Eiriun (Irland); vom Dichter wird sie „Eirinn's grosses Blauauge“, „Sie, der Helden-

spross, Roscrannaa“, „Sie, der Lichtstrahl Cormac's der Schlacht“ genannt.

Fionnghal's Söhne waren, ausser Oisian, „dem Fürsten des Gesangs“, wie er in dem Gedichte Tighmora I, 75 genannt wird, noch Fillan und Roinne. Oisian hatte einen Sohn, welcher Oscar hiess.

Fionnghal's Stammbaum ist demnach folgendermaassen zusammenzustellen:



Fionnghal, der siegreiche, ruhmgekrönte König von Morbheinn, (Morven) in Schottland, der Vater Oisian's, ist der Mittelpunkt jener herrlichen Zeit, welche uns die Gesänge Oisian's vor Augen stellen. Sein Name lebt noch in den schottischen und irischen Sagen; in allen Theilen des schottischen Hochlandes sind Ruinen und Höhlen nach ihm benannt. Fionnghal ist namentlich der Held der beiden grösseren epischen Gedichte, von denen eins nach ihm selbst Fionnghal, in 6 Gesängen, das andere Tighmora, in 8 Gesängen, benannt ist. Auch ein drittes Gedicht, Cath Loduinn, besingt in 3 Gesängen seine Thaten. Er hatte, wie schon früher bemerkt wurde, seinen Sitz zu Selma; er zeichnete sich durch seine Kämpfe aus und unternahm auch Seefahrten nach Schweden und Norwegen, den Orkneys und Irland. Fionnghal ist ein episch-lyrisches Gedicht von 6 Gesängen, deren jeder 500 bis 600 Verse enthält. Die Handlung umfasst 5 Tage und 5 Nächte; ihr Schauplatz ist Eirinn, der damalige Name Irlands, bei Oisian auch Innisfall (Insel Fala), welches ursprünglich wohl nur der Name einer kleinen Insel an der nordirischen Küste war, und „Insel der grünenden Thäler“ genannt.

In dem Gedichte Conlaoch und Cuthon wird Irland als ein höchst anmuthiges Land gepriesen. cfr. Vers 70 ff.:

„O Eirinn der Höh'n mit Gras umgrünt,
Wie sind dir so reizend die Thale!
Ruh wohnt um deine blauen Ström'
Und Sonne bestrahlt dein Gefild.“

(Ch. W. Ahlwardt.)

Nachdem wir uns bis jetzt ausführlich mit Ossian, seiner Heimath, seiner Familie und seinen Gedichten beschäftigt haben, müssen wir die Sprache, in welcher Ossian sang, einer kurzen Besprechung unterziehen. Ossian's Gedichte sind in der gaelischen Sprache verfasst. Gaelisch nennen die Hochschotten ihre Sprache, welche zu der keltischen Sprachgruppe der indogermanischen Sprache gehört und nebst dem Irischen (Ersk) und dem Dialekte der Insel Man (dem Mank) eine eigene Unterabtheilung bildet. Die deutschen Sprachforscher gebrauchen zur Bezeichnung der letztern die Form Gahelisch, während sie das eigentliche Hochschottische Gaelisch nennen. Die Hochländer hat von jeher ein poetischer Geist beseelt und besonders reich an Gesängen gemacht. Die heroischen Handlungen, die weisen und launigen Bemerkungen, die Unternehmungen, die Arbeiten, die Gaben und die Leiden ihrer Vorfahren waren von jeher der einzige Gegenstand ihrer Unterhaltungen. Da, wo die ganze Welt draussen verschlossen war, wurden sie so oft und so gern besprochen, und die geringsten Umstände für die Dahingeshiedenen so geheiligt, dass sie mit unglaublicher Treue und Genauigkeit von Vater zu Sohn gingen. Ossian schrieb, wie die Barden seiner Zeit überhaupt, seine Gedichte nicht auf; sie sind durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt in jener sangreichen Zeit und später auswendig gelernt, gesungen und hergesagt. Bis zur Schlacht von Culloden im Jahre 1746 hielt jede adlige Familie in den Hochlanden ihren Hausbarden, dessen Hauptgeschäft war, die Thaten der Ahnen zu erzählen und zu preisen. Ein solcher Sgeulaich gehört natürlich nicht nur dem Hause des Häuptlings, er gehört dem ganzen Clan an. Als dieses Geschlecht ausstarb, fiel die traditionelle Poesie in die Hände der alten Grossmütter und solcher Handwerker, deren Lebensart

ihnen gestattete, genug Aufmerksamkeit darauf zu wenden, gerade wie dieselbe Art von Leuten in den schottischen Niederlanden die erblichen Nachfolger der Minstrels wurden; z. B. Schneider, die in ganz Schottland und im Norden von England im Hause ihrer Kunden zu arbeiten pflegten und bei ihrer Arbeit die Familie mit Liedern und Geschichten unterhielten. Hill hörte mehrere alte Lieder von einem Schneider, Namens Maclauchan, der wegen seiner Kenntnisse in dergleichen Dingen berühmt war. Noch mehr, namentlich ossianische Lieder, hörte er von einem Schmied, Namens Mac Nab, zu Dalmary, wo seine Vorfahren bereits seit vierhundert Jahren Schmiede gewesen waren. Mrs. Grant, die lange in den Hochlanden lebte, kann nicht genug davon erzählen, wie gross die Vorliebe für die *Seana Duna*, d. h. die alten Gesänge, unter dem ganzen Volke sei.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wollte man die Bibel ins Gaelische übersetzen; um den nöthigen Wortvorrath für die im schottischen Niederland und England ganz unbekanntes Sprache zu bekommen, sammelte man die alten gaelischen Bardenlieder und fand ganz unerwartet viel grössere poetische Schätze in ihnen als man geahnt hatte. Im Jahre 1754 wurde das erste ersische Buch gedruckt, und zwar eine Uebersetzung von Baxter's *Call to the Unconverted* von MacFarlane. (cfr. Shaw's *Inquiry into the authenticity of the poems ascribed to Ossian* 1781.) Die wenigen gaelischen Bücher, die früher dort gedruckt wurden, wie z. B. eine Uebersetzung der Psalmen von Kirk im Jahre 1684, waren im irisch-gälischen Schriftdialekte verfasst worden. Früher bedienten sich die Hochländer auch dazu der irischen Lettern, allein im Jahre 1690 wurde die irisch-gaelische Uebersetzung des neuen Testaments (verfasst zwischen 1609 und 1628 von dem Irländer O'Donnel) mit römischen Buchstaben für dieselben umgedruckt, ein Zeichen, dass die irischen ihnen nicht mehr geläufig waren.

Macpherson, damals Hofmeister im Hause des Obersten Graham, übersetzte einzelne Stücke aus jenen alten gaelischen Bardenliedern ins Englische, die durch die Innigkeit der darin ausgesprochenen Anschauungen und Empfindungen das allge-

meine Interesse der Kenner erregten. Die hohe poetische Schönheit dieser Proben, die Pracht der Bilder und Naturschilderungen, der zauberische Duft, welcher über dem Ganzen schwebte, erregte die Aufmerksamkeit des Dichters John Home und des Gelehrten Hugh Blair. Durch ihre Lobsprüche wiederum angeregt, beschloss James Macpherson die Sammlung solcher gaelischer Volkslieder fortzusetzen. Die ersten Probestücke in englischer Sprache rückte Macpherson ein in die „Fragments of ancient poetry“, collected in the Highlands of Scotland. Edinburg 1760, welche von Joh. Andr. Engelbrecht unter dem Titel: „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst“ übersetzt wurden. Hamburg 1764. Darauf kam einzeln heraus Fingal. London 1760 u. 1762. Nachher forschte Macpherson im Norden Schottlands weiter nach und sammelte Gesänge, die unter dem Volke gangbar waren, mündliche Nachrichten und Handschriften. So erschien Temora mit einer Abhandlung und einigen Stücken des Originals. London 1763; dann alle Gedichte vollständig unter dem Titel: The works of Ossian. 1765. Macpherson wählte mit Recht für seine Uebersetzung die Prosa. Wenn durch diese einerseits der dichterische Rhythmus und Wohlklang verloren geht, so wird dagegen die Einfachheit und Stärke der Gedanken, die Freiheit und Würde des Ausdrucks bei so alten Gedichten eher erhalten, welche die Fesseln des Metrums bei Uebertragung eines Originals gar leicht beschränken oder verdrängen. Gedichte, wie die ossianischen, haben ihren Einfluss auf fühlende Herzen ohnedies nicht dem Wohlklang zu verdanken. Es wird also besser sein, diesen aufzuopfern und die Macht der Gedanken zu erhalten. Welche ungeheure Sensation diese Gedichte sowohl in Britannien als auf dem Continente erregten, ist bekannt. Bald war Ossian in alle Sprachen übersetzt. Allein Macpherson war doch der gaelischen Sprache nicht hinlänglich mächtig, hatte gar keine grammatischen und lexikalischen Hülfsmittel und erlaubte sich auch so viele Veränderungen, dass das Original in hohem Grade von ihm entstellt und seiner ursprünglichen Schönheit beraubt wurde. Inzwischen war auch zu Edinburg die Highland Society gegründet, eine Gesellschaft für Erforschung gaelischer Sprache,

Sitte und Alterthümer. Als im Jahre 1764 das „Journal des Savants“ zuerst mit der, hernach von den Engländern Shaw und Llaing wiederholten Behauptung auftrat, dass Macpherson statt alter gaelischer Lieder seine eigenen Producte der Welt biete, und als dieser 1766 bei seiner Rückkunft von Florida davon erfuhr, da hat er vor seinen vertrauten Freunden, z. B. Dr. Carlyle, seine Verachtung gegen eine solche Unkritik scharf ausgesprochen cfr. Blair: Dissertation on Ossian. append. p. 78 ff., vor dem Publikum aber die Sache erst in Dunkel gehüllt, weil es ihm schmeichelte, für einen grossen Dichter gehalten zu werden. Indessen machte er, aufgestachelt durch die sich mehrenden kritischen Angriffe gegen die Echtheit Ossian's, im Jahre 1784 neue Versuche, eine Herausgabe des Originaltextes zu ermöglichen. Endlich in den neunziger Jahren wurde Macpherson von hochschottischen Edelleuten in Ostindien, welche von ihrer Jugend her sich erinnerten, jene Gedichte in gaelischer Sprache oft gehört zu haben, durch eine Geldsumme unterstützt, und er machte sich nun an die Arbeit und fertigte mit Capitän Morison's Hülfe eine saubere leserliche Abschrift. Er veröffentlichte auch eine Druckprobe, und zwar in griechischen Lettern, weil nach Julius Cäsar die Kelten sich des griechischen Alphabets bedient haben. Kaum aber war diese Druckprobe erschienen, so starb Macpherson (17. Februar 1796) im 59. Jahre auf seinem väterlichen Erbsitze zu Balville, Badenoch in Nordschottland. Sein Körper wurde nach London gebracht und in der Westminsterabtei, nicht weit von der Büste und der Gedächtnisstafel seines Freundes Goldsmith beigesetzt.

Nun gerieth die Sache abermals in's Stocken. Thomas Ross in Edinburg, ein tüchtiger Kenner des Gaelischen, fand die Orthographie Macpherson's fehlerhaft und schrieb deshalb das ganze Manuscript noch einmal um. John Makenzie sollte nun den Druck einleiten; da starb auch dieser, und sein Sohn George übergab nun die sämtlichen Manuscripte der Londoner Highland Society. Diese ernannte den 17. Mai 1804 eine Commission. Mac Ferlan fertigte eine vortreffliche lateinische Interlinearversion, welche den gaelischen Text Wort für Wort wiedergibt und dadurch die Lectüre desselben in hohem

Grade erleichtert. Mit dieser Uebersetzung erschien nun das Werk: „Dana Oisein mhie Finn. The poems of Ossian.“ London 1807. Der vollständige Titel der von Macpherson beabsichtigten, aber damals nicht zu Stande gekommenen Ausgabe des gaelischen Originals ist: „The poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into Latin by the late Robert Macfarlan etc. Published under the sanction of the Highland Society of London.“ Die „hochländische Gesellschaft“ liess nämlich viele von den Personen, deren Abschriften von Liedern oder mündliche Ueberlieferungen Macpherson bei seiner Sammlung benutzt hatte, ihre Aussagen gerichtlich deponiren und beschwören, um so die Echtheit der Gedichte ihres grossen vaterländischen Barden über allen Zweifel zu erheben. Nach dem Urtheile ausgezeichnet irischer Gelehrten und gründlicher Kenner der gaelischen Sprache unterliegt es keinem Zweifel, dass Macpherson's sogenannte englische Uebersetzung ein, aus Jugenderinnerungen hochländischer Liederbrocken mannigfacher Lectüre, besonders aber irischer Volkssagen und Liedermärchen, zusammengesetztes Original, die sogenannten 1807 publicirten gaelischen Originale aber eine von ihm im heutigen corruptirten ertischen Dialekte verfasste Uebersetzung des englischen Originals ist.

Wir gehen nun zu dem Streit über die Echtheit der Gedichte Ossian's über und schliessen diese Abhandlung damit, dass wir 1) eine kurze Geschichte der Ausgaben, Uebersetzungen und Nachahmungen Ossian's; 2) Sammlungen ossianischer und anderer keltischer Gedichte nach der Macpherson'schen; 3) Schriften zum Erlernen und zur Kenntniss der alten keltischen oder gallischen Sprache und endlich 4) Schriften zur alten Geschichte und Geographie von Schottland anführen, und wir hoffen, dass diese Anführungen zum besseren Verständniss nicht unwillkommen sein mögen. Ganz am Ende sind die Schriften zur Erläuterung und Beurtheilung des Ossian aufgeführt.

Gleich nachdem James Macpherson die Gedichte des keltischen Barden in der englischen Uebersetzung herausgegeben hatte (1763), erhob sich der Streit über deren Echtheit. Der stärkste Gegner derselben war Johnson, wie aus dessen

Briefe, den Boswell in den *Memoirs of the life of Johnson* im 2. Bande bekannt gemacht hat, hervorgeht. Allein ihn scheint sein Nationalvorurtheil gegen die Schotten verleitet zu haben, dass er über die Grenze der Wahrheit hinausging und Alles für unecht erklärte, was, im Grundgewebe echt, nur der bessernden und zusammensetzenden Hand Macpherson's bedurft hätte. Johnson gab einem Freunde auf die Frage, ob irgend ein jetzt lebender Mann ein solches Buch, wie der Ossian sei, schreiben könne, zur Antwort: „O ja! mancher Mann, manche Frau, manches Kind!“ Er meinte Macpherson, gegen den er jedoch im Umgange nicht die mindeste Feindseligkeit zeigte, weil er die Streitigkeiten, die er als Schriftsteller hatte, von denen, die er als Mensch hatte, zu unterscheiden wusste. Johnson fand daher auf seiner Reise in die Hochlande nichts, weil er nichts finden wollte. Indessen haben viele Reisende nach ihm bestätigt, dass mehrere dieser Gesänge noch in dem Munde der Schotten des Hochlandes leben. Macpherson sollte sagen, woher er jedes einzelne Stück bekommen hätte. Er legte darauf zu seiner Rechtfertigung einige ersische Handschriften zur Einsicht und Untersuchung anderer bei seinem Buchhändler in London nieder; Niemand bemühte sich jedoch, dieselben zu prüfen. Späterhin, als Macpherson Staatsmann und Mitglied des Parlaments für Camelford wurde, nahm er gar keinen Antheil mehr an diesem Streit, sondern überliess die Führung desselben Anderen. — Es erschienen: *Remarks on Fingal, by Ferd. Warner 1762*; darauf: *Fingal reclaimed 1763*, welches wahrscheinlich gegen „Warner's Remarks“ gerichtet ist, da es in dem Register der Reviews Macpherson zugeschrieben wird. — Auch in dem „*Journal des Savants*“ vom Jahre 1764 findet sich ein *Mémoire sur les poésies de Macpherson*, deutsch im 1. Bande der „*Unterhaltungen*“, von einem Irländer, worin die ossianischen Gedichte zu irländischen Producten gemacht werden. Eine ähnliche Behauptung findet sich auch im „*Essay on the antiquity of Irish language.*“ cfr. *Walch's philol. Bibl.* Bd. 2, St. 7. — Geradezu für untergeschoben werden Ossian's Gedichte erklärt in „*An inquiry into the authenticity of the poems ascribed to Ossian, by W. Shaw, author of the Gallic dictionary and grammar.* London 1781

und 1783. (cfr. Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste. Bd. 27, St. I, S. 146.) — Endlich sind auch in Bodmer's Apollinarien, herausgegeben von Stäudlin, Zweifel gegen die Echtheit der caledonischen Gedichte geäußert. (cfr. S. 357—366.)

Es fanden sich aber auch mehrere Männer, welche die Echtheit jener Gesänge gegen Zweifel und Einwürfe zu retten suchten. Wir wollen dieselben hier anführen: 1) Gegen Johnson's Behauptungen ist eine Schrift gerichtet, welche den Titel führt: *Remarks on D. S. Johnson's Journey to the Hebrides by Donald M. Nicol, 1780.* 2) Gegen Shaw schrieb Clark: „An answer to Mr. Shaw's inquiry into the authenticity of Ossian, by John Clark. London 1782.“ (cfr. a rejoinder, by W. Shaw 1784; auch „the Ossian controversy stated, London Magazine Nov. 1782“ und im deutschen Museum Febr. 1783.) Vorzüglich bemühten sich Lord Kaimes in sketches, Dr. Blair, Macpherson und John Smith in eigenen Abhandlungen Ossian's Echtheit gegen die gemachten Einwürfe zu schützen.

Besonders hervorzuheben ist Hugh Blair's critical dissertation on the poems of Ossian, London 1763; angehängt ist: an appendix, containing a variety of undoubted testimonies establishing their authenticity; französisch im 1. Bande der „Variétés littéraires“ S. 227, und deutsch von Otto Aug. Heinr. Oelrichs. Hannover und Osnabrück 1786. Sie hätte schon von Denis seiner deutschen Uebersetzung des Ossian sollen zugegeben werden. Macpherson's Abhandlungen über das Alter der ossianischen Gedichte, welche er der Temora zugegeben hat, hat Denis im 2. Bande seines Ossian deutsch übersetzt.

Nach diesen Allen hat auch noch John Smith seinen „gallischen Alterthümern“ eine Abhandlung über die Echtheit der ossianischen Gedichte, nebst einer Geschichte der Druiden, beigefügt. Diese beiden Abhandlungen sind als unkritisch getadelt; indessen ist es nicht unwichtig, auch das, was Smith nach seinen oben angeführten Vorgängern zum Beweis der Echtheit ossianischer Gedichte gesagt hat, nachzulesen. Was Smith's Geschichte der Druiden,

besonders der caledonischen, betrifft, so haben wir zwar bereits sehr gelehrte Untersuchungen von Frick, Schurzfleisch, Obrecht, Duplex, Pelloutier u. a. über denselben Gegenstand, aber die meisten von diesen entlehnten ihre Nachrichten aus griechischen und römischen Schriftstellern, die der Landessprache und Sitten der Kelten nicht genug kundig waren, um nicht manches, was sie von den Kelten hörten oder bei ihnen sahen, nach ihren eigenen Denkart und Sitten zu beurtheilen und darauf anzuwenden. Smith dagegen versichert aus den Quellen geschöpft zu haben, d. h. aus der Sprache der Kelten selbst und aus Sitten und Gewohnheiten, die von Alters her unter den schottischen Hochländern noch vorhanden sind, wo die Druiden sich am längsten behaupteten.

Dass die ossianischen Gedichte durchaus ein Werk der Macpherson'schen Feder sind, wird wohl Niemand mehr ernstlich behaupten, der für den in denselben durchweg lebenden Geist hoher Einfachheit und Kraft des Alterthums Sinn und Empfänglichkeit hat; aber es lässt sich auch keineswegs leugnen, dass sie in ihren einzelnen Theilen und ihrer Verbindung, so wie in einigen Stellen die überarbeitende, nachbessernde, oder doch ändernde Hand ihres Herausgebers ebenso mögen erfahren haben, als die homerischen Gedichte. Ohne Zweifel vereinigte Macpherson mit seinen grossen Kenntnissen von den Sitten der Caledonier alle übrigen Eigenschaften, die zur Wiederbelebung so alter Gedichte gehörten. Der Verfasser dieser Abhandlung kann aus eigener Erfahrung versichern, dass er sich hiervon durch Vergleichung keltischer Bardengesänge, wie er sie aus dem Munde einiger Irländer auf seinen Reisen durch Irland im Jahre 1871 und 1872 hörte, überzeugt hat. Gräter in Schwäbisch Halle, der Verfasser der „nordischen Blumen“, welcher sich viel mit dem Studium der keltischen Originale von Ossian, Orran und Ullin beschäftigt hat, urtheilt, dass die keltische Sprache viel schwerer als die scandinavische sei, und dass jene mit dieser gar keine Verwandtschaft habe. Gräter erklärte im Jahre 1791 ganz offen, dass er aus dem Wenigen, was er bisher übersetzt habe, sehe, wie wenig bisher Ossian's Ton und Geist aus Macpherson's englischer Uebersetzung in Deutschland bekannt sei; Macpherson's Uebersetzung sei mehr Paraphrase als treue Copie. Können wir deshalb

nicht mit Recht vermuthen, dass Macpherson bei der Ausgabe seiner Sammlung eben so verfahren habe, als John Smith in der Vorrede zu seinen vorher angeführten „gallischen Alterthümern“ bei Veranstaltung seiner Ausgabe dieser alten keltischen Gedichte verfahren zu haben offenherzig gesteht? Seine Worte sind folgende: „Ich fand bei Nachforschung in die tiefer liegenden und gebirgigeren Theile der Hoehländer hinein viele Stücke von keinem geringeren Verdienste, obgleich wenige davon ganz oder unverstümmelt waren. Was in dem Falle das natürlichste sich zu helfen schien, war, aus verschiedenen Gegenden so viel Ausgaben als möglich zu sammeln, um das Mangelnde zu ergänzen oder die Fehler der einen durch Hülfe der andern zu berichtigen. Dies ist seit verschiedenen Jahren mein Geschäft gewesen, da ich mich in verschiedenen Theilen der Westhochländer aufgehalten, wo eine gebirgige Lage oder eine weniger strenge Aeusserung der Gewalt der gaelischen Muse eine kleine Freistätte verschaffte.“ Ehe der Verfasser dieser Abhandlung die eigenen Worte des Schriftstellers weiter anführt, muss er zur Erklärung der Worte „in verschiedenen Theilen der Westhochländer“ hinzufügen, dass Macpherson sich bei seiner Bemühung, ossianische Gedichte aufzusuchen, hauptsächlich auf die mehr nördlichen Theile der Hochländer eingeschränkt hatte. Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf und lassen den Schriftsteller selbst reden: „Nachdem ich die Materialien gesammelt, so war die wichtigste Arbeit, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen, verschiedene Theile, die offenbar falsch waren, wegzuwerfen, einige Episoden, die auf einander eine nähere Beziehung zu haben schienen, obgleich sie besonders angeführt wurden, zusammenzufügen, und einigen Begebenheiten, die aus einem Gedichte ins andere gestossen zu sein schienen, ihre eigenthümlichen Stellen wieder anzuweisen. Bisweilen war es unvermeidlich, einige Zeilen oder Gedanken einzuschieben, um einige Episoden zu verbinden und den Leser durch einen Bruch hindurchzuführen, der sonst eine Lücke würde geblieben sein.“ Hieran knüpft der Verfasser dieser Abhandlung die Bemerkung, dass Macpherson die wesentlichsten Veränderungen oder Versetzungen, die er gemacht hat, in den Noten zu jedem Gedichte angezeigt hat. Auch hat er es in den Noten angegeben, so oft er einige Zeilen oder Gedanken

eingeschoben hat. Der Schriftsteller fährt fort: „Sollte es ja noch einer Rechtfertigung in Ansehung dieser Freiheiten bedürfen, so kann ich hinzusetzen, dass ich in meinen Muthmaassungen mich von den Ueberlieferungsmähren oder Sgeulachds habe leiten lassen und aus ihnen meine Zusätze selbst genommen habe, da jene immer die alten gaclischen Gedichte begleiten und erklären, und immer ganz bleiben, wenn auch die Gedichte selbst zu blossen Erzählungen herabgekommen sind.“ Zur Erklärung dieser Stelle diene Folgendes: Der Stil dieser Mähren ist sehr bilderreich und poetisch, und die Gedanken und Worte sind sehr wohl geordnet, so dass sie sich dadurch dem Gedächtnisse und der Einbildungskraft desto leichter und tiefer einprägen. Die Länge dieser prosaischen Erzählungen, sagt Macpherson, sei so ausserordentlich, dass das vollständige Hersagen einiger mehrere Tage erfordere. Sie seien aber dem Gedächtnisse so tief eingepägt, dass wenige Umstände selbst von denjenigen ausgelassen würden, die sie nur durch die mündliche Ueberlieferung erhalten haben; selbst die Sprache der Barden sei darin beibehalten; so äussert sich Macpherson in einer Anmerkung über Lath-Loda, Duna der Erste. Dieselbe Nachricht hat von den irländischen Erzählungen lange vorher W. Temple gegeben. (cfr. Miscell. Bd. 2, S. 341.) Hieraus sollte man fast schliessen, dass die Länge der ossianischen Gedichte Fingal und Temora keinen Einwurf gegen die Echtheit der Ueberlieferung abgeben könne. Wir nehmen den Faden der Erzählung des Schriftstellers wieder auf, der folgendermaassen fortfährt: „Wo diese Erzählungen mir nicht einiges Licht gegeben haben, bin ich immer so gewissenhaft gewesen, nicht weiter zu geben, und habe daher verschiedene Lücken gelassen, weil ich mir sagte, dass, wo kein ander Mittel war, als sie durch Einbildungskraft auszufüllen, jeder Andere eben so viel Recht als ich hätte. So sparsam ich übrigens mit irgend anderen Veränderungen, die nicht nothwendig waren, gewesen bin, so fühle ich doch, dass die Gestalt der Gedichte sehr verändert von derjenigen ist, wie man sie in der oder jener einzelnen Ausgabe findet, aus der ich sie zusammengetragen habe. Sie haben etwas mehr von dem Scheine der Regelmässigkeit und Kunst angenommen, als sie in der Gestalt haben, worin man sie meistentheils trifft.“ —

So höchst wahrscheinlich es ist, dass Macpherson die von ihm gesammelten Gedichte eben so überarbeitet habe, als Smith bei seiner späteren Sammlung es gethan zu haben bekennt, so ist es mir auch nicht unwahrscheinlich, dass einige Gedichte, welche Ossian's Namen tragen, von anderen gleichzeitigen oder später lebenden Barden gedichtet sind. Der königliche Barde hatte bei seinen Lebzeiten den grössten Namen vor allen seinen Mitbrüdern erhalten. Er verdunkelte manche derselben daher auch leicht bei der Nachwelt. Es wurden ihm daher auch wohl manche Lieder in der Folge zugeschrieben, welche die Früchte anderer Dichtergenies waren, wie es derselbe Fall mit einigen dem Salomo zugeschriebenen Schriften und mit mehreren der achtundvierzig Gesänge, welche Homer's Namen führen, gewesen sein mag. Die Gleichheit der Denkart und des dichterischen Stils ist ein schwacher Beweis für die Identität des Verfassers in einem Zeitalter, wo weder die Mehrheit der Stände, welche noch nicht vorhanden ist, eine besondere Verschiedenheit der Sprechart, noch die Mannigfaltigkeit der Dichtungsarten, welche ebenfalls noch nicht stattfindet, einen Unterschied der verschiedenen poetischen Stile hervorgebracht hat.

Dass der Plan und die Anlage des Ganzen in den grösseren Gedichten Fingal und Temora ein Werk Macpherson's sei, scheint mir ebenfalls nicht zweifelhaft zu sein; aber nicht, als ob der alte Sänger, noch von der Hülfe der Schrift verlassen, ein so langes Gedicht nicht hätte allein mit der Phantasie dichten und im Gedächtnisse festhalten können. Wer weiss es nicht, dass Naturvölker oft eine bewunderungswürdige Kraft des Gedächtnisses haben, welche Luxus und Ueppigkeit schwächen? Welcher Gelehrte kennt nicht die auffallenden Beispiele eines grossen Gedächtnisses, auch selbst unter cultivirten Völkern, die Kunst der Rhapsoden und *ᾠδοσχηδαιζόντες* unter den Griechen, der Improvisatore unter den Italienern, der Barden und Druiden unter den Germanen und Celten? Hierzu kommt, dass diese Meditation der Gesänge mit der Phantasie ohne Hülfe der Schrift, und das Festhalten jener im Gedächtniss das eigenthümliche tägliche Werk und Studium jener Männer war, wozu sie viele Jahre hindurch, wie die jungen hebräischen Sänger, in sogenannten Prophetenschulen vorbereitet wurden. So erzählt Caesar im Bell. Gall. 6, 14 wenigstens

von den Druiden, und etwas Aehnliches erzählt auch von Ossian's Volke Thornton in den Transactions of the American philos. Society at Philadelphia Bd. 3, S. 314 f. Er erzählt, dass es noch jetzt in jenem Volke Greise gebe, welche eine solche Menge alter Gesänge im Gedächtnisse bewahren, dass sie den schnellsten Schreiber Monate hindurch durch das Dictiren derselben beschäftigen könnten. Also nicht aus dem Grunde der Unmöglichkeit, ein aus mehreren Gesängen bestehendes Gedicht ohne die Beihülfe der Schrift mit dem Geiste zu empfangen und zu behalten, dürfen wir zweifeln, dass der Plan und die Anlage des Ganzen im Fingal und Temora Ossian's Werk sei, sondern weil die Anlage eines grösseren Ganzen nicht in dem Geiste früherer Zeitalter ist; sonst wäre ja die Kunst der Composition vor der Einfachheit mit einem *ὑστερον πρότερον* vorausgegangen. Es ist derselbe Grund, mit welchem Wolf, cfr. proleg. ad Homerum S. 125, die Meinung, als habe Homer das grosse Ganze der Iliade und Odyssee planmässig empfangen, erschüttert hat.

Hierzu kommt, dass es sich aus den oben angeführten, neu aufgefundenen alten gaelischen Gedichten in den Transactions of the Academy ergibt, dass Maepheron zwar allerdings alte ersische Gesänge vor sich hatte, dass aber die Zusammensetzung und der Plan des Ganzen im Fingal ganz sein Werk sei; ebenso, dass er viel verschönert und die Geschichte in frühere Zeiten und an andere Plätze versetzt habe, da sie eigentlich nach Irland und in St. Patrik's Zeiten, in das fünfte Jahrhundert gehörte. S. 106 ist der Stoff zur Temora, der Tod von Oscar; auch ist es merkwürdig, dass hieraus klar wird, dass das sogenannte Gebet von Ossian eigentlich ein Dialog zwischen ihm und St. Patrik sei.

James Maepheron machte Ossian's Gedichte zuerst bekannt in englischer Sprache in den „Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands of Scotland. Edinburg. 1760, übersetzt von J. A. Engelbrecht unter dem Titel „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst“. Hamburg. 1764. — Darauf kam einzeln heraus: Fingal, London. 1760 und 1762. Nachher forschte Maepheron im nördlichen Schottland weiter nach und

sammelte aus Gesängen, die unter dem Volke gangbar waren, aus mündlichen Nachrichten und Handschriften die übrigen Lieder. Es erschien *Temora*, London. 1763, mit einer Abhandlung und einigen Stücken des Originals; dann alle Gedichte vollständig unter dem Titel: „*The works of Ossian*“ 1765, 1773 und öfter. — Macpherson wählte mit Recht für seine Uebersetzung die Prosa. Wenn durch diese einerseits auch der dichterische Rhythmus und Wohlklang verloren geht, so wird dagegen die Einfalt und Stärke der Gedanken, die Freiheit und Würde des Ausdrucks bei so alten Gedichten eher erhalten, welche die Fesseln des Metrums bei Uebertragung eines Originals gar leicht beschränken oder verdrängen. Gedichte, wie die ossianischen, haben ihren Einfluss auf fühlende Herzen ohnedies nicht dem Wohlklang zu verdanken. Es wird also besser sein, diesen aufzuopfern und die Macht der Gedanken zu erhalten. Uebrigens hat der englische Uebersetzer die Gedichte auch nach der Zeitordnung gestellt, so dass sie gleichsam eine regelmässige Geschichte des Jahrhunderts, aus welchem sie stammen sollen, ausmachen. —

In englische Verse ist jedoch nachher übersetzt der *Fingal* von Hoole 1772; von Ewen Cameron 1777; der *Krieg von Ini Thona* in den *Poetic Effusions* 1777. — In demselben Jahre erschien eine Uebersetzung des *Fingal* zu Oxford. 1777. —

Bald nach dem Erscheinen des englischen Ossian wurde er in alle europäische Sprachen übersetzt, obwohl in Frankreich dieser erhabene Naturdichter weniger Beifall fand.

Selbst die französische Encyclopädie, deren ästhetische Artikel sonst noch zu den besseren gehören, urtheilte nachtheilig von ihm. Der Verfasser des sich auf Ossian beziehenden Artikels sagt unter anderem von ihm: „er sei ein Geist, genährt von grossen Ideen und Bildern der Natur, er habe aber nicht Mannigfaltigkeit genug.“ — In's Französische übersetzt wurde *Carthon*. London. 1762; mehrere Stücke, als *Carthon*, *Ryno* und *Alpin*, *Shilrik*, *Connal*, *Oithona*, *Darthula*, *Lathmon*, *Comala* in den „*Variétés littéraires*“; ferner *Temora* vom Marquis de St. Simon. Amsterdam. 1774. — *Le Tourneur*, ein Uebersetzer, der Alles verstümmelt, übersetzte sämtliche Werke Ossian's, „*Les Poésies*

d'Ossian.“ Paris. 1777, sehr frei. Ausserdem gab J. W. Lombard ein Werk heraus, welches den Titel trägt: „Essai d'une traduction d'Ossian.“ Berlin. 1789; hierin ist aber nur der Fingal in schöne französische Verse übertragen. — Später erschien: Hill, *Les poëmes d'Ossian, Ullin et d'Ardar ou les délassements des âmes sensibles dans les beautés de la nature, traduction nouvelle de l'Anglais.* Paris. 1796. — Auch kamen zwei Nachahmungen: „Calthon et Clessamor“. Paris. 1791. heraus.

In das Italienische wurde Ossian übersetzt vom Abt Cesarotti, der auch eine italienische Uebersetzung des Demosthenes herausgegeben hat; Cesarotti übersetzte nämlich den Ossian in italienische reimfreie Verse. Padua. 1764; vollständig ebendasselbst 1772 und Nizza. 1780, mit Anmerkungen. In diesen Anmerkungen entwickelt er oft einzelne Schönheiten glücklich und stellt den Ossian gern dem Homer zur Seite; in der Uebersetzung hat auch er den alten Barden verschönert, und dadurch die Einfalt des Urgesanges verwischt. — In das Spanische übersetzte ihn J. A. Ortez. Valladolid 1788.

In lateinische Verse übersetzt gab das erste Buch der *Temora* heraus R. Macferlan. London. 1769.

Was die deutschen Uebersetzungen betrifft, so ist Folgendes darüber zu bemerken: Nachdem J. A. Engelbrecht die bereits angeführten „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst“. Hamburg. 1764, herausgegeben hatte, übersetzte A. Wittenberg, Licentiat in Hamburg, den Fingal, nebst einigen kleineren Gedichten. Hamburg. 1764. Vierzehn Jahre später erschien *Temora*. Hamburg. 1778, in Jamben. Aber M. Denis übersetzte zuerst den ganzen Ossian. Wien. 1767—1769; eine verbesserte Ausgabe gab der Verfasser mit seinen eigenen Schriften heraus 1784 und 1791, unter dem Titel: „Ossian's und Sined's Lieder.“ Diese Uebersetzung ist in Hexametern verfasst, die meistens wohlklingend und richtig sind. Das Eilende und Hüpfende derselben, wenn man sich so ausdrücken darf, passt freilich einerseits für die forteilende Rapidität der Handlung, wie sie z. B. im Fingal ist; aber andererseits wird dadurch, so wie durch die Einförmigkeit des Hexameters und durch den Zwang, der von dieser Versart unzertrennlich ist, die Darstel-

lung der Kraft und überhaupt des eigenthümlichen Charakters des Originals gehindert. Denis erreicht daher nicht die rauhe Kürze, die abgebrochene Manier und die schöne Einfalt der Urschrift, obwohl seine Uebersetzung übrigens eine starke malerische Sprache und volle Perioden auszeichnen. — Eine andere Uebersetzung in deutscher Sprache besitzen wir von v. Harold, einem gebornen Schotten, welcher als General in pfälzischen Militairdiensten stand; er übersetzte mehrere Gesänge Ossian's, welche er in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“ veröffentlichte. Später übersetzte er den ganzen Ossian aus der englischen Uebersetzung in deutsche Prosa. Düsseldorf. 1775. Hierin machte er den Tod Bosmina's zuerst bekannt, welches Gedicht vorher nie im Englischen erschienen war. Er hatte das keltische Original von einem Freunde erhalten. Der Tod Bosmina's ist ein Gedicht voll Feuer, Pracht und Würde. Diese Uebersetzung von Harold erreicht die Kürze, Kraft und Einfalt des Originals mehr als alle andern. — Eine deutsche prosaische Uebersetzung, deren Verfasser der Prediger J. W. Petersen in Stuttgart ist, wurde zu Tübingen 1782 herausgegeben. — Eine vollständige Uebersetzung des Fingal gab Lenz. (cfr. Iris, Bd. 3 ff.) — Andere Stücke erschienen in „den Leiden des jungen Werther“, im deutschen Museum (Fingal's Höhle), 1776; in den Balladen und Liedern. Berlin. 1777. — In den Volksliedern theilte Herder von folgenden Stücken Uebersetzungen mit. Darthula's Grabesgesang; Filan's Erscheinung und Fingal's Schildklang. — In C. Reiner's Schauspiele und Gemälde. Duisburg. 1794, finden wir zwei gereimte Uebersetzungen aus Ossian. — In Bürger's „sämmlichen Schriften“, Bd. 4 stehen: Proben einer Uebersetzung von Ossian's Gedichten, nämlich Karrik-Thura; Komala, ein dramatisches Gedicht; und Kath-Loda, ein Gedicht in drei Gesängen. — Hieran schliessen sich: „Proben aus Ossian“, von L. Schubart, im „Neuen deutschen Merkur“, 1799. — „Ossian's Fingal“ von W. Schröder. Erlangen. 1800; und eine vollständige Uebersetzung aller Gedichte Ossian's von J. G. Rhode. Berlin. 1800. — Ossian's Sonnengesang

aus dem Gedicht Carthon steht in Schiller's Anthologie auf das Jahr 1782.

Aus den ossianischen Epopöen würde sowohl der Dramen- und Operdichter als auch der Maler und Künstler so manchen trefflichen Stoff zur Bearbeitung entlehnen können. cfr. Sulzer's Theorie der sch. W. (Artikel Oper und Artikel Ossian.)

Wir besitzen bereits: Fingal in Lochlin, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Dessau. 1783. Inamorulla oder Ossian's Grossmuth, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Dessau. 1783.

Alle früheren deutschen Uebersetzungen Ossian's, namentlich von Denis, Harold und Rhode, wurden nach der englischen Bearbeitung Macpherson's gemacht, leiden also nothwendigerweise an denselben Mängeln wie diese. Da gab endlich Christian Wilhelm Ahlwardt im Jahre 1811 zuerst eine durchaus getreue metrische Uebersetzung des Dichters in 3 Bänden heraus, die gleich dem deutschen Homer von Voss, dem Tasso und Ariost von Gries eine Zierde unserer deutschen Literatur bildet. Sie führt den Titel: Die Gedichte Ossian's aus dem Gaelischen, im Silbenmaasse des Originals, von Christian Wilhelm Ahlwardt, Leipzig bei Goeschen, 1811. Der Verfasser, 1760 zu Greifswald geboren, durch gründliche classische Studien gebildet und durch Arbeiten über Theokrit, Kallimachus und Aeschylus, sowie durch Proben metrischer Bearbeitungen des Ariost und der Lusiade des Camoens rühmlichst bekannt, ist mit Liebe und Begeisterung für seinen Dichter erfüllt, dessen Sprache er von einem geborenen Gaelen zu erlernen Gelegenheit fand und in dessen äusserer wie innerer Welt er vollkommen heimisch ist.

Zuletzt und am besten übersetzt ist Ossian von Böttger. Leipzig 1847.

Nachdem die Macpherson'sche Sammlung im ganzen gebildeten Europa so viel Aufsehen erregt hatte, so bemühte man sich, noch mehrere Sammlungen theils Ossianischer, theils anderer gleichzeitiger oder späterer gaelischer Gedichte zu veranstalten.

A. Ossianische Gedichte sollen folgende Werke ganz oder zum Theil enthalten:

1) The works of the Caledonian Bards, translated from the Galic. London. 1778. Deutsch unter dem Titel: „Die Werke der caledonischen Barden“. Leipzig. 1779.

2) Gleich darauf gab John Smith, ein Prediger in Kilbrandon in Argyreshire, eine neue Sammlung alter aus dem Gaelischen ins Englische übersetzten Gedichte des Ullin, Ossian, Orran u. s. w. unter dem Namen „Gallischer Alterthümer“. Edinburg. 1780, heraus. Diese sind auch aus dem Englischen des J. Smith ins Deutsche übersetzt und bei Weidmann in Leipzig 1781 erschienen. Der deutsche Uebersetzer scheint sich genau an die Worte des englischen Originals zu halten; er drückt mit Recht die Kühnheit der Metaphern und Bilder und selbst das Eigenthümliche in der Bindung der Wörter aus, um das ursprüngliche Colorit nicht zu verwischen. In den Anmerkungen hat er zuweilen Stellen des keltischen Urgesanges zur vergleichenden Beurtheilung beigebracht und ist darin dem englischen Gelehrten gefolgt. Die Originalgedichte, deren Lieferung Smith in den gallischen Alterthümern versprochen hatte, erschienen 1787 und einiges ist auch daraus in's Italienische übersetzt worden. L. Th. Kosegarten's Blumen. Berlin. 1801, enthalten meistens Uebersetzungen aus Smith's „Galic Antiquities“. Ebenso ist „die Schlacht von Lava oder das Lied vom Greise“, ein keltisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, aus Smith's Galic Antiquities vom Prof. Meyer im Jahre 1792 übersetzt und in dem Augusthefte der deutschen Monatschrift in demselben Jahre veröffentlicht worden.

3) E. v. Harold gab auch noch eine Nachlese ossianischer Gedichte unter dem Titel: „Poems of Ossian lately discovered by Edmond Baron de Harold“. Düsseldorf. 1787, heraus. Dies sind einige Fragmente alter Lieder, welche sich durch Tradition erhalten hatten, und die er durch seine Freunde in Schottland sammeln liess. Die Stücke sind alle nur kurz, aber die Einkleidung ist auch hier neu. Eine deutsche Ausgabe davon erschien unter dem Titel: „Neu entdeckte Gedichte Ossian's, übersetzt vom Baron v. Harold“. Düsseldorf. 1787; zweite Auflage 1798. — Im Jahre 1800 erschien Selama, eine neu entdeckte köstliche Reliquie Ossian's, vom General von Harold mitgetheilt; im Jahre 1801 erschien Timara, eine keltische Reliquie, von Harold. Es ist zu zwei-

feldn, ob diese Reliquien, welche in Aschenberg's Bergischem Taschenbuche zur Belehrung und Unterhaltung in den Jahren 1800 und 1801 veröffentlicht wurden, gerade von Ossian herühren, aber es weht doch darin ein dem seinigen nahe verwandter Geist.

4) Edward Jones gab einen schätzbaren Beitrag zur älteren Geschichte der Poesie und Musik, besonders der walisischen oder welschen Barden, unter dem Titel: „Musical and poetical relics of the Welsh bards, preserved by tradition and authentic manuscripts, never before published“. London. 1785, heraus. Die Sammlung ist sehr zahlreich.

5) Ancient Erse poems. London. 1784. Sie waren vorher stückweise in „the Gentleman's Magazine“, Bd. 52 u. 53, erschienen. Sie sind bekannt gemacht von Thomas Ford Hill, der lange Zeit für Alterthümer und Länderkunde reiste und zu Aviana in Apulien im Jahre 1795 starb. Seine erste Reise machte er nach Schottland im Sommer 1780, um sich von der Echtheit der ossianischen Lieder, die eben damals am heftigsten bestritten wurde, durch Aufsuchung der Ueberreste der ersischen Sprache in dem Hochlande selbst zu überzeugen. Die Früchte dieser Reise waren scharfsinnige Beobachtungen über den Ossian und jene ersischen Lieder.

6) „Vier neu entdeckte Gedichte Ossian's“, gesammelt im Hochlande von Schottland durch Dr. Young, erschienen in den „Transactions of the Royal Irish Academy“. Dublin. 1787. Das Original ist mit einer englischen Uebersetzung begleitet. Sie waren zum Theil schon zu Perth 1786 durch einen Buchdrucker, Namens Gillies, gedruckt. Auch daraus ergiebt sich, dass Macpherson alte galische Gesänge vor sich gehabt, dass er aber verschönert, und dass er besonders den Plan des Ganzen im Fingal zusammengesetzt habe. Ins Deutsche sind diese vier neu entdeckten Gedichte Ossian's ebenfalls übersetzt und unter dem Titel: „Neu aufgefunden e Gedichte Ossian's“ zu Frankfurt 1792 erschienen.

Meerane.

A. F. Nicolai,
Oberlehrer.

Beiträge

zur

Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes.

Von

Ed. Tiessen.

IX. King Lear.

(A. I. Sc. 1.) Election makes not up on such conditions.

Delius erklärt: „Die Wahl schliesst nicht ab, entscheidet sich nicht, bei solchen Bedingungen.“ Das Verbum to make up ist hier indess elliptisch in derjenigen intransitiven Bedeutung gebraucht, in der es sonst mit to somebody oder to something verbunden zu werden pflegt: Unter solchen Bedingungen tritt oder wagt sich die Wahl an ihren Gegenstand gar nicht heran.

(Ibid.) And well are worth the want that you have wanted.

Das heisst nicht: die Entbehrung „die Ihr erfahren,“ sondern: die Ihr gewollt habt.

(Ibid.) There is further compliment of leave-taking between France and him.

D.: „Es wird noch weitere Abschiedsceremonien zwischen dem Könige von Frankreich und Lear geben.“ Lear hat den König von Frankreich schon mit den Worten verabschiedet: be gone, without our grace, our love, our benison. D. fasst diese Worte zwar als an Cordelien gerichtet auf, indess lassen die unmittelbar folgenden: Come, noble Burgundy, mit denen Lear Frankreich den Rücken wendet, keinen Zweifel über die richtige Bedeutung. Es kann also von weiteren Abschiedscom-

plimenten zwischen Lear und Frankreich nicht die Rede sein; die hier vorliegende Stelle ist als Anknüpfung an den von Regan ausgesprochenen Gedanken: Such unconstant starts are we like to have from him, as this of Kent's banishment, und als Fortsetzung desselben aufzufassen; man wird sich mithin entschliessen müssen zu lesen: There is to be, oder there will be, further complement (nicht compliment) of the leave-taking between France and him.

(Sc. 2.) Wherefore should I
 Stand in the plague of custom, and permit
 The curiosity of nations to deprive me,
 For that I am some twelve or fourteen moonshines
 Lag of a brother.

In *As You Like It*, welches das heitere Janusgesicht zu dem ernsten des Lear bildet, spricht ein anderer jüngerer Bruder denselben Gedanken aus: The courtesy of nations allows you my better, in that you are the first-born. Im Hinblick darauf möchte ich aus der Incorrectheit des Verses: The curiosity of nations to deprive me, den Schluss ziehen, dass Sh. auch hier courtesy, nicht curiosity, geschrieben habe. Irgend ein Abschreiber oder erster Herausgeber, der courtesy nicht durch höfischen Brauch oder Höflingsthum, sondern nur durch Höflichkeit zu erklären wusste, mag darin einen Widerspruch mit to deprive me gesehen und curiosity an die Stelle gesetzt haben.

(Sc. 4.) That such a king should play bo-peep.

D.: „Bo-peep ist eine jetzt nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung eines Versteckenspiels.“ To play at bo-peep ist unter englischen Kindern als Bezeichnung des Versteckenspiels noch jetzt gäng und gäbe. In einem Kinderreim heisst es: Little bo-peep went fast asleep: Bo-peep ist das Kind, welches im Winkel stehen muss, während die andern sich verstecken.

(Ibid.) That it had it head bit off by it young.

Hier ist it wohl nicht eine ältere Form für its, sondern eine kindlich unvollkommene Aussprache von its, wie in *King John*: Go to it grandam, child; give grandam kingdom, and it grandam will etc.

(Ibid.) The untented woundings of a father's curse.

Das sind nicht Verwundungen, die nicht gestopft, sondern die wegen ihrer Tiefe nicht einmal sondirt werden können.

(Se. 5.) To take it again perforce! —

Dies kann sich sicherlich nur auf Goneril's Gewaltthätigkeit, nicht auf eine Absicht Lear's beziehen, das Fortgegebene wiederzunehmen.

(A. II. Sc. 1.) Intelligence is given where you are hid:

D.: „Der Satz ist nicht so zu verstehen, als ob dieser Versteckplatz schon ausgekundschaflet sei.“ Ihn so zu verstehen, ist doch wohl das Natürlichste und unterliegt gar keinem Bedenken.

(Ibid.) have you nothing said
Upon his party 'gainst the duke of Albany?

D.: „Ob er nichts auf Seiten Cornwall's gegen Albany gesagt.“ Was könnte ihm das bei Cornwall schaden? Viel glaublicher ist die Erklärung: Habt Ihr nichts über seine Parteinahme gegen Albany gesprochen?

(Ibid.) Draw: seem to defend yourself. — Now quit you well!

Aus D.'s Anmerkung: „Edgar soll sich der ihm von Edmund zugedachten Rolle gut entledigen,“ geht hervor, dass er in diesen Worten das Laut und Leise nicht richtig vertheilt. Sie werden in Verbindung mit dem Folgenden so gesprochen:

Laut: Draw!

Leise: Seem to defend yourself.

Laut: Now quit you well!

Yield: — come before my father. — Lights, ho, here!

Leise: Fly, brother.

Quit you well heisst demnach. Nimm Dich zusammen! In derselben Bedeutung steht das Verbum in As You Like It: He that escapes me without some broken limb shall acquit him well.

(Ibid.) If I would stand against thee, would the reposal
Of any trust, virtue, or worth, in thee,

Nach D.'s Meinung ist virtue or worth dem reposal of any trust coordinirt. Es ist aber ohne Zweifel zu construiren: the reposal of any trust, of any virtue or worth; — würde man Dir soviel Zuverlässigkeit, Tugend oder Werth beimessen, um Deinen Worten zu glauben?

(Ibid.) threading dark-eyed night,

D. unterlässt anzumerken, dass in dem eye in dark-eyed der Doppelsinn Nadelöhr steckt.

(Sc. 2.) hundred-pound knave,

Dies bedeutet weder Einen der hundert Pfund besitzt oder soviel zu verzehren hat, noch Einen, der nur hundert Pfund wiegt, also ziemlich leicht ist, sondern einen bettelhaften kleinen Junker, dessen Land bei der Einschätzung zur Grundsteuer nur auf hundert Pfund taxirt ist.

(Ibid.) one-trunk-inheriting slave,

Das heisst, nicht: der nur einen Koffer, sondern: der nur eine halbe Pluderhose besitzt oder geerbt hat; einer von zwei jüngeren Söhnen, deren väterliches Erbtheil zusammen in einer Pluderhose bestand.

(Ibid.) constrains the garb
Quite from his nature.

D.: „Garb ist die äussere Erscheinung, wie sie sich in Tracht und Haltung darstellt. Kent thut einer solchen Gewalt an, ganz im Widerspruch mit seiner eigentlichen Natur. — Staunton fasst his nature als its nature, also auf garb bezüglich.“ — Staunton's Auffassung ist die richtige; garb heisst ferner nicht äussere Erscheinung, sondern Lebensart, das italienische garbo; in abgeleiteter Bedeutung Umgangssprache.

(Ibid.) though I should win your displeasure to entreat me to 't.

D.: „Wenn ich Euch auch in Eurem Missvergnügen dazu vermögen könnte, dass Ihr mich auffordertet, ein Spitzbube zu werden.“ Your displeasure, meint D., stehe in Kent's gesuchter Redeweise für you in your displeasure. Die gesuchte, cuphui-

(Ibid.) To be a comrade with the wolf and owl, —
Necessity's sharp pinch! —

Delius übergeht die Schwierigkeit dieser Stelle mit der kurzen Bemerkung, necessity's sharp pinch sei Apposition zu dem ganzen vorhergehenden Satze. Viel ungezwungener erklärt sich die Lesart:

To be a comrade with the wolf, and howl
Necessity's sharp pinch: —

in Gemeinschaft mit dem Wolf des Bauchkneifen des Hungers beheluen (s. A. III. Sc. 1: the belly-pinched wolf).

(Ibid.) If you will come to me
(For now I spy a danger), I entreat you,

Delius: „Will come ist hier als Futurum der Gegensatz zu now, zur Gegenwart.“ Ein schwer erklärliches Missverständnis. Die Stelle heisst auf deutsch: Wenn Ihr zu mir kommen wollt, so bitte ich Euch, da mir jetzt die Gefährlichkeit Eures grossen Gefolges sichtbar wird, etc. Nach Delius' Ansicht würde sie zu übersetzen sein: Wenn Ihr später zu mir kommen werdet, — darin, dass Ihr jetzt gleich kämet, würde ich eine Gefahr sehen. Hiergegen spricht aber, dass der Satz nicht mit when, sondern mit if anfängt, und dass ferner zwar you will Ihr werdet heisst, der Begriff von: wenn Ihr werdet, oder: wann Ihr werdet, aber nur durch if you shall oder when you shall ausgedrückt werden kann. Sollte dies in den Grammatiken nicht stehen, so würde das nur beweisen, dass in den Grammatiken eine Lücke ist.

(Ibid.) Those wicked creatures yet do look well-favor'd!
When others are more wicked, not being the worst
Stands in some rank of praise.

Nach der üblichen Satztrennung steht hinter well-favor'd ein Komma und hinter wicked ein Semikolon; den passenderen Sinn, den nach Delius' Meinung die von ihm gewählte Interpunction giebt, weiss ich nicht herauszufinden. Richtig gelesen heisst die Stelle: Jene gottlosen Geschöpfe, mit denen gleichzeitig andere noch gottloser sind, sehen doch noch gut aus; nicht das schlimmste zu sein ist immer noch eine Art von Lob.

(A. III. Sc. 1.) Or swell the curled waters 'bove the main,

Mit Unrecht erklärt Delius im Widerspruch zu den englischen Commentatoren main hier als hohe See; es kann nur das Festland bedeuten.

(Ibid.) unbonneted he runs.

Delius bemerkt, unbonneted gebrauche Sh. als Metapher in Othello I. 2. Dort heisst aber: to speak unbonneted gerade umgekehrt: bedeckten Hauptes sprechen.

(Sc. 2.) O nuncle, court holy-water in a dry house is better than this rain-water out o' door.

Delius: „Court holy-water bedeutet sprüchwörtlich, wie französisch eau bénite de cour, schmeichlerische, gleissnerische Reden, eigentlich Weihwasser, mit dem man am Hofe besprengt wird.“ — Ein Vicekanzler der Universität Cambridge, welcher Heinrich dem Achten im Jahre 1530 deren Gutachten in der Scheidungsfrage überbrachte, beschreibt in einem von Burnet mitgetheilten Briefe seine Unterredung mit dem Könige, und schliesst: Then his Highness departed, casting a little holy water of the court.

(Sc. 4.) Come, unbutton here.

Delius meint, dies sei wahrscheinlich eine Aufforderung an Kent und an den Narren, gleichfalls ihre Kleider abzuthun. Lear spricht zu seinen eigenen Kleidern: lasst euch aufknöpfen: geht auf, Knöpfe.

(Ibid.) Our flesh and blood, my lord, is grown so vile,
That it does hate what gets it.

Delius sagt, Gloster spreche von seinen Kindern. Er kann doch so nur von Edgar sprechen.

(Sc. 6.) Nero is an angler in the lake of darkness.

Nicht eigentlich im Gargantua, sondern im Pantagruel, wird Trajan als Angler nach Fröschen, Nero aber nicht als Geiger, sondern als Drehorgelspieler (vieilleux) in der Hölle aufgeführt.

(Ibid.) Look, where he stands and glares! —

Hier kann nur von Goneril die Rede sein; statt he muss also she gesetzt werden.

(Ibid.) And for one blast of thy minikin mouth

Damit dürfte eher ein Kuss, als das Blasen auf der Hirtenflöte gemeint sein.

(Ibid.) Poor Tom, thy horn is dry.

Edgar hat schon vorher gesagt, er könne vor Rührung seine Rolle kaum weiterspielen. Hier will er daher höchst wahrscheinlich sagen, er sei mit seinem Latein zu Ende.

(Ibid.) Mark the high noises, and thyself bewray,

Delius: „High noises ist der Lärm und Wirrwarr, der von den Grossen ausgeht oder die Grossen betrifft. — Edgar stellt hier, wie durch den ganzen Monolog, seine Interessen als geringfügige und bescheidene den Angelegenheiten der Höheren gegenüber.“ Das thut er in dieser Stelle nicht mehr, sondern er sagt, was er zu thun vor hat: high noises sind die im Umlauf befindlichen lauten Gerüchte von bevorstehender Fehde zwischen Lear's beiden Schwiegersöhnen. Diese Gerüchte will Edgar aufmerksam verfolgen und, sobald sie es ihm rätlich erscheinen lassen, aus seiner Niedrigkeit hervortreten.

(Sc. 7.) If wolves had at thy gate howl'd that stern time,
Thou shouldst have said, „Good porter, turn the key,“
All cruels else subscrib'd: —

Hierzu bemerkt Delius nur: „Cruels = grausame Wesen, wird hier substantivisch gefasst und bildet demgemäss einen Plural, wie z. B. mortal, mortals. — To subscribe = sich fügen.“ Er würde also übersetzen: alle anderen grausamen Geschöpfe fügten sich. Dies wäre gerade an der Stelle, wo man den höchsten Affect erwarten sollte, ein merkwürdiger Anticlimax. — Die Stelle ist mir von jeher als eine der dunkelsten erschienen, und es hat mich überrascht zu sehen, wie spurlos die Herausgeber darüber hinweggegangen sind. Soviel halte ich einstweilen für sicher, dass subscribed nicht Imperfect des intransitiven, sondern Particip des transitiven Verbums ist. Die

weitere Erklärung der Stelle wird durch die Möglichkeit erschwert, dass *cruels* auch *cruel's* heißen kann. In diesem Falle müsste man übersetzen: sonst ist alles Grausame eingeschränkt, alle andere Grausamkeit nichts gegen Deine; — wobei freilich ein zweites *else* hinzugedacht werden müsste. Ist dagegen die von *Delius* in den Text gestellte Lesart richtig, dann ist der wahrscheinlichste Sinn: alle andere Grausamkeit zugegeben, d. h. so grausam Du sonst auch sein oder gewesen sein mochtest.

(A. IV. Sc. 3.) *And clamour moisten'd:*

Es ist keine Frage, dass dies heißen soll: *she moistened clamour*, — mit dem Weihwasser, welches sie aus ihren himmlischen Augen schüttelte.

(Sc. 4.) *all the idle weeds that grow*
 In our sustaining corn.

Delius fasst *sustaining corn* als das nährendes Korn im Gegensatz zu dem unnützen Unkraut. Es will mir scheinen, als gebe das Korn, welches dem Unkraut zur Stütze dient, noch einen tieferen Sinn; — als einer der in diesem Stücke so häufigen Geisselhiebe gegen sociale Missstände.

(Sc. 6.) *None does offend, none, I say, none; I'll able 'em:*
 Take that of me, my friend, who have the power
 To seal the accuser's lips.

Es bedürfte nur einer kleinen Veränderung der Interpunction, um *I'll able 'em; take that of me, my friend*, zu einem parenthetischen Einschlebsel zu machen; dann wäre der Sinn: Niemand sündigt, der die Macht hat, des Klägers Lippen zu versiegeln. Der Uebergang vom Singular *does* in den Plural *have* wäre durch das *them* in der Parenthese vermittelt. Die Gründe für die eine und die für die andere Lesart halten einander die Wage.

(Ibid.) *the main descry*
 Stands on the hourly thought.

Delius fasst *main* als hauptsächlich und *descry* als Auskundschaftung; er findet die Ausdrucksweise seltsam. *Descry*

steht hier indess als Substantiv mit demselben Sinn, wie als Verbum in Othello: I cannot, 'twixt the heaven and the main, descry a sail, und in main steckt der Begriff: the main army, so dass die Stelle zu übersetzen ist: wir erwarten stündlich, des feindlichen Hauptheeres ansichtig zu werden.

(Ibid.) Let not my worser spirit tempt me again.

Delius: Bei worser spirit denkt Gloster des vermeintlichen bösen Geistes, der ihn in der Maske eines besessenen Bettlers auf die Klippe bei Dover geführt. Der Entschluss, sich das Leben zu nehmen, steht bei Gloster wohl schon fest, ehe er mit Edgar zusammentrifft; hier denkt Gloster an das böse Theil seines eigenen Geistes.

(Ibid.) Ch'll not let go, Zir,

Es ist ausser Zweifel, dass Edgar hier im Somersetshire-Dialekt spricht.

(Ibid.) or ise try.

Heisst nicht or else try, sondern or I'll try.

(Ibid.) To know our enemies' minds, we rip their hearts;

Wir trennen doch die Herzen unserer Feinde nicht auf, um ihre Gedanken zu erfahren; wir würden es aber thun, wenn wir dadurch ihre Gedanken erfahren könnten. Die von Delius verworfene Lesart we'd rip gehört also unbedingt in den Text.

(Ibid.) the post unsanctified,

So nennt Edgar den Boten, nicht weil er das ungeweihte Grab erhält, sondern weil er es verdient hat.

(A. V. Sc. 3.) w'll wear out,

In a wall'd prison, packs and sects of great ones,

Ich bin geneigt zu glauben, dass das Bild von dem Abnutzen von Kartenspielen entlehnt und dass statt sects sets zu lesen ist.

(Ibid.) Trust to thy single virtue;

Delius: „Thy single virtue = Deine persönliche Kraft oder Tüchtigkeit.“ Dies macht nicht deutlich genug, welcher ruhige Hohn in den Worten liegt. Edmund ruft nach einem Herold, und Albany sagt: Du hast keinen Herold mehr, nach dem Du rufen kannst; Deine Soldaten sind entlassen.

(Ibid.) here is mine,
Behold, it is the privilege of mine honors,
My oath, and my profession:

Delius erklärt, es sei das Vorrecht von Edgar's Ehre, Eid und Beruf, dass er sein Schwert ziehen dürfe. Der Sinn ist ein etwas anderer. Hier ist mein Schwert; siehe, es ist der ganze Freibrief meiner Ehren, mein ganzer durch Lehnseid gesicherter Besitz, und die einzige Urkunde meines kriegerischen Berufs.

(Ibid.) This would have seem'd a period
To such as love not sorrow; but another,
To amplify too much, would make much more,
And top extremity.

Delius erklärt another durch „ein Anderer“; ich halte another für: ein anderes Leid, und übersetze demgemäss would in would make nicht durch würde, sondern wollte.

(Ibid.) One of them we behold.

Delius erklärt, von den Beiden, die das Glück geliebt und gehasst, sei Lear Derjenige, den es gehasst habe. Wahrscheinlich meint Kent, dass Lear einer von Zweien ist, deren Jeden das Glück gleich sehr geliebt wie gehasst hat.

(Ibid.) Nor no man else. —

Dies ist durchaus nicht die Fortsetzung von Kent's vorheriger Rede, sondern die Antwort auf Lear's: You are welcome hither. Kent sieht, wie hoffnungslos abwesend Lear ist, und sagt: Weder ich bin willkommen, noch irgend wer sonst; Alles ist öde, dunkel und todähnlich. Er macht dann noch einen Versuch, durch die Nachricht von Goneril's und Regan's Tode einen etwa glimmenden Funken zu wecken, und nun sprechen auch Albany und Edgar aus, dass Alles umsonst ist.

(Ibid.) What comfort to this great decay may come,

Dies bezieht sich sicher auf Lear und auf sonst nichts weiter.

(Ibid.) The weight of this sad time we must obey;

Die Schlussworte, im Sinne eines Chors gehalten, spricht jedenfalls mit grösstem Recht der leidenschaftslose Albany.

Ueber
die Art, wie in Schillers Jungfrau von Orleans
am Ende des 3. Actes
die Katastrophe herbeigeführt wird.

Nach dem von Döring (Nr. 350) veröffentlichten, wenn auch unechten, so doch auf echten mündlichen Aeusserungen des Dichters beruhenden Briefe Schillers aus dem Jahre 1801 ärgerten sich schon damals Viele über den „ganzen Handel mit der Verlobung (sc. Johanna's) in Lionel“, und deren sind bis heute nur noch mehr geworden. Aber auch das Ueberraschende und Ausserordentliche dieser Handlung zugegeben, da sie mitten im Schlachtgetümmel ohne alle Vorbereitung geschieht, so möchte sie doch bei genauerer Betrachtung so unwahrscheinlich oder gar unmöglich nicht erscheinen und in der Dichtung hinreichend motivirt sein.

An und für sich muss man es gewiss dem Dichter als sein gutes Recht zugestehen, dass er die Katastrophe aus dem Widerstreit der menschlich-sinnlichen Natur der Heldin mit ihrer göttlichen, übersinnlichen Berufung und Erfüllung hervor-gehen lässt (IV, 1. Ende). Dass er ferner dazu den weiblichsten Zug des weiblichen Herzens, die leichte Entzündbarkeit der Empfindung, die Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit benutzt:

Musstest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf! (IV, 1.)

auch das kann ihm von vornherein wohl Niemand bestreiten, wenn Mancher es auch anders wünschen möchte. Viele meinen aber, Schiller hätte in Johanna's Busen Ehr- und Ruhm-
liebe im Uebermaass sich entwickeln und sie dadurch auf falsche Bahnen gerathen und ihren himmlischen Beruf überschreiten lassen sollen, eine Richtung, welche der Dichter auch mehrmals selbst andeutet. So III, 9:

„Nicht
 Aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
 Als bis das stolze England niederliegt.“

und IV, 9:

„Diese Menschen alle
 Erheben mich weit über mein Verdienst.“ —
 — „Wie eine niedre Magd will ich euch (den Schwestern) dienen,
 Und büßen will ich's mit der strengsten Busse,
 Dass ich mich eitel über euch erhob.“

Die Verschuldung, so wird argumentirt, durch welche sich der tragische Held in Conflict setzt mit des Schicksals Mächten, müsse aus der Grundlage seiner Persönlichkeit, aus dem, was ihn gerade zum Helden macht, hervorgehen.

Hat Schiller hier dieses Gesetz wirklich nicht erfüllt?

Mit der Ueberrahme ihres himmlischen Berufs ist Johanna's weibliche Natur in naturnothwendigen Widerspruch zu demselben gesetzt, und dessen ist sie sich auch vollkommen bewusst. Das spricht sie in den Abschiedsworten des Prologs und nachher oft genug aus, besonders da sie die Liebeswerbungen Dunois' und La Hire's abweist, III, 4, Ende:

Weh mir, wenn ich das Rachs Schwert meines Gottes
 In Händen führte und im eiteln Herzen
 Die Neigung trüge zu dem irdschen Mann!
 Mir wäre besser, ich wär nie geboren!

So kann, beiläufig, auch nicht von Somnambulismus geredet werden, den man ihr angedichtet hat. — Das kann auch gar nicht anders sein: Denn dadurch, dass Johanna willenlos jegliche Einwirkung von oben an sich geschehen liesse, würde sie nimmer zur Heldin, auch nicht einer romantischen Tragödie, sondern nur zum blinden Werkzeuge des Schicksals; zur Heldin wird sie dadurch, dass sie mit Bewusstsein und Willen in diesen Widerspruch eingeht. Dass sie sieht und weiblich fühlt und mit Freiheit ihre Sinnlichkeit dem Uebersinnlichen völlig unterordnet, dies erst können wir als das bezeichnen, was ihre Heldenpersönlichkeit bestimmt. Mit ihrem Blick fing ihr Verbrechen an, doch dieser Blick begründet auch erst die Möglichkeit ihres Heldenthums (IV, 1). Nun aber ist diese Unterdrückung des weiblichen Gefühls jedenfalls eine schwere Schädigung der Natur, des viel älteren Gesetzes, auf dem die ganze

Menschenpersönlichkeit beruht, wie auch das der Erzbischof und der König (III, 4) deutlich aussprechen:

Erzb.: Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
 Das Weib geboren. —
 (Auch du) wirst deine Waffen von dir legen
 Und wiederkehren zu dem sanfteren
 Geschlecht, das du verleugnet hast, das nicht
 Berufen ist zum blutgen Werk der Waffen.
 Karl: Dich treibt des Geistes Stimme jetzt, es schweigt
 Die Liebe in dem gotterfüllten Busen.
 Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir! etc.

Die Natur wird schliesslich auch hier ihr Recht erlangen, und zwar, je länger und gewaltsamer sie unterdrückt wird, desto unerwarteter und vollständiger. Es scheint schon hierdurch die tragische Verwicklung so geboten zu sein, wie sie wirklich erfolgt, und so hat des Dichters Genius sich und seine Heldin ganz eingetaucht in den Geist des Mittelalters und sie doch zugleich zu einer Heldin für sein zur Natur zurückgeführtes und so gefühlvolles Jahrhundert zu gestalten vermocht.

Nun aber nimmt man vornehmlich an dem scheinbar so unvermittelten Umschlag Anstoss, dass Johanna auf dem Schlachtfelde, im Kampfgetümmel zu einem Manne, den sie bis dahin kaum noch gesehen hat, heftige Liebe fasst, da sie ihm zum ersten Male in das Antlitz blickt, um so mehr, da sie bisher allen Liebeswerbungen der ersten Helden ihres Volkes, die in allen Fährlichkeiten ihr treu zur Seite gestanden haben, standhaft ihr Herz verschlossen hat. Die gewöhnliche Romanmache würde sich freilich diese Gelegenheiten nicht haben entgehen lassen, den Conflict von Pflicht und Neigung ohne viele Schwierigkeiten zu lösen. Johanna will ja aber der Dichter aus dieser Sphäre herausheben, das Ungewöhnliche, das Wunderbare ist ja bei ihr keineswegs gleichgültige Zuthat oder gar nur Phrase, sondern wesentlich: warum also nicht auch hier? Wenn ferner schon im gewöhnlichen Lauf der Dinge bei Gefühlserregungen das Plötzliche, Ueberraschende sich meist am wirksamsten erweist, wie viel mehr ist das hier an seiner Stelle, da höchste Erregbarkeit des Gefühls und in Folge dessen scheinbar unvermitteltes Eintreten von Stimmungen, Willensrichtungen und Entschlüssen zu dem visionären Charakter der Prophetin gehört. Wie könnte sie sonst für die Eingiessungen

von oben empfänglich sein, wie könnte sie anders die träge und widerwillige Masse mit sich fortreissen? Wunderbar muss sie ihren Landsleuten wie ihren Feinden auch von dieser Seite erscheinen, und so lässt sie der Dichter von dem hastigen Ergreifen des Helmes an bis dahin, wo sie auf die Kunde von der Gefangennahme des Königs dreifache Ketten zersprengt, stets reden und handeln. Gehört sonach das Unvermittelte zu allem ihren Thun und erklärt es wesentlich ihre Erfolge, so kann auch die Kehrseite nicht fehlen, es muss auch an ihr und gegen sie sich geltend machen können und irgend einmal durch das Medium ihres leicht entzündbaren Gefühls sich geltend machen.

Allein die überraschende Wandelung in Johanna's Herzen ist nicht einmal so unvorbereitet. Sie hat sich bereits in der vorhergehenden Scene gegen ihr himmlisches Mandat aufgelehnt, da sie die neue Botschaft aus der Geisterwelt verkennt und missachtet. Undeutlich spricht ihr da die Stimme des Prophetengeistes nicht ohne ihre Schuld, sofern sie weit über das ihr gesteckte Ziel „Rheims befreien und ihren König krönen“ hinausgreift. Vorbedeutsam für das gleich Folgende wird da durch die Berührung des Geistes ihr Arm gelähmt, ihr wunderbares Wirken gehemmt. So ist hier das Walten des sichtbar eingreifenden Schicksals hinreichend durch die eigene Schuld der Heldin vermittelt, ohne dass dabei die tragische Verblendung vermisst würde. Damit kommen wir freilich nicht gerade zu der Verliebung als der einzig möglichen Ursache ihres Falles. Doch unvorbereitet ist dieselbe schon nicht mehr. Wenigstens ist sie doch als leicht möglich in der Scene mit dem schönen Walliser angedeutet. Johanna bleibt stehen, als sie ihm die ersten Schritte entgegen gethan hat; warum, sagt sie selbst:

In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heiligen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen;

und nur die erhabene Jungfrau rüstet den Arm mit Kraft, so dass das Schwert sich selbst regiert (II, 8). Deutlicher kann Johanna es nicht aussprechen, wie in jedem einzelnen Falle ihre weibliche Natur gegen die ihr gewordene Aufgabe sich empört, und wie besonders der Anblick männlicher Schönheit an einem edlen Gegner die zarten Gefühle in ihrem Busen erregt. Wie

weit ist es aber von solchem mitleidvollen Wolgefallen bis zu dem hingebenden Wolgefallen an der Heldengestalt des Edelsten und Schönsten von allen, denen sie auf dem Schlachtfelde nur begegnen konnte? Des Schönsten — das geht schon daraus zur Genüge hervor, weil er eben allein das Herz der Kriegerin des höchsten Gottes zu bezwingen vermag; und überdies stellt ihm dies Zeugniß ausdrücklich die Lüsternheit der in solchen Dingen wol erfahrenen alten Königin aus (II, 2, Ende). Des Edelsten — ihm fällt, des Löwen Bruder, nach dem Tode des himmelstürmenden Talbot von selbst die englische Heeresleitung zu (bei Schiller), und er allein sucht zuletzt noch die Furchtbare zu bestehen; und mehr als das, die sein Volk mehr als Alles verflucht und verabscheut, die ihr eigenes hinausgestossen hat, die will er einer Welt zum Trotz durch unauflöbliche Verbindung mit sich retten, wo selbst ein Dunois an ihr und seiner Liebe irre geworden ist. Wenn solcher Heldensinn aus edlem Mannesgesichte der geistesverwandten Heldin plötzlich entgegenleuchtet und, da der Ruhm dahin ist, trotzig den Todesstreich fordert: da ist es doch nicht so ganz unwahrscheinlich, dass sich ihr das fühlend geschaffene Herz dem einzig Ebenbürtigen in übermächtiger Erregung zuwendet.

Und das hat ohne Zweifel weit mehr Berechtigung im Kriegsgewühl, wo die Speere sausend sie umtönen, wo in des heissen Streites Wuth auch ihre Brust schnell wechselnde Gefühle wild durchstürmen und alle Fasern des unbewachten Herzens leidenschaftlich erregt sind, als an dem verführerischen Königshofe. Hier presst und ängstigt ihre Brust die müssige Ruhe, hier beengt sie schon das stumme Werben des Edlen,

Der Männer Auge schon, das sie begehrt,
Ist hier ihr Grauen und Entheiligung;

hier mahnt sie alles, ihr Herz mehr zu behüten, aber das ruhiger schlagende ist auch leichter zu behüten als in der aufregenden Feldschlacht.

Und am Ende ist die Begegnung auf dem Schlachtfelde immer noch eine eben so passende Gelegenheit zum Verlieben, wie die mit dem Mörder des Gatten und Schwiegervaters bei der Leiche des letzteren in Richard III., I, 2 oder eine solche beim Heraustreten aus dem Gotteshause im Faust, I. Wenn

dort Shakespeare die hochbetrübte Wittve und Schwiegertochter durch die Liebesheuchelei eines physischen und moralischen Scheusals nach kurzem Wortwechsel überwunden werden lässt, so ist doch die psychologische Wahrscheinlichkeit ganz gewiss nicht grösser als bei Schiller; und wenn hier der herzenskundige Göthe in dem Busen des unschuldigen Kindes, da es voll heiliger Empfindungen aus dem Dome tritt, durch die freche Zudringlichkeit eines ganz fremden Mannes die ersten Liebesregungen erwecken lässt, so hat wenigstens — und mit Recht — daran noch nie Jemand Anstoss genommen. Denn dass Gretchens Herz von dem Augenblicke an dem Faust zugewandt ist, lässt sie der Dichter noch in der nämlichen Stunde aussprechen:

Ich gäb' was d'rum, wenn ich nur wüsst',
 Wer heut der Herr gewesen ist!
 Er sah gewiss recht wacker aus
 Und ist aus einem edlen Haus!

Ist das nicht Selbstanklage und Entschuldigung?

Immerhin ist der Anstoss, den so viele an unserer Stelle nehmen, bis zu einem gewissen Grade ein berechtigter. Es ist doch misslich, wenn eine so wichtige Handlung, auf welcher der ganze weitere Verlauf der Tragödie beruht, erst durch genaueres Eindringen in die Oekonomie des Stückes begriffen wird; eine reichlichere und anschaulichere Motivirung wäre wol zu wünschen. Das Unbehagen wird dadurch verstärkt, dass der Dichter, wie oben schon bemerkt, in der unmittelbar vorhergehenden Scene sich allerdings jenen andern Weg zur Katastrophe bahnen zu wollen scheint. Denn es ist kaum möglich, Johanna's vermessenens Ueberschreiten ihrer Mission und, was daran geknüpft ist, so nur als untergeordnetes Moment hinzunehmen.

Wenn somit auch ein Rest bleibt, der nicht aufgeht, so ist das doch hier so wenig wie bei anderen Dichtungen Schiller's ein Grund, unserm grössten Dramatiker das Recht zu versagen, welches wir dem grossen Briten und auch dem Dichter des Faust bereitwilligst zugestehen, dass wir nämlich seine grossen Schöpfungen nicht nach der kritischen Schablone meistern, sondern in liebevoller Hingabe zu verstehen suchen.

Lübben.

Dr. Franz Weineck.

Charakteristik der holländischen Sprache

hinsichtlich ihrer

historischen Entwicklung und die ihr gegenüber der hochdeutschen Schwestersprache gebührende Würdigung.

Unter den Sprachen der niederdeutschen Abzweigung vom deutschen Sprachstamme, zu welcher einerseits das Altsächsische, Mittelniederdeutsche und Plattdeutsche, andererseits das Alt- und Neu-Friesische, ferner das Angelsächsische, Alt-, Mittel- und Neu-Englische, endlich auch das Rhein-Fränkische, Mittel- und Neu-Niederländische, sowie das Flämische gehören, ist die, im Verhältniss zu ihren Nachbarn nur als Dialekt zu bezeichnende holländische Sprache diejenige, welche sich am reinsten erhalten und, nächst der englischen, in Literatur und Volksleben am meisten ausgebildet hat.

Vor der englischen hat sie den Vorzug, dass sie, treu ihrem Ursprunge und ihrer Abstammung, in kindlicher Liebe anhänglich, ihren Wortschatz vor den Einflüssen des romanischen Sprachstammes soviel wie möglich bewahrt und hinsichtlich der Wortbildung, Wortbeugung, gegenseitigen Abhängigkeit der Wörter, Satzbildung, Satzgefüge und Satzverbindung die deutsche Eigenart behalten hat; vor den übrigen niederdeutschen Dialekten aber zeichnet sie sich dadurch aus, dass sie nicht nur als Umgangssprache in Familie, Gesellschaft, Handel und Wandel, wie auch im öffentlichen Leben fort und fort sich kräftig entwickelt, sondern auch als Schriftsprache seit dem dreizehnten Jahrhundert eine in den meisten Gebieten reiche Literatur aufzuweisen hat und lebenskräftig sich weiter fortbildet, und zwar in eben demselben Maasse als die hochdeutsche, ja streng genommen in edlerer Weise, da sie nicht wie diese, wenigstens im publicistischen Style und in

gewissen adeligen Kreisen, die Unart angenommen hat, übermässig viel Fremdwörter, fremdartige Wortbildungen, Constructions und Perioden zu gebrauchen, sondern dem Einschleichen von Barbarismen und Solöcismen durch Festhalten der gegebenen alten Bildungen und Fügungen und durch Hinzuwachs an solchen, nach ihren eigenen Gesetzen auf ihrem Boden entstandenen neuen kräftig entgegen arbeitet. Freilich seit dem französischen Kriege im Jahre 1870 und 1871 macht sich auch in Deutschland ein gleiches Streben nach pietätvoller Behandlung und Veredelung der Muttersprache geltend, und zwar nicht nur in der Literatur auf gelehrtem Gebiete, wo man übrigens schon seit dem Auftreten der Brüder Grimm in eine bessere Bahn einlenkte, sondern auch in der publicistischen, juristischen und parlamentarischen Stylgattung. Ja in der letzteren, welche doch als öffentlich gehaltene Rede und Widerrede einen Uebergang von der Schriftsprache zu der Umgangssprache in gebildeter Gesellschaft veranschaulicht, ist ein bedeutender Umschwung zum Besseren eingetreten. Bleiben wir zunächst bei der Umgangssprache der Gebildeten stehen, so haben die Holländer darin stets nach einer gewissen Correctheit gestrebt, welche nicht nur in einer fließenden, glatten, fehlerfreien Rede besteht, sondern wozu auch der Gebrauch gewisser Wörter und Wendungen &c. hinzukommt, welche man in der Schriftsprache nicht anwenden darf; umgekehrt darf man die entsprechenden, der Schriftsprache eigenthümlichen Wendungen nicht in der Umgangssprache gebrauchen. Zur Erläuterung sei hier nur der Gebrauch des der Schriftsprache eigenthümlichen Wortes „heden“ für „heute“ und des dem entsprechenden gleichbedeutenden Ausdrucks „van daag“ in der Umgangssprache erwähnt. Diese den Holländern eigenartige Weise, einen Unterschied zwischen Schriftsprache und Umgangssprache als Hauptforderniss für den Gebildeten hinsichtlich der Sprache hinzustellen, kennen wir Deutschen nicht, indem wir uns mit einer fließenden, fehlerfreien Sprachweise im Umgange, jenem bei den Holländern ebenfalls gestellten Erforderniss begnügen. In Deutschland scheint man, was die Reinheit betrifft, auch hierin einen Fortschritt zum Besseren seit dem französischen Kriege von 1870 zu machen; in Holland aber ist ein Umschwung seit der Lostrennung von Belgien im Jahre 1831 wahrzunehmen, indem seit der Zeit in höherem Grade, als schon nach der Befreiung vom spanischen Joche und mehr noch nach dem dreissigjährigen Kriege geschehen war, in Schrift sowohl als im mündlichen Verkehr von Seiten der Regierung wie auch

gelehrter Gesellschaften und der Gebildeten insgesamt es zum guten Ton gehört, nicht nur grammatisch und stylistisch correct und elegant zu schreiben und zu sprechen, sondern auch Fremdwörter zu vermeiden und statt dessen schon bekannte einheimische oder solche neugebildete zu gebrauchen, die der Sprachgebrauch zu gleichbedeutenden gestempelt hat. Ein Unterschied besteht nun hinwiederum zwischen Deutschen und Holländern insofern, als im kaufmännischen und sonstigen Geschäftsverkehr die letzteren Fremdwörter wohl toleriren, aber nicht gleich unseren Kaufleuten bevorzugen oder auch gar keine einheimischen Ausdrücke dafür besitzen und, wenn sie solche besäßen, von der Hand weisen würden. Die holländischen Kaufleute gebrauchen abwechselnd mit den Fremdwörtern die ihnen entsprechenden holländischen Ausdrücke im brieflichen Verkehr unter einander sehr gern; mit Ausländern bedienen sie sich der diesen verständlicheren Fremdwörter, welche ja in Gebrauch und Bedeutung der Mehrzahl nach mit den in Deutschland, Frankreich, England, Italien u. s. w. üblichen übereinstimmen, in Folge davon, dass diese kaufmännischen termini technici insgesamt von den Italienern ererbt sind, welche dieselben schon im Mittelalter in derselben Bedeutung besaßen. Für gewöhnlich aber correspondiren die holländischen Kaufleute mit Franzosen französisch, mit Deutschen deutsch, mit Engländern englisch, mit Italienern italienisch u. s. f., da sie sehr oft diese vier Sprachen, meistens aber zwei, nämlich französisch und englisch, oder französisch und deutsch, oder englisch und deutsch, fast ausnahmslos wenigstens eine fremde, nämlich englisch oder französisch zu practischem Gebrauche erlernt haben, und dann wählen sie, wie es der sprachliche Tact verlangt, die jeder dieser genannten Sprachen zukommenden Fremdwörter.

Im mündlichen Umgange herrscht bei ihnen dieselbe Nachsicht wie bei unseren Geschäftsleuten; im kleinen Geschäftsverkehr und im bürgerlichen Leben der unteren Stände dulden die Holländer ebenso die Fremdwörter wie wir, weil sie der Zunge dieser Leute geläufig, dem Ohre angenehm und auch verständlicher sind, als die einheimischen zunächst im Anfange sein würden. Der Grad der Bildung sowol, als zumal die Stufe in gesellschaftlichen Leben steigt bei den Holländern entsprechend dem Purismus, das ist, der Vermeidung von Fremdwörtern und fremdartigen Wendungen. Daher hört man in Holland mehr noch in den höchsten Ständen und Schichten der Gesellschaft

rein und elegant holländisch sprechen, als in gelehrten Kreisen, und eben daher nennen die Holländer diese reine und elegante Sprache zuiver nederlandsch („sauber niederländisch“) zum Unterschiede von der Sprache im Munde des Kleinbürgers und des niedern Volkes, welche letztere hollandsch schlechthin heisst und welche auch von vielen in dieser Hinsicht einem *laissez aller* nachgebenden Gelehrten gesprochen wird. Ausser den hier angeführten allgemeinen und besonderen Unterschieden zwischen der Schrift- und der Umgangssprache ist noch einer näher zu beleuchten, ich meine nämlich die in der gesprochenen Sprache, sowol im mündlichen Verkehr als beim Vorlesen und freien Vortrag hörbare Aussprache. Was die Sprachrichtigkeit derselben betrifft, so hat jede besondere Sprache infolge einer entweder die feine Natur der Lautunterschiede beobachtenden oder conventionell davon abweichenden, oder an der aus früheren Jahrhunderten überkommenen Gestalt festhaltenden Rechtschreibung ihre Eigenthümlichkeiten und auch mit anderen Sprachen gemeinsame Eigenschaften. Die nähere Feststellung und Auseinandersetzung der unter diesem Gesichtspuncte der holländischen Sprache zukommenden Merkmale verdienen eine besondere wissenschaftliche Behandlung, an dieser Stelle erwähne ich nur, an das oben Gesagte anknüpfend, die Sorgfalt, mit welcher unter den gebildeten Holländern die als mustergültig anerkannten Regeln der Aussprache befolgt werden, nicht nur in Rücksicht auf die Vocale und Consonanten, sondern auch auf den rhetorischen Wohlklang der Silben und Wörter, die rhythmisch wohltönende Bewegung der einen Satz bildenden Worte und endlich die harmonische Durchdringung der zu einem Satzgefüge gehörigen Sätze und der eine Periode aufbauenden Satzgefüge und Satzverbindungen. Leider nehmen wir da in Deutschland wahr, dass selbst unter den Gebildeten nicht so allgemein und durchgängig diese Sorgfalt beobachtet wird, nicht einmal, wie man doch erwarten sollte, bei Predigten und öffentlich gehaltenen Reden, wo uns unbestritten die Holländer und auch andere Nationen, z. B. die Franzosen, Engländer, Italiener übertreffen und beschämen; denn gerade die Holländer sind in Schule und Familie so nach den Wollautsregeln erzogen, dass ihnen dieselben in Fleisch und Blut übergegangen, zur zweiten Natur geworden sind. Was das Auftreten auf der Bühne in der betreffenden Hinsicht angeht, so kostet es den zu Schauspielern sich ausbildenden Deutschen viel Mühe, eine gewisse Fertigkeit zu erlangen, und nur so ungefähr halten wir darin mit anderen Nationen gleichen

Schritt, weil der Deutsche zu sehr in seinen besonderen dialektischen Eigenheiten befangen ist.

Die holländische Sprache ist also gleich der englischen in schriftlichem und mündlichem Verkehr weiter fortgebildet worden und lebenskräftig geblieben; die beiden übrigen vorhandenen niederdeutschen Dialekte von heut zu Tage, nämlich der plattdeutsche und der friesische, vegetiren jetzt bloss als Umgangssprache auf dem platten Lande und im Verkehr des niederen Volkes, sowie im Umgange der Gebildeten mit diesem, in den feineren Familien meist nur scherzweise und in launiger Unterhaltung, so dass man annehmen möchte, in zwei bis drei Jahrhunderten werden beide aussterben. Im Mittelalter aber erfreuten sich beide sogar im Staatsleben, in Kirche, Schule und vor Gericht eines ebenso gebildeten Gebrauchs wie die holländische und hochdeutsche Sprache, und besaßen auch eine Literatur, von welcher leider nur einige Denkmäler, wie der altsächsische *Heliand*, der mittelniederdeutsche *Sachsenspiegel*, der plattdeutsche *Reineke Voss*, das altfriesische *Asegabok*, das Emsiger Landrecht und die *Broemer Willkür* aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die im 16. Jahrhundert verfassten Friesche *Rymlyere* des Dichters *Gisbert Japicx* neben anderen spärlichen Ueberresten bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Das Friesische in Deutschland, specieller das Ost-Friesische und auch das Nord-Friesische, wurden als Schriftsprache für den Gebrauch im Gerichtswesen, der Gesetzgebung und im Staatsleben schon im späteren Mittelalter, d. h. ungefähr seit dem 13. Jahrhundert, durch das Plattdeutsche, und in gleicher Weise das Westfriesische in Holland seit dem Ende des 16. Jahrhunderts durch das Holländische verdrängt, das Plattdeutsche hinwiederum musste im öffentlichen Leben dem Hochdeutschen seit Mitte des 16. Jahrhunderts weichen. Das heutige Friesisch ist, geographisch genommen, immer mehr nach Norden zurückgewichen, aber es wird auf den Inseln der Nordsee von den Eingeborenen als Umgangssprache ziemlich zäh festgehalten. während das Plattdeutsche nach dem Friesischen zu seine geographische Grenze erweitert hat und auch im Süden vor dem Hochdeutschen nicht die Segel streicht, dafür aber im Gegensatz zum Friesischen mehr von den unteren, als von den mittleren und höheren Ständen gebraucht und geschätzt wird, während eben die Friesen von jeher Standesunterschiede unter sich fast nicht gekannt haben und auch heute nicht so sehr aufkommen lassen. Im Mittelalter aber besaßen beide Dialekte schätzenswerthe Eigenschaften, die sie bis heutigen Tags,

wenn auch in weit geringerem Grade, noch behalten haben, und zwar solche Eigenschaften, die sie mit der holländischen Sprache gemeinsam und vor der hochdeutschen voraus haben, ich meine nämlich die kernige, markige, abgerundete Gestalt der Wörter und den durch angemessene Abwechslung der Vocale mit den Consonanten hervorgebrachten Wolklang, sowie auch die klare Bestimmtheit im Sprachgebrauche. Die hochdeutsche Sprache dagegen übertrifft sie an idealem Schwunge in der Poesie und kühnem Fluge in der Beredtsamkeit, sowie in der Fähigkeit, die Seele zu rühren, die Phantasie zu begeistern und den Willen zu Thaten anzuzünden. Man muss dem bei beiden Nationen, den Holländern sowol wie den Deutschen, herrschenden Vorurtheile, dass ihre eigene Sprache edler und wohlklingender sei als die andere, welche dagegen gehalten platt und gemein erscheine, entgegen treten und vielmehr anerkennen, dass beide einander ebenbürtig sind, zugegeben, dass die niederdeutschen Dialekte, besonders in der Gestalt des Altsächsischen, an weniger Härten leiden als die alt- und neuhochdeutsche Sprache, zumal aber die Dialekte Mittel- und Oberdeutschlands an Wohlklang, süßer Weichheit und Fülle überragen. Zufolge der Grimm'schen Theorie von der Lautverschiebung gelten die niederdeutschen Dialekte, mithin auch das hier in Frage kommende Holländische für älter, da ja die zweite Stufe der Lautverschiebung, welche ein Hauptkennzeichen der oberdeutschen Dialekte und der daraus entwickelten alt- und mittelhochdeutschen Schriftsprache, sowie natürlich der in Mitteldeutschland ihren Ursprung habenden neuhochdeutschen bildet, der vorhergehenden ersten Stufe zeitlich nachfolgen muss, denn dass der alemannische, schwäbische, bairische und österreichische Dialekt nicht sofort von der Basis der litu-slawischen und der graeco-italo-keltischen Sprachen mit einem Sprunge die jetzige Stufe der *literae mutae* eingenommen haben, sondern jüngeren Datums sind, nämlich ungefähr erst im 7. Jahrhundert n. Chr. ihren Anfang nehmen, geht aus einer Vergleichung der wenigen Orts-, Völker- und Personennamen, welche aus den ersten sechs Jahrhunderten n. Chr. uns überkommen sind, mit analogen Wurzeln, Wörtern und Namen in Niederdeutschland und Scandinavien hervor, sowie daraus, dass südlich der Donau und des heutzutage unter dem volkstümlichen Namen Teufelsmauer noch übrigen, von Kehlheim nach Gunzenhausen, sodann südwestlich bis Lorch und von da über Aschaffenburg, Langenschwalbach, Ems nach Köln am Rhein hin sich erstreckenden römischen Grenzwalles vor

Christi Geburt nicht deutsche, sondern keltische Völkerschaften wohnten und keltische Sprache und Sitte herrschte. Damit ist der Beweis davon gegeben, das nur die nördlich der eben bezeichneten Linie liegenden Land- und Völkerschaften hinsichtlich ihrer Benennungen vor Christi Geburt in Frage kommen. Nun ist in der Zeit keine Lautverschiebung zu bemerken, folglich muss man auf noch frühere Zeit zurückgreifen, um durch Beispiele den Beleg dafür zu geben, dass die erste Stufe der Lautverschiebung bei den niederdeutschen Dialekten und schliesslich der deutschen Sprache überhaupt in eine historische Zeit zu setzen ist, vor welcher die deutsche Sprache auf der Basis der übrigen indogermanischen Sprachen sich noch befand. Setzen wir billiger Weise denselben Zeitraum, welchen die Zeit der Germanisirung des südlichen Deutschlands bis zum Erscheinen der althochdeutschen Sprache, insbesondere dem ersten Vorkommen des Namens „Schwab“, früher „Suevi“, von Christi Geburt bis ins 7. Jahrhundert einnimmt, für die Entwicklung des Niederdeutschen aus dem Keltischen, d. h. sieben Jahrhunderte vor Christo bis auf die Zeit seiner Geburt: so nehmen wir, je weiter wir nach Norden kommen, eine desto frühere Absonderung vom Keltischen und eigene Selbständigkeit wahr, denn die Friesen, und nach ihnen die alten Sachsen, sind wol im Bereiche des heutigen Deutschland als die dem Namen nach am frühesten vorkommenden deutschen Völkerschaften zu betrachten. Werfen wir nun einen Blick auf die Zeit der uns erhaltenen Denkmäler, so kann dieselbe nach dem voraus Gesagten nicht mehr massgebend sein, und wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, ob vielleicht schon vor dieser Zeit deren existirt haben und für uns verloren gegangen sind. Nach den neuesten Forschungen gelten die aus dem 6. Jahrhundert stammenden Glossen zur lex Salica und die karolingischen Psalmen des 9. Jahrhunderts, jene als salfränkisch, diese als rheinfränkisch für die ältesten erhaltenen Denkmäler der holländischen Sprache, beide nicht ganz zutreffend altniederländisch benannt. Vielmehr ist es angemessener, sowohl die Glossen zur lex Salica, zuletzt im Jahre 1869 von Kern herausgegeben und gedeutet, als auch die in Heyne's kleinen altniederdeutschen Denkmälern abgedruckten karolingischen Psalmen mit dem umfassenderen Ausdruck altniederdeutsch zu benennen. Allerdings dürfen wir wol die Sprache der Salfranken mit Dr. H. Kern auch die urvlämische oder vielleicht uralt brabantische nennen, denn das Herzogthum Brabant war wol zur Zeit der Abfassung der lex Salica

am Ende des 5. Jahrhunderts unter Chlodwig und der salfränkischen Glossen, d. i. ungefähr im 7. Jahrhundert, dasjenige Land, welches die Salfranken inne hatten, nachdem sie früher bis zum 4. Jahrhundert in der heute noch so benannten Landschaft Salland, Hamaland und Twenthe der heutigen Provinz Oberyssel gewohnt hatten. Von rheinfränkischen Sprachdenkmälern sind uns mehr erhalten, und unter den Glossen dieses Dialects sind die aus dem 9. Jahrhundert stammenden Xanthener die ältesten. In einem noch vorhandenen früher im Kloster Egmond in Nordholland, jetzt in der Königl. Bibliothek zu Brüssel befindlichen, aus dem 9. Jahrhundert stammenden Büchercatalog wird ein psalterium teutonice glossatum erwähnt, und eben dieser Ausdruck teutonice deutet auf niederdeutschen Dialekt hin, und zwar können wir ebenso gut friesischen als fränkischen dafür substituiren, aber sehr wahrscheinlich ist dabei nicht an altsächsischen zu denken, da ja in Egmond und Umgegend sowie in ganz Nordholland in jener Zeit Friesen wohnten, welche durch die Franken und unter ihrer Herrschaft zum Christenthum bekehrt worden waren. Vielleicht ist dies Psalterium identisch mit den aus demselben Jahrhundert stammenden Karolingischen Psalmen, und wenn dies der Fall, dann hätte sich der Text nebst den Glossen wieder gefunden und wir dürften mit vollem Recht das Egmonder Psalterium zu den rheinfränkischen Denkmälern zählen. Jedoch wenn wir es zu den fränkischen rechnen wollen, dann ist es vermuthlich eher noch als salfränkisch anzusehen, und es würde dann der Verlust desselben insofern zu bedauern sein, als wir durch Vergleichung mit den Glossen zur lex Salica diejenige Veränderung, welche der salfränkische Dialekt nach Verlauf von ungefähr zwei Jahrhunderten erfahren haben mochte, uns vergegenwärtigen könnten. Da uns nun also ausser jenen dürftigen Glossen kein aus der Gegend des heutigen Holland, Brabant und Flandern stammendes Sprachdenkmal nachweisbar erhalten ist (denn die sogenannten altniederdeutschen Denkmäler gehören mit Ausnahme einiger weniger sächsischer dem rheinfränkischen Gebiete an, d. i. der heutigen Rheinprovinz, Lothringen, Luxemburg und Lüttich), und da selbst die rheinfränkischen von der Sprache der altsächsischen lautlich und grammatisch nicht zu sehr abweichen, so fehlt den niederländischen Sprachgelehrten der Ausdruck „altniederländisch“ für den dem 13. Jahrhundert vorausgehenden Zeitraum mit Recht und entspricht derselbe auch nicht den rheinfränkischen Denkmälern, obgleich die Sprache der letzteren in dem angegebenen Zeitraum und noch mehr natürlich im

folgenden unter allen niederdeutschen Dialekten dem niederländischen Dialekt des Mittelalters, wie er seit dem 13. Jahrhundert literarisch uns bekannt ist, am nächsten steht. Die schwachen Momente, welche manche Gelehrte aus dem Ludwigsliede des 9. Jahrhunderts und der Servatiuslegende des Heinrich von Veldeke für das Altniederländische ableiten wollen, fallen nicht ins Gewicht, denn das erstere ist in mittelfränkischem Dialekt, d. h. dem zwischen dem niederfränkischen und oberfränkischen mitten inne liegenden geschrieben, und der letzteren Abfassung fällt nach Jonckbloet's Meinung erst in das 13. Jahrhundert. Streng genommen darf man höchstens nur eine in sechs Worten bestehende Randbemerkung zum Ev. Marci eines lateinischen Evangelienbuch aus dem 10. Jahrhundert altniederländisch nennen. Diese Randbemerkung selbst stammt der am Schlusse derselben befindlichen Angabe zufolge aus dem Jahre 1130 und vom Orte Belisla, d. i. Bilsen bei Maastricht, wo eine Abtei war, wurde zuerst von Mone im Anzeiger zur Kunde deutscher Vorzeit im Jahre 1834 bekannt gemacht und wird auch von Jonckbloet in dessen Geschiedenis der nederlandsche letterkunde als niederländisch anerkannt; die in Rede stehenden Worte lauten so: „Tesi samamunga was edele unde sconā“ und bedeuten: „Diese Versammlung war edel und schön.“ Wie man aus der vorausgehenden lateinischen Notiz „rexit coenobium . . . Mathildis abbatissa . . . cum fratribus et doctissimis sororibus Beregunt, Hadewic, Mahilt, Voda, Steinhilt, Mabilia“ ersieht, bezieht sich die niederländische Bemerkung auf die Gemeinschaft der Aebte und Stiftsschwestern der Abtei Bilsen. Sprachlich ist zu bemerken, dass das Wort *tesi* vermuthlich einer romanischen Gewohnheit zufolge hier mit der *tenuis* statt der den romanischen Sprachen gänzlich fremden *aspirata th* geschrieben sich findet, wofür später durchgängig die *media trat*, welche aber lautlich bis auf den heutigen Tag die angelsächsische sanfte *aspirata d* (= engl. *th* im Artikel *the* u. a.) sowol als die scharfe *þ* (= engl. *th* in *thick, thin* etc.) vertritt. Das dem Worte *samamunga* entsprechende Wort *samnunga* kommt in den Karolingischen Psalmen und auch im Althochdeutschen vor, und zwar in derselben Bedeutung „Versammlung“, „Convent“, „Priesterschaft“, „Kirche“. Im Altsächsischen lautet es wie im Althochdeutschen, und wir dürften die vorliegende Form *samamunga* wol als aus einer Assimilation von *n* an *m* entstanden betrachten. Ausser jener Randbemerkung besitzen wir für die Kenntniss einer altniederländischen Sprache keine Anhaltspunkte,

und ist mithin auch von einer niederländischen Nationalliteratur, welche über das 13. Jahrhundert noch zurückginge, nicht die Rede. Nur soviel können wir sagen, dass die Sprache der aus dem Jahre 1130 stammenden Bemerkung von der des 13. Jahrhunderts einigermassen durch Alterthümlichkeit abweicht, nämlich durch die Endung — „i“ für das *genus femin.* des Pronomens, die Bildungssilbe „ung“ und die auf — a auslautenden *Adjectiva gen. fem.*, wofür bezüglich später der Artikel und das Pronomen im *gen. masc.* und *gen. fem.* übereinstimmen, ferner statt „ung“ die Silbe „ing“ eintrat und resp. drittens die *Adjectiva gen. fem.* auf — e auslauteten. Späterhin gehört im prädicativen Gebrauch der *Adjectiva* Unterscheidung von *numerus* und *genus* auf, aber im 12. Jahrhundert war es, wie wir aus vorliegendem Beispiele sehen, noch nicht der Fall. Mit vollem Rechte beginnen daher die niederländischen Literarhistoriker die Geschichte der niederländischen Literatur mit der sogenannten mittelniederländischen Periode, d. i. ungefähr vom Jahre 1250 an bis zum J. 1450 und nennen die damals herrschende Sprache *middennederlandsch* (seltner *middelnerlandsch*); wohl aber darf man von *altniederländischer* Geschichte, Sage und Romanen sprechen, wenn auch der letzteren schriftliche Aufzeichnung erst in die mittelniederländische Periode, respective später fällt. Das älteste mittelniederländische Sprachdenkmal ist wiederum unbedeutend seinem Umfange nach, nämlich die Brüsseler Keur, eine Urkunde, welche man früher ins Jahr 1229 setzte, von der man aber neuerdings annimmt, dass sie, wie Serrure zuerst nachgewiesen, im J. 1249 abgefasst sei. Das erste bedeutende Ergebniss des niederländischen Nationalgeistes ist ein *Thierepos*, nämlich *Reinaert de Vos*, dessen Abfassung und Vollendung in das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts zurückdatirt, dessen literarische Entstehung aber von *Jonckbloet* in der zweiten Ausgabe seiner *Geschiedenis der nederlandsche letterkunde* kurz vor dem Jahre 1250 angenommen wird.

Im Vergleich hierzu sind wir allerdings in Bezug bei der Forschung über die Entwicklung der hochdeutschen Sprache, welche als solche vor dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch gar nicht existirte, besser gestellt, insofern uns in fortgesetzter Reihe vom 8. Jahrhundert, an Denkmäler derselben erhalten sind. Vor dem 6. Jahrhundert, wie gesagt, standen die in Oesterreich, Baiern, Schwaben und Alemannien gesprochenen Dialekte auf derselben Stufe der Lautverschiebung wie die niederdeutschen, erst ungefähr seit oder wol nach

dem 6. Jahrhundert trat die zweite Stufe der Lautverschiebung allmählig ein. Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass nicht bei den Niederdeutschen sowol als bei den Oberdeutschen die Sprache gleichzeitig in schriftlichen Gebrauch gekommen wäre und unter den Gebildeten zur Cultursprache sich herangebildet hätte. In Brabant und Flandern spielte lange Zeit im frühen Mittelalter, vor dem 13. Jahrhundert, das Französische an den Höfen, unter den Gebildeten und wol auch im officiellen Verkehre eine bedeutende Rolle, aber am Rhein und bei den sächsischen Stämmen durchaus nicht. Jakob Grimm rechnet das schon aus dem 7. Jahrhundert stammende Lied von Hildebrand und Hadubrand zu den hochdeutschen Denkmälern, obwol dasselbe noch niederdeutschen Anstrich hat und vielleicht in der Gegend von Niederhessen redigirt worden ist, in folgenden Worten: „jenes Lied bildet den factischen Uebergang des älteren niederdeutschen Idioms in das heranwachsende Oberdeutsch, welches erst im Otfried zum Althochdeutsch sich ausbildet.“ Unter Oberdeutsch versteht man die in Oberdeutschland gesprochene Volkssprache, zu der man gewöhnlich auch die in Mitteldeutschland übliche zu rechnen pflegt, obgleich die letztere schon im Mittelalter sehr abweicht, was Jacob Grimm durch mehrere in dem Athis und Prophilias betitelten Gedichte des Mittelalters vorkommenden Ausdrücke zu beweisen unternommen hat, z. B. geitalin „vereiteln“, ein march beseritin „ein Pferd besteigen“, sich vertrachtin „sich in Gedanken verlieren“, zugatir „zusammen“, stempel „der Tempel“ generis neutrius, wofür im Oberdeutschen andere Formen, wenn auch desselben Stammes, und im Niederdeutschen wiederum andere gebräuchlich waren, so dass man für viele Ausdrücke schon im Mittelalter drei coordinirte Variationen in Deutschland nachweisen kann. Das Mitteldeutsche, ungefähr in Hessen, Thüringen, Meissen und Schlesien herrschend, bildete den Uebergang vom Niederdeutschen zum Oberdeutschen, und wurde allmählig dem Oberdeutschen so ähnlich, dass wir heutzutage beide als den einen Hauptzweig des deutschen Stammes im Gegensatz zum niederdeutschen zusammenfassen, bei welchem letzteren der fränkische Nebenzweig gegenüber dem sächsischen anfangs dieselbe Rolle spielte, als eben demselben gegenüber der mitteldeutsche und oberdeutsche. Späterhin hat sich der fränkische in der holländischen Schriftsprache zum Nebenbuhler nicht nur der sächsischen, sondern auch der hochdeutschen entwickelt und seinen niederdeutschen Charakter bewahrt, während die heutzutage fränkisch genannten Mundarten südlich

von Bonn und den Main entlang, sowie am Neckar und in der Pfalz, den Charakter der oberdeutschen Lautverschiebung an sich tragen, und die mitteldeutsch genannten Mundarten den Charakter des Niederdeutschen ebenfalls früh verloren, sowie ihre besonderen Eigenthümlichkeiten in der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache gegenüber der oberdeutschen Eigenart in sehr geringem Masse aufrecht hielten. Heutzutage unterscheidet man füglich nur noch zwei Classen von deutschen Mundarten, nämlich niederdeutsche, welche auf der ersten Stufe der Lautverschiebung stehen geblieben sind, und oberdeutsche, worin die mitteldeutschen inbegriffen sind. Letztere stehen auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung. Die geographische Grenze zwischen beiden Classen erstreckt sich von Westen nach Osten, nördlich davon wird plattdeutsch, südlich oberdeutsch in Volkes Munde gesprochen, und zwar früher mehr nach Süden, jetzt aber allmählig nach Norden zu den Platz räumend. Dieselbe beginnt im Westen des deutschen Reiches südlich von Aachen, und zieht sich von da nach Remagen am Rhein, dann über Siegen zwischen dem Sauerland und dem Westerwald hindurch ins Waldeck'sche hinein, südlich von Korbach und nördlich von Frankenberg in Hessen hin nach Wolfshagen und Hofgeismar bei Cassel, von da an den Zusammenfluss der Werra und Fulda nach Münden an der Weser, und steigt von Landwehrhagen ab, die Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen dem niederdeutschen Gebiete zutheilend, in nordöstlicher Richtung nach Herzberg, Andreasberg und Elbingerode, jedoch so, dass die sieben hannöverschen Bergstädte im Harz eine oberdeutsche Enclave bilden. Von Andreasberg und Elbingerode wird die Grenze durch folgende Richtungspunkte ungefähr gezogen: Quedlinburg, Aschersleben, Ballerstedt, Bernburg, Aken an der Elbe, längs dem rechten Ufer dieses Stromes nach Wittenberg, Jessen, Dahme, Lübben, Schwielunger See, Schwibus, Meseritz, Birnbaum an der Warthe, dann längs der polnischen Sprachgrenze ein wenig südlich von Bromberg und Thorn, nordwestlich nach der Weichsel zurückbiegend nach Graudenz, und zuletzt an die Ostsee bei Memel anlangend, nämlich in der Weise, dass das ganze Herzogthum Preussen mit Ausnahme seiner polnischen und litauischen Sprachgebiete dem niederdeutschen Sprachzweige angehört. Im Nordosten, hart an der Grenze Russlands, giebt es eben viele litauische Enclaven, und in früheren Jahrhunderten hatten die alten Preussen ihre eigene Sprache, nämlich die preussische, welche vor ungefähr 200 Jahren gänzlich ausstarb.

Dieselbe bildet einen Zweig der preussisch-litauischen Sprachgruppe, deren andere Zweige wir im Litauischen und im Lettischen noch besitzen; eben diese Gruppe steht zwischen der germanischen und slawischen in linguistischer und ethnographischer Beziehung. Im Westen des Herzogthums Preussen und Pommerns wird das niederdeutsche Gebiet durch kassubische Sprachclaven, und daran sich anschliessend südlich und südöstlich bis nach Bromberg hin durch mehr oder weniger zusammenhängende polnische Sprachgebietstheile unterbrochen, so dass die deutsche Küste der Ostsee westlich der Halbinsel Hela ungefähr auf die Strecke einer Meile slawisches Sprachgebiet aufweist. Im Osten wird das Niederdeutsche durch das Litauische und Polnische etwas verdrängt, im Westen behauptet es sich besser; überhaupt aber gewinnt der Einfluss des Hochdeutschen als Schriftsprache, Staats- und Gesetzessprache, sowie als Umgangssprache der höheren Classen und Stände allmählig eine solche Macht, dass das Plattdeutsche in wenigen Jahrhunderten verschollen sein, und wenn die bestehenden schriftlichen Denkmäler erhalten bleiben, in Deutschland nur noch als todte Sprache gelten, sowie als solche dem Sprachforscher einiges Material bieten wird. Anders steht die Sache in den Niederlanden, d. h. in Holland ganz besonders und zum Theil in Belgien, wenn auch hier auf schwächeren Füßen; in Holland nämlich herrscht das Niederdeutsche als Staats- und Gesetzessprache und Umgangssprache des Gebildeten, nicht nur des Volkes, fort, und seit der politischen Spaltung im Jahre 1831 gilt im Königreiche der Niederlande der Sprachgebrauch, dass man mit dem Ausdruck *nederlandsche taal* oder auch *zuiver nederlandsch* (= sauberes, reines Niederländisch) die Sprache, wie sie von den Gebildeten gesprochen und geschrieben wird, bezeichnet, während *hollandsch* die Volkssprache genannt wird, in früheren Jahrhunderten aber unter *nederduitsch* im engeren Sinne die niederländische Volkssprache in den vereinigten Niederlanden verstanden wurde. So sprechen die holländischen Gelehrten im Gegensatz zur Umgangssprache von *middennederlandsch* als der Schriftsprache des Mittelalters, in welcher die mittelalterlichen Denkmäler niederländischer Literatur abgefasst sind. Den Reigen derselben eröffnet, wie bereits oben gesagt, das *Thicrepos Reinaert de Vos*, eine Dichtung, in welcher ein ächt nationaler, der Volkssage entlehnter Stoff, episch behandelt ist. Aus dieser Gestalt der Sprache, nämlich dem Mittelländischen, entwickelt sich allmählig seit dem Ende des 15. Jahrhunderts das Neuniederländische, *nieuwnederlandsch*.

Nachdem die Wörterbücher von Plantijn im Jahre 1573 und von Kiliaen im Jahre 1599 erschienen, und nachdem die Gelehrten das Alter, die Ausbreitung und den Reichthum ihrer Muttersprache kennen gelernt, trat das Studium derselben ins Leben, gleichzeitig gefördert durch den grossen Aufschwung, den seit dem Abfall von der spanischen Herrschaft die niederländische Nationalität nahm. Besonders that sich hervor die Amsterdamer Sprachgesellschaft, welche den Namen Amsterdamsche Rederijkerskamer in liefde bloeyjende führte, und gab im Jahre 1584 ein Werk unter dem Titel *de Tweespraak van de Nederduitsche Letterkunde* heraus. Die holländische Sprache des 16. und noch des 17. Jahrhunderts bis ins dritte Viertel desselben zeigt im Vergleich zum 19. Jahrhundert viele Abweichungen im Wortschatz sowol als im Satzbau und in der Construction der Worte. Diese Abweichungen sind aber andererseits als ein Sichlosreissen vom Flämischen, Brabantischen und Niederrheinischen Dialekte aufzufassen, denn der Nationalstolz wurde durch blühenden Handel und Schifffahrt, welche beide ihre Blüthe zunächst der Erfindung, Häringe einzusalzen und in Tonnen zu packen verdankten, gar sehr gross gezogen. Als die Unruhen, welche den Abfall der Niederlande herbeiführten, begannen, besass allein die Provinz Holland schon 1000 Seeschiffe ungefähr, und im Jahre 1602 segelten 1500 Häringsböte, nur den beiden Provinzen Holland und Seeland gehörig, zum Häringsfang in See. Der Nationalstolz bewirkte demnach, wie gesagt, dass die holländische Nation sich auch durch Literatur vor Brabant und Flandern hervorthat und die Sprache besonders cultivirte, während die beiden zuletzt genannten Provinzen, welche das spanische Joch nicht abzuschütteln vermocht hatten, in diesen Beziehungen keine Fortschritte machten. Das Neuniederländische im engeren Sinne, weicht also von der Sprache Flanderns und Brabants ab und beginnt nach dem dreissigjährigen Kriege, ungefähr um 1650; ja zur Zeit des Oraniers Wilhelm III. am Ausgang des 17. Jahrhunderts hatte sich die Grammatik und der Sprachgebrauch so weit consolidirt, dass man bis 1830 keine grosse Veränderung innerhalb der Sprache wahrnimmt. Im Mittelalter und bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hiess die Volkssprache *vlaamsch*, mithin nach Flandern als der blühendsten Provinz benannt, seit dem 17. Jahrhundert heisst aber die des Nordens *hollandsch*. *Flaamsch* und *hollandsch* fassen die Nationalgrammatiker unter der Bezeichnung *dietsch* zusammen, womit in Flandern das Volk mitunter noch seine Sprache benennt.

Das Studium der Muttersprache wurde im 17. Jahrhundert und den folgenden noch mehr gepflegt als im 16. So erschien im Jahre 1635: *Nieuwe Konst, genaamd de Spraakkonst, ontdekt en beschreven door P. Montanus*. Diesem Werke folgten mehrere andere sprachwissenschaftliche, alle unter dem Titel *Spraakkunsten*. Dann wurde durch die wenn auch noch so mangelhafte Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung durch Franciscus Junius im Jahre 1665 die tiefere Kenntniss der Sprache derartig erschlossen, dass Lambert ten Kate im Jahre 1723 das epochemachende Werk: *Aanleiding tot de kennis van het verhevene deel der Nederduitsche Spraakkunst* schreiben konnte. Gelehrte, unter ihnen besonders Huydecoper und Clignett, verbreiteten diese Kenntniss unter dem Volke durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten, und Siegenbeek wurde im Jahre 1801 von der Regierung beauftragt, die Rechtschreibung zu regeln, was ihm auch meisterhaft gelungen ist. Unter den Deutschen haben darnach zuerst Jacob Grimm die Grammatik des ganzen deutschen Sprachstammes historisch erforscht und wissenschaftlich begründet, während Hoffmann von Fallersleben zuerst die ältere niederländische Literatur allgemeiner bekannt machte und mit grossen Entdeckungen bereicherte. In neuester Zeit haben noch Bilderdijk durch Aufstellung von Regeln über das Geschlecht der Hauptwörter, Weiland und Brill durch ihre Sprachlehren, sowie de Jager durch ein Wörterbuch um die niederländische Grammatik sich verdient gemacht. Noch im Entstehen begriffen ist das Wörterbuch von de Vries und te Winkel, beides Gelehrte von so bedeutendem Scharfsinn und ausgebreiteten Kenntnissen in ihrer Muttersprache, dass wir zu den besten Hoffnungen berechtigt, freudig der Vollendung dieses Werkes entgegensehen. Dies gilt von den Forschungen für die Sprache im Bereich des heutigen Königreichs der Niederlande; in Bezug auf das Nachbarland Belgien sei hier nur mit wenigen Worten der Unterschied zwischen der in Flandern, Provinz Antwerpen und Südrabant nebst angrenzenden Gegenden im Volke herrschenden vlämischen Sprache und der holländischen berührt. Während die letztere seit Ende des 16. Jahrhunderts von der beiderseitigen Grundlage aus sich immer weiter selbstständig entwickelt, bleibt die erstere der alten Rechtschreibung, Grammatik und Sprachgebrauch ziemlich treu, indem dieselbe z. B. die langen Vocale *ae*, *ue* und *y* nebst dem Diphthong *uy* statt der entsprechenden neuniederländischen *aa*, *uu*, *ij* und *ui* beibehält. Vor dem 16. Jahrhundert hatte die niederländische

Literatur ihren Sitz in Flandern und Brabant und wanderte dann erst nach Gelderland, Holland und Utrecht. Es scheint nicht zu gewagt, die niederländische Sprache, wie sie uns vor dem 16. Jahrhundert bekannt ist, auch altvlämisch zu nennen, denn aus der vlämischen Mundart heraus hat sich die mittelniederländische Literatur entwickelt. Den Uebergang vom heutigen Vlämischen zum Holländischen bilden die Mundarten Seelands, Nordbrabants und Limburgs. Die friesische Sprache grenzt andererseits im Nordosten an das Sprachgebiet der neuniederländischen, lebt aber als westfriesische Mundart heutzutage nur noch in der Provinz Friesland und den dazu gehörigen Inseln der Nordsee fort, während im Mittelalter im nördlichen Theile der Provinz Nordholland, welche Provinz ja erst nach der Römerzeit durch eine Sturmfluth abgetrennt wurde, noch friesisch gesprochen wurde. Nicht nur in Deutschland durch das Plattdeutsche und jetzt auch das Hochdeutsche, sondern ebenfalls in Holland durch das Holländische wird das Friesische von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr verdrängt, bis dasselbe nach einigen Jahrhunderten aus der Reihe der lebenden Mundarten ganz verschwunden sein wird. Das Vlämische im Süden hat einen schweren Kampf mit dem Französischen als der Sprache des Hofes, der Gebildeten und der wallonischen Provinzen in Belgien zu bestehen, wobei es früher oder später wol unterliegen wird. Die holländische Sprache allein unter diesen dreien wird sich hingegen, weil durch den Staat, die Kirche und die gebildeten Stände geschützt, noch Jahrhunderte durch unter den lebenden erhalten.

Dr. phil. Hermann Hänel
in Dresden.

Metapherstudien*)

von

Dr. Friedrich Brinkmann.

Huhn und Hahn.

I.

Wir gehen jetzt zu denjenigen Hausthieren über, die zu den Vögeln gehören. Es sind dies das Huhn, die Gans, die Ente, die Taube, der Pfau, der Schwan, und dazu kommt noch aus dem Gebiete der Insekten die Biene. Sie sind alle, eben so gut wie die bisher behandelten Vierfüsser, vom Menschen als Hausgenossen aufgenommen worden, und dem gemäss hat denn auch die Sprache ihnen eine ähnliche Aufmerksamkeit geschenkt wie jenen. Während von den übrigen, dem Menschen ferner stehenden Thieren nur verhältnissmässig wenige Metaphern und Sprichwörter gebildet worden sind, reihen sich die auf das Hausgeflügel bezüglichen an Zahl und Wichtigkeit würdig denen der bisher behandelten Hausthiere an.

Ganz besonders gilt das vom Huhn, das, wie es das wichtigste dieser Klasse von Hausthieren ist, so auch die meisten Methaphern und Sprichwörter hervorgebracht hat. Jene Thatsache, dass für den Menschen das Huhn der wichtigste Vogel ist, wird unter den Ausdrücken für Huhn (lat. gallina, gallus, pollus gallinaceus; gr. ὄρνις, ἀλεκτρορίς, ἀλεκτρονών; it. pollo, gallina, gallo; sp. pollo, gallina, gallo; fr. poule,

*) Fortsetzung der Abhandlungen: 1. Der Hund, Archiv Bd. XLVI, S. 425 bis 464; 2. Das Pferd, Archiv Bd. L, S. 123 bis 190; 3. Der Esel, Archiv Bd. LIV, S. 155 bis 173; 4. Das Maulthier, daselbst S. 174 bis 182; 5. Die Katze, daselbst S. 337 bis 366; 6. Das Rind, Archiv Bd. LV, S. 327 bis 362; 7. Die Ziege, Archiv Bd. LVI, S. 343 bis 350; 8. Das Schaf, daselbst S. 350 bis 367; 9. Das Schwein, daselbst S. 367 bis 376.

coq; engl. fowl, hen, cock) ausgesprochen in dem egl. fowl und dem altgriechischen ὄρνις, die beide im weiteren Sinne Vogel, im engeren aber Huhn bedeuten. Allerdings muss es für die romanischen Nationen eine Zeit gegeben haben, wo nicht das Huhn, sondern die Gans als der wichtigste, nützlichste Vogel angesehen wurde, da sie dieselbe als auca, oca, oie (von avis, avica), d. h. als den Vogel schlechthin bezeichnen. Dass jedoch auch in den romanischen Sprachen jene Anschauung des Huhnes jetzt getheilt wird, beweist am besten der Umstand, dass auch in ihnen die auf das Huhn bezüglichen Metaphern und Sprichwörter an Zahl und Wichtigkeit die auf die Gans bezüglichen bei weitem übertreffen.

Indessen haben die meisten dieser Metaphern und Sprichwörter speciell auf den Hahn oder die Henne Bezug, nur sehr wenige auf das Huhn im Allgemeinen, und das liegt in der Natur der Sache. Folgendes ist ungefähr die Charakterisirung, welche die Sprache vom Huhne im Allgemeinen giebt.

Wie die Gans als das dumme Thier von der Sprache aufgefasst wird, so das Huhn als das feige Thier, z. B. im Span. bedeutet gallina (Henne), wenn es männliches Geschlecht hat, Feigling, und wie bei der Gans vorzugsweise das Junge als dumm gilt, so das junge Huhn, das Küchlein, vorzugsweise als feig. Da aber das Huhn besonders verzagt und kläglich dann aussieht, wenn es vom Regen durchnässt ist, so greift das Italienische und Französische gerade dieses Bild auf, um metaphorisch einen Feigling zu bezeichnen:

It.: star lì come un pulcin bagnato (Giusti 371) oder andarsene come un p. b. heisst: wie ein begossenes Huhn (wie wir sagen: Hund) dastehen, davonlaufen.

Fr.: poule mouillée, eine Memme, c'est une poule mouillée = c'est un poltron (Le Roux I, 127),

während das wörtlich genau entsprechende

Sp.: estar hecho un pollo de agua

nur bedeutet: in Schweiss gebadet sein, und im Englischen heisst hen-hearted, chicken-hearted (mit einem Hühnerherz) feigherzig.

Für die Verbindung von Verzagtheit und Unbeholfenheit (wofür er den Ausdruck hat dappoco, dappocaggine) braucht der Italiener ausserdem das Bild von dem Küchlein im Werge, besonders in der beliebten Redensart più impacciato che un pulcin nella stoppa, oder imbrogliato, impastojato come un pulcino tra la stoppa, in Verlegenheit wie ein Küchlein im Werge.

Gia l'aveva sentito dire ch'era un homo da poco, ma in quest' occasione ho dovuto proprio vedere, che è più impacciato che un pulcin nella stoppa.

Manzoni, prom. sp. cap. 24.

Als schmutzig erscheint das Huhn hier und da im Sprüchwort:

It.: Pulito come un bastone di pollajo. Giusti 369.

Ragazzi e polli imbrattan le case. ib. 129.

Fr.: Enfans, poules et les coulombs

Embrènent et souillent les maisons. Le Roux I, 140.

Auch als gefräßsig bis zur Unersättlichkeit:

It.: Ragazzi e polli

Non si trovan mai satolli. Giusti 129.

Preti, frati, monache e polli

Non si trovan mai satolli. ib. 178.

Fr.: Nonnains, moisnes, prestres et poulets

Ne sont jamais pleins ne saoules. L. Roux I, 25.

Sp.: Doce gallinas y un gallo comen tanto como un caballo.

Oudin, 100.

und in seiner natürlichen Feindschaft zum Fuchse, wie die von Lamm und Wolf, Maus und Katze ist.

It.: Quando la volpe predica, guardatevi, galline. Giusti 47.

Consiglio di volpi, tribolo di galline. ib.

Quando le volpi si consigliano, bisogna chiudere il pollajo. ib.

Fr.: Profiter à qn. comme une poule égarée au renard. —

Von Thätigkeiten des Huhnes im Allgemeinen sind zwei bemerkenswerth: das Scharren mit den Füßen in dem Erdboden und das Auffliegen auf die Stange. Der italienische Ausdruck für den ersteren Begriff, razzolare, und der spanische escarvar bedeuten metaphorisch nachspüren, emsig aufsuchen, und das scharrende Huhn wird oft im Sprüchwort als Bild gebraucht.

It.: Tanto razzola la gallina, che scuopre il coltello, che l'amazza.

Giusti 201.

Sp.: Escarva la gallina y halla su pepita. Oudin 131.

= Muchas veces el que escarva lo que no querria halla.

(Dicc. d. l. Acad.)

= Der Blick des Forschers fand

Nicht selten mehr als er zu finden hoffte.

Lessing, Nathan II, 7.

It.: Chi di gallina nasce, convien che razzoli. Giusti 128. (= Chi nasce di gatta, piglia i topi al bujo.)

Ogni gallina raspa a se. Giusti 91.

Auch das

It.: Scrive come una gallina. Giusti 370. (lat.: Has literas gallina scripsit.)

bezieht sich auf das Scharren.

Vom Ausdruck für das Auffliegen der Hühner auf die Stange, wo sie übernachteten, ist im Italienischen ein Metapher gebildet worden: appollajarsi heisst sich niederlassen an einem Orte.

Se questa feccia die gente qua pensasse appollajare.

II.

Eine bei weitem reichere Metapherbildung stellt sich uns dar, wenn wir den Hahn und die Henne besonders ins Auge fassen. Was den Hahn betrifft, so trägt seine ganze Erscheinung zu auffallend den Charakter des Stolzes und gefallsüchtiger Eitelkeit, als dass die Sprache sich diesen Zug entgehen lassen könnte. Er tritt am reinsten und bestimmtesten im Spanischen und Englischen hervor: Sp. tener mucho gallo heisst sehr stolz sein (tener soberbia, altaneria ó vanidad, y afectar superioridad ó dominio) und gallear den Kopf hoch tragen; Egl. cock sich brüsten, einherstolzieren wie ein Hahn, cock the nose die Nase hoch tragen (wie der Hahn den Kopf, vgl. It.: a testa ritta come un gallo), cock the hat den Hut aufs Ohr setzen, und: den Hut aufkrämpfen, a cocked hat, ein aufgekrämpfter, dreieckiger Hut, welche letzteren Ausdrücke sich dadurch erklären, dass sowol in dem aufs Ohr Setzen des Hutes als in dem Aufkrämpfen des Randes Eitelkeit und Gefallsucht gesehen wurde; bawcock, aus dem franz. beau coq entstanden, wird in der Bedeutung: netter Junge, Bürschehen gebraucht, z. B. in Shakesp.'s Twelfth night III, 4, redet Junker Tobias so den Malvolio an: Why, how now, my bawcock? how dost thou, chuck?*)

*) Anm.: vgl. Falke: Die deutsche Trachten- und Modenwelt, Bd. II, S. 238: Es konnte nicht ausbleiben, dass die dominirende Perrücke auch auf den Hut umgestaltend einwirkte. Zur Steifheit muss sich wieder zierliche Eleganz, Bewegung im Contour gesellen. So richtet sich der Rand allmählig wieder auf, erst auf der einen Seite, und zwar auf der linken, dann auf zweien, bis er endlich mit drei Krämpfen die feste bestimmte Form erhalten hat, mit welcher er wie ein Diener die Allongeperrücke in ihrer Höhezeit begleitet.

Als Gefallsucht wird das Benehmen des Hahns ausschliesslich im Französischen gedeutet. Es wird hier also nur auf sein Benehmen in Bezug auf die Hühner gesehen, wo denn die Eitelkeit sich bestimmter als Gefallsucht charakterisirt. Das allbekannte und weitverbreitete *coquet* ist nämlich von *coq* der Hahn gebildet, und heisst also gefallsüchtig wie ein Hahn; von *coquet* wieder *coqueter*. Wie dies Wort in das Deutsche übergegangen ist, so auch in das Spanische (*coqueta*, *coquetera*) und das Englische (*coquet*, *to coquet*). Der Italiener dagegen hat seltsamer Weise die kleine Eule, das sog. Käuzchen, als Bild benutzt, um Kokette und kokettiren zu bezeichnen, er sagt dafür *civetta* und *civettare*, und das hat wohl seinen Grund darin, dass dieses Thier durch „seine barocke, lebendige Mimik“ sich auszeichnet und darum oft gezähmt wird (siehe Masius, d. gesammt. Naturw. II, S. 222), während zugleich nicht zu verkennen ist, dass das Fratzenhafte und Karrikirte, das beim Kokettiren so leicht sich einschleicht, glücklich durch dieses Bild angedeutet ist.

Angesichts aller dieser Ausdrücke, besonders aber des *sp. gallear*, können wir nicht anstehen, das italienische *gallare* und *galleggiare* mit den Bedeutungen: frohen Muthes, unverzagt sein und oben auf dem Wasser schwimmen, von *gallus*, Hahn, abzuleiten und die Frage von Diez bei Besprechung dieses Wortes (Etymol. Wörterb. II, 31): „Nahm man es vom stolzirenden üppigen Hahn?“ durchaus zu bejahen. Wenn jedoch Diez weiter behauptet, dass „die sinnliche Bedeutung des Obenschwimmens sich erst aus der abstrakten des Ueppigseins entfaltet habe“, so muss das als unnatürlich und schwer begreiflich verneint werden. Vielmehr sind beide Bedeutungen, sowol die abstrakte als die sinnliche, aus der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung von *gallare*, *galleggiare*: den Kopf stolz und hoch tragen wie ein Hahn, hervorgegangen. Es entsteht daraus die Metapher: oben schwimmen, indem man einen auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Gegenstand mit dem Kopfe eines Hahns vergleicht, der stolz über die Schaar der Hühner hervorragt, und die andere: muthig sein, indem man auf den Gemüthszustand sieht, der in jener Haltung des Hahnes sich ausspricht.

Besonders stolz und in seiner Würde fühlt sich aber der Hahn, wenn er auf seinem Miste steht. Wie wir daher die Sprüchwörter haben: Der Hahn ist König auf seinem Miste; und: Der Hahn kräht am kühnsten auf eigenem Miste (Simr. 193), so sagt der Italiener:

È ardito il gallo sopra il suo letame, der Spanier: cada gallo canta en su muladar (Oudin 66), der Engländer: Every cock is proud on his own dunghill (Ray 62). As proud as a cock on his own dunghill (Ray 153), und dieser hat ausserdem die metaphorische Redensart: He is cock on the hoop, oder cock-a-hoop, um einen stolzen, dünkelfhaften Menschen zu bezeichnen, ein Ausdruck, der, wenn man die anderen angeführten Sprüchwörter vergleicht, im wörtlichen Sinne nicht anders gedeutet werden kann als: er ist der Hahn auf dem Haufen, obgleich sonst heap Haufen heisst und hoop Reifen. Vielleicht ist dies hoop eine vereinzelte Nebenform von heap, die hervorgegangen ist aus dem angelsächs. heop, einer Nebenform von angels. heap. Der Franzose hat für denselben Gedanken ein anderes Bild, er sagt: Chien sur son fumier est hardi. Der Lateiner aber fast übereinstimmend mit jenen Sprachen: Gallus in sterquilinio plurimum potest.

Nahe an dieses Bild schliesst sich das des Hahnes als herrschenden Hauptes einer Gesellschaft von Hühnern. Wir sehen es zu Grunde liegen in der Bedeutung: Factotum, Hauptperson in einem Hause oder einer Gemeinde, welche das sp. gallo hat (el que en alguna casa, pueblo ó comunidad todo lo manda, ó lo quiere mandar en tales terminos que no hagan los demas sino lo que él dispone), und in der span. Redensart: hacerse oder ser el gallo, der Hahn sein, sich zum Hahn machen, d. h. die erste Rolle spielen, die Herrschaft sich anmassen (ser el primero en autoridad, aprecio ó saber en alguna comunidad ó junta); ebenso in der französischen: c'est le coq du village, il est le coq de son village, er ist der Hahn des Dorfes, d. h. er ist der Erste, Vornehmste; und in der englischen: He is the cock of the roost (Hühnerstange zum Aufsitzen) mit derselben Bedeutung. In der andern englischen Redensart: He is the cock of the club, er ist der Wortführer im Club, ist einerseits auch wieder an den Hahn als das Haupt der Hühner gedacht, dazu aber an die andere Eigenschaft des Hahns, dass er der Kräher, der Schreier ist. Daher heisst auch im Spanischen gallo derjenige Professor, welcher bei der Verleihung der Doctorwürde die Lobrede auf den Doctoranden hält, während in dem sp. galle ar mit der Bedeutung: mit lauter Stimme drohen, schreien gallearse, mit zorniger Stimme Jemandem Beleidigungen sagen (enfureerse con otro, diciendole injurias), und in dem fr. coquard, ein alberner Schwätzer, blos an den Hahn als den Schreier gedacht ist.

In diesen beiden Eigenschaften als Herrscher und als Schreier

erscheint der Hahn auch in folgenden Sprichwörtern, die alle den Gedanken aussprechen, dass es schlecht mit einem Hause bestellt ist, in welchem der Mann unter dem Pantoffel steht.

It.: In quella casa è poca pace

Dove gallina canta e il gallo tace.

oder: Trista è quella casa, dove etc. Giusti 129.

oder: In casa non c'è pace, quando gallina canta e gallo tace.

Fr.: Malheureuse maison et méchante

Où coq se tait et poule chante. Le Roux I, 111.

La poule ne doit pas chanter devant le coq. ib I, 127.

C'est chose qui moult me deplaist,

Quand poule parle et coq se taist. Rom. d. l. Rose.

Femme qui parle comme homme, et geline qui chante comme coq ne sont bonnes à tenir. Le Roux I, 146.

Sp.: Con mal está la casa, donde la rueca manda al espada.

Egl.: It's a sad house where the hen crows louder than the cock.

Ray 26.

Aus diesem Bilde heraus ist indessen keine Metapher für den Begriff: unter dem Pantoffel stehen, gebildet worden. Metaphorisch drückt ihn der Italiener, Franzose und Engländer dadurch aus, dass er sagt: die Frau trägt die Hosen; it.: Sua moglie porta i calzoni; fr.: Cette femme porte le haut-de-chausses (Le Roux 121), engl.: The woman wears breeches (Ray 137). Der Engländer hat aber ausserdem noch zwei metaphorische Ausdrücke, also einen nicht zu verkennenden Reichthum an Ausdrücken für diesen Begriff, was offenbar mit der hoch entwickelten Herrschaft der Frauen in diesem Lande zusammenhängt. Davon lautet der eine: The grey mare is the better horse (Die graue Stute ist das bessere Pferd), der andere ist aber wieder ein aus dem Leben des Hahnes mit den Hühnern entnommenes Bild, und zwar ein originelles und geradezu drastisches, aus einer Zeit stammend, wo man die Dinge noch beim rechten Namen zu nennen wagte und die delicacy, fashion und respectability noch nicht regierten. Wenn der Hahn das Huhn tritt (engl.: the cock treads the hen), so pickt er es in den Kamm. In der Umdrehung dieses natürlichen Verhältnisses, dass die Henne den Hahn pickt, sieht nun der Engländer das Bild des von der Frau beherrschten Mannes, und er bezeichnet einen solchen als einen von der Henne gepickten Ehemann, a henpecked husband.

III.

Nachdem wir so gesehen haben, wie die neueren Sprachen die Bilder für eine gewisse Gestaltung des ehelichen Lebens aus dem Leben des Hahnes mit den Hühnern entnehmen, kann es uns nicht wundern, wenn dasselbe geschieht, um einen anderen Charakter desselben, den es durch gewisse Ereignisse erhalten kann, zu bezeichnen.

Einer der am meisten hervortretenden und charakteristischen Züge im geselligen Leben der Hühner ist die Eifersucht des Hahnes. „Vor Allem ergötzlich, sagt Masius (a. a. O.), ist die Eifersucht, womit der Hahn seine Alleinherrlichkeit überwacht. In hartnäckigen, blutigen Gefechten, mit Sporn, Schnabel und Flügeln kämpfend, vertreibt er den Eindringling aus seinem Gebiete, und nun thut ein weithin dringendes Triumphlied von hoher Stelle herab die Niederlage seines Feindes kund.“ Das deutsche Sprüchwort drückt dies in den Worten aus: „Zwei Hahnen auf einem Mist vertragen sich nicht“ (Simr. 194), und das italienische in diesen: Non istanno bene due galli in un pollajo (Giusti 91). Eins der überall sich darbietenden Bilder aus dem Leben der Hühner ist der Kampf zweier Hähne um die Alleinherrschaft, und mit Rücksicht auf die Veranlassung dieser Kämpfe und den Gemüthszustand der Kämpfenden, d. h. Eifersucht, macht die Sprache davon Gebrauch, um den in seinen Rechten verletzten Ehemann zu bezeichnen.

Wir sprechen von dem französischen Ausdrucke cocu. Die bisher allgemein angenommene Meinung (s. Diez, Etymol. Wörterb. I, S. 148) ging dahin, dass cocu von cuculus, der Kuckuck, abstamme, der bekanntlich seine Eier in fremde Nester legt, um sie ausbrüten zu lassen. Diese Ableitung ist aber sachlich sehr bedenklich und formell geradezu unhaltbar. Was nämlich den Sinn betrifft, so hat schon Adelung bemerkt, dass, wenn jene Ableitung richtig wäre, cocu nicht den betrogenen Ehemann bezeichnen könnte, sondern im Gegentheil den Betrüger (s. Schwenk, Wörterb. d. deutsch. Spr. S. 274), und dieses Bedenken sucht Diez nicht besonders glücklich durch die Bemerkung zu heben: „Gab man nun etwa dem betrogenen Ehemann per antiphrasim den Namen des Vogels, der in fremde Nester legt?“ Wir wollen jedoch auf diese Schwierigkeit kein zu grosses Gewicht legen, weil die Wege, auf welchen die Begriffe in einander übergehen, manchmal recht wunderbarlich sind, und zudem hier ein Ausweg zur Erklärung versucht werden könnte, von dem wir unten sprechen werden.

Ungleich gewichtiger ist aber das formelle Bedenken. Cocu

kann formell weder von *cuculus*, noch von dem seltenen *cucus* abstammen. *Cucus* müsste im Französischen eine Form *couc*, wie *lupus* — *loup*, *jugum* — *joug*, ergeben, und *cuculus* kann gar nicht in Betracht kommen, wenn man die vorletzte Sylbe als kurz nimmt, da dann der Ton auf der ersten Sylbe ruht (*cúculus*); nimmt man sie aber als lang, so kann *cuculus* doch immer nur eine Form *cocul* oder *cocule*, wie *culus*—*cul*, *mulus*—*mule* ergeben, nicht aber *cocu*, da ein Wegfall des nach Abwerfung der Endung auslautenden *l* unerhört ist. Und darum ist auch *coucou*, der Name des Vogels, nicht von *cuculus* abzuleiten, sondern als ein selbständig nach dem Rufe des Vogels gebildeter Naturausdruck anzusehen.

Mit Verwerfung der bisherigen Ableitung von *cocu* wollen wir daher hier eine andere geben, Das fr. *coeu* setzt ein it. *cocuto* (lat. -*utus*), ein sp. *cocudo*, ein provenç. *coeut* oder *cueut* voraus, wie fr. *barbu* dem it. *barbuto*, sp. *barbudo*, wie fr. *chenu* dem it. *canuto*, provenç. *canut*, wie *membru* dem it. *membruto*, sp. *membrudo* te. entspricht. Von jenen Ausdrücken existiren nun aber in der That die provençalischen in den Formen *cucut*, *cocuda*, *cogotz* mit derselben Bedeutung wie das fr. *cocu*. Hieraus geht einestheils unwiderleglich hervor, dass *cocu* nicht von *cuculus* abgeleitet sein kann, denn jene mit ihm identischen provençalischen Ausdrücke können doch nimmermehr auf *cuculus* zurückgeführt werden, andertheils aber das positive Resultat, dass der Auslaut *u* von *cocu* das Ableitungssuffix ist, welches lat. *utus*, it. *uto*, sp. *udo*, prov. *ut* lautet, und dass daher *cocu* von *coq* gebildet ist, wie *barbu* von *barbe*, *membru* von *membre*.

Die Bedeutung von *cocu* entwickelt sich aber mit Leichtigkeit unter Zugrundelegung dieser Etymologie. Seinem Ursprunge von *coq* entsprechend bedeutet *cocu* ursprünglich zu einem Hahne gemacht, einem Hahne ganz ähnlich gemacht, etwa wie it. *cheruto* (geschoren) eigentlich heisst: zu einem Geistlichen (*cherico*) gemacht, einem Geistlichen ähnlich gemacht, nämlich in Bezug auf die Tonsur. Die Beziehung aber, in welcher eine mit *cocu* bezeichnete Person einem Hahne ähnlich gemacht ist, liegt auf der Hand. Sie ist demjenigen Hahne ähnlich, welchem ein anderer Hahn ins Gehege gekommen, oder, wie es deutsch heisst, auf den Mist gekommen ist, und, wenn sie ihren Zustand kennt, so ist sie in demselben leidenschaftlich aufgeregten Gemüthszustande der Eifersucht, wie ein solcher Hahn,

der mit dem Eindringling kämpft. Das *Tertium comparationis* ist also Eifersucht wegen grober Verletzung ehelicher Rechte, und darum ist die eigentliche Bedeutung von *cocu*: eifersüchtig wie ein Hahn.

Mit dieser Auffassung harmoniren auch die Ausdrücke für denselben Begriff, die wir bei Besprechung der Ziege kennen gelernt haben: *it. becco, becco cornuto, sp. cornudo, fr. porter, avoir les cornes, engl. wear horns, gr. κεράτιος, κερύσσορος*. Wie *cocu* heisst zum Hahne gemacht, so bedeuten alle diese Ausdrücke zum Bocke gemacht, mag der Bock ausdrücklich genannt sein wie im *it. becco*, oder er bloss angedeutet sein durch den Ausdruck: gehörnt, Hörnerträger; und wie die bestimmtere Bedeutung von *cocu* ist: eifersüchtig gemacht wie ein Hahn, so die von jenen Ausdrücken: eifersüchtig gemacht wie ein Bock.*) In beiden Ausdrücken wird also nicht auf die Thatsache als solche gesehen, dass der Ehemann beleidigt ist, sondern auf den Gemüthszustand, in den er durch die Beleidigung versetzt worden sein muss, und das ist Eifersucht. Die Eifersucht muss aber um so mehr aufgeregt sein, je heisser die Liebe war. Darum wählt die Sprache, um diesen Gemüthszustand auszudrücken, zwei Thiere als Bilder, die durch ihren heftigen *Ardor coëundi* bekannt sind, den Bock und den Hahn. Vergl. über den Letzteren die oben citirte Stelle von *Masius* und die aus *Buffon* (*hist. nat. des ois. 67. genre*): *quand il [sc. le coq] en aurait cinquante [sc. poules] chaque jour, on prétend qu'il ne manquerait à aucune***), über den Ersteren die am Schlusse des Capitels über die Ziege citirten Worte von *Buffon*, insbesondere: *Le bouc . . est très-chaud, un seul peut suffire à plus de cent cinquante chèvres pendant deux ou trois mois.*

Was die Ausdrücke der anderen Sprache betrifft, welche dem *fr. cocu* entsprechen, so ist zu unterscheiden: Das italienische *cuculo* kennt die hier besprochene Bedeutung gar nicht und scheidet also aus. Das englische *cuckold* kann seinen Ursprung aus *cock*

*) Dies ist eine Auffassung, die auch *Shakespeare* getheilt haben muss, wie aus folgender Stelle hervorgeht (*Oth. III, 3*): *Think'st thou, I'd make a life of jealousy, to follow still the changes of the moon with fresh suspicions? No; to be once in doubt, is once to be resolv'd. Exchange me for a goat, when I shall turn the business of my soul to such exsufflicate and blown surmises.*

***) Daher sagt *Logau* (*III, 98*): *An Worten ist er Mönch, an Thaten ist er Hahn.*

nicht verleugnen, da es im Altengl. *coke-wold* lautet, und stimmt also ganz mit dem fr. *cocu* überein. So bleiben noch die spanischen und die provençalischen Ausdrücke. Die letzteren sind von besonderer Wichtigkeit. Sie können unmöglich alle auf ein und dasselbe Etymon zurückgeführt werden. Die schon oben angeführten drei Wörter *cucut*, *cocuda*, *cogotz* haben mit *cocu* denselben Ursprung *coq*. Davon ist *cucut*, das den Stamm und die Ableitungssylbe am reinsten aufweist, der catalonische Ausdruck; von *cogotz* ist aber eine ursprüngliche Form *cocut* anzunehmen, wie das Femininum *cocuda* beweist, und dies *cocut* entspricht dann genau dem fr. *cocu*. Dagegen kann ein anderes provençalisches Wort für denselben Begriff, *cogul*, der im Catalanischen *cugul* lautet, nur von *cuculus*, der Kuckuck, abgeleitet werden.

In den provenzalischen Ausdrücken ist also eine Mischung der beiden Stämme *coq* und *cuculus* eingetreten. Und darum können wir nicht umhin, die beiden spanischen Ausdrücke *cuquillo* und *cuelillo*, sowol in der Bedeutung von fr. *cocu* als in der von Kuckuck von *cuculus* abzuleiten, während, ohne die bestimmte Hinweisung des provençal. *cogul*, man geneigt sein könnte, für den ersten Begriff darin eine Bildung aus einem nach fr. *cocu* voraussetzenden *cocudo* mit dem Diminutiv-Suffix *ellus* zu sehen.

Für die spanischen Ausdrücke und das provenç. *cogul* lässt es sich also nicht leugnen, dass der Name des betrogenen Ehemannes vom Namen des Kuckucks hergenommen ist. Wenn so auch an uns die Forderung herantritt, dies zu erklären, so geben wir folgende Erklärung als einen Versuch, der, wenn er nicht befriedigt, doch wenigstens das für sich hat, dass er auf keiner blossen Vermuthung, sondern auf einem positiven Grunde fusst.

Was in dem metaphorischen Gebrauche des Namens des Kuckucks für den betrogenen Ehemann befremdet ist oben ausgesprochen worden. Alle Erklärer, die sich hieran versucht haben, sind darin einig, dass es viel natürlicher wäre, den Betrüger als den betrogenen Ehemann unter dem Bilde des Kuckucks zu bezeichnen, dass also gerade das Gegenheil von demjenigen stattfindet, was sein sollte. Und dieser Einwand ist unwiderleglich, so lange man bloss die Thatsache ins Auge fasst, dass der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt.

Indessen der Volksglaube scheint sich stellenweise ein etwas anderes Bild vom Kuckuck zu machen. In der italienischen

Sprichwörtersammlung von Giusti findet sich pag. 365 eine sprichwörtliche Redensart: *Cova nel nido degli altri come il cuculo*, d. h. er brütet im Nest der Anderen wie der Kuckuck. Hieraus geht hervor, dass in Italien (und also wahrscheinlich auch in Spanien und der Provence) der Volksglaube besteht, der Kuckuck brüte auch in den fremden Nestern, worin er seine Eier legt, obgleich er dies gerade darum thut, weil er sie selbst nicht ausbrüten kann. Von dieser Ansicht aus fällt nun ein ganz neues Licht auf die besprochenen Ausdrücke. Vorausgesetzt, der Kuckuck brütet in einem fremden Neste, so thut er das in der Absicht, nur sein eigenes hineingelegtes Ei auszubrüten; er brütet aber zugleich auch die fremden dort liegenden Eier aus und ist so gewissermassen der Betrogene. Nach diesem Volksglauben findet also gerade das Gegentheil von dem wirklichen Verlaufe der Dinge statt, und so fänden denn die obigen Ausdrücke ihre Erklärung.

Mag man nun aber die sp. Wörter *cuquillo*, *cuclillo*, und das provenç. *cogul* erklären wie man wolle, in keinem Falle beweisen sie etwas für die Herleitung des fr. *cocu*. Soweit *coq* als Namen des Hahnes Geltung hat, d. h. im Französischen und Englischen, ist der Name des betrogenen Ehemannes von *coq* gebildet. Und in dem zwischen dem Gebiete des Französischen und dem des Spanischen liegenden Lande, d. h. in dem Gebiete des Provenzalischen und des Catalanischen, sind in leicht begreiflicher Weise beide Ausdrücke recipirt und angeeignet worden.

Eine auffallende Parallele zu fr. *cocu*, wenn wir es von *coq* ableiten, bietet der deutsche Ausdruck *Hahnrei*. So nah es lag, *cocu* von *coq* abzuleiten, ebenso nahe lag es *Hahnrei* von *Hahn* abzuleiten. Und ebenso wenig wie jene wagte man diese Ableitung aufzustellen und verstieg sich zu den wunderlichsten Hypothesen*).

*) Man muss den Artikel *Hahnrei* in dem Wörterb. d. deutsch. Spr. von Schwenk lesen, um sich einen Begriff zu machen, wie selbst tactvolle Sprachforscher zur Erklärung dieses Wortes und der entsprechenden Ausdrücke in den fremden Sprachen immer geneigt gewesen sind, auf das weit Entfernte zu verfallen und das nahe, unmittelbar vor Augen Liegende zu übersehen. Wie man bei *cocu* zu *cuculus* und nicht zu *coq* als Etymon greift, so sieht Schwenk in dem entsprechenden it. *becco* nicht *becco*, den Ausdruck für *Bock*, sondern *becco*, *Schnabel*, *Maul*, und bei *cornuto*, *cornaro*, dem *Gehörnten*, *Hörnerträger*, denkt er auch wieder nicht an den *Bock*, sondern er glaubt: „Wahrscheinlich bezeichnete diese Benennung einen Menschen, welcher ehsendumm ist, denn was wir einen *Esel bohren* nennen,

Hahnrei kommt aber ebenso gut von Hahn, wie cocu von coq, und dadurch ist unsere Ableitung um so gesicherter. Man könnte geneigt sein, Hahnrei für eine Bildung von Hahn mit dem Ableitungssuffix ei, statt dessen sehr oft rei steht (s. Grimm, Gramm. II, S. 97) zu halten, Hahnrei also zusammenzustellen mit Eselei, Schweinerei, und demnach als ursprüngliche Bedeutung eine Handlung, ein Benehmen, einen Zustand wie den eines Hahnes anzunehmen. In seiner Anwendung auf das Verhältniss eines betrogenen Ehemannes zu seiner Frau müsste es dann ursprünglich nicht den Ehemann selbst, sondern den Zustand, in welchem er sich befindet, bezeichnet haben. Man müsste anfangs nicht gesagt haben: „Der X ist ein Hahnrei“, sondern „der X ist in einer Hahnrei“, d. h. er befindet sich in einer Lage und in einem Gemüthszustande, wie ein Hahn, zu dem sich ein zweiter Hahn gesellt hat. (Wir verweisen auf die obige Ausführung zu cocu.) Und erst weiter hätte sich dann die Redeweise entwickelt, dass die Person selbst als Hahnrei bezeichnet wurde, etwa wie Schäferei nicht das Schafehalten, sondern den Inbegriff der Schafe selbst bezeichnet, und wie im Französischen la garde die Bewachung, und le garde der Wächter heisst.

In der That war ich früher dieser Ansicht. Nachdem ich aber in dem Grimm'schen Wörterbuche eine andere Erklärung gefunden habe, stehe ich nicht an, derselben den Vorzug zu geben. In dem Artikel: Hahnrei, heisst es dort: „Der letzte Theil des Wortes Reie oder Reier enthält den Begriff Tänzer, wie sicher

d. h. andeuten, es habe einer Eselsohren, nennen die Franzosen faire les cornes à qu. etc.“ Und so leitet er denn Hahnrei von „Hans“ ab, welches einen einfältigen Menschen bezeichnet, erwähnt aber auch die Schmeller'sche Ableitung von „Heinrich“, und bezeichnet auch sie als sehr wahrscheinlich.

Die beiden Wörter, welche die wahren Etyma der hier behandelten Ausdrücke sind, Bock und Hahn, werden nicht einmal nebenbei erwähnt. Und warum werden sie so gänzlich übersehen? Weil man sich nicht darum gekümmert hat, zunächst die Charaktere der Thiere in der Wirklichkeit zu erkennen und darauf das Bild aufzufinden, welches die Sprache von ihnen entwirft, um dann an passender Stelle das einzelne Wort als Vertreter eines Zuges in dem Gesamtbilde einzureihen, als Vertreter der mit den übrigen Vertretern desselben Zuges und mit dem Gesamtbilde in Harmonie und Zusammenhang stehen muss — das ist meine Methode —, sondern gerade umgekehrt von dem Speziellsten, dem einzelnen Worte, ausgeht und nun auf gut Glück nach einem Etymon sucht, das formell passt und einen Sinn hat, der einigermaßen, wenn auch nur schwach, mit dem Sinne des untersuchten Wortes vermittelt werden kann. Welcher von beiden Wegen die Wahrscheinlichkeit für sich hat, das Rechte zu treffen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

durch Folgendes bewiesen wird: Wer leyden mag, dass man in gölich — Oder man inn die Schuh im seich — Oder setzt Hörner uff die Oren — Der hat ein Reigen mit den Doren. Brant, Narrenschiff (v. Zarnke, S. 34). Das 16. Jahrhundert bezeichnet sehr gern das innige Verbundensein innerhalb einer Genossenschaft unter dem Bilde eines Tanzes oder Reigens: Ich bin der drit der sich wol ziert — Und diesen Narrenreyen fiert. Murner. Hahnrei, Hahnreier ist demnach der, der einen Reigen der Hähne mitmacht, in die Genossenschaft der Hähne gehört“ (Grimm), — oder, wie wir auch sagen können, zu einem Hahn gemacht ist, wie der, welcher „einen Reigen hat mit den Thoren“, ein Thor ist. Das bedeutet aber genau auch das fr. *cocu*, und so ist denn die Uebereinstimmung des deutschen und des französischen Ausdruckes eine vollständige.

IV.

Von einzelnen äusseren Eigenthümlichkeiten des Hahnes tritt besonders das Krähen hervor. Wie der Lateiner sagt: *gallus cantat*, der Hahn singt, und *gallus* als abstammend von *canere*, singen, eigentlich der Sänger heisst, so gebrauchen alle romanischen Sprachen die Ausdrücke für Singen, um das Krähen zu bezeichnen: *it. il gallo canta*, *sp. el gallo canta*, *fr. le coq chante*, während der Engländer mit dem Deutschen übereinstimmend sagt: *the coq crows*, und nur in dem Ausdruck *chanticleer* (*singe laut*) für den Hahn an die romanische Ausdrucksweise erinnert. Ein anderes volksthümliches Wort des Französischen für Krähen ist das von *coq* gebildete onomatopöische *coqueriquer*, und davon ist das Substantiv *coquericot*, das Krähen, gebildet. Nur eine andere Form dieses Wortes scheint *coquelicot* zu sein und mundartlich bedeutet es auch dasselbe. In der Schriftsprache heisst aber *coquelicot* die Klatschrose. Ueber die Entstehung dieser Bedeutung sagt Diez (*Etym. Wörterb. II*, S. 253): „Leicht konnte man nach seinem Schrei den Hahn selbst *coquelicot* nennen, wie der Grieche ihn *κικιρρός*, oder wie der Franzose den Wiedehopf *putput* nennt, und wegen seines purpurrothen Kammes den Namen des Hahnes auf die Blume übertragen.“

Als Wecker, als Verkünder des Morgens erscheint der Hahn in den Sprichwörtern:

It.: Il gallo è l'oriolo della villa. Giusti 342.

Fr.: Le coq chante, il nous faut haster. Le Roux I, 110.

Coq chante ou non, viendra le jour. *ibid.*

Si jà ne chante le coq si vient le jour. *ibid.*

Egl.: The cock that is the trompet of the morn.

Shakesp. Haml. I, 1.

und als Wetterprophet in:

It.: Quando il gallo canta a pollajo,

Aspetta l'acqua sotto il grandajo. Giusti 191.

Quando il gallo beve di state, tosto piove. *ib.*

Fr.: Quand en esté le haut coq boit

La pluie soudain vient et paroist. Le Roux I., 65.

Auf den Hahn als den Kräher muss auch die seltsame französische mit coq gebildete Redensart Bezug haben: coq-à-l'âne. Le Roux de Lincy (Prov. fr. I, S. 111) führt als Beispiele an:

C'est bien sauté du coq à l'âne aus dem 15. Jahrh., und: Je ne vis jamais tant sauter du coq à l'âne, que ne poursuivez-vous pas votre propos? aus der neuesten Zeit (Moyen de Parvenir),

und fügt die Erklärung hinzu: Manière de s'exprimer pour dire passer d'une chose à une autre sans aucune liaison.

Diese Erklärung ist ungenügend. Ueber den Sinn ist Niemand im Zweifel: sauter du coq à l'âne heisst in unzusammenhängender Weise reden, von einem Gegenstande der Rede auf einen anderen kommen, ohne dass ein Zusammenhang vorliegt; und substantivisch gebraucht: le coq-à-l'âne unzusammenhängende Rede, ungereimtes Geschwätz, unpassende Antwort (répondre par un coq-à-l'âne).

Aber auf welche Weise kommt dieser Ausdruck zu dieser Bedeutung? Das wäre interessanter zu erfahren gewesen. Folgendes scheint die Entstehung dieser originellen Redeweise gewesen zu sein.

Die Aufeinanderfolge der Gegenstände einer Rede, oder einer Unterhaltung in Rede und Antwort wird geregelt durch das Gesetz der Ideen-Association. Es muss mindestens Ein Vergleichungspunkt vorliegen, damit die Rede den Charakter einer zusammenhängenden erhalte. Je mehr Vergleichungspunkte und je ungezwungener sie sich bieten, um so natürlicher erscheint der Uebergang von einem Gegenstande der Rede auf einen anderen, um so fließender ist der Strom der Rede oder Unterhaltung; und umgekehrt, je weniger Vergleichungs-

punkte und je gezwungener sie sich bieten, um so zerrissener und unerquicklicher erscheint die Rede. Ein solcher unglücklicher Uebergang ist der vom Hahn zum Esel. Beide Thiere haben nichts mit einander gemein, als dass der eine kräht und der andere sein Ia schreit, das heisst, dass der eine gerade so unmelodische Töne von sich giebt, wie der andere. So erklärt es sich denn, dass dieser Uebergang von der Sprache herausgegriffen ist als Typus für eine unzusammenhängende Rede. Auch das deutsche Sprichwort macht davon Gebrauch, indem es sagt: „Vom krähenden Hahn zum Esel gehen, heisst einen Gesang hören“ (Simrock 100), und dieses kann gleichsam als Commentar zu der französischen Metapher *coq-à-l'âne* dienen.

Da der Hahn in der Art wie er kräht, in seinem ganzen Gebahren dabei, seinen Stolz zu erkennen gibt, von dem oben als seinem hervorragendsten Charakterzuge die Rede war, so erscheint es als eine sinnige Metapher, dass engl. *crow prahlen*, *grossthun* bedeutet, und *crow over one*, sich stolz über Jemanden erheben.

Eine andere auffällige Eigenthümlichkeit des Hahnes ist sein rother Kamm. Daher sagt der Franzose: *Il est rouge comme un coq*, er hat ein rothes Gesicht wie ein Hahn, besonders von der Zornesröthe gesagt, da der Kamm und die Lappen des Hahnes besonders im Zustande des Zornes sich röthen. Dass die Klatschrose ebendaher den Namen *coquelicot* erhalten hat, wurde schon oben erwähnt. Dazu kommt die englische metaphorische Redensart: *to cut one's comb* (Jemandem den Kamm abschneiden, as is usually done to cocks when gelded. Ray) in der Bedeutung Jemandem den Muth nehmen (*to cool one's courage*), und *coxcomb* (entstanden aus *cock's comb*) in der Bedeutung Stutzer, Geek, während die andere von Narr, Dummkopf, daher rührt, dass die Narrenkappe Aehnlichkeit mit einem Hahnenkamm hat.

Will you help? — an ass-head, and a coxcomb, and a knave, a thin-faced knave, a gull.

Shakesp. Twelfth night V, 1.

Endlich auf den Hahn als Nahrung des Menschen bezieht sich die bemerkenswerthe sprichwörtliche Redensart des Französischen: *Il est là comme le coq en pâte*, er befindet sich dort wie der Hahn im Teige (sc. in dem er gebacken werden soll oder gebacken worden ist, vgl. *mettre de la viande en pâte*), d. h. er befindet sich dort vortrefflich, wie der in Teig zu einer Pastete eingewickelte Hahn im Ueberflusse zu sitzen scheint.

Vous serez dans sa maison comme un petit coq en pâte.

Le Sage, G. Blas, IV, 10.

Rabelais gebraucht nun aber genau für denselben Begriff den Ausdruck: *il est au nid de la pie*. So in den letzten Worten, die er seinem Gönner, dem Cardinal de Bellay, sagen liess: „Dis à Monseigneur l'état où tu me vois, je m'en vais chercher un grand Pent-Être. Il est au nid de la pie; dis luy, qu'il s'y tienne, et pour toi, tu ne seras jamais qu'un fol. Tire le rideau, la farce est jouée.“ In diesen Worten hat *il est au nid de la pie*, er sitzt im Elsterneste, die Bedeutung: er sitzt im Ueberflusse, eben dieselbe Bedeutung hat aber die so eben genannte Redensart: *il est là comme le coq en pâte*. Da nun aber diese Bedeutung nimmermehr aus dem eigentlichen Sinne von *nid de pie* hervorgehen konnte, so bleibt uns nichts anderes übrig, als in: *il est au nid de la pie*, die bildliche Redensart: *il est là comme le coq en pâte*, zur Metapher erhoben zu sehen, und in *nid de pie* einen Ausdruck für Pastete zu sehen. Warum man aber eine Pastete metaphorisch ein Elsternest nennen konnte, erklärt sich leicht aus der Aehnlichkeit der Gestalt eines Elsternestes mit der einer Pastete, und aus der Aehnlichkeit des Inhaltes beider, da die Elster mit ihren Jungen ebenso in ihrem Neste steckt wie das Fleisch in der Pastete. So schliesst denn der Ausdruck: *Il est au nid de la pie*, eine doppelte Metapher, oder, wie ich sie nenne, eine Metapher des zweiten Grades in sich. *Il est au nid de la pie* steht für: *Il est là le coq en pâte*, und dieses wieder für: *Il est là comme le coq en pâte*, mit dem oben angegebenen Sinne.

Ein besonderes Interesse hat nun noch die Feststellung dieser Metaphern für uns, um die wahre Etymologie eines englischen Wortes zu finden, um dessen Ableitung man sich bis jetzt vergebens bemüht hat.

Ich meine das engl. Pie mit der Bedeutung Pastete. Eduard Müller sagt darüber in seinem etymolog. Wörterbuche der engl. Spr. (1865), Theil II, S. 179: „In der Bedeutung Pastete ist pie schwerlich, wie Wedgwood möchte, als Abkürzung von *pastie* zu nehmen; andere führen keltische Wörter an, gael. *pighe*, *pighean*, kymr. *pi*, *piog*; mit *pie*, Elster, wage ich doch nicht es zusammenzubringen.“ Warum denn nicht? Das Wagniss erscheint doch nicht besonders gross, wenn wir durch die vorhergehenden Auseinandersetzungen uns davon überzeugt haben, dass im Französischen des 16. Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, *nid de pie* Pastete bedeuten konnte. Wir brauchen dann nur noch einen Schritt weiter zu gehen und in dem

engl. pie eine Abkürzung von *nid de pie* zu sehen. Und das wird wohl nicht als unerhört betrachtet werden dürfen: wir brauchen uns nur aus einem früheren Capitel daran zu erinnern, dass ital. *troja* für *porea di Troja* steht, franz. *truie* für *cochon de Troie*.

Andererseits ist aber klar, dass diese Etymologie des engl. Pie, der Umstand, dass dieses Wort noch immer Pastete bedeutet (was das fr. *nid de 'pie* nicht thut), eine Verstärkung unserer vorhergehenden Beweisführung ist; und so ist denn jetzt durch das eigenthümliche Ineinandergreifen der gegenseitig sich stützenden drei Ausdrücke, von *il est là comme le coq en pâte*, *il est au nid de la pie*, und engl. Pie evident bewiesen, sowohl dass *nid de la pie* ein methaphorischer Ausdruck für Pastete früher war, als dass engl. Pie, Pastete, von Pie, Elster, abzuleiten ist.

Zur Speise pflegt der Hahn fast nur als Kapaun verwandt zu werden. Wir können daher hier einige Metaphern anführen, die sich im Französischen aus dem Namen des Kapauns entwickelt haben.

Zwei davon beziehen sich auf die früher übliche, weitverbreitete Abgabe der Zinshühner, die von den Bauern jährlich an den Gutsheern zu entrichten war und wahrscheinlich meist in Kapaunen bestand. Es sind die Redensarten: *La terre lui appartient, mais un autre en mange les chapons*, das Gut gehört ihm, aber ein Anderer bezieht die Einkünfte; und *Ce sont deux chapons de rente*, das sind zwei Zinskapaunen, Zinshühner, d. h. das ist ein sehr ungleiches Paar, welche letztere wohl daraus entstanden ist, dass bei den Zinshühnern es nur auf die zu liefernde Zahl, nicht auf die Qualität ankam, das Gute mit dem Schlechten angenommen werden musste, wie sie gerade kamen. Auch mag dieselbe Beziehung auf Zinshühner dem Sprüchworte zu Grunde liegen: *Qui chapon mange, chapon lui vient*, wer Kapaunen isst, zu dem kommen die Kapaunen, unser: Wo Täubchen sind, da fliegen Täubchen zu.

Im alten Gewohnheitsrechte wurde die Umgebung des Herrenhofes, des Edelsitzes, als *le vol du chapon* bezeichnet, d. h. so weit der Kapaun fliegen kann, z. B. *le vol du chapon appartenait à l'ainé*. Ein wunderliches Gepräge hat aber die Redensart: *il a les mains faites en chapon rôti*, er hat krummgewachsene Hände wie ein gebratener Kapaun, und im figürlichen Sinne: er hat lange Finger, wofür also der Franzose das Bild hat: er hat krumme Finger, wie er für denselben Gedanken auch sagt: *il a les mains crochues*.

Ein anderer Ausdruck für Kapaun im Französischen ist *hestoudeau*, oder, wie Diez schreibt (Etym. Wörterb. II, S. 334), *hétaudeau*, womit ein junger Kapaun bezeichnet wird. Dies Wort kommt vom alt-hochdeutschen *hagastalt*, *Hagestolz*, *Junggeselle*. Es liegt darin eine „scherzhaftige Uebertragung menschlicher auf thierische Zustände; der *hétaudeau* wird als ein zum Cölibat bestimmtes Thier aufgefasst“ (Diez, a. a. O.), und diese Metapher ist also ein Gegenstück zu den oben von uns besprochenen Metaphern, worin umgekehrt menschliche Verhältnisse, eheliche Zustände nach der Aehnlichkeit mit dem Leben von Hahn und Henne bezeichnet werden. Eine hübsche Erläuterung des Ausdrucks *hétaudeau*, *Hagestolz* für Kapaun, ist das deutsche Sprichwort: *Kein Huhn hält sich zum Kapaunen, sondern zum Göckelhahn* (Simrock, 228).

V.

Auf das Huhn im engeren Sinne des Wortes, d. h. die Henne, beziehen sich auch eine nicht geringe Anzahl von Metaphern und Sprichwörtern. Wir wollen, um im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden zu bleiben, diejenigen voranstellen, in welchen das Huhn von Seiten des Gebrauchs erscheint, den der Mensch davon als Speise macht, um so mehr, als in dieser Beziehung das Huhn und der Kapaun oft zusammen genannt werden, und so Manches an diesem Orte vorkommt, das auch am Schlusse des vorigen Abschnittes hätte erwähnt werden können, dort aber mit Rücksicht auf den Zusammenhang von Kapaun und Henne übergangen wurde.

Wir haben nun in dieser Beziehung bloss Sprichwörter anzuführen, von ihnen aber eine grosse Zahl. Der bemerkenswertheste Zug, der in ihnen hervortritt, ist der, dass die Sprache Henne und Kapaun als die beste und feinste Fleischspeise, daher als ein Kennzeichen von Wohlstand und Reichthum ansieht und sie in Gegensatz stellt theils zum Brote, theils zum Rindfleisch, als den gewöhnlichen, allgemeinen Speisen. Es sind besonders folgende:

It.: *Più vale un pan con amore, che un cappone con dolore.* Giusti 56.

(*Val più un buon giorno con un uovo, che un mal anno con un bue.* ib. 78.)

Sp.: *Mas vale pedazo de pau que gallinas con dolor.*

Oudin 175.

Mas vale vaca en paz, que pollos con agraz.

Fr.: A faute de chapon, pain et oignon. Le Roux d. L. I, 148.
vgl. d. Redensart: C'est la pièce de boeuf = das ist das tägliche Brot (Art. Rind).

It.: Vecchia gallina ingrassa la cucina, oder fa buon brodo.
Giusti 342.

Sp.: La vieja gallina hace gorda la cocina. Oud. 153.

It.: O polli o grilli (= Aut Caesar aut nihil). Giusti 357.
Non è si piccola ponzina, che di marzo non sia gallina.
ib. 188.

Es ist kein Hühnchen so klein,
Ueber's Jahr will's eine Henne sein. Simr. 228.

Al carnevale si conosce, chi ha la gallina grassa.
Giusti 185.

Ala di cappone, schiena di castrone, son buon bocconi.
ib. 306.

Gennajo e febbrajo tienti al pollajo. ib. 309.

Sp.: Capon de ocho meses para mesa de reyes. Oudin 68.
Aldeana es la gallina, y la come el de Sevilla. ib. 17.
A mengua de carne buenos son pollos con tocino (ironisch
wie: A mengua de pan buenas son tortas). ib. 30.
Al que da el capon, da le la pierna y el alon. ib. 17.
A la mujer y á la gallina, tuerce le el cuello, y dar te ha la
vida. ib. 18.

Engl.: If one knew how good it were
To eat a hen in Janivere,
Had he twenty in the flock
He'd leave but one to go with the cock. Ray 157.

Auch vom Eier legenden Huhne reden keine Metaphern,
sondern nur Sprüchwörter.

It.: Le galline fanno l'uovo dal becco (Dal becco vien l'uovo).
Giusti 341.

Sp.: Ay tiene la gallina los ojos, do tiene los huevos. Oudin 48.
No es aquella gallina buena, que come en tu casa y pone en
la ajena. ib. 214.

No pone la gallina del gallo, sino del papo. ib 223. (= dem
obigen it.)

Cacarrear y no poner huevo. ib. 60.

Fr.: Noire geline pond blanc oeuf.

Engl.: A black hen lays a white egg. (Ray 56), während der entgegengesetzte Gedanke ausgedrückt ist in: As the old cock crows, so crows the young, ib. 98, und in dem oben angeführten italienischen: Chi di gallina nasce, convien che razzoli.

Um so zahlreichere Metaphern haben sich von dem brütenden Huhne gebildet. Von diesem Bilde wird entweder 1. bloss das aufgefasst, dass die Henne oben auf den Eiern sitzt, theils mit, theils ohne den Nebenbegriff, dass sie dieselben verbirgt; oder 2. dass die Henne so sitzend die Eier ängstlich bewacht; oder 3. darauf, dass sie die Eier ausbrütet, ein neues Wesen aus dem Ei ins Leben ruft.

Das Erste liegt vor, wenn im Lateinischen gesagt wird: *nox incubat ponto* (Nacht liegt auf dem Meere), und *coelum, quod urbi incubat* (der Himmel, der auf der Stadt liegt); ferner wenn *it. covare* die Bedeutung von hervorragen (Anhöhen) = *sovrastare, dominare* hat (wie des Huhn über dem Neste), und (vom Wasser gesagt) die von stocken, stagniren, keinen Abfluss haben, d. h. ruhig liegen wie eine brütende Henne, während in dem Ausdrücke *questa casa cova* (dieses Haus ist niedrig, hat ein gedrücktes Ansehen) darauf reflectirt wird, dass die Henne zum Brüten sich niederlegt, also niedriger ist als vorher; ferner in den Redensarten *covare il letto*, das Bett hüten und faulzen, *covare un male*, eine Krankheit verheimlichen (wie die Henne die Eier verbirgt, auf denen sie sitzt), *covare il fuoco, le ceneri*, immer beim Ofen hocken, das Feuer hüten (eig. auf der Asche, dem Feuer liegen). Daher wird auch die reflexive Form mit passiver Bedeutung gebraucht: *covarsi* = gebrütet werden, verborgen werden, sich verbergen.

Nido di tradimento, in cui si cova

Quanto mal per lo mondo oggi si spanda.

Petrarca, son. 105.

Und diese passive oder reflexive Bedeutung wird zuweilen auch dem einfachen *covare* beigelegt. So in der uns schon von früher bekannten Redensart *Gatta ci cova* (dahinter verbirgt sich die Katze, dahinter steckt etwas).

La pestilenza, che prima avea più tempo covato.

Auch das französische *couver* wird so gebraucht: *Il se couve là-dessous je ne sais quoi (= gatta ci cova)*. *Cette mauvaise humeur couvait dans ses entrailles*. *Le feu couve sous les cendres*, accouvé ein Ofenhocker, Faulenzer, und das engl. *breed*: *A disease that has been breeding a long while*.

Die ad 2. genannte Auffassung des Brütens als sorgsamem Bewachens der Eier liegt vor, wie in dem lateinischen *incubare pecuniae, divitiis, clausis thesauris*, so in der Bedeutung des *it. covare*, ängstlich hüten, bewachen:

Covando tutto il dì i sacchetti di que' suoi danari,

in der des engl. *brood*, liebevoll pflegen, hätscheln, und in dem schönen französischen Ausdrucke: *couver qn. des yeux*, gleichsam über Jemanden mit den Augen brüten, d. h. ihn beständig mit zärtlichen Augen ansehen: *elle couve des yeux son fils, sa fille*.

Endlich die ad 3. gedachte, einfachste Auffassung des Brütens als des Ausbrütens der Küchlein findet eine weite Anwendung zur metaphorischen Bezeichnung des Begriffs Erzeugen, Hervorbringen. Wie wir sagen: über einem Anschlag brüten, so der Italiener *covare un disegno*, der Franzose *couver de mauvais desseins, tout cela couve quelque grand malheur* (alles das führt ein grosses Unglück herbei). Und wie in den Bedeutungen ad 1. so wird auch hier wieder *covarsi, se couver* und *couver* im passiven Sinne gebraucht: ausgebrütet werden, im Entstehen begriffen sein, sich vorbereiten.

Il se couve quelque chose de fort dangereux, es ist etwas sehr Gefährliches im Werk.

Cette conspiration couve depuis longtemps.

Il faut laisser couver la chose, man muss die Sache reif werden lassen.

Auch von den oben ad 1. angeführten Ausdrücken können manche hierher gezogen werden, insofern eine Sache nicht bloss als verborgen, sondern auch als im Verborgenen zunehmend und zum offenen Erscheinen sich vorbereitend gedacht wird, z. B. *le feu couve sous les cendres; cette maladie couvait dans ses entrailles; it. questa malattia covava giù da lungo tempo nel suo interno*.

Ebenso gebraucht der Engländer seine Ausdrücke für brüten, *breed, brood, hatch* als Metaphern:

Breed: Intemperance breeds disease. — Obstructions, which are bred in the liver. — Their malice was bred in them (ihre Bosheit

war ein Naturfehler). That which is bred in the bone, will never come out of the flesh, ein Sprüchwort, welches dem Horazischen Spruche: *Naturam ut furca expellas tamen usque recurrit*, und dem it. *Il lupo cangia il pelo ma non i costumi*, entspricht.

Auch bedeutet breed über etwas brüten, im Geist etwas aushecken wie couver, und ebenso wie dieses wird es auch im passiven Sinne gebraucht: *breed exceedingly*, sich ausserordentlich vermehren, *the love still breeds*, die Liebe nimmt noch zu.

Brood, desselben Stammes wie *breed*, bezeichnet den ursprünglichen Begriff brüten, und metaphorisch: über etwas brüten.

Hatch aber hat die weiteste Bedeutung, es vereint in sich die Begriffe von *breed*, das körperliche und das geistige Hervorbringen, mit denen von *brood*:

You count your chickens, before they are hatched;

Ray 63.

There is something in his soul

O' er which his melancholy sits on brood;

And, I do not doubt, the hatch and the disclose

Will be some danger.

Shakesp. Hamlet III, 1.

Einzig steht aber unter allen genannten Ausdrücken aller Sprachen das engl. *breed* in der Bedeutung erziehen da, und er hat auf den ersten Blick für uns entschieden etwas befremdendes, wenn nicht lächerliches. Der Engländer gebraucht aber, um den Begriff: ein wohlgezogener Mensch, ein Gebildeter, zu bezeichnen, keinen Ausdruck lieber, als *a well bred person*, oder *a man of good breeding*, und *an ill bred person* für das Gegentheil.

Um sie richtig zu verstehen, muss man sich hüten, weil *bred* mit dem fr. *bien né* völlig gleich zu stellen, obgleich dies genau dasselbe bedeutet, und bei oberflächlicher Betrachtung auf das zu Grunde liegende Bild in beiden Ausdrücken Ein und dasselbe zu sein scheint, da der eine wörtlich heisst: wohl ausgebrütet, und der andere: wohl geboren. *Bien né* bedeutet aber ursprünglich: aus guter Familie stammend, und davon übertragen, weil man voraussetzen darf, dass ein Solcher auch gut erzogen ist, ein Gebildeter ist, wohl erzogen, gebildet; also ähnlich wie gr. *εὐγενής* ursprünglich: von edler Abkunft, von gutem, edlem Geschlechte, bedeutet, und davon übertragen: edel gesinnt,

edel denkend. In *bien né* und *εὐγενής* wird also gut, edel geboren für gut, edel gebildet, gesetzt, gute Erziehung, Bildung durch gute Geburt ausgedrückt.

Dagegen heisst *well bred* ursprünglich wirklich gut ausgebrütet, und in der Bedeutung wohlerzogen, gebildet, steht es nicht, wie *bien né*, vereinzelt da, sondern das ganze *Verbum breed* hat die Bedeutung erziehen und aufziehen im umfassendsten Sinne des Wortes, im körperlichen und geistigen Sinne, sowohl in Bezug auf Thiere wie auf Menschen (*to breed cattle, to breed youth, he was bred a scholar; a breeder of cattle, a good breeder of children*), und dieser allgemeinen Bedeutung ordnet sich der Ausdruck *well bred* auf natürliche Weise unter, dazu werden aber in Ausdrücken wie: *Better unborn than unbred* (Ray, 114) und: *Birth is much, but breeding more* (ib. 56), auch in: *There I was bred and borne*, die Begriffe *to be born* und *to be bred* in entschiedenen Gegensatz gestellt.

Breed in dieser Bedeutung ist also als eine selbständige Metapher vom Begriffe brüten anzusehen. Für das Aufziehen und Erziehen wird das Ausbrüten des Eies durch die Henne als Bild genommen. Wie die in dem Ei vorhandenen Keime unter dem Schutze und dem Einflusse der brütenden, wärmenden Henne allmählig sich entwickeln und endlich zu einem Huhn werden, so werden auch die in das Kind durch die Geburt gelegten körperlichen und geistigen Anlagen unter der Obhut und Pflege von Eltern und Erziehern allmählig entwickelt, bis ein Mensch von Bildung fertig ist. Man sieht, das Bild ist ganz passend, ebenso aber auch, dass es ein zweites Bild als Grundlage voraussetzt. Das Ausbrüten des Eies setzt das Legen des Eies voraus, die Erziehung eines Kindes die Geburt. Es wird also in diesem Falle implicite das Legen des Eies als Bild des Gebärens, Erzeugens genommen, während in den übrigen Bedeutungen von *breed* das Brüten selbst als Bild dafür gilt.

Ganz ähnliche Ausdrücke wie das engl. *breed* haben das Italienische und das Spanische. *It. creare, sp. criar* heissen erziehen und aufziehen, in dem allgemeinen Sinne wie *breed*; *it. creanza, sp. crianza* Erziehung, *it. buona, bella creanza, sp. buena crianza* Wohlgezogenheit, Bildung, Gesittung, *it. mala creanza, sp. mala crianza, crianza tosca* schlechte Erziehung, Unbildung, Rohheit, *it. creanzuto* ein Mann von Bildung. Auch diese beiden Sprachen vergleichen also die Erziehung mit einem Naturprozesse, denn sie kommen alle von *creare*, erschaffen.

Aber das Bild, das den genannten Ausdrücken zu Grunde liegt, ist allgemeiner und grösser. Während breed uns das Bild der brütenden Henne vor Augen führt, erinnern sie uns an das Schaffen der grossen Natur überhaupt. Sie sehen also die Erziehung als eine Thätigkeit an, die wahrhaft schöpferisch erscheint, indem sie aus dem Kinde den Menschen, insbesondere indem sie aus dem elementaren Menschen den Menschen von Bildung macht. Und in der That ist der Erzieher schöpferisch wie ein Künstler, und darum redet man bei einer vollendeten Erziehung von einem Kunstwerke der Erziehung.

VI.

Die Henne pflegt während der Zeit, wo sie brütet, eigenthümliche Töne von sich zu geben. Wir nennen es glucksen und gackern, zwei Naturausdrücke, die sich auch in den romanischen Sprachen und im Englischen wiederfinden. Unserem glucksen entspricht *it. chiocciolare*, *sp. cloquear*, *fr. glousser* (*lat. glocire*), *engl. cluck*, und wie im Deutschen vom Glucksen die brütende Henne Glucke heisst, so im Italienischen von *chiocciolare* *chioccia* und *chiocciola* (ein Wort, das mit *chiocciola*, Schnecke, nichts zu thun hat, da dies von *cochlea* durch Versetzung des *l*, *cochlea* — *clochea* — *chioccia*, entstanden ist), im Span. von *cloquear* *lucca* (*ptg. choca*), im Engl. von *cluck clucking-hen*. Dazu kommen die Ableitungen *it. chioccio*, *sp. cluoco*, *lueco*, glucksend, und übertragen: heiser, und *sp. aclocarse*, *enclocarse*, anfangen zu brüten.

Den anderen Naturausdruck, der im Deutschen Gackern heisst, besitzen zwar ebenfalls alle romanischen Sprachen, aber nur der Spanier und der Portugiese gebrauchen ihn noch in der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung, die übrigen nur metaphorisch. *Sp. cacarrear*, *ptg. cacarejar* (und *engl. cackle*) heissen gackern, dagegen *it. chiacchierare*, *chiacchiera*, *chiacchi* mit anderen Ableitungen, und *fr. caqueter*, *caquetage*, *caquet* nur schwatzen und Geschwätz. Aehnliche metaphorische Bedeutungen haben sich aus den *sp.* und *ptg.* Ausdrücken entwickelt: *cacarrear* heisst auch etwas ausposaunen, sich laut einer Sache rühmen, *cacarejar* etwas ausplaudern und schlecht singen. Ausserdem ist vom spanischen Ausdruck die sprichwörtliche Redensart bemerkenswerth: *Cacarrear y no poner huevo*, gackern und keine Eier legen, für: sprechen, aber keine Wirkung

hervorbringen (Oudin 60). Was die Form dieser Wörter betrifft, so liegt der mit unserem Worte übereinstimmende Stamm klar vor in dem französischen und dem spanischen Ausdrucke. Der italienische ist aber dadurch zu erklären, dass (wie in *inchiostro* aus *encaustum*, *chioma* aus *coma*) hinter dem Anlaut *c* ein *l* eingeschoben ist, das sich dann wieder in *i* verwandelte.

Im Italienischen giebt es noch einen Ausdruck für gackern, *schiamazzare*, von *clamare*, rufen, gebildet. Er hat ausserdem die Bedeutung schreien, lärmern (*fare strepito*, *gridare*) und wird zu manchen Sprüchwörtern verwandt.

Schiamazza come una gallina. Giusti 370.

Gallina che schiamazza, perde l'uovo (durch unzeitiges Plaudern verliert man oft sein Glück).

Gallina che schiamazza, ha fatto l'uovo = fr. *Qui s'excuse, s'accuse.*

Far l'uovo senza schiamazzare, etwas thun, ohne viel Rühmens zu machen.

Chi vuol l'uovo, deve soffrire lo schiamazzo della gallina.

Giusti 198.

Ridere senza schiamazzare, still vor sich hin lachen.

Die ausgebrüteten Küchlein, die Brut, heissen *it. covata*, *fr. couvée*, *engl. brood* und *breed*. Alle diese Ausdrücke werden in demselben verächtlichen Sinne, wie unser Brut, von einer Familie, einem Geschlechte gebraucht: *it. una cattiva covata*; *fr. toute la couvée n'en vaut rien*; *engl. a bad brood*; *he is of a different breed from*.

Bekannt ist die mütterliche Liebe der Henne für ihre Brut, und der Muth, womit sie dieselbe vertheidigt, so dass sie dann den Charakterzug, den, wie wir oben sahen, die Sprache in den Ausdrücken *une poule mouillée*, *hen-heartet* aufgefasst hat, völlig ablegt. Diese Liebe steigert sich aber noch, wenn die Henne nur ein Küchlein hat. Von dem hübschen Bilde der um ihr einziges Küchlein besorgten Henne macht nun das Französische und Englische Gebrauch in der Redensart: *fr. Il est empêché comme une poule qui n'a qu'un poussin*, *engl. As busy as a hen with one chicken* (Ray 149), er ist so geschäftig wie ein Huhn, das nur Ein Küchlein hat.

Hierher gehört auch der Ausdruck: *il est le fils de la poule*

blanche, er ist der Sohn der weissen Henne, d. h. er ist ein Glückskind, ein Sonntagskind. Wie ist er aber zu erklären?

Sollte er daher rühren, dass überhaupt die weissen Hühner viel seltener sind als die dunkelfarbigen? Dass dies der Fall ist, sagt Buffon: Les bonnes fermières donnent la préférence aux poules noires, comme étant plus fécondes que les blanches, et pouvant échapper plus facilement à la vue perçante de l'oiseau de proie, qui plane sur les basses-cours. Auch die Eier der weissen Hennen unterscheiden sich von denen anderer, und zwar durch eine dünnere Schale und bekommen so etwas Durchsichtiges, im Lichte Schimmerndes und Leuchtendes. Es kann also leicht der Glaube entstehen, dass das aus einem solchen Eie entstandene Küchlein in ähnlicher Weise ausgezeichnet sei, wie ein Kind, das mit der Glückshaube geboren wird. So könnte also die Metapher auch entstanden sein. In den französischen Wörterbüchern sieht man sich natürlich vergebens nach einer Erklärung um.

Der Name des Küchleins oder des Hühnchens wird auch zuweilen als Liebkosungswort gebraucht, so im Französischen poulet, poulette als Liebkosung für Kinder: Viens, ma poulette, mon petit poulet (Komm, mein Hühnchen, mein Putehen),

Hé bien, mon poulet, me dit-il, lorsque nous fûmes hors de table, es-tu content de mon ordinaire?

Le Sage, G. Blas, IV, 10.

im Englischen: my dear chicken und chuck

Pray, chuck, come hither. Shakesp., Othello IV, 2.

und im Lateinischen mi pulle (Antiqui puerum, quem quis amabat, pullum ejus dicebant. Festus). Und weil nun solche Liebkosungsworte wahrscheinlich auch unter Liebenden vorkommen und in Liebesbriefen gebraucht werden, so liegt nichts näher als die Vermuthung, dass die Bedeutung Liebesbrief, welche fr. poulet (écrire un poulet, recevoir des poulets) hat, auf diese Weise entstanden sei.

Indessen scheint diese Vermuthung widerlegt zu werden durch eine positive Notiz, die wir über die Entstehung dieser Bedeutung haben. Sie lautet nach Le Roux de Lincy I, S. 127, der sie aus Voyage d'Italie, par Duval, Paris 1656, anführt, so:

Lorsque l'on donne l'estrupade en Italie, pour punir un maquerelage, on pend deux poulets vifs aux pieds de celui qui a voulu suborner une femme; et de là vient ce que nous appelons en France porter un poulet quand on envoie un billet de galanterie, parceque

ceux qui se meslaient autrefois de ce mestier portaient des poulets sous prétexte de les vendre, et mettaient un billet sous l'aisle du plus gros, qui estait un advertissement à la dame avec qui on estait d'intelligence. Le premier qui fut desouvert fut puny de l'estrapade avec deux poulets attachez au pied qui ne faisaient pendant que voltiger; et depuis tout maquerelage est puny de ceste sorte en Italie. Sans en savoir l'origine, l'on appelle en France tout petit billet un poulet.

Hiernach wäre also die Bedeutung von poulet daher entstanden, dass man sich früher zur heimlichen Uebersendung von Liebesbriefen Hühner bediente, denen man den Brief unter einen Flügel steckte und die Hühner so gleichsam Liebesboten waren. Dazu stimmt allerdings sehr gut die Bedeutung von *it. pollastriere, pollastriera, Kuppler, Kupplerin*, da die ursprüngliche Bedeutung Hühnerhändler gewesen sein muss. Indessen kann diese Bedeutung auch auf andere Weise entstanden sein, daher, dass, wie *sp. polla* und *fr. poulette* junges Mädchen heissen, so auch *it. pollastra* früher denselben Begriff bezeichnete, und so ist vielleicht *pollastriere* auf dieselbe Weise zum Begriffe Kuppler gekommen, wie *tenere le oche in pastura* heisst ein lupanar halten. Und was die Entstehung der Bedeutung von poulet Liebesbrief betrifft, so scheint es mir mindestens zweifelhaft, ob man der mitgetheilten historischen Notiz ein solches Gewicht beilegen darf, dass man darum die oben versuchte Erklärung des Ausdrucks aus sich selbst zurückweisen müsste.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Iwein und Parzival. Zwei Rittersagen des Mittelalters. Erzählt und erläutert von Albert Richter. Mit einem Titelstahlstich. Leipzig, Brandstetter. 1876. 284 S. 8.

Das vorliegende Buch ist zu betrachten als Ergänzung zu den „deutschen Sagen“ des Verf., von denen Ref. eine günstige Beurtheilung im Archiv gegeben hat. Ref. hob mit besonderem Lobe die beigegebenen Erläuterungen hervor, die auf anschauliche Weise in das altdeutsche Culturleben einführen und als Ergänzung des literatur-historischen und auch des eigentlich historischen Unterrichts angesehen werden können. Auch von dem vorliegenden Werke bekennt Ref. gern, dass der Inhalt der Gedichte Wolfram's und Hartmann's, so oft er auch sonst schon der Jugend erzählt sein mag, hier doch auf eine besonders anmuthige und fassliche Weise wiedergegeben ist, so dass nicht zu bezweifeln ist, dass auch dies Werk eine allgemeine Verbreitung finden wird, und dass dasselbe ebenfalls eine neue Auflage erleben wird. Die Erläuterungen, welche beigegeben, sind ebenfalls lobenswerth. Sie sind anders als bei dem früheren Werke, sie erläutern nicht ausführlich Einzeltheile, die bei der Lectüre der Gedichte dem Ungelehrten Schwierigkeiten bereiten, sie sind allgemeinerer Art und ausschliesslich Ergänzungen des literaturgeschichtlichen Unterrichts, zum Theil selbst eine ausführlichere Literaturgeschichte, so dass sie eigentlich mehr als Excurse zu betrachten sind; ein ziemlicher Theil hätte gespart werden können. Der erste Excurs bespricht die höfische Epik. Auffallend ist hier, dass der Verf., als wäre es ein bedeutendes Werk, das Buch „die Heroen der deutschen Literatur von Sonnenburg“ citirt und einen längeren Auszug aus demselben bringt; sollte es ihm nicht bekannt geworden sein, dass dasselbe eine vernichtende Kritik erfahren hat? Eben dieser Auszug auch über die Ideale des Ritterthums: „Der ganze Sinn wandte sich in jener Zeit dem Idealen zu, und das Streben ging dahin, alles Thun und Lassen mit den Gesetzen der reinsten Sittlichkeit in Einklang zu bringen u. s. w.“ ist doch nicht geeignet, ein wahres Bild der Zeit zu geben, und die folgenden Zeilen: „Und der ideale Sinn, welcher mit heiligem Ernste dem deutschen Ritter das hohe Ziel seines Lebens zeigte, leitete ihn auch in allen Verhältnissen des Familienlebens, keine Stunde, kein Gedanke blieb unberührt von den Forderungen des Ideals“, bei denen sich aber nichts denken lässt, wären besser nicht aufgenommen, da sie nur zu geeignet sind, den Hang zur Phrase in der Jugend zu nähren. Unglücklicherweise hat der Verf. weiter unten, wo er von dem Parzival spricht, noch einmal dasselbe Werk angezogen, da doch das nachfolgende

Citat aus Bartsch vollständig genügte. An die allgemeine Charakteristik der höfischen Epik schliesst der Verf. eine Uebersicht über die epischen Dichter, von dem einen mehr, von dem anderen weniger; dieser Theil hätte füglich ausgelassen werden können. Durch einen Druckfehler ist Heinrich von Veldeck zu einem Ritter aus dem Lüneburgischen gemacht. Der zweite Excurs handelt von Hartmann von Aue, giebt den Inhalt des Erek und des armen Heinrich und einige Notizen über des Dichters Leben; dass Hartmann in Schwaben daheim war, ist noch keineswegs ausgemacht. Der dritte Excurs bespricht Wolfram von Eschenbach, sein Leben, wobei eine Schilderung des Lebens auf der Wartburg eingeschoben wird, seine Werke; der vierte die Sage von König Artus und seiner Tafelrunde; der fünfte die vom heiligen Gral.

Hlerford.

Hölscher.

Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit von Reinhold Bechstein. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. 1876.

Das vorliegende Buch ist seit der kurzen Zeit seines Erscheinens schon in mehreren Zeitschriften besprochen und lobend hervorgehoben worden. Wenn wir an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen gedenken, so geschieht dies hauptsächlich, um einen Punkt besonders zu betonen.

Von der mittleren Periode unserer Literatur an wurden die alten Dichtungen dem Volke in besonderen Bearbeitungen zugänglich gemacht, wovon eine ganze Reihe noch erhaltener Helden- und Volksbücher Zeugniß ablegt. Als nun die literarischen Schätze unserer Vergangenheit in neuerer Zeit wieder aufgefunden und belebt wurden und das Interesse der Gelehrten sich darauf richtete, wurde der Gedanke angeregt, jene alten Denkmäler nicht nur in der Studirstube mit dem Meissel der Grammatik zerlegen zu lassen, sondern sie auch dem Volke, dessen Gemeingut sie einst waren, zurückzugeben und so wirklich in neuem Leben erstehen zu lassen. Dabei boten sich jedoch Schwierigkeiten dar, welche auf verschiedene Weise bewältigt werden mussten. Die alte Sprache war dem Volke unverständlich geworden; Wenige hätten vielleicht die Ausdauer besessen, sich hineinzulesen, und so versuchte man denn durch Uebersetzungen, Nachdichtungen, Erzählungen in Prosa und allgemein verständliche Ausgaben diese Schätze auch denjenigen, welche sich nicht speciell mit unserer alten Sprache und Literatur beschäftigt hatten, zugänglich zu machen. Gross war der Erfolg. Auch dem weniger Gebildeten sind heute die Namen von Thaten der Haupthelden unserer grossen Nationalepen nicht fremd. Natürlich fanden gerade die bedeutendsten und anziehendsten Dichtungen des Mittelalters die meisten Bearbeiter, und mit besonderer Vorliebe wurde Gottfried's wundervolles Eposfragment von neueren Dichtern in epischer, dramatischer und romanzenartiger Form bearbeitet und weiter ausgeführt. Verhältnissmässig Wenigen ist es aber vergönnt, die Quellen zur Hand zu haben, um sich ein klares Bild von der Weiterentwicklung und den Schicksalen des Tristanepos bilden zu können. Darum muss es als besonderes Verdienst von Bechstein's neuestem Buch angesehen werden, dass darin alle derartigen Dichtungen von Hans Sachs bis auf unsere Zeit zusammengestellt und treffender Kritik unterzogen werden. Der Verfasser, welcher durch seine Tristan-Ausgabe auf diese Untersuchung geführt wurde, hat derselben durch die beigefügten Anmerkungen noch grösseren Werth verliehen. Die vorurtheilsfreie Kritik, die klare und gewandte Darstellung sind a. a. O. schon hervorgehoben worden, so dass wir hier darüber hinweggehen können. Den Besitzern von Bechstein's Tristan-Ausgabe wird dies Buch eine willkommene Ergänzung sein, allen Gebildeten angenehme Unterhaltung und Belehrung gewähren.

F. L.

G. Büchmann, Geflügelte Worte. 10. Auflage. Berlin 1877.

Von einem Buche, dass seit seinem ersten Erscheinen (1864) nicht weniger als 10 Auflagen, also fast in jedem Jahre eine erlebt hat, kann man wohl mit Sicherheit behaupten, dass es eine lebhaft Aufnahme gefunden hat. Und in der That, wir besitzen in Büchmann's Werk eine vortreffliche Sammlung des Citatenschatzes des deutschen Volkes, welche an Vollständigkeit kaum noch etwas zu wünschen übrig lässt. Darum ist auch die Nachlese, die wir hier bieten, nur ziemlich gering. Wir haben vielmehr hauptsächlich die Absicht, auf Einiges aufmerksam zu machen, was uns bei der Lectüre des Buches als unrichtig entgegengetreten ist.

S. 29. Fortes fortuna adiuvat steht auch Cic. Tusc. 2, 4, 11. — S. 54. Fischart's Schrift von 1575 heisst „Abenteuerliche (eigentlich affenteuerliche) und ungeheuerliche Geschichtsschrift.“ — S. 55. Grobianus Tischzucht erschien bereits 1538, nicht erst 1556. — Bei dem Ausdruck Grobian könnte vielleicht noch an Leiermatz (Titel eines Schwankbuches vom Jahre 1668: „Des uralten jungen Leiermatzes lustiger Correspondenzgeist), Maulaffe (Der politische Maulaffe von Joh. Riemer, 1679), Grillenfänger (Der politische Grillenfänger von B. S., 1682), Klatschmaul (Das politische Klatschmaul von Jaques Gervais, 1683), Schlampampe zur Bezeichnung einer unordentlichen Frau (der Titel einer in Hamburg 1696 aufgeführten Oper), Flöz, der stärkere Ausdruck für Grobian, der von dem jenaischen Streittheologen Flacius Illyricus († 1575) stammt, erinnert werden. — S. 57. Der Verfasser des 1572 erschienenen Schwankbuches „Sechshundert sieben und zwanzig Historien von Claus Narren“ heisst Wolf Büttner, nicht Wolfgang Buttler. — Der „kurzweilige Zeitvertreiber“ wird von Büchmann in den verschiedensten Auflagen angeführt, S. 57 wird die fünfte Auflage von 1717 genannt, welche Seite 151 schon 1700 erscheint; S. 62 wird die 2. Auflage ohne Jahr, S. 84 dieselbe Auflage von 1668, S. 112 eine (wahrscheinlich die erste) Ausgabe von 1666 angeführt. In den mir zu Gebote stehenden Handbüchern der Literaturgeschichte fehlt das Buch gänzlich. Ich finde nur „Kurzwellige Reissgespräche“ von 1645 und „Kurzweliler Polyhistor“ von 1719. — S. 66. Der aus Gellius 13, 17 mitgetheilte Vers eines griechischen Parömiiden verdankt seinen Ursprung einer in Homer's Odyssee mitgetheilten Scene. Odys. 22, 9 f. beginnt die Rache des Odysseus an den Freiern damit, dass er dem Antinous, welcher gerade den Becher zum Munde führen will, einen Pfeil in die Gurgel schießt, während Antinous nicht das Mindeste von dem drohenden Unheil ahnt. Der von Büchmann angeführte lateinische Hexameter war in der von Gellius 13, 17 angegebenen knappen Fassung „inter os et offam“ weit bekannter und verbreiteter. S. Hartung im Programm der Realschule 1. Ordnung zu Sprottau 1871 S. 5. — S. 67. Kann nicht bei dem Grillparzer'schen Werke an die Travestie: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“ erinnert werden? — S. 70. Der Herausgeber von Mich. Richey's Gedichten ist Gottfried Schütz, nicht Schütze. — S. 71. Warum wird das Erscheinen von Kirchhof's Wendunmut so unbestimmt ins 16. Jahrhundert gesetzt? Das Buch erschien zu Frankfurt 1563. — S. 71. Lyrum Larum lyrisimum erschien 1700. — S. 72. von Nicolay ist mit c, nicht mit k zu schreiben. — S. 74. Ueltzer starb in Langlingen bei Celle, nicht in Langelingen. — Ebendas. Karl Georg Neumann war Regierungsrath, nicht Medicinalrath. — S. 75. Fulda's Trogalien erschienen 1797, nicht 1787. — S. 99. Das Fastnachtsspiel von Peter Probst heisst „Vom kranken Bauer und einem Doctor samt seinem Knechte Simon Hempel“, nicht „Von einem kranken Doctor und einem Bauer“. — S. 100, Z. 2 ist Johann Lauremberg zum Unterschied von Peter Lauremberg zu schreiben. Die vier Scherzgedichte erschienen 1653. — S. 101. Honoré d'Urfé starb 1625. Der Roman L'Astrée erschien 1612. — Bei Céladon ist daran zu erinnern, dass es der Beiname des Pegnesischen Blumenengenossen und kaiser-

lichen Hofpoeten in Wien Christoph Adam Negelein war, der 1701 starb. — S. 102. Georg August Detharding war nicht Professor in Altona, sondern dänischer Justizrath und Syndicus des Domstiftes in Lübeck. Er ist auch Uebersetzer von Holberg's Lustspiel „Der politische Kannegiesser“, was wohl zu S. 103 erwähnt werden konnte. — S. 106 wird unter Collation richtig auf das Lesen eines Capitels vor dem Essen aufmerksam gemacht. Hierauf konnte bei Seite 232 verwiesen werden. — Ebendas. Bei Vademecum darf wohl an Lessing's Vademecum für den Herrn Sam. Gotthold Lange, Pastor in Laublingen, Berlin 1754, erinnert werden, das dem Uebersetzer des Horaz eine traurige Berühmtheit verschafft hat. — Ebendas. Die Schrift „Pia desideria“ gab Spener 1578 heraus, nachdem er schon 1675 in einer Vorrede zu Arndt's Postille (so ist zu schreiben) sein Herz ausgeschüttet und manches Gemüth heilsam bewegt hatte. S. Hagenbach, Kirchengeschichte V, 201. Wenn Büchmann sagt, zuletzt seien die *pia desideria* als Vorrede zu „Arndt's Postillen“ erschienen, so ist dies „zuletzt“ nicht klar. — S. 107. Ueber den Calembourg der Franzosen sagt der General-Postmeister des deutschen Reichs Dr. Stephan in seinem am 17. Februar 1877 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrage über die Fremdwörter, dass er nach Chasles (*études sur l'Allemagne* 1854) von einem deutschen Abte Grafen von Kalemberg herrühre, dessen schlechtes Französisch zu lächerlichen Verwechslungen Anlass zu geben pflegte. — S. 109. Der Verfasser des poetischen Trichters ist Harsdörffer, nicht Harsdörfer. — S. 111. Wie Schilda, so sind auch Schöppenstein, Buxtehude und Mölln zu nennen, letzteres birgt das Grab Till Eulenspiegel's. — S. 112. Die *Ethnographia mundi* des Olorinus Variscus (pseudonym für Johann Sommer aus Zwickau, Pastor in Osterweddingen, der sich auch Theander und Therander nannte) erschien zu Magdeburg 1609, nicht 1610. — S. 114. Whatever is, is right, den Ausspruch Pope's, schrieb der Prediger Joh. Friedr. Zöllner in Berlin dem ihm befreundeten Kriegsrath Ursinus am 17. December 1788 in sein Stammbuch. — S. 115. Statt Zesen empfiehlt sich Philipp von Zesen zu setzen. — S. 116. Der deutsche Michel von Grimmelshausen ist ohne Angabe des Jahres erschienen, es ist daher die Zahl 1673 nicht sicher. — S. 119. L'Avocat Pathelin erschien zu Paris 1490. Der Verfasser Pierre Blanchet war ein Geistlicher. — S. 156. Die Erzählung vom Proteus steht Hom. Oct. 4, 385–463, nicht 460. — S. 160. Der dem Cicero zugeschriebene Ausspruch lautet nicht *esse oportet ut vivas, non edere ut vivas*, sondern *esse oportet ut vivas, non vivere ut edas*. Er steht ad Her. 4, 28, 39. Die Schrift wird jetzt nicht mehr dem Cicero, sondern dem Cornificius zugeschrieben. — S. 166. Den Spruch des Epictet theilt Gellius 17, 19, 6 nicht in der lateinischen Form *sustine et abstine*, sondern in der griechischen *ἀρέζου et ἀπέζου* mit. — S. 167. Zu *nervus rerum* ist zu bemerken, dass Cicero in der Rede für den Oberbefehl des Pompejus 7, 17 die *vectigalia* als die *nervi rei publicae* bezeichnet: *etenim si vectigalia nervos esse rei publicae semper duximus*. Ferner sagt er Phil. 5, 2, 5: *quid est aliud omnia ad bellum civile hosti arma largiri? primum nervos belli. pecuniam infinitam, qua nunc eget, deinde equitatum, quantum velit*. — Ebendas. Z. 24 ist „erschienenen“ zu lesen statt „erschienenem“. — S. 169. Panischer Schrecken (*τὰ πάνεια* sc. *δελύματα*) findet sich nicht erst bei Cicero, sondern schon bei Aeneas in seinen *Tactica* 27. — S. 171. *Oleum* et *opera* steht nicht Cic. ad Att. 13, 28, sondern 13, 38: ausserdem noch in demselben Sinne ad Att. 2, 17. Dazu könnte noch kommen: Oel ins Feuer giessen, d. h. das Uebel vergrössern, welches sich bei Hor. sat. 2, 3, 321 findet (*oleum addere camino*). — Ebendas. *Vae victis* steht nicht Plaut. Pseud. 5, 235, sondern 5, 2, 19. — S. 172. Die Stelle aus Aristophanes *Plutos* steht nicht 1155, sondern 1151. — Ebendas. Oderint dum metuant steht Cic. p. Sest. 48, 102; de off. 1, 28, 97. So auch bei Büchmann, nur nicht mit Angabe der Paragraphen, die er jedoch bei der aus der ersten philippischen Rede (1, 14, 34) citirten Stelle hat. Warum schlägt Büchmann

nicht ein gleichmässiges Verfahren ein? Ebenso vermessen wir die Angabe der Paragraphen S. 173 bei *hinc illae lacrimae* p. Cael. 25, 61, sowie S. 174, 176—179 bei den aus Cic. de off., p. Rosc. Amer. und der zwölften philippischen Rede angeführten Stellen. — Zu S. 113 tragen wir nach, dass Amantes amantes der Titel eines Lustspiels Gabriel Rollenhagen's vom Jahre 1614 ist; d. i. ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie man's deutsch nennet, von der Lefleley. — S. 174. Wider den Hoffartsteufel erschien Frankfurt 1560 von Joachim Westphal, nicht auch von Cyriacus Spangenberg. — S. 182. Zu Ovid 5, 333 ist zu setzen „Verwandlungen“. — S. 199. Pia fraus ist der Titel einer Flugschrift des dreissigjährigen Krieges vom Jahre 1620: Pia fraus oder spanische Natur, welche durch die geschworne spanische Diener, die Jesuiten, in alle teutsche Gemüther zu pflanzen begert und unterstanden. — Aus Stephan's Vortrag tragen wir zu S. 159 nach, dass dem Athener Akademus in der Akademie ein beneidenswerthes Sprachdenkmal, dauernder als Erz und Marmor, geworden ist; zu S. 255, dass der „Tag von Damascus“ eine plötzliche Umkehr der Ansichten bedeutet; zu S. 110, dass Stephan der Herleitung des Wortes salbadern von salvaturn den Vorzug giebt, indem diese an die Bacchusberedtsamkeit bei den Salvatorfesten erinnern. Endlich erfahren wir von Stephan, dass man von einem beschränkten Menschen wohl zu sagen pflege, ihm fehle die altera pars Petri, eine Redensart, die sich von der Logik des Petrus Ramus herschreibt, deren zweiter Theil von den Urtheilen handelte. — S. 217. Bei Periculum in mora dürfte die scherzhafte Umänderung in Pericles in Morea zu bemerken sein. Auch fehlt das Wort Finis coronat opus, dessen Ursprung wir allerdings nicht angeben können. — S. 246. Nach 2. Cor. 12, 2 war Paulus entzückt bis in den dritten Himmel. — S. 197. Moschewsch's Gesichte Philander's von Sittewald erschienen bereits 1643, nicht erst 1644. — Melander's Joco-Seria werden S. 210 und 307 nach der Ausgabe von 1603 citirt. Sie erschienen bereits 1600. Uebrigens ist Melander S. 52 nicht erwähnt, wie im Namen-Register angegeben wird. — S. 212. Gartner's Proverbialia dicitaria erschienen nach, Gödeke Grundriss S. 112, nicht schon 1566, sondern erst 1570. — S. 212. Zinegref's Apophthegmata erschienen zuerst 1628, die Weidner'sche Fortsetzung aber 1653, nicht 1655. Die ersteren erscheinen S. 304 schon 1626 statt 1628. — S. 212. Burkh. Waldis „ein wahrhaftige Historien von zweyen Mecessen“ erschien 1543. — S. 213. Taubmanniana erschienen bereits 1703, nicht erst 1710. — S. 215 findet sich Z. 20 ein Druckfehler. Es muss heissen „des Vater Unser“ statt „das V. U.“ — S. 226. Gabriel Voigtländer's Allerhand Oden und Lieder erschienen 1650. Büchmann führt ein Citat an, doch sagt er S. 226, er habe keiner der Ausgaben von 1642, 1650 und 1651 habhaft werden können. — S. 286. Der Gebrauch des Participiums in dem Satze: „das als oberste Autorität betrachtete französische Wörterbuch Littrés“ ist nicht correct. Es muss heissen: das Wörterbuch, das als oberste Autorität betrachtet wird. — Zu den französischen Citaten lässt sich das von Lessing häufig gebrauchte Wort des Riccaut in der Minna von Barnhelm, Act 4, Scene 2: Tous les gens d'esprit aiment le jeu jusqu'à la folie (oder fureur) zählen. Fedor Wehl, Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert, Leipzig 1856, S. 161 erzählt: Lessing spielte in Hamburg gern vor Tische mit der Professorin Büsch und der Münzmeisterin Knorre einige Partien L'hombre und pflegte, darüber aufgezogen und geneckt, jene Worte lachend zur Antwort zu geben. — Von Alkyonischen Tagen redet man nach Aristophanes Vögeln von 1594. — „Reime dich, oder ich fresse dich“ ist der Titel einer Satire, welche dem Gottfr. Wilh. Sacer (1635—1699), Kammerconsulent in Braunschweig, zugeschrieben wird. Sie erschien zu Nordhausen 1673. — Der Ausdruck: „Jemandem etwas sub rosa sagen“, schreibt sich her von der früheren Sitte der Bremer Rathsherren, ihre Sitzungen in einem Theile des Rathskellers zu halten, in welchem der Rosenwein lag und an dessen Decke eine grosse gemalte Rose mit Umschrift sich befindet. Was

„sub rosa“ verhandelt wurde, verlangte tiefes Stillschweigen; — Der Begründer der unter dem Namen Pietismus bekannten theologischen Richtung, Spener, richtete zur sittlichen Hebung seiner Gemeinde *collegia pietatis* ein, woraus sich der Name Pietismus erst bildete. — Die Bezeichnung Schulfuchs verdankt ihre Entstehung einem Professor der griechischen Sprache an der Universität Jena, Mag. Justus Ludwig Buesmann, der vor seiner Berufung als Universitätslehrer seit 1552 Rector des Rathsgymnasiums in Naumburg a. d. S. und seit 1558 Rector in Zwickau gewesen war. Als er 1574 nach Jena kam, trug er einen mit einem Fuchspelze verbrämten Mantel. Wegen dieses Gewandes, und wegen seines früheren Lebens als Schulmann, nannte man ihn Schulfuchs (*vulpecula scholastica*). Von ihm ging der Name auf alle Schulmänner über und es entstand eine ziemlich umfangreiche Schulfuchsliteratur. Auch verdient erwähnt zu werden, dass zu Rapperswyl 1673 ein Buch erschien unter dem Titel: Der pedantische Irrthum des überwitzigen, doch sehr betrogenen Schulfuchses samt angehencktem singenden Possenspiele, die Sutoria-Magistrate seltsame Metamorphosis genannt. — Die Ausdrücke Labyrinth, Lethe könnten wohl auch Berücksichtigung finden. Ebenso *error in calculo* und *beati possidentes*. Wer diese aber zuerst gebraucht hat, wird sich nicht leicht sagen lassen.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass der Verfasser des angezeigten Buches rüstig weiter arbeiten möge, damit sein Buch eine immer vollkommeneren Gestalt gewinne. Die Freunde seines geschätzten Buches mehrten sich täglich, und es wird bald keinen Gebildeten mehr geben, der es nicht besäße.

Verden.

H. Holstein.

Studium und Unterricht des Französischen. Ein encyclopädischer Leitfaden von H. Breitingen, Prof. der neueren Sprachen an der Universität Zürich. Zürich 1877. Fr. Schulthess. — 192 S. — 2,80 M.

Ein werthvolles Hülfsmittel, das verdient, allen Freunden der französischen Sprache empfohlen zu werden. — Inhalt: Einige einleitende Capitel über Aussprache, Orthographie, Interpunction, Accente, Silbentheilung und Formenlehre; sodann vierzig Seiten Syntax, eine an die französische Grammatik von Dr. B. Schmitz sich anlehende Uebersicht der syntaktischen Regeln; hierauf: lateinische Parallelen zur französischen Syntax, Geschichte der französischen Grammatik, Sprachschatz, Lexica, Vocabularien. Gegenstand der nächsten dreissig Seiten bildet die Synonymik und zwar aus Lafaye, Schmitz und des Verfassers eigenen Collectaneen „dasjenige, was der Lehrer in der Schule und der Schüler im Leben direct verwerthen kann. Die folgenden Capitel behandeln das historische Studium der französischen Sprache, die Geschichte der französischen Sprache mit der Entwicklung der poetischen Sprache, die Entwicklung der französischen Laute und Flexionsformen, die Literaturgeschichte und Lectüre, den praktischen Theil des Studiums (das Lesen, den mündlichen Vortrag, die Conversation, die schriftlichen Uebungen, die Gedächtnissübungen), die persönlichen Eigenschaften, die Auszüge, die Bibliothek und die Probelection. — Im zweiten Theil, dem Unterricht des Französischen, kommen zur Sprache: die Methode, die Methoden, der Elementarcurs, der höhere Unterricht, die empfehlenswerthe einschlägige Literatur.

Vorliegende Arbeit ist eine geschickte Zusammenstellung alles dessen, was theils den Gegenstand des Studiums der französischen Sprache selber ausmacht, theils als Belehrung, Rath oder Warnung sonst willkommen, ja

unentbehrlich ist. Der Verfasser weiss, wo die nicht unbedeutende Anzahl von Französisch Lehrenden der Schuh drückt und kommt einem wirklichen Bedürfniss entgegen. Ganz besonders ist dieser Leitfaden denjenigen zu empfehlen, der zu seiner Ausbildung als Lehrer der französischen Sprache in die Fremde reist. — Neben der Encyclopädie von Dr. B. Schmitz steht Prof. Breitingers Werkchen unabhängig da und wird durch dieselbe durchaus nicht entbehrlich gemacht.

Bg.

F. L. Rhode's Praktisches Handbuch der Handels-Correspondenz und des Geschäfts-Stils in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. Bernhard Lehmann. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1876.

Der Nutzen des vorliegenden Buches und seine Verbreitung werden durch die sieben Auflagen bezeugt, von denen die beiden letzten seit 1867 erschienen sind. Es enthält alphabetisch geordnet diejenigen Wörter und dazu gehörigen Redensarten, welche in der kaufmännischen Correspondenz eine Rolle spielen, wobei das Deutsche zu Grunde gelegt wird. Finden sich auch die meisten dieser Wörter in den guten Wörterbüchern, so fehlen in denselben doch oft die aus jenen gebildeten Phrasen, und in dem allgemeinen Wörterbuch erschwert die Masse des Gebotenen das Auffinden. Es empfiehlt sich darum für die besonderen Zwecke des Correspondenten ein Specialwörterbuch, vorausgesetzt, dass es die nöthigen Wörter und Redensarten einigermassen vollständig, stilistisch gut und sprachlich correct, giebt.

Was den ersten Punkt betrifft, so genügt das Rhode'sche Werk jetzt allen billigen Ansprüchen. Es wird mit der Zeit noch ein und das andere Wort hinzugefügt werden können, z. B. ausschütten (die Masse), Ausschüttung (der Masse), Nichtigkeit (s. Ungiltigkeit), und dies und jenes Wort kann füglich wegbleiben, um im allgemeinen Wörterbuch gesucht zu werden, z. B. beseelen, Blick, durchschauen, aber das Zuviel ist kein grosses Uebel, und bei fehlenden Artikeln wird man sich in der Regel durch Aufsuchung eines Synonymums aus der Verlegenheit helfen können.

Die Phraseologie ist, wie das Vorwort besagt, meist Originalbriefen, Geschäftsaufsätzen und Handelsberichten entnommen. Aber die stilistische Güte solcher Erzeugnisse wird häufig mit zu grossem Respect beurtheilt. Französische Briefe sind darum noch lange keine Muster für Französisch, weil sie von Franzosen geschrieben sind. Die spanischen Originale, welche Herr Kotzenberg seiner Handelscorrespondenz zu Grunde gelegt hat, enthalten zum Theil so verwickelte, langatmige Sätze, dass sie nicht zur Nachahmung empfohlen werden können.

Eine andere Gefahr bei einer Uebersetzung in fremde Sprachen, die weniger Geübten als Muster dienen soll, ist entweder der zu euge Anschluss an das Original, oder die zu freie Behandlung desselben. Im ersten Falle wird die Uebersetzung incorrect, im letzteren leitet sie den Schüler irre.

Das Rhode'sche Buch hat beide Schwierigkeiten im Wesentlichen mit Glück überwunden. Einer erneuerten Prüfung empfehle ich: Wenn Sie so fortmachen, werden Sie sich ganz abarbeiten (Abarbeiten 1), Abermalig, Darzählen, die freie Uebersetzung von Ausbeutung durch advantage derived from.

In Bezug auf den dritten Punkt, die Correctheit der gegebenen

Uebersetzungen, lässt das Rhode'sche Buch noch Manches zu wünschen übrig. Am besten ist der französische Theil, mangelhafter der englische. Des Italienischen bin ich nicht hinlänglich mächtig, um mir ein Urtheil über den darauf bezüglichen Theil des Werkes zu erlauben. Aber einer gründlichen Correctur bedarf das Spanische. Zur Begründung dieses letzten Urtheils beschränke ich mich auf einige Gattungen von Fehlern.

Der Infinitiv nimmt im Spanischen als Nominativ oder Accusativ keine Praeposition zu sich. Die Ausnahmen sind sehr gering. Gegen diese einfache Regel steht *de*, wo es fehlen sollte, in *nos es imposible de erer* (Belang 2); bei *permitir* unter Erlauben (drei Mal), Ausdehnen 3. Freundschaft 2 (richtig dagegen bei Gegenerbietung); bei *tener á bien* unter Betrag 1, Freundschaft 2, Nöthig 1, Rein 2, Verfügung 1 (richtig: *que U. ha tenido á bien hacerme*, unter Consignation 2); *celebrar* (Freuen 5), *preferir* (Masse 3), *proponer* (Aufhalten 1, Fracht 21), *desear* (Abmachen 5). Hierher gehört auch *nos impidió de hacerlo* (Rechnung 11), indem man spanisch sagt, einem et was hindern, cf. Salvá, Gramática de la lengua castellana, Paris 1872 p. 292: *Impedir á alguno de desempeñarse es locucion anticuada, pues ahora decimos, el desempeñarse, ó bien, que se desempeñe.* Unter Correspondenz stehen 4 Infinitive mit falschen Präpositionen: *me seria mui grato [de] contribuir: cuanto nos sea* (statt *es*) *agradable [de] haber; nos esmeraremos de hacer* statt *en* oder *para hacer*, wie auch richtig unter Bemühen 3. 6. übersetzt wird; vergl. Salvá Gramática p. 288 und Gomez, Der echte Spanier, S. 356; *procuraremos [de] merecer . . . y [de] conservar*. Unter Rathen steht *aconsejar* ein Mal mit *de*, ein anderes Mal mit *á*, während jede Präposition fehlen muss,

Das Genitiv- und Ablativverhältniss wird durch *de* ausgedrückt. Demnach fehlt *de* fälschlich in *sentimos el dolor (de) decirle* (Leid 7); *á* steht statt *de*: *le otorgará la facultad á proceder* (Gesichtlich 4). Abweichend vom Deutschen erfordert *tratar* die Präposition *de*. Vergl. Salvá Gramática p. 315: *tratar de comprar* und Beispiele in Gomez, Manual ed. 2, p. 32, 37. 96, 10. 99, 42. 132, 22. 139, 12. Unrichtig heisst es also *tratamos determinar* (Bestimmen 2).

Das Dativverhältniss wird durch *á* ausgedrückt, welche Präposition unrichtigerweise fehlt in *si U. se resolviese (á) girar* (Abgeben 3), cf. Salvá Gramática p. 308 *resolverse á navegar* und Gomez, Der echte Spanier, S. 373 *resolverse á una cosa*. Fälschlich steht *de* statt *á* in *no he autorizado á U. de disponer* (Befugniss 1), vergl. Gomez a. a. O. Regel 350 a.

Nach den Verben des Bittens steht nicht der Infinitiv, sondern der Coniunctiv. Es muss demnach nicht heissen *le rogaba de detener* (wenigstens *retener* ohne *de*), sondern *retuviese* (Bitten 1), nicht *rogamos á U. de estender* (Ausdehnen 1), sondern *extienda*; nicht *le suplicamos de hacer* (Bestimmung 4), sondern *haga*. Der Coniunctiv muss auch in dem folgenden Satze stehen: *nos tomamos la libertad de dirigir nos á U. U. para hacernos este servicio* (Freundschaftsdienst), was nur bedeuten könnte damit wir uns leisten. Wegen des neuen Subjects muss es heissen *para que nos hagan*. Anstatt des Indicativs muss der Coniunctiv stehen in *no le aconsejaria nunca [á] hacer envíos que no parecen* (liess *parezcan*) *arrojar un beneficio* (Rathen 1).

para steht statt *por*: *nuestro reconocimiento para las reiteradas pruebas* (Freundschaft 4); *vigilar para nuestros intereses* (Freundschaftsdienst und wahrnehmen 3).

Falsch conjugirt ist: *la suma será enteramente absorta* (Daraufgehen 1), statt *absorvida*. *Quedar absorto* heisst erstaunt sein.

Statt *y* muss es *é* heissen wegen des folgenden *i* in *correspondencia francesa y inglesa* (Correspondenz 7).

Häufig bedarf der spanische Ausdruck der Verbesserung. *Tenemos enlaces amigables juntos* (Freundschaftlich 1) sollte heissen *enlaces amistosos* ohne *juntos*. Mittheilen ist (Freuen 5) durch *hacer parte* übersetzt statt *dar parte*, wie richtig unter Bedauern 5 steht. *La confianza se ha hecho titubear* (Erschüttern) sollte wenigstens heissen *la c. ha titubeado*: besser *ha vacilado*, *ha sido alterada*. Was rathen Sie mir zu thun? ist Rathen 2 wiedergegeben: *qué me da aviso U. de hacer?* Es muss heissen: *qué me aconseja U. hacer* oder *que haga*; denn *dar aviso* bedeutet Nachricht geben. *Acordar* wird oft in dem jetzt veralteten Sinne von bewilligen, *conceder*, gebraucht, z. B. *Bewilligen* 1, *Credit* 5, *Dagegen* 1, *Disconto* 3, *Frage* 5, *Gewähren* 7, *Ueblich* 1.

El buque ha anunciado [de] tomar carga (Ladung 11) sollte heissen *ha abierto registro* oder *se ha puesto carga para*. Aehnlich sollte es auch unter *Fracht* 21 statt *nos proponemos [de] hacer (á) la Diona buscar cargamento* heissen *abrir registro á la generala para la D. oder poner la Diona en curso general*.

Dies wird genügen, um mein oben über den spanischen Theil gefälltes Urtheil als gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Wenn ich mich im Allgemeinen mit dem französischen und englischen Theile für mehr einverstanden erklärt habe, so möchte ich doch auch hier bei einer neuen Auflage eine sorgfältige Feile empfehlen. Unter *Hand* 9 ist jetzt richtig geschrieben worden *je ne nie pas que ceux ... n'aient*, wo früher *ont* stand. Aber geblieben ist ein ähnlicher populärer Fehler bei *Besinnen* 2: *Autant que je m'en rappelle* statt *que je me le rappelle*. Dieser Fehler ist allerdings so landläufig, dass *Litré* ausdrücklich davor warnt. Auch in: *ces articles conviennent pour nos contrées*; *cette serpillière conviendrait mieux pour votre marché* (*Passen*) steht wohl *convenir pour* durch kaufmännischen Missbrauch für *convenir à*. Auffällig ist, wie der *Conditional* *si M. N. viendrait vous voir* (*Behändigen* 2) statt *venait*, und eine Präpositionenverwechslung unter *Nachlässigkeit* 1: *si cette affaire venait de donner*, statt *à donner* auch in der neuen Auflage sich haben halten können.

Um auch einige Beispiele von mangelhaftem Englisch zu geben, so erwähne ich *at the Bourse of Vienna* (*Ankündigen* 8) statt *exchange*; *the ship happily reached the shore* (*Anlanden* 1) statt *safely*; *as soon as you will have discharged this duty* (*Abbezahlen* 2) statt *as you have* oder *as you shall have*; *it would be too presumptuous from my part* (*Anmassen* 1) statt *on my part*; *let us put the supposition that* (*Annehmen* 13) für das Gewöhnlichere *suppose* oder *supposing*. *If you will not accept my advice* (ebend. 19) statt *take, follow, act on*; *Admitted this to be so* (ebend. 23), besser *admitting*. *At which price did you charge them* (*Aurechnen* 2) statt *at what price*; *I am anxious to renovate our correspondence* (*Anknüpfen* 2) statt *renew* oder *resume*: *we shall not stick at (statt to) a few dollars* (*Ankommen* 2); *we shall now set at (statt about) this work* (*Arbeit* 3); *I shall give an enlightenment* (wenigstens sollte es *enlightenment* heissen) statt *I will enlighten you on this point* (*Aufklären* 2).

Schliesslich möchte ich den Herrn Herausgeber noch auffordern, bei einer zukünftigen Ausgabe sich die Correctheit des Druckes angelegen sein zu lassen. Ich finde viele Druckfehler der fünften Auflage in der siebenten wieder, z. B. *suffir* statt *suffire* (*Abarbeiten* 4), *éffeuiller*, *éffaner* (*Abblatten*); *advises* statt *advices* (*Ankündigen* 3); *to chose* statt

to choose (Ansetzen 4). Im spanischen Theil ist besonders der Accent mit wenig Aufmerksamkeit behandelt; derselbe fehlt z. B. über dem i in *aprovechiamos* (Abschrift 4), *economia* (Auftrag 32), *mercaderia* (Bestimmen 13) *navio* (Abdanken); über dem o in *polizas* (Connossement 2).

Durch Abstellung solcher und der früher erwähnten Mängel wird das Buch, dessen Nutzen schon jetzt unzweifelhaft ist, sich eine immer grössere Verbreitung verschaffen, wie wir sie ihm von Herzen wünschen.

Hamburg.

A. Fels.

Miscellen.

Amerikanisches Skizzebüchelche. Eine Epistel in Versen. Mitgetheilt von Georg Asmus. 2. Aufl. New-York 1874. — 2. Band 1875. — Ebenfalls bei Mayer, Köln u. Leipzig.

Von einem in Amerika,
Der, was er ass und trank und sah,
Und was ihn sonst noch da genirt',
Sei'm Ohm nach Hesse rapportirt.

Durch vorliegende zwei Bändchen ist unsere so hervorragende deutsche Dialektdichtung in köstlicher Weise vermehrt worden. Wir müssen das Werkchen um so freudiger begrüßen, als es, jenseits des Oceans erschienen, ein würdiges Zeugniß deutschen Geistes, wie er sich auch in der neuen Welt bewährt hat, ablegt. Diese Zeilen sind von dem Wunsche dictirt, den beiden Büchelchen, wie sie es in vollem Masse verdienen, auch in Deutschland Freunde zu erwerben. Dazu ist nöthig, dass wir bei dieser Besprechung den Verfasser selbst möglichst oft redend einführen.

Der erste Band schildert in losen Abschnitten das amerikanische Leben und Treiben im Allgemeinen, wie es sich besonders den Augen des Deutschen darstellt.

Neuyork müsst einer so beschreibe,
Wie wann er Welle male will,
Is das e Woge, Brause, Treibe —
Die Strasse selber stehn net still.

Das Dränge, Gurgle, Kreise, Tose!
Wie Wirbelström in eine Fluss,
Und doch e Gleite, doch keiñ Stosse,
Jed Tröppche weiss wohin es muss.

Und immer Neues kommt geflosse,
Von tausend Schiffe ausgespuckt,
Kaum hat's auf's Ufer sich ergosse,
Is es auch gierig schon verschluckt.

Kam's elend auch von fremde Strande,
Was kummervoll die Küst betritt,
Bringt's doch de neue Hoffungslande
E reich Geschenk — zwei Arme mit.

.

Kommt mer aus Japan oder Hesse,
 Ja aus 'me Land noch net entdeckt,
 Mer kann hier plaudern, trinke, esse
 Genau im eigne Dialekt.

Ich bin nuñ hier seit fast zwei Jahre;
 Glaubst du, ich hätt in all der Zeit,
 So wimmelts da mit Gehñ und Fahre,
 Zweimal gesehñ dieselbe Leut?

Punkt Zehe fängt das añ zu laufe,
 Und bis um drei Uhr Jeder rennt,
 Als hätt er etwas zu verkaufe,
 Was er net recht verkaufe könnt.

Da sieht mer nobele Gesichter,
 Den's Wohlthun aus de Auge blitzt,
 Danebe stolze Bösewichter,
 Die nur ihr Geld vor'm Zuchthaus schützt.

Es heisst mit Geld wär' viel zu mache,
 Mer müsst Millione nur erschnornn,
 Dann könnt mer habe alle Sache,
 Nur Richter net, die cim verknornn.

u. s. w.

Der galante Dichter widmet gleich den folgenden Abschnitt dem schönen Geschlechte. Er ist so köstlich, dass ich ihn fast unverkürzt wiedergebe.

Am schönste sin die Frauenzimmer,
 Die sind doch all, als wie gemalt,
 Wie Wundervögel gehn sie immer,
 Ich möcht nur wisse, wer's bezahlt.

Se sage, die mer da so sieht,
 Dass net e Jede arg viel nutzt,
 So for ins Haus und fors Gemüth,
 Doch wunnerscheeñ sind se geputzt.

Se könne stricke net und koche,
 Und meistens fahrn se, wann se gehñ;
 Nur zweimal gehn se in die Woche,
 Drum halte sich se auch so scheeñ.

Pelz, Sammet, Schleier, Kneifer, Spitze,
 Se gehn drin so natürlich her,
 Und Ohrring, Handschuh, Stiwel, Litze,
 Als ob's auf 'en gewachse wär.

Wie sie de kleine Finger stelle,
 Und schleppend schwebe, vornehm müd;
 Die lange Kleider schlage Welle,
 Wie wann en Schwan durchs Wasser zieht.

Gehörig auswärts gehn se hinne,
 Vorn bolzegrad, das Köppche dreist —
 Das sin Amerikanerinne,
 Und ob das mit de Auge schmeisst!

Der Täng kühl, weich, e bische südlich,
 Wie Rahm mit etwas Kaffee drin;
 In siebenknöpp'ge Handschuh niedlich
 Die kleine Händ verborge sin.

Und wie en Photograph die Mängel
 Liebvoll verbirgt und überschmiert,
 So sin hier die lebend'ge Engel
 Mit Kunst und Sorgfalt retuschirt.

Im Mäulche hen se alsfort Zucker
 Und auf dem Mäulche auch — herrje!
 Im Herzche e paar lose Mucker,
 Und in de Händcher 's Portmonneh.

.

Die Arbeitstheilung, kann mer sage,
 Ist hier zu Land famos zu Haus,
 Die Männer müsse's Geld erjage,
 Die Frauenzimmer kehren's enaus.

Wir überspringen, wenn auch mit schwerem Herzen, wieder einige Abschnitte und fahren mit des Dichters Worten fort:

Höchst ausserordentlich gedeiblich
 Gehts hier zu Land dem Judenthum;
 Es macht Cultursprung unverzeiblich,
 Erwirbt sich Bildung, Geld und Ruhm.

Wie prachtvoll die gleich englisch rede!
 Das Deutsche kommt en schnell abhand,
 Als ob die Leut sich schäme thäte,
 Vielleicht auch, weil sie's nie gekannt.

.

Zum Beispiel nehmt en Mann aus Pole.
 Der bringt nur, ausser seinem Stock,
 De Wille mit seiñ Glück zu holer,
 Sein' Locke und sein Kaftanrock.

Er lauft sofort durch alle Strasse,
 E gut Geschäftche hat er schon,
 Verbrochne Fenster neu zu glase
 Ist seine ganze Ambition.

E halb Jahr druf is er schon weiter.
 Das erst Bankrottche is gemacht!
 Er handelt schon mit alte Kleider,
 Er schläft net, lauert nur, bei Nacht.

Seiñ' Kinner sin gewiegte Mensche,
 Die wälze sich im Gold herum;
 Sie fahrn spaziern in Glaçehänsche
 Und sitze in Proscenium.

Ich wähle ferner aus einem kurzen Abschnitt über die Aerzte:

E gut Geschäftche is hier Dokter,
 Um reich zu werde jedenfalls;
 Heut kommt er, und schon morgo hoeckt er,
 Fest in der Butter, bis an Hals.

Spricht er kein Englisch — 's kein Schade,
Kriegt doch meist Deutsche zu kurirn;
Der Yankee will Homöopathie
Und lässt sich langsam massakrirn.

Bei euch verspricht mer eim sechs Batze,
Nach Jahr und Tag, vor e Visit;
Hier kriegt er Doller, und er hat se
Erst in der Tasch', sonst thut er's nit.

Ein Zehner for in's Ohr zu gucke,
For zwei Ohr'n zwanzig, und so fort;
Kriegt einer gar Arznei zu schlucke,
Dann kost's en Nibelungehort.

Sag's nur herum, es sollte komme
Was medizinisch is gebild't;
Manch Haus noch, hab ich wahrgenomme,
Hat in Newjork kein Dokterschild.

In diesem prächtigen mit der schärfsten Beobachtungsgabe gepaarten Humor geht das „Büchelche“ weiter. Die Schnelligkeit, mit welcher Städte entstehen und wohnlich gemacht werden, schildert folgende Strophe:

Da gib'ts gleich Gas und Wasserleitung
Und Kirche, Bäder und Hotels;
E bettuchgrosse Morgezeitung,
Dampfspritze, Eis und Putzmamsells.

Der in Newyork unerträglich heisse Sommer treibt Jeden hinaus, dem es die Umstände nur erlauben:

Die reiche Junggeselle gehe
In Adirondakhochurwald,
Campfire da an stille See
Und springe übern Felsespalt.

Dort üben sie auf wildem Pfade
Die stadtverwöhnte Banerches (Beinchen)
Se schlafe, fische, jage, bade,
Kurz, spiele da Indianerches.

Se gehn bewaffnet wie die Räuber
Und schnupfern nach der Hindin Fährt,
Se kriege kesselbraune Leiber
Und schauderhafte Stoppelbärt.

u. s. w.

Wer bleibe muss, und hat Monete,
Fährt gern am Sonntag auf die Bay;

Da Staaten Eiland, das am Hafe
Liegt wie e Traumbild hingestreckt;
Auf Sammethügeln weiden Schafe,
Kühl blickt die Villa, laubversteckt.

Dort, weit im Ost, der bleiche Streife
Das scheint kein Land mehr — 's is die See!
Doch — lass de Blick net heimwärts schweife,
Guck weg, es thut de Auge weh.

Welches unendliche Gefühl birgt der eine, kurze Vers! Tausende deutscher Landsleute haben gewiss empfunden, was der Dichter in so schlichten Worten ausdrückt, und wer es liest, muss es nachfühlen. Gerade bei dieser Stelle fühlen wir uns (merkwürdig genug!) versucht, unseren Dichter mit dem sein deutsches Gemüth meist absichtlich verleugnenden und niederspottenden Heine zu vergleichen, denn bei ihm gerade sind wir die Meisterschaft gewohnt, mit den einfachsten Worten die stärksten Wirkungen hervorzubringen. Wenn wir aber Humor und Gefühlstiefe zusammen betrachten und dabei des uns so lieblich amuthenden Dialektes nicht vergessen, so sind wir wohl am meisten geneigt, den Verfasser des Skizzebüchelche neben Fritz Reuter zu stellen, dem grössten Vorbild für die Vereinigung dieser Eigenschaften in unserer deutschen Literatur.

Nahe am Ende des ersten Bandes giebt uns der Verf. eine Charakteristik der hauptsächlichsten amerikanischen Städte, wie sie in der Kürze treffender nicht gedacht werden kann. Wir geben auch hieraus einige Proben:

Der Mississippi fliesst gemüthlich,
Breit, schlammträg, an St. Louis vorbei,
Die Leut thun da in Bier sich güthlich
Und raisonnirn und schlachte Säu.

.....
Nach Washington schickt mer die Kräfte,
Die zum Regiere taugbar, hin;
Sehr häufig Herrn, die für Geschäfte
Daheim doch net recht brauchbar sin.

In Boston lebe die Athener
Der neue Welt von Lorbersaft;
Da gelte Doller nix und Zehner,
Da blüht umsonst die Wissenschaft.

Von Philadelphia möcht ich schweige,
Es is e Vorstadt von Neuyork,
E Backsteinwüste ohne Gleiche,
Solid, doch trocke wie en Kork.

Brooklyn — e Seestadt ohne Laster!
Da steht e Kirch bei jedem Haus,
Die Weibcher schiele nach de Paster
Mit fromm verschämte Auge aus.

Hoboke hat kein fremde Flitter,
Still lebt sich's wie in Darmstadt hin,
Nur dass die Grossherzög und Ritter
Hier reiche deutsche Kaufleut sin.

Im Himmel sind se da, im siebten,
E ganz germanisch Paradies!
Die Jungfrau stickt da dem Geliebten
Noch Hoseträger und Etuis.

Der „Ohm in Hesse“ und der aufmerksame Leser hat bis jetzt denken müssen, dass der Schreiber ihm aus purer Menschenfreundlichkeit, zu seinem (des Lesers) Nutz und Frommen, das Land hat schildern wollen. Aber siehe da, der schlaue Verf. ist, wie jeder Sterbliche, ein Egoist, denn der eigentliche Zweck des Schreibens geht aus dem Schlusse hervor:

Nur eins hier noch, Du wirst Dich freue!
Vorgestern hab ich mich verlobt;
Se hat zwar nix, doch ihre Treue
Hab ich seit dere Zeit erprobt.

E Schönheit über die Beschreibung,
So jung und gut, grad sechszeñ Jahr;
Se hat auch, ohne Uebertreibung,
In ganz Neuyork das schönste Haar.

Se is, vom Wirbel bis zum Zehche,
Das Feinste was mer sehe kann,
Gewachse is se wie e Rehche,
Und heisst Miss Molli Flanigan.

Se ging zur Schul; im Zuckerlade
Hab ich die Frag' an se gestellt;
Jetzt wolle mer uns heierathe,
Drum schick mir möglichst bald mein Geld.

Hiermit hat der Dichter angefangen uns für seine eigene Persönlichkeit zu interessiren; was dieser alles begegnet, erfahren wir aus dem kurz vorher in Aussicht gestellten zweiten Bande. Wir schauen diesem mit umsomehr Spannung entgegen, als durch die Verlobung mit einer jener Schönen, deren Vorzüge der Dichter selbst in so zweifelhaftem Lichte geschildert hat, zugleich eine tragische Schuld gegeben ist. Wir müssten uns auf das Schlimmste für den armen Helden gefasst machen, wenn die Schlussfolgerungen, welche der allzufrische Humor in uns erweckt, nicht noch hoffnungsfreudiger wären. Wer Kopf und Herz so auf der rechten Stelle hat und dem, was er fühlt, so beredten Ausdruck zu verleihen versteht, dem kann es auf die Dauer nicht schlecht gehen.

Und doch, hart genug ist es dem armen Hessen zuerst ergangen.

Dem hawe se die Späss verdrive,
Du liewer Gott, dem junge Blut!
Er is gesund un hat geschrive;
Passt uf was er verzähle duht:

Auf der Ueberfahrt schliesst er Freundschaft mit zwei Newyorker Kaufmannsöhnen, und

in der Rauchstub, so beim Weiß,
Ward hoch und feierlich beschlosse:
Mir drei, mir wollte Partners sein.

Das geschieht denn auch ohne Säumen,

Mer wollte nach und nach errichte
Mit Cuba en Produktverkehr;
Hiñ: Butter, Käs und so Geschichte,
Her: Südfrücht und dergleiche mehr.

Da wirft ihnen ein gütiges Geschick einen Chemiker in den Weg,

Der konnt e künstlich Butter mache
Aus ganz gemeinem Ochsefett,

und seine Gründe wirken schliesslich so überzeugend, dass er

als Partner ward genomme
Und kriegt' vorab e runde Summ.

Der Absatz bleibt aber aus; unser Landsmann wird dazu bestimmt, die Waare nach Cuba zu schaffen, aber es tritt unterwegs bei fürchterlicher Sonnenhitze Windstille ein, und

die Butter troppt' aus tausend Ritze,

bis man endlich alle Fässer über Bord werfen muss, denn
die Wasserpumpe gabe Schmalz.

Das Geschäft löste sich auf mit schlecht verhülltem Bankerott. Da kommt zum Unglück das Wechselchen aus Deutschland an, welches am Ende des ersten Büchelchens gefordert war; leichtsinniges Geiede lässt unseren Helden für reich halten und

Es hiess, nuñ könnt ich wohl prästire
En niedliche Verlobungsschmaus.

Ein Freund erbietet sich, die Sache billig und elegant ins Werk zu setzen und erhält die Erlaubniss.

Flott hatt' ich mich in Frack geschmissen,
Und wartet uf mein' Gäste jetzt;
Mein' Handschuh warn, wie mein' Gewisse,
Zu zart und eng un drum zerfetzt.

Was all die feine Kellner renne!
Ich dacht bei mir im Stille so:
Wär's nur noch möglic durchzubrenne —
Die Wirthschaft hiess Delmonico!

Die geladenen Pärchen erscheinen im herrlichsten Putze und man führt die Gesellschaft in den Speisesaal. Beim Anblick der Pracht hätte den armen Gastgeber fast der Schlag gerührt. Ein Blumenfrühling prangte zur Zierde auf dem Tische.

Inmitte von dem Tropekrempele
Stand, funkelnd wie aus Bergkrystall,
E Kandelzuckerliebestempel,
Da drinn war Amorettenball.

Dazu macht ihm auch noch das Benehmen der Mollis mit ihrem Nachbar desperat.

Froh musst' ich sein so dazusitze,
Und, in bescheid'ner Zärtlichkeit,
Zu streichle mit de Fingerspitze
E Fältche von ihr'm liebe Kleid.

.

Fing Einer añ e Red zu halte,
Wie Jungamerika se hält,
Will es nach Tisch Talent entfalte,
Wo es auch sein mag in der Welt.

Von Grenzenlosigkeit des Landes,
Und von dem arme Mann sein Schweiss,
Dass hier kein Unterschied des Standes,
Und dass Europa wär en Greis.

Vom Washington und Sternebanner
Und von dem ausgespreizte Aar,
Doch's Land wär hin, küm net e anner
Partei an's Ruder 's nächste Jahr.

Vom edle Volk un der Verwaltung,
Von der gesprengte Sklavekett,
Von höchster Industrieentfaltung
Und Frankreich's grossem Lafayett.

Nuñ gings an Deutschland: das wär Schwindel,
Das stöhnt unner Tyrannehand,
Das Volk wär ungläubig Gesindel,
Der Adel nur e Räuberband.

Als Bürger wär'n mer net die beste,
Der Hunger trieb uns hier ins Land,
Mer käme her uns voll zu mäste
Und hätte jeden Tag en Brand.

„Engherzig nur thun se das Gute,
Wann ihne Bier die Seel erfreut;
Seht unsre Rieseinstitute
For schrankelos Wohlthätigkeit!

Das is nur gross im Kümmelspalte
Und kann, bei all seim dumm Geprahl,
Sich net emal zusammehalte
For's eigne Heil bei ere Wahl.“

Auch Undank legt er uns zu Laste:
E Mancher, der hier fänd seiñ Glück,
Schlich' mit gefüllte Kist und Kaste
Sich in seiñ Vaterland zurück.

„An Sprach und Atheistesitte
Hält Jeder fest mit Obstinanz —
Dass überhaupt se sin gelitte
Beweist recht unser Toleranz!“

Jetzt sprang mein Zorn e jede Fessel!
Laut schallte ihr Applausgelach,
Drei Schritt weit flog mein Ehresessel,
Wild schoss das Blut mir unners Dach.

„Was?“ schrei ich, „ihr wollt mir schimpfire
Meiñ heissgeliebtes Vaterland?
Und's Volk, was euch alleiñ kann führe
Aus Vorurheil und Uñverstand?

Still und bescheide hat's gerunge,
Wie keins, nach Licht, wenn auch entzweit;
Jetzt, wo mer uns Respekt erzwunge,
Platzt fast die ganze Welt vor Neid!

Ihr seid noch lang net uf der Höhe,
Von der ihr uns begreife könnt,
Ihr werd't noch's Mittelalter sehe,
Dem ihr ja stracks entgegerennt!

Schwarzröck und Monopolmagnate
Regiern, bigott und frech, das Land;
Ihr meint, ihr hätt' keiñ' Potentate
Und seid doch all in ihrer Hand!

Was wär denn leichter zu verwalte,
Als euer uñbedroht Revier?
Ihr braucht keiñ' Heere zu entfalte,
Euch langt e Flott von Schreibpapier!

Un doch könnt ihr den Kram net halte,
Ihr ruinirt das reiche Land,
Schafft ihr euch net en wohlbestallte,
Erzogene Beamtestand!

Mir solle uns bei euch bedanke,
 Und opfere unser Heimathsbräuch?!
 Was werft ihr davor in die Schranke?
 Wär Dank am Platz, er wär bei euch!

Wer bracht' in euer Klapperlebe
 E bische Poesie und Klang?
 Wer hat euch die Musik gegeben?
 Wer hält de Irische die Stang?

Plantz net der Deutsche euch die Rebe
 An See' und Ström', das hold Geschenk?
 Und wenn wir gern uf Bierbänk klebe,
 Schafft's net auch euch e gut Getränk?

Ihr macht Gesetze mit Gezeter,
 Die ihr dann selbst net respektirt;
 Uns is die Bierbank en Katheder,
 Da wird Philosophie dozirt.

Wer hat aus euerm wilde Weste
 E wogend Ede hergestellt?
 Der Deutsch, der ruhigst und der beste,
 Weil stätigst, Bauer in der Welt.

Vom Paradies wart ihr Verwalter,
 Vom Süde — wie habt ihr's verprasst!
 Wer warn denn da die Sklavehalter,
 So lang's dem annern Theil gepasst?

Gut war's, dass ihr habt überwunde
 Die Rebellion; doch nach dem Schlag
 Habt ihr die Leut brutal geschunde
 Und thut's noch bis zum heut'ge Tag.

Und wie dort ausgesaugt die Felder,
 Die Raubwirthschaft verlangt kein' Kunst,
 So geht's genau mit eure Wälder,
 Denn Forskulturr is euch en Dunst.

E Jeder geht sein' eigne Bahne,
 Und Jeder is for sich nur fix;
 Ihr seid e Volk ganz ohne Ahne,
 Und an de Enkel liegt euch nix!

Uf was habt ihr denn viel zu poche?
 Mein Volk is en gelehrter Held!
 Mein Volk hat Logik in de Knoche —
 Ihr habt, im Hosesack, nur Geld!“

So, Onkel, hab ich losgewettert,
 Die Wuth bätt mich fast umgebracht;
 u. s. w.

Wir schliessen unsere Besprechung mit diesem längeren Auszug. Er bedarf für einen Deutschen keines Commentars; wir meinen, dass er allein schon dazu beitragen wird, dem Buche die gebührende Anerkennung zu erwerben.

Ueberhaupt sind die Reden die Glanzstellen des Werkes. Es folgen ihrer noch zwei: eine Advokatenrede vor Gericht, ein vollendetes Muster

parodirender Kunst, welche uns lebhaft an ein derartiges Meisterstück von Dickens in seinen Pickwickiern erinnerte, in welchem er den Pathos von tendenziösen Zeitungsartikeln vor Parlamentswahlen durch die vortrefflichste Parodie lächerlich zu machen sucht; und eine Rede des Helden selbst, durch die er ein zum Strike gereiztes Arbeiterpersonal zur Vernunft zurückführt.

Doch das Mitgetheilte hat hoffentlich genügt, um zum eigenen Lesen des „Skizzebüchleche“ zu veranlassen. Wir schicken dem Verfasser einen warmen Dank für das Erzeugniss seiner Poesie über den atlantischen Ocean hinüber und knüpfen daran den Wunsch, dass dies nicht die letzten Klänge seiner Muse gewesen sein mögen.

Berlin.

W. Körner.

Nachtrag. Seitdem obige Zeilen geschrieben wurden, hat sich unser Wunsch erfüllt durch eine im genannten deutschen Verlage erschienene Novelle „Camp Paradise, 1877“, auf welche wir uns später zurückzukommen vorbehalten.

Die bildlichen Darstellungen des Reineke Fuchs im Mittelalter.

Die bisher beschriebenen Fabelbilder im Dome zu Bristol*) beziehen sich auf wohlbekannte Ereignisse im Leben Reineke's. Merkwürdig ist auch, dass uns beide Hinrichtungen, die auf Befehl des Königs vollzogene und die durch Rachlust der Gänse vollstreckte, dargestellt werden. Von den übrigen Bildern beziehen sich verschiedene auf die Thierfabel, obgleich ihre Deutung und der Nachweis schriftlicher Tradition schwerer sind. Ich hebe daraus noch folgende hervor.

1. Ein an der Kette liegender Bär, mit Maulkorb und Ring durch die Nase. Auf beiden Seiten des Bären befinden sich zwei Füchse, die hinter den Bäumen hervorlugen. Zwei Arbeiter mit Schubkarren.

2. Ein nackter, aber mit einem Schwerte bewaffneter Mann wird von zwei Thieren angegriffen. Mit dem Schwerte schlägt er nach dem einen Thiere, das unstreitig einen Fuchs darstellt. Das Thier zur anderen Seite ist unkenntlich geworden. Man könnte es mit ebenso viel Recht für einen Fuchs, Bären oder Wolf halten. Zur rechten Seite der ganzen Gruppe sieht man den nackten breiten Hintern eines Mannes, dessen Geschlechtstheile zwischen den Beinen herabhängen. Diese Zugabe weist vielleicht auf die vierzehnte Branche des Roman de Renart: De l'Ours et du Lou et du Vilains qui monstrerent lor cus.

*) Archiv, vol. LVI, p. 265 seqq.

Trestuit trois nos eus mostrerrons,
 Et cil qui graignor cul aura
 Le bacon tout emportera. (XIV, 7087 seqq.)

3. Eine Schnecke kriecht einen Berg hinauf. Ein Mönch treibt sie mit einer Peitsche an. Zur anderen Seite steht ein Ritter und sieht unbekümmert zu. Hier haben wir vielleicht die verlorene Geschichte von der Schnecke, über die sich Gautier de Coinsi so ungehalten ausdrückt. Doch ist auch die Schnecke Bannerträger im Renart le Nouvel:

Li Rois Tardius le limeçon
 Bailla le roial gonfanon,
 Et li conmanda l'avant-garde,
 Et le lupart l'arriere-garde. (3511—14.)

Nachdem Renart entschlüpft ist, klettert auch Tardif die steile Burg hinan, und da er keinen Widerstand findet, pflanzt er des Königs Banner auf:

Es-vous Tardius le limeçon
 Ki dist que par tans le sara.
 As Murs s'ahiert, amont rampa,
 Nulni n'i vit, jus descendi,
 A le porte vint, si l'ouvri;
 Mais ains mist le roial baniere
 Ens en le maistre tour de piere
 En signe pris est li castiaus.
 Au Roi Noble est cis signes briaus.

(Renart le Nouvel 4214—22.)

Leider habe ich keine weitere Notiz von der Kleidung des Mönches genommen, doch ist es, wenn ich mich nicht irre, kein Bettelmönch.

4. Ein Mann auf einer Gans reitend, und ein anderer auf einem Schweine. Beide halten in der Hand eine Waffe, die ein Speer, aber auch nur ein gewöhnlicher Knüppel gewesen sein mag.

5. Ein Mann, augenscheinlich ein Hausirer, der einen Kasten auf dem Rücken trägt, liegt auf dem Boden. Mehrere Affen springen um ihn herum, öffnen seinen Kasten und nehmen die Waaren daraus.

6. Ein Affe, der eine Flasche in der Hand hält. Als ich meine Notizen über Bristol zuerst niederschrieb, sagte ich ‚holding a bottle or a purse in his hand‘. Die Schnitzereien zu Beverley zeigen uns den Affen gelegentlich als Arzt seines Freundes, des Fuchses. Dort ist kein Zweifel daran, dass die betreffende Schnitzerei einen Affen mit einem Uringlase in der Hand darstellt. Man vergleiche damit die Darstellung des Arztes in den Todtentänzen, wo dieselben immer auf diese Weise gekennzeichnet werden.

7. Ein Affe, der auf einer Laute spielt.

8. Ein Affe, oder ähnliches Thier reitet auf einem Esel. Ein Bauer treibt das Thier mit einem Stocke an, während er es beim Schwanze festhält.

Diese Holzschnitzereien stammen wahrscheinlich aus dem Anfang des sechzehnten oder Ende des funfzehnten Jahrhunderts her. Doch sind die Steinbilder, zu denen wir uns nun wenden, entschieden älter. Diese befinden sich in der Elder Lady Chapel oder älteren Marien-Capelle, die hier nicht, wie gewöhnlich, den östlichen Theil, sondern das westliche Ende des nördlichen Seitenschiffes einnimmt. Diese Capelle wurde zwischen 1196—1215 gebaut. Unter den Grottesken des Gewölbes befinden sich folgende Thierbilder:

1. Ein Fuchs, der mit einer Gans davonläuft.

2. Ein Affe und Widder, die auf Pfeifen blasen.

3. Ein Affe, der auf der Pansflöte bläst und einen Hasen auf seinem Rücken trägt.

Zur Zeit der Reformation wurde diese Kirche von Heinrich VIII. zum Dom erhoben. Von dem mächtigen Hause Berkeley als ein Haus für Augustiner Domherren (nicht zu verwechseln mit Augustiner Bettelmönchen) 1142 gegründet, war dasselbe gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu einer gefürsteten Abtei erhoben worden.

Ich wende mich nun zu den höchst interessantesten Sculpturen zu

Beverley.

Um das Jahr 700 gründete Johann, Erzbischof von York, an seinem Geburtsorte Inderawood ein Kloster für Frauen und

Mönche. Er selbst zog sich im Jahre 718 altersschwach von seinem Bisthum nach seinem Monasterium zurück, wo er bald darauf, im Jahre 721, starb. Im Jahre 1037 wurde er von Pabst Benedict IX. canonisirt und als St. John of Beverley verehrt. Seine Gebeine, die noch heutzutage im Münster zu Beverley ruhen, zogen von allen Theilen Englands eine grosse Anzahl Pilgrime an. Beverley, das ehemalige Inderawood, wurde die heilige Stadt des Nordens. König Athelstan besuchte das Heiligthum auf seiner Expedition nach Schottland, 934, und nachdem er den Heiligen um seinen Schutz angefleht hatte, nahm er das Banner desselben von seinem Grabe und versprach der Kirche mancherlei Privilegien, falls er siegreich zurückkehren sollte. Nach seinem Siege verlieh er dem Heiligthume das Recht der Freistätte und andere Privilegien. Als im Jahre 1138 die Schotten in das Land einfielen, nahmen die Barone des Nordens das Banner des heiligen Johann und liessen es mit den Bannern des St. Petrus von York und des St. Wilfrid von Ripon ihren Schaaren in der „Battle of the Standard“ vorantragen. Nach der Schlacht bei Azincourt (25. Oct. festum translationis S. Johannis de Beverley) ging Heinrich V., von seiner Gemahlin begleitet, nach Beverley, um dem Heiligen für seinen Beistand in der siegreichen Schlacht zu danken. So gross war der Ruf des heiligen Johannes, dass der König ihm zwei andere Heilige, St. Crispin und St. Crispinian, deren Fest auf diesen Tag fällt, nachsetzte.

Unter den von König Athelstan verliehenen Privilegien wird auch die Gründung einer Guild of Minstrels erwähnt. Athelstan wird auch sonst in der Geschichte als Liebhaber und Beschützer der Sänger dargestellt. Sicher ist es, dass eine Gesellschaft von Sängern und Musikern vor alten Zeiten hier bestand und sich mehrere Jahrhunderte lang hindurch erhielt. Diese Minstrels müssen in hohem Ansehen gestanden haben, wie aus den Steinbildern der Musiker sowohl im Münster als in der Marienkirche hervorgeht. Vielleicht sind sie auf die Entwicklung der Reineke-Sage nicht ohne Einfluss gewesen, denn nur Beverley giebt uns eine vollständige Reihe von Bildern, welche das Abenteuer vom Gänseprediger zu einem befriedigenden Abschluss bringen. An Interesse stehen die Bilder

zu Beverley vielleicht allen anderen vor und werfen auf die Gestaltung und Bedeutung der Thierfabeln des Mittelalters ein helles Licht.

Wenden wir uns zuerst nach dem herrlichen Münster. Die Wandarkaden der Seitenschiffe sind reichlich mit Grottesken geschmückt. Unter denselben bemerken wir im nördlichen Seitenschiffe ein Steinbild, welches einen Fuchs in Mönchskleid und Pilgerstab in der Hand darstellt. Der Kopf ist leider abgebrochen, doch ist der ganze übrige Körper, besonders der schöne buschige Schwanz, gut erhalten. Eine Gans zieht den frommen Pilgrim am rechten Arme und zwei Hähne am linken Arme. Sie scheinen den heiligen Mann zurückhalten zu wollen und zur Predigt aufzufordern.

Unter den anderen Steinbildern wiederholt sich das muscirende Schwein, das aber besonders häufig zu Winchester zu sehen ist. Dies halte ich für eine andere Version des so häufig in mittelalterlichen Kirchen dargestellten *Asinus ad lyram*.

Wir treten jetzt in den hohen Chor, wo die Misereres sowohl der oberen als unteren Reihe mit vielen Thierbildern geschmückt sind. Zwei Umstände machen dieselben äusserst wichtig. Erstens wissen wir, wer dieselben geschnitzt hat, und zweitens wissen wir genau das Jahr, in dem sie vollendet wurden. Auf einem Miserere steht ein Hahn, der „Erwache“ (*Wake!*) zu rufen scheint, und dabei die Inschrift: „*Johannes Wake clericus fabric(avi)t.*“ Auf einem anderen Miserere befindet sich ein Wappen (eine aufgehende Sonne auf einem den Schild theilenden Querbalken) zwischen zwei Hähnen und der Umschrift: „*Arma Wilhelmi Tait Cocton Thesaurarii hujus Ecclesiae 1520.*“ Der Athem stockt Einem, wenn man das liest. Was, im Jahre des Heils 1520! Das war das Jahr, in dem Martin Luther die päpstliche Bulle verbrannte! Und in dem Jahre amüsirte sich Johannes Wake clericus im Münster zu Beverley, indem er die Geschichte Reineke Fuchsens auf die Chorstühle schnitzte. Man nehme hinzu, dass Cardinal Wolsey zu dieser Zeit Erzbischof von York war, dass der Clerus im Norden grenzenlose Macht besass und das Volk am Clerus und der katholischen Religion mit fanatischem Eifer festhielt, und man wird unglaublich finden, dass dies Spottbilder auf den

Clerus seien. Sechzehn Jahre, nachdem Johannes Wake seine Bilder vollendet hatte, stand der ganze Adel und Bürgerstand von Yorkshire und Lincolnshire unter Anführung der Geistlichen unter den Waffen, um die Rechte der alten Religion zu vertheidigen. Was zu Beverley vorging, ist erst heutzutage nach den Acten im Rolls House von James Anthony Froude im dritten Bande seiner „History of England from the Fall of Wolsey to the death of Elisabeth“ beschrieben worden und lässt, meiner Meinung nach, keinen Zweifel, dass Johannes Wake mit seinen Spottbildern die Franciscaner und Dominicaner meinte. Ueberhaupt ist es zum Verständniss der englischen Reformation absolut nothwendig, die wichtigen von Froude zuerst veröffentlichten Documente zu lesen. Ich gebe hier nur die Stelle über die Vorgänge in Beverley.

William Stapleton, a friend of Aske (dem Rädelsführer in der Insurrection) and a brother barrister, also bound to London for the term, was spending a few days at the grey friars at Beverley, with his brother Christopher. The latter had been out of health, and had gone thither for change of air with his wife. The young lawyer was to have set out over the Humber on the 4th of October. At three in the morning his servant woke him, with the news that the Lincolnshire beacons were on fire, and the country was impassable. Beverley itself was in the greatest excitement; the sick brother was afraid to be left alone, and William Stapleton agreed for the present to remain and take care of him. On Sunday morning (October 8, 1536) they were startled by the sound of the alarm-bell. A servant who was sent out to learn what had happened, brought in word that an address had arrived from Robert Aske, and that a proclamation was out, under the town-seal, calling on every man to repair to Westwood Green, under the walls of the Grey Friars and be sworn in to the commons. Christopher Stapleton, a sensible man, made somewhat timid by illness, ordered all doors to be locked and bolted, and gave directions that no one of his household should stir. His wife, a hater of Protestants, an admirer of Queen Catherine, of the pope, and of the old religion, was burning with sympathy for the insurgents. The family confessor appeared on the scene, a

certain father Bonaventure, taking the lady's part, and they two together 'went forth out of the door among the crowd.' 'God's blessing on ye' — William Stapleton heard his sister-in-law cry. — 'Speed ye well,' the priest cried; 'speed ye well in your godly purposes.' The people rushed about them. 'Where are your husband and his brother?' they shouted to her. 'In the Freers,' she answered. 'Bring them out!' the cry rose. 'Pull them out by the head or we will burn the Freers and them within it.' Back flew the lady in haste, and perhaps in scorn, to urge forward her hesitating lord — he wailing, wringing his hands, wishing himself out of the world; she exclaiming it was God's quarrel — let him rise and show himself a man. The dispute lingered; the crowd grew impatient; the doors were dashed in; they rushed into the hall, and thrust the oath down the throat of the reluctant gentleman, and as they surged back they swept the brother out with them upon the green. Five hundred voices were crying: 'Captains! captains!' and presently a shout rose above the rest, 'Master William Stapleton shall be our captain!' And so it was to be: the priest Bonaventure had willed it so; and Stapleton, seeing worse would follow if he refused, consented. (Froude, vol. III, pp. 125—6.)

Zum vollständigen Verständniss dieser Stelle ist es nothwendig zu wissen, dass ausser den Chorherren sich ein Haus der Dominicaner und Franciscaner in Beverley befanden. Die letzteren sind die oben erwähnten Grey Friars, schlechtweg 'the Freers' genannt, welcher Ausdruck dann auch auf das Gebäude übertragen wurde. Stapleton, der nicht geneigt ist, sein Leben und Hab und Gut aufs Spiel zu setzen, verbirgt sich bei den Franciscaner Bettelmönchen. Als gentleman hätte man ihn eher bei den Chorherren zu St. John vermuthet. Da will er aber nicht hin, denn er weiss wohl, dass man ihn zum Anführer der Rebellen machen will. Nun kommt der Priester auf die Scene, der, wie zu erwarten war, sich an die Frau macht und aus ihr herausbringt, wo ihr Gemahl und Bruder stecken. Nun merke man wohl auf was geschieht. Vom Priester gehetzt, zieht das Volk vor das Haus der Franciscaner, das es zu verbrennen droht. Dieselben Leute, die soeben unter Anführung eines Priesters Gut und Blut für ihren Priester und

Glauben aufs Spiel setzen, sind dennoch gleich fertig, die 'Free' zu verbrennen. Dies zeigt uns den Hass der Weltgeistlichen gegen die Bettelorden. Wir reden in Deutschland von Geistlichen und Mönchen und vergessen nur zu leicht, dass es Mönche und Mönche gab. Die englische Sprache macht einen Unterschied zwischen Monks und Friars. Die Beiden stehen einander schroff gegenüber. Der Priester Johannes Wake, der im Jahre 1520 die Chorstühle im Dom vollendete, war wahrscheinlich 1536 noch am Leben und spielte auch seine Rolle in der tumultuarischen Scene an jenem Sonntag im October. Seine Bilder mag Spottbilder nennen, wer da will, ich nenne sie Lehrbilder und Parabeln. Das Lehren durch Parabeln und Fabeln war durch das Beispiel des alten und neuen Testaments in der christlichen Kirche stehender Gebrauch. Und so lehrte man durch das Bild: Siehe hier, du einfältiger Christ, dies Franciscaner oder Dominicaner, der da verkleidet kommt, wäre er ein Geistlicher, ist nur ein Betrüger. Er schleicht zu deinem Hof, um deine fetten Gänse und Hühner zu stehlen. Wenn er predigt, und immer wird der Fuchs predigend dargestellt, so höre ihm nicht zu, denn zuletzt frisst er dich auf. Schau dies Bild an und lass dich warnen.

Doch betrachten wir jetzt die auf Reineke bezüglichen Schnitzereien. Auf der oberen Reihe (*altae formae*) der Misererecordien auf der Evangelienseite finden wir:

1. Ein Fuchs läuft mit einer Gans weg; ein Mann verfolgt ihn.

2. Ein Fuchs als Mönch gekleidet predigt den Gänsen. Hinter Reineke steht ein Affe, der die nahekommenden Gänse ergreift und beim Nacken haltend über seine Schulter wirft. Mehrere hat er bereits auf diese Weise über der Schulter hängen.

3. Reineke wird von Gänsen gehängt. Ihrer sechs ziehen am Stricke, während andere zusehen.

Dass Reineke nicht auf diese schnöde Weise seinen Tod findet, stand immer fest. Wie es ihm aber gelingt zu entkommen, wusste man bis jetzt nicht. Johannes Wake clericus zeigt es uns in zwei kleinen Seitenstücken. Auf dem einen sehen wir Reineke unter dem Galgen auf dem Rücken liegen

der Affe beugt sich über ihn und löst ihm den Strick vom Halse. — Inzwischen haben sich die Gänse in aller Sicherheit schlafen gelegt, und Reineke kommt auf dem anderen Bilde unversehens über zwei schlafende Gänse. Hier hätte John Wake aufhören können, aber er setzt die Geschichte auf der Epistelseite fort und zeigt uns auf der oberen Reihe der Chorstühle folgende Bilder:

4. Der Fuchs läuft mit einer Gans davon, das Geschrei der übrigen fliehenden Gänse lockt aus einem Hause eine alte Frau, die jedoch zu spät kommt, um den Fuchs am Gänseraub zu verhindern. Auf einem der Seitenstücke sieht man Reineke, die Gans mit den Vorderfüßen festhaltend und rückblickend, ob auch im Rücken alles sicher sei.

5. Um dem Dieb auf den Leib zu rücken, sehen wir hier einen Mann mit seinen Hunden kommen, aber leider zu spät. Reineke sitzt sicher in seinem Fuchsbau und lugt verschmitzt am Eingange nach seinen Verfolgern. — Ganz ohne üble Folgen ist aber die Sache für Reineke doch nicht abgegangen, denn auf einem der Seitenstücke sehen wir den Affen, auf einem von Reineke's Verwandten (das Thier ist entweder ein Fuchs oder ein Hund) reitend, seinem alten Cumpen zur Hülfe eilen. In dem anderen Seitenstück liegt Reineke im Bett, aus den Decken steckt er nur den Kopf heraus. Der Affe beugt sich ängstlich über den Patienten. Reineke hat wahrscheinlich zu viel Gänse gegessen und leidet an Unverdaulichkeit.

6. Eine Fuchsjagd. Männer mit Hunden. Der Fuchs liegt auf dem Rücken und mehrere Hunde stürzen sich auf ihn.

7. Drei Bauern ziehen einen Karren; Reineke hat auf demselben Platz genommen. Dies ist ohne Zweifel eine Darstellung der zweiten Branche Méon's. Reineke legt sich wie todt auf den Weg, die Fischer gedenken seinen Balg mit auf den Markt zu nehmen und dort zu verkaufen und werfen ihn deshalb auf ihren Karren, wo er ihre Fische frisst.

Ausser diesen die Reinekesage unzweifelhaft darstellenden Bildern finden sich noch viele andere Thierbilder, Fabeln und Grottesken an diesen Chorstühlen. Darunter möchte ich folgende als merkwürdig hervorheben.

Eine Katze spielt die Geige, die Mäuse tanzen. Auf dem

nächsten Bilde spielt die Katze mit einer Maus, auf dem dritten frisst sie dieselbe. Dies ist eine Variation des Gänsepredigers.

Ein Elephant, der einen Sattel auf dem Rücken trägt. Ein sehr häufig dargestellter Gegenstand in Domkirchen.

Ein Todtentanz. Der Tod führt zwei tanzende Narren ab. Zur rechten Seite trommelt ein dritter Narr zum Abmarsch, während ein vierter die Pritsche schwingt. Im Chor der Kirche und in Holz geschnitzt giebt es nur zwei Todtentänze. Der in der St. Michaelskirche zu Coventry und dieser hier zu Beverley. Er ist bis jetzt in keiner der vielen Monographien über den Todtentanz erwähnt worden.

Eine Illustration des Sprichwortes ‚Don't put the cart before the horse.‘ Ein Mann, der sich vergeblich bemüht weiter zu kommen, da er das Pferd hinten an den Karren gespannt hat, so dass es mit dem Kopf über denselben hinwegsieht. Aehnliche Bilder finden sich auch anderweitig, und bin ich geneigt, das von deutschen Forschern so häufig erwähnte Bild eines Mannes, der Eier drischt (an den Chorstühlen zu Cleve, Emmerich und Calcar), auf diese Weise zu deuten. Das Wort dreschen kommt in vielen sprichwörtlichen Formeln vor. Warum sollte es nicht am Niederrhein ein Sprichwort gegeben haben, etwa wie: „Drisch deine Eier nicht“, um zu sagen, was du mit wenig Aufwand von Kraft und Mühe ordentlich zuwege bringen kannst, wirst du nur verderben, wenn du unnöthige Gewalt anwendest.

Eine Frau zieht einen Mann an den Haaren. Indessen frisst ein Thier (Hund, Katze, Fuchs?) aus einem hinter ihr stehenden Behälter. Das Gefäss ist hoch und eng, so dass der ganze Kopf und Nacken des Thieres darin verborgen ist. Es scheint sich festgefahren zu haben. Dies Bild sieht man sehr häufig auch in Deutschland.

Ein Jäger auf der Eberjagd. Ein Hund beisst den Eber in das Ohr.

Ein Hirsch von Hunden verfolgt. — Ein Hirsch weidend. — Ein Mann auf einem Pferde reitend. — Stellt vielleicht die von Horaz (Epist. I, 10, 34 seqq.) erzählte und von Marie de France nacherzählte Fabel, oder auch Phaedrus, I, 12 dar. Vergl. Lafontaine IV, 13 und VI, 9.

Eine Eule von kleinen Vögeln umgeben. Stellt wohl die Fabel von der Eule dar, die bei Tage ausflog. Das Bild findet sich in vielen anderen Domkirchen.

Ein Löwe, der auf den Kopf eines Menschen tritt.

Ein Eberschwein bläst den Dudelsack, die jungen Ferkel hören zu. Ein anderer Eber zur Seite spielt auf der Harfe.

Ein Affe, zu Pferde, führt an Ketten drei Bären mit Maulkörben. Eine andere Figur ist abgebrochen; es scheint ein Mann gewesen zu sein, der dem Affen die Hand auf die Schulter legt.

Schäfer und Schäferin mit Schafen und Widdern. Es ist zu bemerken, dass, wo sich die Reinekebilder befinden, sich gewöhnlich auch der gute Schäfer dargestellt findet. So hier, zu Canterbury, zu Rouen.

Ein Mann liegt auf dem Boden; acht Affen sind geschäftig, seine Hucke auszupacken und zu plündern. Der eine hat einen Spiegel herausgenommen, in dem er sich besieht. Vergleiche das ähnliche Bild zu Bristol.

Ein Affe mit einer Flasche in der Hand.

Ein Affe, der ein Wickelkind auf dem Schoosse hält.

Ein Geizhals birgt sein Gold in einer Truhe, während ihn von hinten der Teufel packt.

Ein Trunkenbold trinkt aus einem grossen Becher, während ihn der Satan von hinten ergreift.

Ausserdem finden sich die Wappenschilder und Namen verschiedener Chorherren auf den Stühlen, und auch die in England zu der Zeit so beliebten heraldischen Wortspiele. So ist Cockton dargestellt durch zwei Hähne, die auf einer Tonne kämpfen. Witton ist dargestellt durch Leute, die Gewichte auf eine Wage (weight on) legen oder Gewichte aufheben, und dergleichen.

Noch einmal wollen wir zu dem Miserere zurückkehren, auf dem der Künstler seinen eigenen Namen geschnitzt hat. Das Mittelstück zeigt uns zwei Jäger mit Falken und Hunden, zur rechten Seite den krähen Hahn (Wake!) und zur linken einen Hund, der an einem Knochen nagt. Der Hund, das Symbol der Wachsamkeit, soll wohl auch auf den Namen anspielen, während das Mittelstück das Hauptvergnügen unseres Künst-

lers darstellt. Priester, Künstler, Jäger, ist John Wake das Ideal eines Weltpriesters, eines Benedictiner Chorherrn. Hoffentlich lässt sich noch etwas Näheres über diese höchst geniale Erscheinung entdecken.

Noch bleibt uns die St. Marienkirche zu untersuchen. Diese schöne kreuzförmige Kirche war eine zum Dom gehörige Rectorei. Die Thierbilder in derselben sind augenscheinlich viel älter als die im Dom, doch lässt sich kein gewisses Datum angeben. Die Minstrels scheinen auch hier beim Gottesdienste musicirt zu haben und einige derselben fanden wahrscheinlich ihren Tod beim Einsturz des Mittelthurmes während des Gottesdienstes im Jahre 1530. In so hohem Ansehen standen die Minstrels und so wohlhabend waren sie, dass sie auf ihre Kosten einen der Pfeiler, auf welchen der Mittelthurm ruhte, wiederherstellten. Um das Capitöl dieses Pfeilers stehen die Minstrels mit musikalischen (jetzt meist abgebrochenen) Instrumenten in den Händen. Der Pfeiler trägt die Inschriften: *Thys pyllor made the mynstyrlys*; und *Orate pro animabus pro Hysteriorum*, welches letztere Wort eine curiose Combination der Formen *hister* und *histrion* ist.

Auch in dieser Kirche haben wir ein Steinbild und mehrere Holzschnitzereien zu erwähnen. Das Steinbild befindet sich im nördlichen Seitenschiffe des Chores am Eingang einer Capelle, die jetzt als Sacristei benutzt wird. Es stellt ein Kaninchen dar, welches, auf den Hinterfüssen gehend, sich auf einen Pilgerstab stützt und eine Pilgertasche über die linke Schulter gehängt trägt.

Die Holzschnitzereien befinden sich wiederum auf den Misereres und sind in Composition von der grössten Einfachheit.

1. Zwei Füchse, mit Capuze, doch ohne Kutte, stehen vor einem Lesepulte (Lectern), worauf das Buch offen liegt. Sie heben jedweder eine Vordertatze gegen das Buch auf, als ob sie die Blätter des Evangelienbuches umschlagen wollten. Zu bemerken ist, dass diese beiden Füchse nicht auf den Hinterfüssen, sondern in der Thieren angemessenen Stellung stehen.

2. Ein Fuchs als Mönch gekleidet steht auf der Kanzel, zu beiden Seiten der Kanzel steht ein Priester, und zu ihren Füßen liegt ein Affe.

3. Ein Affe steht aufrecht und hält in den Händen eine weite Flasche (Uringlas). Man vergleiche dies mit den Bildern im Münster und man wird zu dem Schlusse kommen, dass hier der Affe als Arzt dargestellt wird.

4. Ein Priester mit umgehängter Stola. Auf der rechten sowohl als linken Seite desselben steht ein Fuchs aufrecht, die Kapuze über dem Rücken, einen Bischofs-Krummstab in der Hand haltend. Die Füchse haben jeder eine Gans in der Kapuze stecken.

5. Ein Bär an der Kette, ihm zur Seite zwei Hunde.

6. Ein Fuchs in aufrechter Stellung, von hinten von einem Pfeile durchbohrt. Der Schütze mit Bogen steht hinter ihm, während vor ihm ein anderes Thier (Fuchs, Wolf??) steht, welches einen Gegenstand (Flasche?) in der Hand hält.

7. Eine Eberjagd.

Mit Ausnahme des pilgernden Kaninchens, des predigenden Fuchses und der das Evangelium lesenden Füchse, zeigen uns diese Bilder eine Entwicklung der Thiersage, die bis jetzt durch gedruckte Documente noch nicht erläutert werden kann. Sollen die beiden Füchse mit Gänsen in ihren Kapuzen und Krummstäben in den Händen vielleicht auf eine Bischofswahl hindeuten, bei der die Bettelmönche einen Priester durch Versprechung ihres Einflusses für sich zu gewinnen suchten?

Noch erwähne ich einer Figur an diesen Chorstühlen, die an anderen Orten, z. B. Worcester und Gloucester, sich wiederfindet, die aber wahrscheinlich sich auf einen mittelalterlichen Aberglauben bezieht. Es ist dies ein Mann, der auf einem Ziegenbock reitet und unter dem Arme ein Kaninchen hält.

Unglücklicherweise findet sich kein Datum an diesen Stühlen und scheinen keine archivalischen Nachrichten vorhanden zu sein, die auf ein bestimmtes Datum schliessen liessen. Doch werden sie wahrscheinlich aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wo nicht aus früherer Zeit, herrühren. Die einfache Cuculla der Füchse kennzeichnet sie als Cistercienser.

Lincoln.

Die zahlreichen Sculpturen am Dom sowie im Capitelsaal zu Lincoln verlangen eine genauere Untersuchung, als ich ihnen zu Theil werden lassen konnte. Doch finden sich an den Chorstühlen, die der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehören, folgende Thierbilder.

1. Ein Fuchs steht auf der Kanzel und predigt den Gänsen und Hühnern, während ein anderer Fuchs eine Gans erwürgt.

2. Ein Fuchs, der auf einer Gans reitet und eine Gans, die auf einem Fuchse reitet.

3. Ein Fuchs, der auf einem Huhn reitet.

Diese Schnitzereien befinden sich an der Rücklehne der niederen Reihe (*bassae formae*) der Chorstühle auf der Epistel-seite und sind das Erste, was Einem beim Eintritt in den Chor auffällt. Es kann daher sowohl hier, wie an vielen anderen schon beschriebenen wie noch zu beschreibenden Orten, von einem „Anbringen im Versteck“, wovon viele deutsche Archaeologen sprechen, nicht die Rede sein.

Auf den Sitzklappen befinden sich unter anderen noch folgende Fabelbilder:

4. Die Fabel vom Kranich, der Steine in eine Flasche wirft, um das Wasser zum Steigen zu bringen.

5. Zwei Affen tragen auf einer Bahre einen anscheinend todtten jungen Affen. Sie halten vor einem Capellchen an, als wollten sie die Leiche dort einsegnen lassen oder bestatten.

6. Ein Affe auf einem Pferde reitend.

Ein sehr merkwürdiges Schnitzwerk an diesem Gestühl ist ein aus einem Kessel aufsteigender, mit der Tiara geschmückter Kopf. Ein Teufel facht mit einem Blasbalge das unter dem Kessel brennende Feuer. Man hat dies in neuerer Zeit, ohne den geringsten Grund, auf einen der ehemaligen Bischöfe gedeutet.

Ely.

Die geschmizten Bilder im Dom zu Ely werden für die schönsten in England gehalten. Nur ein Theil derselben ist

jedoch alt und gehört der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an. Unter denselben finden wir einen höchst pompösen Reineke. Er erscheint nicht als einfacher Mönch, sondern frech als Chorherr oder gar Bischof verkleidet. Auf dem Haupte trägt er die Almucia, über die Schultern gehängt die Stola und in der Hand den bischöflichen Krummstab. In der Rechten hält er ein Spruchband, auf dem wir uns den wohlbekannten Text des Gänsepredigers geschrieben denken müssen: „Der Herr ist mein Zeuge, wie sehr mich verlangt nach euch Allen in meinen Eingeweiden.“ Rings um den Fuchs stehen die Gänse und horchen auf die Predigt. — Daneben befindet sich ein Bild, auf welchem der Fuchs, welcher seine Verkleidung abgeworfen hat, mit einer Gans davonläuft. Eine alte Frau verfolgt ihn mit der Spindel.

Noch manche andere Thierbilder befinden sich an den Chorstühlen. Eine Eule, die eine Maus fängt, Eichhörnchen, Affen, eine Jagd, ein Hirsch, der eine Schlange mit Füßen tritt und beisst. Um zu zeigen, wie das Mittelalter in Bildern redete und lehrte, erwähne ich noch das folgende Bild: Zwei Männer spielen mit Würfeln, ein dritter hat ein Glas und einen Humpen in den Händen, zur Seite steht eine wehklagende Frau bei einem umgestürzten Bienenkorbe. Das heisst: Wenn der Mann in der Kneipe liegt, spielt und trinkt, da geht sein Hauswesen zu Grunde.

Gloucester.

Die höhere Reihe der Chorstühle im Dom zu Gloucester wurde auf der nördlichen Seite vom Abte Staunton (1337—1351), auf der südlichen Seite von dem Abte Horton (1351—1377) errichtet, so dass sie genau der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts angehören.

Dieselben bieten dem Forscher viele höchst schwierige Gegenstände dar, welche sich weder aus den Fabeln des Mittelalters, noch der christlichen Symbolik deuten lassen. Manche scheinen auf heidnischen Aberglauben sich zu gründen.

Hier finden wir den Gänsedieb in seiner ursprünglichen Gestalt. Es ist ein auf allen Vieren dahintrabender Fuchs, der eine Gans beim Nacken hält und deren Leib er flott über seinen

Rücken geschwungen hat. Hier möchte ich lieber die Thierbücher zur Erklärung heranziehen. Philippe de Thaun sagt vom Fuchse:

Gulpis de beste est nun
 Que gupilz apellum;
 Gulpils est mult livrié
 E forment vezié;
 Grant praie volt conquere,
 Met sai en ruge terre,
 Tut s'i enpudrat,
 Cum mort se girat,
 Là gist gule baéc,
 Sa langue hors getéc;
 Li oisel ki la veit,
 Quide que mort seit,
 Al gupil vent volant
 Là ù fait mort semblant,
 Lors li volt menger,
 Si la prent a becchieer,
 En la buche li met
 Sun chef e sun bech,
 Li gupils en eslure
 Li oisel prent e devure;
 Aez en remembrance
 Ces est grant signefiance.

Li goupils signifie
 Diable en ceste vie;
 A gent en carn vivant
 Demustre mort semblant,
 Tant que en mal sunt entré,
 En sa buche enferré,
 Dunc les prent en eslure
 Si 's ocit e desvure,
 Si cum li gupils fait
 Li oisel quant l'a atrait.
 E David en verté dit,
 Cil ki mort pur Dé
 „En main de glaive irunt
 De gupil parsevrunt.“
 E Erod en verté
 A Gupil fud esmé;
 E Nostre Sire dit
 Par veir en son escrit,

„Dites à la goupille
 Qu'il fait grant merveille,“
 A la terre fait lait
 Des fosses que ele i fait ;
 Par terre entendum
 Homo par grant raisun ;
 E par fosse peché
 Dont hume est enginné,
 Que Diable i fait,
 Par quei hom à sei trait.
 Nor voil ore plus traiter,
 Altre voil cumencer.

Aus diesem symbolischen Fuchse hat sich wahrscheinlich der Reineke allmählig entwickelt.

Ein anderes Reinekebild, welches an das unter No. 6 der Marienkirche zu Beverley beschriebene erinnert, befindet sich an einem anderen Miserere. Ein Mann zielt mit Pfeil und Bogen auf einen im Gebüsch verborgenen Fuchs, während zwei Hunde auf denselben zuspringen. Nichts in den bisher gedruckten Thierfabeln erklärt diese Bilder, und glaube ich hier eine der früheren Gestaltungen der Reinekesage zu sehen. Dass die Bilder nicht reine Phantasieproducte des Künstlers sind, geht daraus hervor, dass derselbe Gegenstand sich in einer der nördlichsten und in einer südwestlichen Kirche Englands wiederholt. Selbst wenn nicht schon das Concil von Nicaea im Jahre 787 festgesetzt hätte: *Non est imaginum structura pictorum inventio, sed ecclesiae catholicae probata legislatio atque traditio.* — — *Atqui consilium et traditio ista non est pictoris, ejus enim sola ars est, rerum ordinatio et dispositio patrum nostrorum.* Dass die Thierfabel unter den Geistlichen sich traditionell in Wort und Bild fortpflanzte und entwickelte, kann nur Der bezweifeln, der mit den Augen des neunzehnten Jahrhunderts die Fabeln und die Fabelbilder betrachtet.

Worcester.

Im Kreuzgange befindet sich an der Decke der westlichen Seite ein Boss, der mitten in einer Heerde Gänse aufrecht steht; eine derselben hat er bereits ergriffen und hält sie im

Maule. Die Zeit der Erbauung dieses Kreuzganges lässt sich nur aus dem Baustyl erkennen, nach welchem er ehestens in die spätere Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen ist.

Ein Theil der Chorstühle ist alt. In der Wahl sowie in der Behandlung der Gegenstände zeigt sich eine gewisse Aehnlichkeit mit denen zu Gloucester. Hier finden wir den Fuchs, der mit einer Gans wegläuft, grade wie in Gloucester. Ausserdem aber finden wir hier einige Reinekebilder, die einem viel zu denken geben.

Auf einem der Misereres sieht man in der Mitte drei Männer in den Bock (the stocks) gespannt sitzen. Zur Rechten steht ein Fuchs aufrecht und in der Mönchskutte, vor ihm steht ein Tisch oder Altar, auf welchem das Haupt eines Thieres liegt, und auf welches der Fuchs die Hand legt. Zur Linken reitet ein Kaninchen auf einem Hunde. Das Thierhaupt, worauf der Fuchs die Hand legt, ist sehr undeutlich. Ich hielt es erst für ein Wolfshaupt und deutete das Bild auf Bertiliana's Wallfahrt. Es könnte aber eben so gut für einen Schweinskopf angesehen werden. Im Uebrigen erinnere ich daran, dass der Bock (stocks) die gewöhnliche Strafe für Bettler und Vagabonden war. Noch bedeutender erscheint das Bild, wenn wir das nächste Thierbild ihm zur Seite stellen. In der Mitte sehen wir St. Johannes, das Evangelium in der Hand, den Adler zu Füßen. Zu seiner Rechten ist ein Fuchsbau, aus dem man Füchse hinaus und hineinlaufen sieht. Dies möchte ich etwa so erklären: Dieser Mönch, der bettelnd und predigend herumzieht, sollte, wie die drei armen Sünder hier, dieselbe Strafe erdulden; aber seine Kutte schützt ihn. Siehe genau zu, wen die Kutte verbirgt. Es ist nur ein Fuchs, ein Teufel. Durch seine Schliche (d. h. die Löcher, die er in die Erde bohrt) verdirbt er den Menschen (die Erde selbst). Höre darum lieber auf den Lehrer der Wahrheit, den Evangelisten. Dass diese Deutung aber die richtige ist, scheint mir daraus hervorzugehen, dass fast allenthalben, wo der Gänseprediger und Dieb dargestellt ist, dicht dabei der gute Hirte steht. So in Canterbury, Beverley, Rouen und Ely. An letzterem Orte stehen dicht dabei auch die vier Evangelisten. Es ist der Fuchs also der Irrlehrer, der Teufel, der sich als Reformator

ausgebende Bettelmönch. Sämmtliche Bettelorden traten als Reformatoren auf und als solche war natürlich ihre Hauptbeschäftigung das Predigen. Von Savonarola bis auf Luther sind sämmtliche Reformatoren aus den Bettelorden hervorgegangen. Was Wunder, dass die conservativen Chorherren sie als Irrlehrer, als verkappte Teufel oder Füchse darstellten und das Volk vor ihnen warnten. Es ist hier also nicht an Satire der Mönche zu denken, sondern an Belehrung und Warnung der gläubigen Christen. Wer mit dieser Meinung diese Sculpturen betrachtet, wird sich nicht mehr darüber wundern, dass sie in Kirchen angebracht sind, sondern sie vielmehr ganz an der rechten Stelle finden. Und was Anderes soll es denn bedeuten, wenn man den verrätherischen und falschen Reineke mit dem guten Hirten und den heiligen Evangelisten zusammengestellt findet. Sieht man dann in derselben Reihe den Pelican, der sich die Brust für seine Jungen öffnet, St. Georg, der den Drachen bezwingt und ähnliche Symbole, so kann wohl kein Zweifel daran sein, dass hier Belehrung durch Fabeln und Symbole gemeint sei und keineswegs Satire. Was mich aber besonders in dieser Meinung bestärkt, ist, dass selbst wirkliche Grotesken, nicht nur Thierbilder, sich auf diese Weise deuten lassen. Wenn z. B. auf den Lehnen der Chorstühle der alten Collegiat-Kirche zu Xanten am Rhein ein Monstrum wiederholt dargestellt ist, das den Leib und die Füße eines Schweines, den Schwanz eines Fuchses, den Kopf eines Menschen hat und dabei eine Kapuze trägt, so liegt die Bedeutung klar am Tage. Wem fällt nicht dabei das geflügelte Wort Papst Innocenz' III. ein, der dem St. Franciscus von Assisi die Bestätigung seiner Ordensregel verweigerte mit den Worten, sie passe sich besser für Schweine als für Menschen. Das Antoniter Schwein (Tony pig, Anthony pig) ist bis zum heutigen Tage sprichwörtlich in England. Wer hier von Satire gesprochen, hat sich nicht klar gemacht, was er eigentlich damit sagt. Es heisst einfach behaupten, dass mehr als zwei Jahrhunderte hindurch es nicht einen einzigen Bischof, Abt oder Chorberrn gab, der an die Wahrheit der christlichen Religion glaubte, und dass Jahrhunderte lang sie an geweihter Stätte öffentlich ihr Amt und den Glauben verhöhnten! Aerger noch. Die da vom Laicismus in

der Kunst reden, müssen zugeben, dass Jahrhunderte hindurch die Laien von dieser Ruchlosigkeit sämmtlicher Würdenträger wussten und sie in den Gotteshäusern selbst deshalb verspotteten, und dass eine Generation von Würdenträgern nach der anderen sich dies gefallen liess! Davor sollte man doch zurückschrecken. Wahrlich, eine Reformation wäre nicht möglich gewesen. Die ganze christliche Religion mit Allem, was darum und daran hängt, wäre längst vor Luther zu Grunde gegangen. Mit Stumpf und Stiel wäre sie ausgerottet worden. Im Gegentheil opferten Tausende von Priestern und Laien Gut und Blut für ihren Glauben.

Es bleiben noch so viele Darstellungen von Fabelbildern zu besprechen, dass ich hier für's erste abbreche. Ich mache nur auf die mir erst jetzt bekannt gewordenen „Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters aus den Rheinlanden von Ernst aus'm Weerth“ aufmerksam. Ich werde sie im nächsten Artikel besprechen. Ebenso zwei mir zugegangene werthvolle Mittheilungen. Herrn Director Dr. Krause zu Rostock verdanke ich eine Mittheilung über die Strassburger Grottesken. Zu grossem Danke bin ich Herrn C. H. Alting zu Manslagt bei Emden verpflichtet, der mir Copien der Thierbilder an der jetzt abgebrochenen Kirche zu Marienhafen zugesandt hat. Sie sollen in meiner nächsten Mittheilung verwerthet werden.

Queen's College, Belfast.

A. L. Meissner.

Der Torpedo.

Beitrag zur Geschichte der Fremdwörter.

Wie leicht sind wir Deutschen nicht bei der Hand, mit einer fremden Sache auch die fremde Benennung derselben ohne Weiteres einzuführen! Oft ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, den fremden Namen zu verdeutschen oder ihm ein echt heimisches Wort entgegenzustellen und anzupassen.

Wir sind in solchen Fällen von einer so seltsamen Sprödigkeit (zu der sich wohl auch ein Bischen Trägheit und Gleichgültigkeit gesellt), dass wir es vorziehen, die Hände in den Schoß zu legen und mit offenen Augen zuzusehen, wie unsere, wahrlich nicht arme, Sprache von einer Flut von Fremdwörtern überschwemmt wird, und zwar auch von solchen, die den Gegenstand, um welchen es sich handelt, keinesweges immer in angemessener, nach allen Richtungen hin zutreffender Weise bezeichnen.

Einen solchen Leichtsinn — ich weiss dies Verfahren nicht anders zu benennen — finden wir bei den übrigen Völkern durchaus nicht in gleichem Maasse, ja schwerlich bei einem einzigen so stark ausgeprägt wieder vor. Ohne heute des Näheren darauf einzugehen, will ich nur an einem Worte darthun, mit welcher musterhafter Sorgfalt beispielsweise die Hellenen (die heutigen Griechen*) bei der Begegnung von Fremdwörtern,

*) Unangemessen „Neugriechen“ benannt, denn wer spricht von Neugyptern, Neurömern, Neudeutschen u. dergl.

beziehungsweise bei deren Hellenisirung (*ἑξελληνισις, μεταγλώττισις* nicht *μετάφρασις*) zu Werke gehen.

Es betrifft das Wort *Torpedo*, das bei der Einführung dieser fremdländischen Erfindung ohne weiteres Besinnen unserer Sprache einverleibt wurde, beim Volke aber so völlig unverständlich ist und bleibt, dass es jüngst vorkommen konnte, dass ein an einen Bediensteten des *Torpedo*-Bootes „*Elbe*“ gerichteter Brief die Aufschrift trug: „An N. N. auf dem *Trompederboote* Nr. 11“*), eine lautliche Anpassung der Benennung dieses Spreng-Ungeheuers, die mindestens ebenso naturgemäss ist, wie die Richtigstellung der Adresse durch den betreffenden Postbeamten genial war.

Wer soll denn auch immer gleich wissen, und wird es dem Volke denn wirklich gelehrt, dass das lat. *Torpedo* den mit einem elektrischen Organe versehenen Zitterrochen bezeichnet, der auf die geringste Berührung mit einem elektrischen Schläge antwortet, und dass es dem Erfinder dieser unterseeischen Höllmaschine gefallen hat, seine Vorrichtung gerade nach diesem wenig bekannten, aber wohlklingend benannten Fische zu taufen.

Die griechischen Zeitungen, vor Allem die „*Wiedergeburt*“ (*Παλιγγενεσία*), brachten zuerst für *Torpedo* und dessen gallisirte Form *Torpille* das völlig zutreffende, aber ganz allgemein gehaltene und umschreibende *ἐκρηκτικὴ μηχανή*, Eruptions-Apparat, das so lange gegenhielt, bis es sich darum handelte, dies Zerstörungswerkzeug selbst einzuführen und ein passendes Wort dafür festzustellen.

Denn zur Aufnahme eines Fremdwortes entschlossen sich die Hellenen nicht so leicht, wenn überhaupt. Sie haben im Gegentheil ihre Sprache in wahrhaft bewundernswerther Weise von allen fremden An- und Einwüchsen gesäubert und sie den Formen und Ausdrucksweisen der besten antiken Vorbilder so weit entgegengeführt, als mit dem klarsten Verständniss überhaupt vereinbar ist. Man lese nur jedwede Nummer der geradezu klassisch redigirten *Κλειύ*, um von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt zu sein.

*) *Peder* für *Peter* u. s. w. ist in Mittel- und Süddeutschland etwas ganz Gewöhnliches.

Doch von diesen Dingen ein andermal.

Von den nunmehr in Vorschlag gebrachten Ausdrücken

1. *ναύκλαστον*, *ναύκλαστρος*, etwa Schiffzerbrecher, Schiffzerberster,
2. *ναυθραύστης*, etwa Schiffzertrümmerer, und
3. *ναυθθόρος*, etwa Schiffzerstörer

wurde zunächst der letztere als der zu wählende bezeichnet, weil minder übelklingend und weniger schwerfällig in der Aussprache als die ersteren, die fast unhellenisch genannt wurden; nur wurde für den ersten Theil der Zusammensetzung die ionische Grundform *νηύς* bevorzugt, mithin die leicht aussprechbare und ausserdem schon von den Alten gebrauchte Form

4. *νηοθθόρος* in Vorschlag gebracht, wenn man sich entscheiden wolle nunmehr auch
5. *νηοθραύστης* (gegen Nr. 2) als den Vorgang der schiffzersprengenden Wirkung des Torpedos ungleich zutreffender bezeichnend, oder noch besser
6. *νηοθήκτος*, etwa Schiffzerberster zu wählen.

Dem gegenüber wurde nunmehr die unmittelbare Wiedergabe des lateinischen „Torpedo“ durch

7. *νάρακη* oder *νάρακα*, der Zitterrochen,

vorgeschlagen, als eine Benennung, die alle Vortheile der Kürze, des Wohllautes und echt hellenischer Urwüchsigkeit in sich vereinigt und vom Volke wohl verstanden wird, wenn auch die Fischer für das Rochengeschlecht den gang und gäben Namen *μουδιάστρα* gebrauchen; oder — so fährt die Paligenesia fort — man wähle, in Verbindung mit dem echt griechischen *κατάκτης*, Zerbrecher, Zerkracher (v. *κατάγνυμι*), das Wort

8. *νεωκατάκτης*, Schiffzerkracher, wenn man nicht vorziehen sollte, das bequeme Fremdwort „Torpille“ etwa in der Form

9. *Τορπίλλη*, einzuführen.

Auch die Alten hätten es nicht verschmäht gänzlich unhellenische Dinge und Begriffe mit den sie bezeichnenden Fremdwörtern zu benennen, wie die dem Persischen entlehnten Wörter *παράδεισος*, Park, Garten; *ἄγγαρος*, Estafette, nebst *ἄγγαρεύω*

eine Estafette absenden, ἀναξυρίς, pers. Pluderhose, παρασάγγης, pers. Längenmass u. a. hinreichend beweisen.

Mangel an Zustimmung. Neu vorgeschlagen werden als wohlklingend und sinnvertretend die Ausdrücke:

10. *στολοθραύστης*, etwa Flottenzerstörer,

11. *σκαφοθραύστης*, etwa Schiffzerstörer,

12. *καρβοπάστης*, etwa Schiffsprenger,

die aber ihrer Länge wegen wiederum verworfen werden.

Dagegen wird zurückgegriffen auf das vorerwähnte *νάρκη*, *νάρκα*, das den grossen Vortheil gewährt, dass es echt griechische, wohlklingende und leicht auszusprechende Ableitungen zulässt, wie *ναρκεύς*, Torpedoführer (franz. torpilleur) = ἀμαξὲς aus ἀμάξα; *ναρκόστρωτος ζώνη*, Torpedozone (franz. zone torpillée) = λιθόστρωτος ὁδός, gegenüber den sonst unvermeidlichen Wörtern *ναρκλαστογόρος λέμβος* oder *καρβοπαστογόρος λέμβος* für Torpedoboot, die geradezu barbarisch klingen. Den Sprengapparat nach einem Thiere zu benennen, sei zumal nicht ohne antikes Vorbild, da bekanntlich ὁ κριός, der Widder, auch Mauerbrecher und Widderschiff als Schiffbrecher hiess, und ebenso ἡ χελώνη, die Schildkröte, auch das Schirmdach bezeichnete, unter welchem der Mauerbrecher vorgeführt wurde.*)

Hierauf wird von einem Herrn N. G. Nikoklis, auf Grund historischer Notizen, die er im Etym. M. unter *ναύαιθος* fand, (eigentl. Schiffbrand, Name eines Flusses in Unter-Italien, auf welchem ein solcher Act vor sich gegangen war) vorgeschlagen, lieber das echt hellenische

13. *ναύπηστος*, etwa Schiffzündler, Brander

zu wählen, da es historisch und lautlich die Sache vollkommen

*) Hier hätte noch geltend gemacht werden können, dass das Wort *καράβι* abgekürzt aus *καράβιον*, jetzt ein Kriegsschiff, im Altgr. aber *καράβιον* (Hesych.) ein Ruderschiff, desgl. *κάραβος* (Etym. M.) ein Ruderschiff bezeichnet, Krabbe genannt, d. i. Seekrebs (*καραβίς*), wegen der Aehnlichkeit der Ruder mit den Krebsfüssen; dass die Russen diesem Worte ihr *koráblĭ* (sprich *karáblĭ*), die Nordmannen ihm ihre *Karbe*, aus dem zuletzt die romanische *Corvette*, Schiff, wurde. entlehnt haben.

Ferner, dass die alten Nordmannen, wohl die berühmtesten Seefahrer ihrer Zeit, ihre Kriegsschiffe *Drachen* (*drekjar*) und *Schnecken* (*snekja*) nannten und viele ihrer Schiffe Thiernamen führten, wie *Olaf's des Heiligen* bekannter *Wisund*, König *Sverris* grosses *Buchtenthier* (*fiardakolla*) u. a.

darstelle und schon durch die hervorgerufenen Ideenverbindungen von *πρῆσις*, Entzünden; *πρῆστις* oder *πρίστις*, Sägefisch; *πριστήρ*, feuriger Wetterstrahl, einschlagender Blitz, Ocean; *πρίστις*, das neben Spritz- oder Sprühfisch (eine Art Walfisch) auch eine Gattung von Kriegsschiffen bezeichnete, das unheimlich Schreckhafte, elementar Gewaltthätige des vulkanartig jach aufblodernden, prasselnd aufkrachenden Schmetterbruches lautlich versinnliche.

Ueberhaupt, sagt er, ist mit blossen Ableitungen, und noch dazu schlecht klingenden, von so matt malenden Verben, wie *κλῶν*, zerbrechen, brechen; *θραύειν*, zerschmettern, zertrümmern, *Φθείρειν*, verderben u. dergl. wenig gethan, um die urplötzlich aufberstende, Alles mit einem Ruck zermalmende Wirksamkeit des Mechanismus anzudeuten. Sollte und könnte dies überhaupt geschehen, dann müssten Verben herangezogen werden, die wie

καταφλέγειν, durch Flammen ganz und gar verheeren,

κατακαίειν, ganz und gar verbrennen,

πυρπολεῖν, mit Feuer verwüsten,

ἐμπροίθειν, einbranden, durch und durch entzünden,

ἐμπιπράναι, in Brand stecken,

αἶθειν, *δαίειν*, in lichten Brand stecken,

dazu angethan sind, ganze Vorstellungsreihen, die mit der zu bezeichnenden verheerenden Catastrophe in Zusammenhang stehen, vor dem inneren Sinne des Hörers wachzurufen.

Das ist der Inhalt von fünf einschlägigen längeren Correspondenzen. Eine sechste, sehr lange, erklärte die Paliggenesia wegen Mangels an Raum ablehnen zu müssen; auch ist es kaum fraglich, dass unter den zwölf vorgeführten echt griechischen Benennungen gewiss eine sich vorfinden wird, die den Anforderungen an das Wort entsprechen dürfte.

Und was thun wir, das Volk der Denker? Wir sprechen und schreiben inzwischen ganz ungenirt, als brauchte es gar nicht anders zu sein, von Taucher-Torpedo, Offensiv- und Defensiv-Torpedo, von Torpedo-Angriff, Torpedo-Vertheidigung, Torpedo-Brigade, Torpedo-Sperre, Torpedo-Sonde und Torpedo-Suche und überhaupt von der ganzen Torpedo-Angelegenheit (Grenzboten, 1877 Nr. 4), als verstünde sich das Alles ganz

von selber und als wäre das nebenher erwähnte „Sprengboot“ oder „Minenboot“ (warum steht da Mienenboot?) gar zu plebejisch, um in so vornehmer Gesellschaft einer näheren Berücksichtigung gewürdigt zu werden.

O neuerstandenes Hellas, wir dürfen wieder von dir lernen!

Homburg v. d. Höhe.

Aug. Boltz.

Molière's Misanthropie und die Urtheile der Kritik.

Unleugbar ist Molière's Misanthrop für die Kritik unserer Zeit nicht mehr das Meisterwerk psychologischer Tiefe und höherer Komik, das von Voltaire und Goethe so hoch bewundert wurde. Nachdem noch die älteren französischen und deutschen Literarhistoriker in der Bewunderung dieses originellen Werkes einig waren und den vereinzelt den Angriff Rousseau's von sich abschüttelten, hat sich gegenwärtig die Spitze der Molière-feindlichen Kritik gegen dasselbe gerichtet. Nicht nur hat Marckwaldt*) ein gut Theil der einseitigen Schärfe, die ihm eigenthümlich, daran gesetzt, um die herkömmliche Geltung dieses Meisterwerkes aus den Angeln zu heben, auch Bewunderer des grossen französischen Dichters, wie Géruzez und Hettner, haben den Einwänden Rousseau's Gehör gegeben. Aber reger und erfolgreicher haben jüngere Kritiker den Ruhm Molière's gegen alle Angriffe einer von Rousseau beeinflussten Sophistik zu vertheidigen gewusst! War auch bis vor einem Decennium die Vertheidigung noch spärlich und kleinlaut, wusste auch Laharpe**) sich nur mit der sophistischen Unterscheidung zu helfen, dass Molière nicht die Tugend selbst, sondern nur die Uebertreibung derselben lächerlich gemacht, gab auch Taschereau***) zu, dass Alceste zwar einen lächerlichen Eindruck

*) Molière als Dramatiker S. 29 u. f.

**) Cours de littérature V. 431, 436 u. f.

***) Vie de Molière I, 199, 200.

hervorrufe, aber nur deshalb, damit nicht alles Lächerliche in dem Stücke auf Seiten der faden Marquis sei (!), fehlte es auch den feinen Reflexionen Moland's*) an einem bestimmten Resultate, so haben doch die Ausführungen von Humbert und Lindau**) klar gemacht, auf welcher schiefen Ebene sich Rousseau's Kritik befindet. Nachdem namentlich Lindau durch eine geschickte Heranziehung der „Fameuse comédienne“ es ausser Zweifel stellte, dass Molière's Seelenstimmung, seine innere und äussere Lage zu jener Zeit der des Alceste verwandt war, kann von jener Behauptung des Genfer Philosophen, dass Alceste die *personne ridicule* sei, dass Molière mit seiner ganzen Sympathie auf Seiten des flachen Weltmannes Philinte stehe, kaum mehr ernstlich die Rede sein. Ohnehin waren Rousseau's Argumentationen theils so unlogisch, theils so dem Geiste des Stückes widersprechend, dass eine eingehende Widerlegung kaum erforderlich war. Denn macht Alceste auf den objectiv urtheilenden Leser oder Zuschauer einen lächerlichen Eindruck, so muss er doch vor Allem auf so entgegengesetzte Charactere, wie Celimène, Philinte, die Marquis, ähnlich wirken. Und doch ist Philinte, so sehr er auch die Maximen der Weltklugheit gegenüber Alceste's Rigorismus vertritt, ein treuer Freund, der alle Launen und Grillen des Alceste verträgt, der seinetwegen auf die Liebe zu Eliante verzichtet, der von ihm mit Achtung, mit einem schmerzlichen Mitgefühl spricht. Doch spottet die leichtfertige Coquette Celimène über Alceste weit weniger, als über seine Nebenbuhler, die faden Marquis, doch giebt sie sich so ernste Mühe, seine Zweifel und Befürchtungen zu widerlegen. Und selbst für seine Nebenbuhler ist Alceste nicht eben lächerlich! Er beleidigt sie, er reizt ihre Eitelkeit, aber um dies zu können, darf er ihnen nicht geradezu lächerlich erscheinen! Wie würde auch der eitle Dichter Oronte einen ihm lächerlichen Menschen zum Richter seiner Sonnette machen. Eliante endlich, der man gewiss kein tieferes Gefühl für rauhe Tugend und

*) Oeuvres complètes I. CXCH, IV, XXIV, XXV.

**) Shakespeare, Molière und die deutsche Kritik, S. 286, 287, und Molière: eine Ergänzung der Biographie des Dichters nach seinen Werken. S. 70 u. f.

schroffe Weltentsagung zutrauen darf, liebt Alceste, sie giebt ihm sogar vor dem lebenswürdigeren Philinte den Vorzug!

Und was will der zweite Einwand Rousseau's: Alceste, der so warme Liebe, so wahre Hingebung für die Menschheit athme, sei nicht ein Menschenfeind, sondern ein Menschenfreund. Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, dass gerade edle Menschen, eben weil sie keine Weltmenschen sind, überall sich zurückgestossen und angefeindet sehen und deshalb zu Menschenfeinden werden? Wäre der Charakter des Shakespeare'schen Timon im Mindesten unpsychologisch, wäre endlich Rousseau's eigenes Leben und Geistesentwicklung nicht die beste Widerlegung seiner Behauptung? Und das sind die beiden Haupteinwände Rousseau's, seine übrigen Bedenken sind von untergeordneter Bedeutung und fallen mit der einseitigen Auffassung, die der unpoetische Sophist von dem Wesen der dramatischen Kunst sich gebildet hat.

Gegen die Auffassung Lindau's, die schon weit früher von französischen Kritikern ausgesprochen war, hat nur Fritzsche*) einen triftigen Einwand erhoben. Wie hätte Molière, so meint der deutsche Kritiker, sein innerstes Seelenleben, die Interna seines häuslichen Lebens vor den Augen der Zuschauer entschleiern sollen! Aber Fritzsche übersieht, dass die gesellschaftlichen Anschauungen der Zeit Molière's verschieden waren von denen unserer Tage. Hat nicht derselbe Molière im Amphitryon den Ehebruch und vielleicht die geheimsten persönlichen Beziehungen seines Souverains**) auf die Bühne gebracht, hat er nicht in der Männerschule und Frauenschule sein Verhältniss zu Armande Béjart ziemlich unverhüllt blossgestellt. Zudem, da die Rollen des Alceste und der Celimène von Molière und A. Béjart gespielt wurden, so konnten die Berührungspunkte zwischen den Personen auf der Bühne und in der Comödie Niemandem zweifelhaft sein, ein Jeder musste an die sattsam bekannten Details von Molière's Familienleben erinnert werden. Die Unzartheit blieb also dieselbe, möchte Molière sein häusliches Leid vor Augen stellen wollen oder nicht.

*) Molière-Studien S. 3.

**) s. P. Lindau a. a. O. 91—93.

P. Lindau hat in dem angeführten Buche auf den inneren Zusammenhang der „École des Maris“, „École des Femmes“ und des „Misanthrope“ hingewiesen. Sie sind nach ihm nur die objectiv-humoristische Darstellung dreier Phasen jener schmerzlichen Katastrophe in Molière's Leben. École des Maris zeige den Dichter noch ganz im Taumel des Liebesglückes, die frohe Hoffnung gewinne den Sieg über die bangen Befürchtungen. École des Femmes schildere den Kampf düsteren Sorgens und heiteren Hoffens, Misanthrope endlich den traurigen Schluss jener Katastrophe.

Doch offenbar liegt dem Misanthrope eine weit tiefere, allgemeinere Beziehung zu Grunde, als den beiden anderen Komödien, offenbar ist auch die École des Femmes, und mehr noch École des Maris, noch etwas Anderes als eine Selbstoffenbarung des Dichters. Die Aehnlichkeiten zwischen Arnolphe in der „Frauensschule“, Ariste in der „Männerschule“, und zwischen Molière sind evident genug, Alceste zeigt bei aller Aehnlichkeit doch eine principielle Verschiedenheit. Zwar die menschlichen Seiten des Rigoristen Alceste erinnern ganz an Molière. Wie Alceste seinen strengen Principien zuwider doch von der oberflächlichen Coquette nicht lassen will und, von ihr ganz zurückgestossen, sich um die Gunst einer Anderen bewirbt, so sucht auch Molière mitten in seinem Liebesschmerz einen Trost in den alternden Reizen seiner Jugendgeliebten, der Schauspielerin de Brie, und kehrt, der Vernunft zum Trotz, immer von Neuem zur treulosen Gattin zurück. Wie Alceste ist Molière ein übertriebener Feind der höfischen Caste und übertrieben loyal als Unterthan. Aber die pointirte Uebertreibung jener Antipathien liegt Molière fern. Der Alceste, der über die Perrüquen, Ringe, Bänder der eiteln Marquis spottet, der die steife Hofpoesie lächerlich findet und ein einfaches Volkslied höher stellt als gezierte Sonnette, der würdelose Höflinge ohne Verdienst hasst, — ist ganz Molière. Der Alceste aber, der alle Menschen ohne Unterschied mit seinem Hass verfolgt, die Einen, weil sie lasterhaft sind, die Anderen, weil sie dem Laster schmeicheln, der sich den ärgerlichsten Verwicklungen aussetzt, ehe er ein herbes Urtheil über ein Sonett zurücknimmt, der lieber einen Process verliert, als dass er an Gerechtigkeit glaubt, ist nicht mehr

Molière. Er stand dem menschlichen Leben, dem höfischen insbesondere, nicht als schroffer Feind, als unerbittlicher Spötter gegenüber, sondern als eindringender Beobachter, als humoristischer Kritiker. Den Lastern und Schwächen des Lebens verdankt er seine vielseitige Menschenkenntniss, den reichhaltigen Stoff seiner Dichtung. Und ebenso ist Philinte bei aller Verwandtschaft doch grundauss verschieden von Molière. Allerdings die Grundsätze Philinte's (A. V. Sc. 2):

„Tous ces défauts humains nous donnent dans la vie
Des moyens exercer notre philosophie
C'est le plus bel emploi, que trouve la vertu
Et si de probité tout était revêtu
Si tous les coeurs étaient francs, justes et dociles
La plupart des vertus nous seraient inutiles.“

stimmen ganz zu der Lebensphilosophie Molière's. Aber nie bekennt sich dieser zu einer grundsatzlosen Leichtfertigkeit, zu einer unterwürfigen Nachgiebigkeit gegen Laster und Schwächen, zu den demüthigsten Schmeicheleien gegen unwürdige Hofleute, wie Philinte. Diese Uebertreibung in der Charakteristik des Alceste und ebenso die zugespitzte Schärfe in der des Philinte war durch den dramatischen Effect bedingt. Sollte der weltverachtende, menschenfeindliche Alceste in edlerem Sinne komisch wirken, so musste seine Eigenthümlichkeit aufs Schroffste hervortreten. Ebenso musste ihm eine Welt anderer Ideen und Charaktere gegenübertreten, in der gleichfalls der Gegensatz der Weltklugheit und Weltverachtung, freudiger Lebenslust und freudloser Einsamkeit, praktischer Erfahrung und einseitiger Theorie, kalter Berechnung und warmer Liebe auf die Spitze getrieben wird. Von einer Parteinahme des Dichters für diese höfische Welt kann noch in minderm Grade die Rede sein, als von einer ausschliesslichen Sympathie für Alceste. Sind denn Celimène, diese seichten Marquis, die abgelebte Coquette Arsinoe Repräsentanten des Hoflebens, die den Vorwurf aufgenommen lassen, dass der Dichter gleichsam im Bunde mit ihnen die schroffe Tugend des Alceste verspottet habe? Celimène, die, mit herzloser Coquettenkunst, bald die berechnigte Eifersucht des Alceste als Laune und Grille verspottet, bald wieder dieselbe zu nähren sucht, indem sie ihn glauben lässt, dass sie

Oronte liebe, die sich einmal stellt, als glaube sie seinen heissen Liebesschwüren nicht und dann seine warme Liebe mit Hohn zurückstösst, die in Gegenwart ihrer vornehmen Anbeter Alceste's Rigorismus verlacht und mit ihm allein die Albernheit der Hofleute bespottet, — jene Marquis, die in ihrer Eitelkeit aufs Empfindlichste gekränkt und überall ausgelacht werden, jene unwürdigen Versuche der Arsinoe, den Alceste zu gewinnen, ihre Zankscene mit Celimène, alles Das macht einen widerwärtigen Eindruck.

Philinte und Eliante stehen einerseits ganz auf Seiten dieser höfischen Kreise, andererseits neigen sie zu Alceste's Weltanschauung hinüber. Philinte, dessen Gegensatz zu Alceste oft mit scharfer Einseitigkeit hervortritt, erkennt doch die Fehler der höfischen Welt so gut, wie dieser, Eliante, nicht minder eine oberflächliche Welt-dame als Celimène, zeigt Theilnahme und Liebe für Alceste.

Verschieden vom Misanthrop ist die Tendenz der *École des Maris* und *École des Femmes*, der beiden Stücke, die, hinsichtlich der persönlichen Beziehungen, sich eng an das erstere anschliessen. Auch in der Männerschule tritt zwar die praktische Lebensweisheit und richtige Menschenerkenntniss des Ariste der einseitigen Theorie und thörichten Selbstverblendung des Sganarelle gegenüber, aber dieser allgemeine Gedanke steht hinter dem anderen, dass nicht äusserer Zwang, sondern der innere Fond des weiblichen Herzens vor Untreue bewahre, zurück. In der Frauenschule ist der Grundgedanke, dass alle künstlichen Mittel der Erziehung nichts gegen die Neigungen der Natur vermögen, zu sehr von den persönlichen Beziehungen überwuchert, um scharf und bestimmt hervorzutreten. Die Grundanschauung des Misanthrope ist tiefer, allgemeiner und lebenswahrer, als die der beiden anderen Komödien. Hier ist alle Berechtigung auf der einen Seite, die Gegensätze stehen unvermittelt gegenüber; der Misanthrope hingegen zeigt die entgegengesetzten Zielpunkte des Menschenlebens, die in ihrer Vereinzelung einseitig und irrig sind, in deren Vereinigung aber die volle Wahrheit liegt. So ist dieses Meisterwerk ein Abbild des gesammten Menschenlebens, in dem nirgends das Rechte ausschliesslich in einer Richtung liegt, in dem es an ausgleichen-

der Vermittelung, an mannigfachen Widersprüchen und Inconsequenzen nicht fehlt.

Verschieden, wie die Tendenz der drei Stücke, ist auch ihr Abschluss, die poetische Gerechtigkeit in denselben. Sganarelle und Arnolphe, deren Lebensrichtungen einseitig und irrig waren, sehen sich da getäuscht und betrogen, wo sie Liebe und Theilnahme gehofft, die überlegene Klugheit des Ariste und der einfache, natürliche Sinn der Isabella, gelangen zum Ziel ihrer Wünsche. Im Misanthrope büssen Alle schwerer oder gelinder die Fehler und Irrthümer ihrer Lebensrichtung. Am schwersten die Vertreter der höfischen Anschauungen, deren Handlungsweise nicht allein intellectuell verkehrt, sondern auch moralisch verderbt ist. Celimène, einst von Allen angebetet, sieht sich allein, von Allen verlassen, Arsinoe hat keinen anderen Triumph, als ihre Feindin gedemüthigt zu sehen, den Alceste gewinnt sie nicht. Die Marquis müssen unter Spott und Schande da weichen, wo sie zu triumphiren geglaubt. Alceste muss zwar auf die Geliebte verzichten, die ohne ihn in der geräuschvollen Hauptstadt, nicht mit ihm in der Einsamkeit leben will, doch er thut es freiwillig. Freiwillig verlässt er auch eine Welt, deren leichter Sinn seinen schroffen Grundsätzen zuwider, und die Schlussworte des Stückes:

Philinte (zu Eliante)

Allons, madame, employons toute chose
pour rompre le dessein que son coeur se propose

lassen uns die Hoffnung, dass Philinte im Bunde mit Eliante den grollenden Alceste der Welt wiedergewinnen, dass dieser nicht immer in der Einsamkeit bleiben wird.

Philinte und Alceste, die bei abweichenden Anschauungen stets Verständniss und echt menschliche Theilnahme für Alceste gezeigt, bleiben ungestraft.

So ist also der Grundgedanke psychologisch eben so tief, wie von universeller Wahrheit, Schuld und Sühne stehen in einem Ebenmaasse, wie selten in den Werken der dramatischen Kunst. Die persönlichen Beziehungen, die geheimen Andeutungen des eigenen Inneren, finden einen Ausdruck der grossartigsten Objectivität.

Weder Alceste oder Philinte sind ganz Molière, noch entspricht das Verhältniss zu Celimène ganz dem des Molière und der A. Béjart. Wenn es scheint, dass Celimène mehr Neigung für Alceste als für seine höfischen Nebenbuhler habe, so mochte sich Molière's Eitelkeit dies auch von Armande Béjart einreden, aber jene crasse Rücksichtslosigkeit des Alceste, der die Geliebte zwingen will, sich in Gegenwart aller Anbeter für ihn zu erklären und allen Neigungen und Zerstreungen in stiller Einsamkeit zu entsagen, — liegt Molière's Charakter, wie gesellschaftlicher Stellung fern.

Ich darf wohl die Behauptungen einzelner Kritiker, welche jedes triftigen Beweises entbehren, übergehen. Da soll Alceste das Porträt des duc de Montausier sein, eines Zeitgenossen Molière's, und dieser vornehme Herr soll sich selbst darin erkannt haben. Aber wer von uns Allen fände nicht in einer Molière'schen Komödie dergleichen Aehnlichkeiten, welche Figur der Dichtungen Molière's könnte nicht das Porträt eines wirklich lebenden Menschen sein*). Ebenso will man in der Celimène, jenem so mustergültigen Bilde der Coquetterie, in das einzelne Züge, wie sie uns der Verfasser der *Fameuse comédienne* und andere Zeitgenossen von A. Béjart überliefern, hineingezeichnet sind, die Madame de Longueville wiedererkennen, lediglich, weil diese Dame einen ähnlichen Zank mit der Montbazon gehabt, wie Celimène mit Arsinoë. Unsere deutsche Kritik hat es glücklicherweise verlernt, in den Meisterwerken Molière's ein Repertoire des Hofklatsches und der Scandalchronik zu sehen**).

Die sociale Tendenz des *Misanthrope* ist grundverschieden von der Form und äusseren Einrichtung. Denn in dieser Hinsicht schliesst sich der *Misanthrope* mehr als die anderen Komödien Molière's an den französischen Classicismus an. Das Stück spielt in der Hofsphäre, nicht wie andere Komödien Molière's, in den bürgerlichen Kreisen oder in den niederen Schichten der Gesellschaft. Alles hat ein höfisches Colorit, das

*) s. Fritzsche a. a. O. XXX.

***) Vergl. die Bemerkungen von A. Laun, Einl. zum *Misanthrop* und Fritzsche a. a. O. XXIX—XXXV.

nur durch Alceste's Rigorismus durchbrochen wird. Hier finden sich keine vulgären Ausdrücke, die das Ohr des Hofmannes verletzen könnten, keine possenhaften und grobkomischen Szenen, keine Derbheit, keine unverschleierte Nacktheit. Darum gilt den Vertretern des französischen Classicismus der Misanthrope als das Meisterwerk Molière'scher Dichtung gegenüber den mehr volksthümlichen Stücken. Boileau weist auf den Abstand des Misanthrope und den Fourberies de Scapin hin, und Voltaire bemerkt, der Misanthrope sei für Männer von Geist, nicht für die Menge geschrieben. Aber die Tendenz des Misanthrope hat Boileau wohl niemals durchschaut, denn sie ist dem Classicismus des 16. Jahrhunderts durchaus entgegen. Sie richtet sich eben gegen den Hof, den Boileau und Racine in ihren Dichtungen gefeiert und verherrlicht. Der Misanthrope soll uns nicht nur einen Menschenfeind schildern, wie uns der Avare ein Bild des Geizes vorführt, er hat Beziehungen zu den Zeitverhältnissen, eine bestimmte, sociale Tendenz. Darum ist Molière keinem seiner Vorgänger gefolgt, weder den Timon des Lucian, noch den angeblich Shakespeare'schen Timon hat er benutzt, denn Beide haben nur allgemeine moralische Tendenzen. Darum ist auch der Misanthrope Molière's so grundverschieden von dem Timon des Griechen und des Briten. Wie der Misanthrope in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse Molière's sich an die École des Maris und École des Femmes anschliessen, so reiht er sich in seiner Tendenz an Don Juan und deutet auf Amphitryon und Tartuffe hin. Die beiden ersten sind eine bittere Anklage gegen das sittliche Leben der höfischen Kreise, Tartuffe geißelt die scheinheilige Frömmigkeit derselben. Im Amphitryon streift Molière's Opposition bis unmittelbar an den Thron*).

Misanthrope, Don Juan, Tartuffe zeigen, wie wenig Molière ein höfischer Dichter im Sinne des Racine und Boileau war, wie wenig er im Glanze des Hoflebens seine höchste Befriedigung findet. Nur die unbedingte Hingebung an die Person Ludwig XIV., dessen Gunst ihn gegen den Spott und Hoch-

*) S. P. Lindau a. a. O. und meinen Aufsatz: Molière und die römische Komödie (Herrig's Archiv 56, 3. S. 249 u. 250).

muth eben jener höfischen Kreise schützte, theilt er mit jenen Dichtern. Man wird deshalb nicht, wie ein Jacobiner der französischen Revolutionszeit gethan, in Molière einen Vorläufer dieser Revolution sehen wollen, denn seine Abneigung gegen das Treiben des Hofes ging nicht bis zum Hasse des Fanatismus, bis zur Wuth der Zerstörung.

Halle a. S.

Dr. R. Mahrenholz.

Ueber Corneille's Anschauung vom Wesen der Tragödie.

Wenn wir bei der Mehrzahl der grossen Bühnendichter alter und neuer Zeit über die Anschauungen, die dieselben von dem Drama hatten, nur durch eingehende Prüfung ihrer einzelnen Schöpfungen uns ein annähernd klares Bild machen können, wie z. B. Aristoteles aus den Werken des Aeschylus, Sophokles und Euripides die Regeln seiner Poetik abstrahirt hat, so sind wir bei Corneille in der glücklichen Lage, einen von ihm selber aufgezeichneten „discours sur la tragédie“, sowie eine Menge von Vorreden und Untersuchungen zu seinen einzelnen Stücken zu besitzen, in denen er seine Anschauungen über die Tragödie zu fixiren gesucht hat: ein Umstand, der für unseren Zweck um so wichtiger ist, als es ausserordentlich schwer sein dürfte, aus seinen in Bezug auf diesen Punkt eine grosse Mannigfaltigkeit bietenden Tragödien allein über seine Anschauung ins Klare zu kommen. Wir werden, um diese festzustellen, uns um so mehr an jenen discours halten müssen, als er von Corneille erst in seinem späten Alter, nachdem er seine Tragödien bereits geschrieben hatte, niedergesetzt ist, und also die letzte und endgültige Meinung des Dichters repräsentirt. Die Vorreden und „examens“ zu den einzelnen Stücken aber können schon deshalb nicht unberücksichtigt bleiben, weil sie uns häufig den Weg zeigen, auf dem Corneille zu seinen Anschauungen gekommen ist, sowie die Einflüsse, die ihn bestimmt haben, über diesen Gegenstand so und nicht anders zu denken. Dabei werden wir in jedem einzelnen Fall zu untersuchen haben, ob diese Ansichten die richtigen sind, sowie eine kurze Betrachtung der geschichtlichen Data seiner Tragödien und der zu jener Zeit auf diesem Gebiete maassgebenden und einflussreichen Factoren

uns zeigen wird, ob Corneille bei der Abfassung seiner Stücke von einer klaren und sich consequent bleibenden Anschauung des Wesens der Tragödie geleitet wurde oder nicht.

Wie es, wenn man sich die Entstehungsgeschichte der französischen classischen Tragödie als einer in grösserem oder geringerem Masse stattgehabten Nachahmung der antiken vergegenwärtigt, kaum anders zu erwarten ist, geht Corneille überall in seinen Bemerkungen über diesen Gegenstand von dem Kunst-richter der Alten, dem Aristoteles, aus, dessen Poetik, wie allgemein zu seiner Zeit und schon vor ihm von bedeutenden Gelehrten, auch von ihm als oberste Richtschnur anerkannt wird. Daneben beruft er sich auf die Kunstpraxis der alten Dichter, des Aeschylus, Sophokles, Euripides, und nicht zum wenigsten des Seneca.

Nachdem Corneille vom Drama im Allgemeinen bemerkt hat, dass es ausser dem Zweck, zu gefallen, noch den Zweck der Nützlichkeit habe, dass dieser ein dreifacher sei und erstens erreicht würde durch Einfügung von moralischen Sentenzen, zweitens durch klare Schilderung von Tugend und Laster, drittens durch die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters, fügt er hinzu, dass die Tragödie aber noch die besondere Eigenschaft habe, durch Erregung von Furcht und Mitleid ähnliche Leidenschaften zu reinigen. Die hierauf bezüglichen Worte des Aristoteles lauten: „Die Tragödie reinigt durch Erregung von Mitleid und Furcht solche und derartige Leidenschaften. Wir haben Mitleid mit denen, die wir unverdient leiden sehen, und wir fürchten für uns ein ähnliches Unglück, wenn wir es Leute unseres Gleichen leiden sehen“. Diese Worte erläutert Corneille so: Das Mitleid, das wir beim Anblick eines leidenden Menschen, der uns ähnlich ist, d. h. in dessen Gefühle und Empfindungen wir uns hineinversetzen können, empfinden, treibt uns zur Furcht vor einem ähnlichen Unglück, das uns betreffen könnte; diese Furcht zum Wunsch, es zu vermeiden; dieser Wunsch dazu, diejenigen Leidenschaften, die in dem Helden des Stückes dargestellt werden, und die ihn ins Unglück stürzen, in uns zu reinigen, in unserem Inneren auszurotten. Dass Corneille hier in einem grossen Irrthum befangen ist, indem er die Furcht als eine Folge des Mitleids,

und die Reinigung der Leidenschaften als einen durch innere Ueberlegung und durch Nachdenken hervorgebrachten Wunsch bezeichnet, solche Leidenschaften, wie sie der Held des Stückes zeigt, in uns zu unterdrücken, das hat Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie schlagend nachgewiesen. Es geht dies schon aus den Worten des Aristoteles selbst hervor. Derselbe spricht nirgends von einer Reinigung solcher Leidenschaften in uns, wie sie der Held des Stückes besitzt, sondern von der Reinigung solcher und derartiger Leidenschaften, d. h. solcher, die dem Mitleid und der Furcht verwandt sind, worüber weiter unten ausführlicher. Doch auch Corneille selbst kam mit dieser seiner Erklärung in Ungelegenheit, sobald er nämlich die Anwendung davon auf die Stücke der Alten oder seine eigenen machte. Rodrigo und Chimène im Cid erregen wohl Mitleid, sagt er, aber ob dies Mitleid nun auch die Furcht erregt, dass uns etwas Aehnliches zustossen könnte, und diese Furcht wiederum in uns den Wunsch rege macht, unsere Leidenschaften zu reinigen, in diesem besonderen Falle also eine solche Liebe, wie Rodrigo und Chimene zu einander haben, nicht in uns aufkommen zu lassen, das bezweifelt er und kommt daher zu dem Schluss, dass dieser ganze Satz des Aristoteles nur eine schöne Idee ohne thatsächlichen Gehalt sei. Doch um dem Ansehen des Philosophen nicht zu sehr entgegenzutreten, sucht Corneille sich mit ihm zu vereinigen. Nichts ist leichter als eine solche Vereinigung, fährt Corneille fort. Wir brauchen nur anzunehmen, dass Furcht und Mitleid nicht zugleich nothwendig sind zur Reinigung der Leidenschaften, sondern dass schon die Furcht allein genügt, uns zur Erwägung der dargestellten Fehler zu veranlassen und auf diese Weise eine Reinigung herbeizuführen. In Folge dessen braucht auch Furcht und Mitleid nicht durch ein und dieselbe Person, sondern die eine kann durch diese, das andere durch jene Person hervorgerufen werden. Der Tod des Don Gormas im Cid, der Tod der Kleopatra erregten kein Mitleid, nur Furcht; diese dient aber doch dazu, uns vor dem Stolz des Gormas und vor dem Ehrgeiz der Kleopatra auf der Hut sein zu lassen. So Corneille. Man sieht, zu welchen falschen Annahmen er gelangt ist und gelangen musste bei seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Furcht, Mitleid und Reinigung

Lessing ist es, der diese Begriffe zuerst in das richtige Licht gesetzt und damit jene das ganze Wesen der Tragödie verwirrende Auslegung Corneille's ein für allemal beseitigt hat. Die Furcht ist nicht eine Folge des Mitleids, sondern sie ist das Gefühl, „dass wir der bemitleidete Gegenstand selber werden können, das auf uns selbst bezogene Mitleid“. Es schliesst also das Mitleid nothwendig die Furcht ein, beide gehören eng zusammen. Wenn Corneille sie von einander trennt, so beruht dies auf seiner falschen Auffassung des Mitleids. Er versteht darunter die Rührung, die uns beim Anblick eines leidenden Gegenstandes überkommt, eine Regung, nicht einen Affect, wie mir dies besonders aus einer Bemerkung hervorzugehen scheint, wo er sagt, dass über das Unglück Rodrigo's und Chimenes genug Thränen von Seiten der Zuschauer wären vergossen worden. Eine solche, fälschlich Mitleid genannte, Rührung ist allerdings möglich ohne Furcht, und daher kommt denn Corneille auch zu der Annahme, dass die Furcht allein genüge zur Reinigung der Leidenschaften, und dass es gleichgültig sei, ob Furcht und Mitleid durch dieselbe Person oder durch verschiedene hervorgebracht werde. Dieses ist aber absolut unmöglich, wenn Furcht und Mitleid nothwendig zusammen gehören. Ganz falsch versteht Corneille ferner unter Reinigung der Leidenschaften ein Unterdrücken der vom Stücke vorgestellten Leidenschaften in unserem Inneren, und stellt dieselbe als ein Resultat überlegender und bewusst reflectirender Geistesthätigkeit des Zuschauers dar. Sollte die Reinigung lediglich in einem Ansporn bestehen, in unser Inneres zu schauen und die dort entdeckten Fehler auszurotten, sollte sie also lediglich einen moralisch-didactischen Zweck haben, so brauchte es dazu keines Dramas, keiner Tragödie. Dasselbe lässt sich durch jede andere Gattung der Poesie ebenfalls erreichen. Das Wesen der Tragödie aber besteht darin, dass sie durch Erregung von Furcht und Mitleid diese und ihr verwandte Leidenschaften reinigt, nämlich Furcht und Mitleid, dass sie das Zuviel und Zuwenig derselben auf das richtige Maass zurückführt, einen gefühllosen Menschen gefühlvoll, einen empfindsamen weniger empfindsam macht, kurz, dass sie Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten verwandelt. Dies ist die Ansicht Lessing's, und er hat damit

unzweifelhaft das Richtige getroffen, wengleich dieselbe auf das moderne Drama Shakespeare's und Schiller's nicht mehr ihre volle Anwendung finden dürfte. Der Unterschied in der Reinigung hier und dort liegt in dem Unterschied der griechischen und modernen Tragödie überhaupt begründet, der darin besteht, dass die Griechen mit wenigen Ausnahmen vielleicht bei Sophokles und Aeschylus, den Verlauf der Handlung mehr durch äussere Einflüsse ohne genügende Rücksicht auf eine Alles regierende sittliche Weltordnung zum Abschluss brachten, während bei den Neueren der Verlauf der Begebenheiten aus der Anlage der dargestellten Charaktere erklärt wird und hier das Wort Schiller's gilt: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“. In Folge eben dieses Unterschiedes ist die Reinigung der Leidenschaften in der modernen Tragödie etwas anderer Art, und sehr gut scheint Gustav Freitag in seiner „Technik des Dramas“ mir die Gesamtwirkung der Tragödie auf den Zuschauer also zu schildern: „Der Hörer hat in der heftigsten Erregung die Empfindung einer souveränen Freiheit, welche ihn zugleich hoch über die Ereignisse hinaushebt. Er wird nach dem Fallen des Vorhanges trotz der starken Anstrengungen, in welche er durch Stunden versetzt war, eine Steigerung seiner Lebenskraft wahrnehmen, das Auge leuchtet, der Schritt ist elastisch, jede Bewegung fest und frei. Auf die Erschütterung ist ein Gefühl von freudiger Sicherheit gefolgt, in den Empfindungen der nächsten Stunden ist ein edler Aufschwung, in seiner Wortfügung energische Kraft, die gesammte eigene Production ist ihm gesteigert, der Glanz grosser Anschauungen und starker Gefühle, der in seine Seele gezogen, liegt wie eine Verklärung auf seinem Wesen“.

Haben wir nun gesehen, wie Corneille's Auffassung der Reinigung der Leidenschaften als des Resultates einer nüchternen Verstandesthätigkeit eine rein äusserliche und verkehrte war, so werden wir uns nicht wundern, wenn er in den Punkten, die hiermit innerlich zusammenhängen, ebenfalls unrichtig urtheilte. Dahin gehört, was er über die Mittel sagt, die von Aristoteles angegeben sind, um Furcht und Mitleid zu erregen. Nachdem er die Hauptforderung desselben, dass der Held der Tragödie weder ein ganz tugendhafter Mensch, noch ein Böse-

wicht sein dürfe, da beide weder Mitleid noch Furcht erregen, angeführt hat, eine Forderung, der viele von Corneille's Stücken, wie die Medea, Clitandre, Rodogune schnurstracks zuwiderlaufen, fährt er also fort: „Um nicht zu viele Stücke, die wir auf dem Theater haben reüssiren sehen, verdammen zu müssen, ist es nöthig, uns nach einer günstigen Auslegung dieser aristotelischen Regel umzusehen und ihre Härte etwas zu mildern.“ Das Kriterium der Vortrefflichkeit eines Stückes bildet dem Corneille hier also rein äusserlich der Umstand, ob ein Stück gefallen hat oder nicht. Er findet dann auch folgende günstige Auslegung, indem er sagt: „Die Darstellung eines ganz tugendhaften Menschen als Helden einer Tragödie ist in dem Falle gestattet, wo dieser ganz tugendhafte mehr Mitleid für sich als Widerwillen gegen den Verfolger erregt, welches erstens geschieht, wenn der Tugendhafte der Gefahr entgeht und der Böse sich darin verstrickt, und zweitens, wenn der Böse doch nicht böse genug ist, sondern nur ein schwacher und charakterloser Bösewicht; in beiden Fällen, sagt Corneille, zehrt der Widerwille, den der Verfolgte erregt, das Mitleid mit dem Verfolgten nicht ganz auf. Wir haben Mitleid mit dem Verfolgten, folglich ist die Forderung des Aristoteles erfüllt, folglich ist das Stück gut. Dass Aristoteles diesen Fall nicht erwähnt, liegt nach Corneille daran, dass es bei den Griechen keine derartigen Stücke gab, woraus er ihn hätte entnehmen können. Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen, durch welche Verdrehung der aristotelischen Sätze Corneille diese ihm günstig sein sollende Interpretation zu Stande gebracht hat, die er dann noch zu stützen glaubt durch die Autorität grosser Gelehrten, wie des Buchanan, Grotius und Daniel Heinsius. Der Fehler der ganzen Beweisführung liegt darin, dass Corneille schon das Mitleid allein für genügend erklärt, eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken. Und wenn er nun gar so weit geht, auch Märtyrer und Heilige auf der Bühne zuzulassen, wie er in seinem Polyencte gethan hat, so hat schon Lessing nachdrücklich darauf hingewiesen, wie man mitempfinden und mitleiden kann nur mit einem, der auch Mensch ist, der die Gebrechen und Schwächen der Menschheit theilt, nicht aber mit einem Heiligen oder Märtyrer, der ja mit Vergnügen leidet und sich für unser Mitleid

bedanken würde. Dass Corneille ferner auch die Darstellung eines vollkommenen Bösewichts als tragischen Helden gestattet, weil die Bestrafung eines grossen Verbrechens uns zur Furcht, und diese zur Reinigung antriebe, das beruht wiederum auf seiner falschen Auffassung von dem Begriff eben dieser Reinigung. Jedoch repräsentirt Corneille mit dieser Ansicht immerhin schon einen Fortschritt seiner früheren gegenüber, die er in der Vorrede zu seiner *Medea* ausspricht, und nach welcher es ganz gleichgültig ist, ob die Handlungen des Helden tugendhaft oder lasterhaft sind, wenn sie nur eine naturgetreue Darstellung finden.

Als weiteres Mittel, Furcht und Mitleid zu erregen, giebt Corneille nach Aristoteles an, dass die Handlung nicht zwischen zwei einander gleichgültig sich gegenüberstehenden Personen oder zwischen zwei Feinden, sondern zwischen zwei sich nahestehenden vorgehen müsse. Mit richtigem Blick hat Corneille in diesem Umstand die Vorbedingungen und die Möglichkeit gesehen, jenen Kampf zwischen Natur und Leidenschaft, zwischen Pflicht und Neigung zur Darstellung zu bringen, der von jeher das Menschenherz bewegt hat, und er hat dieses Mittel bei der Abfassung seiner Tragödien so wenig unbeachtet gelassen, dass er es vielmehr nur zu oft und, wie mir scheint, mit einer zu grossen Einförmigkeit darin angewendet hat. Die Lage der *Chimene* im *Cid*, der *Camille* im *Horace*, der *Emilie* im *Cinna* ist im Wesentlichen dieselbe. Doch liesse man sich dies noch gefallen, wenn nur durch diesen Widerstreit von Pflicht und Neigung, in dem doch gerade das Wesen des Tragischen bestehen soll, auch von Corneille nun wirklich ein tragisches Moment hervorgebracht würde. Aber dem ist nicht so. Anstatt dass die Alles überwältigende Kraft der Liebe das Uebergewicht haben und den Helden, resp. die Heldinnen zur Verletzung ihrer Pflicht, zur Durchbrechung der sie einengenden Schranken und so in einen tragischen Conflict drängen sollte, tritt sie vor jenen Pflichten und Rücksichten, die die sie umgebende Welt von ihr fordert, ganz in den Hintergrund. Diese sind es, welche die Handlung bestimmen, sie sind es, die das Thun und Lassen des Helden bedingen, die Liebe äussert sich nur in pomphaften, declamatorischen Worten, sie unternimmt nichts, das uns von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugen könnte. Vollkommen gilt dies

von den oben erwähnten Stücken und manchen anderen des Corneille. Wie anders und wie viel wahrer hat, um ein nahe liegendes Beispiel zu nehmen, Sophokles in seiner Antigone den Kampf zwischen der Staatspflicht und der Liebespflicht geschildert. Da ist kein Raisonement, kein Lamentiren über Verletzung göttlicher Satzungen und äusserer Rücksichten. Vollkommen sich ihrer Pflicht bewusst, steht der Antigone die Bruderliebe höher als der Gehorsam gegen den Staat und treibt sie so mit Nothwendigkeit zur Uebertretung seiner Gesetze.

Am deutlichsten aber zeigt sich Corneille's Anschauung vom Wesen der Tragödie in seiner Besprechung der aristotelischen Eintheilung der Tragödien in mehrere Classen. Wenn Aristoteles hier diejenigen Tragödien für die schlechtesten und nichts Tragisches enthaltenden erklärt, wo die einander nahestehenden Personen im Kampf sich gegenüber treten, etwas unternehmen und dann von ihrem Vorhaben ablassen und es nicht zur Ausführung bringen, so kann Corneille begrifflicher Weise diesen Satz nicht unterschreiben, ohne damit zugleich das Verdammungsurtheil für seinen Cid, seinen Cinna, Rodogune, Heraclius, Nicomede auszusprechen. Er schränkt daher diese Regel des Aristoteles ein auf solche Helden, die aus blosser Laune oder plötzlicher unmotivirter Willensänderung von ihrem Vorhaben ablassen, und will sie nicht auf diejenigen ausgedehnt wissen, die alles Mögliche thun, um den Gegner zu verderben, die aber dennoch an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert werden, sei es durch irgend eine höhere Macht, sei es durch einen Wechsel des Schicksals, der sie selbst umkommen lässt. Man wäre, um den letzten Fall zuerst zu besprechen, hier versucht, zu fragen, warum denn der betreffende Held überhaupt noch bis zum IV. Acte lebt und alles Mögliche zu des Gegners Verderben versucht, wenn er doch im V. unverrichteter Sache stirbt, ja, warum er überhaupt auf der Bühne erscheint, da er doch eine ganz überflüssige Persönlichkeit ist und nichts zu Wege bringt. Bei der anderen Alternative, wo eine höhere Macht den Helden von seinem Vorhaben abbringt, führt Corneille als Beispiel den Cid an. Chimene, sagt Corneille, thut alles Mögliche, um Rodrigo zu verderben; aber eine höhere Macht, nämlich der Wille des Königs, zwingt sie, von ihrem Vorhaben

abzulassen. Das Verkehrte, das in diesen Worten liegt, springt in die Augen. Für den Helden einer Tragödie darf es keine höhere Macht geben, als seine Leidenschaft; alles Andere, was etwa die Handlung bestimmt, ist zufällig und äusserlich und gehört nicht ins Drama: hier soll Alles in dem Verhältniss von Ursache und Wirkung, naturgemäss, nichts zufällig auf- und auseinander folgen. Im *Cid* kommt der Befehl des Königs, sich mit der Lage der Dinge zufrieden zu geben, der *Chimene* sehr gelegen, und man wäre neugierig zu erfahren, wie die Geschichte abgelaufen wäre, wenn jene höhere Macht, die wie ein *deus ex machina* hier ganz äusserlich und zufällig in die Handlung hineingreift, wie sie es sollte, fortgeblieben wäre. Aber Corneille ist so fest von der Vortrefflichkeit dieser Art von Tragödien überzeugt, dass er geradezu behauptet, sie hätte am meisten Tragisches, und Aristoteles habe unter den griechischen Tragödien nur keine dieser Art gefunden, sonst würde er sie unzweifelhaft für die beste gehalten haben. Dieses Verkennen jedes Tragischen geht, um noch einige Beispiele anzuführen, so weit, dass in der *Rodogune* ein Mädchen geschildert wird, das ihre beiden Liebhaber zum Morde ihrer Mutter auffordert und schliesslich sich für sie doch Alles fröhlich endet, dass im *Cinna* ein charakterloser, gänzlich unter der Herrschaft seiner Geliebten stehender Mensch, und eine Frau, eben diese Geliebte, die alle anderen Gefühle, der Rache, des Ehrgeizes u. s. w. eher kennt als die Liebe, geschildert werden. Und wenn diese Beiden allerlei Mordanschläge auf einen Dritten schmieden, dann aber, durch den grossen Edel-muth dieses Dritten gerührt, von ihrem Vorhaben ablassen und sich doch nun eigentlich recht erbärmlich vorkommen müssen, so ist ein solches Stück nach Corneille das am meisten tragische, und Aristoteles würde es jedenfalls auch dafür gehalten haben, wenn er es nur gekannt hätte.

Wenn Corneille nun im weiteren Verlauf seiner Erörterungen über die dramatische Behandlung eines Stoffes nach der ihm innewohnenden Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit spricht, so ist es sehr schwer, sich von seiner eigentlichen Meinung über diesen Gegenstand einen klaren Begriff zu machen, da er so viele Ausnahmen und Einschränkungen von den Regeln, die er

aufstellt, macht und den Begriff des Nothwendigen bald in diesem, bald in jenem Sinne fasst, dass man schliesslich nicht mehr weiss, was denn nun eigentlich von all dem Gesagten gelten soll. Es hängt überhaupt diese Frage eng zusammen mit der Frage, ob der Dichter einer Tragödie, wofern er seinen Stoff aus der Geschichte nimmt, geschichtliche Thatsachen verändern darf oder nicht, die Corneille mit Aristoteles dahin beantwortet, dass man zwar die Haupthandlung unangetastet lassen müsse, die Nebenhandlungen aber und kleinere Zwischenereignisse wohl verändern oder auch selbst erfinden dürfe. Demnach, sagt Corneille, begeht der Dichter niemals einen Fehler, wenn er eine geschichtliche Thatsache so behandelt, wie sie wirklich sich zugetragen hat, selbst wenn eine solche Behandlung den Gefühlen und Erwartungen der Zuschauer, sowie den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit weniger entspräche. Der Dichter sündige in diesem Falle nur gegen die Sorge um seinen eigenen Ruhm, als er vielleicht nur einen geringeren Erfolg mit seinem Stücke erziele, nicht aber gegen die Regeln der Kunst. Lessing war hierin anderer Meinung: er wollte, dass der Dichter, abgesehen von allgemein bekannten geschichtlichen Thatsachen und Charakteren, die natürlich nicht verändert werden dürfen, sich um die geschichtliche Wahrheit nicht weiter zu kümmern habe, „als sie mit einer wohl eingerichteten Fabel verträglich sei, mit der er seine Absichten verbinden könne“. Denn das Wahrscheinliche erst macht uns eine Geschichte glaubwürdig, nicht dass sie sich wirklich so oder so zugetragen hat, und es ist daher eine unwahrscheinliche, wenn auch geschichtliche Handlung nicht der Behandlung in einer Tragödie zuträglich. Hier muss der Dichter von seiner eigenen Erfindung hinzuthun, er muss erdichten, welchen letzteren Satz auch Corneille anerkennt, und dem er in seinen Dramen oft genug gefolgt ist; nur muss dieses Erdichten ein zweckmässiges sein, nicht wie bei Corneille, z. B. in der *Rodogune*, ein zweckloses, hervorgegangen aus dem Streben, durch Anhäufung des Schrecklichen und Wunderbaren, durch Intriguen jeder Art Furcht und Mitleid zu erregen.

Aus den mehrere Seiten füllenden Erörterungen Corneille's über die Behandlung einer Tragödie nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit, in denen er die ganz richtige Bemerkung

macht, dass die einzelnen Handlungen in sich wahrscheinlich sein müssten, die Verknüpfung aber, das Aus- und Aufeinanderfolgen derselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit geschehen müsste, ersieht man im Grossen und Ganzen doch deutlich, dass er über diesen Gegenstand zu keiner vollständigen Klarheit gelangt ist, besonders wenn er schliesslich zu dem falschen Resultat kommt, dass in der Tragödie dann besonders Manches auf Kosten der Wahrscheinlichkeit geschehen dürfe, wenn die Nothwendigkeit, worunter er hier das Gesetz der drei Einheiten, sowie etwaige bei der Aufführung sich ergebende technische Schwierigkeiten versteht, den Dichter dazu zwänge. Durch derartige Maximen konnte Corneille allerdings leicht die vielen und zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten rechtfertigen, die selbst in seinen besseren Stücken Vernunft und Phantasie des Lesers beleidigen.

Wenn wir im bisher Gesagten schon oft Gelegenheit gehabt haben, zu sehen, wie Corneille seine Anschauungen über die Tragödie, wie er sie in seinem „discours sur la tragédie“ niedergelegt hat, sich mehr nach seinen Stücken zu Pass gemacht als aus einer klaren Erkenntniss vom Wesen des Tragischen heraus gebildet hat, und wie verworren und dunkel sie daher sein mussten, so wird die Betrachtung einiger geschichtlichen That-sachen genügen, dies ausser allen Zweifel zu setzen, zugleich aber dazu dienen, uns eine Erklärung dieses Umstandes zu geben. Man darf nicht vergessen, dass Corneille in gewisser Weise mehr und inniger als die grossen Tragödiendichter anderer Nationen, als etwa Shakespeare und Lope mit seinen Vorgängern zusammenhängt, dass er nicht aus der Reihe der ihn Umgebenden heraustretend, in eigenartiger, origineller Behandlung des Stoffes neue Bahnen einschlägt, sondern von ihren Anschauungen geleitet und darin befangen, auf demselben Wege fortschreitet und dass seine Thätigkeit wesentlich nur als eine Fortsetzung und Vervollkommnung der einmal falsch eingeschlagenen Richtung nach dem Drama des Alterthums hin anzusehen ist. Hierbei ist nun besonders in Betracht zu ziehen der grosse Einfluss, den die ganze damalige classische Tragödie der Franzosen von der römischen, vor Allem von der des Seneca erfuhr, der bei den Gelehrten jener Zeit fast in noch höherem Ansehen stand als die griechischen Tra-

giker. Dass aber die römische Tragödie theils nur ein schwacher Abklatsch, theils ein ins Scheussliche und Grässliche gesteigertes Zerrbild der griechischen war, ist bekannt und wird besonders einleuchtend, wenn man z. B. die Medea oder die Trojanerinnen des Seneca betrachtet. Dieser Einfluss des Seneca zeigt sich bei Corneille nun nicht bloss in denjenigen seiner Stücke, die er ihm nachgeahmt hat, sondern auch in den meisten anderen. Jenen Hang zum Schrecklichen und Uebertreibenden, jenes wortreiche Pathos voller Sentenzen, jener rhetorische Pomp kennzeichnet sich in der Medea so gut wie im Clitandre, Polyeucte und der Rodogune. Zu allem diesem kommt, dass Corneille bei seinem schwankenden und unbeständigen Charakter eine Anschauung, die er sich einmal zu eigen gemacht hatte, nicht zu vertreten vermochte, dass er allen Einflüssen der Kritik, allen Launen seiner Gönner nur zu leicht zugänglich war und ihnen gegenüber seine Ansichten oft plötzlich änderte, wie zahlreiche seiner Vorreden und examens beweisen. Aus seinen Bemerkungen über den Clitandre z. B., ersehen wir, dass sein vor demselben verfasstes Stück, die Mélipe, von den Kritikern getadelt war, weil erstens die Einheit der Zeit nicht innegehalten und zweitens viel zu wenig Handlung darin sei. Dies ist Grund genug für Corneille, bei der Abfassung seines folgenden Stückes, des Clitandre, die Einheit streng zu beobachten und es an Intriguen so wenig fehlen zu lassen, dass sie das Stück zu dem unnatürlichsten und in sich unwahrscheinlichsten Product Corneille's gemacht haben. Diese Unbeständigkeit und Unentschlossenheit des Charakters zeigt sich ferner in der Rolle, die Corneille spielte in dem grossen Kampf zwischen dem romantischen Schauspiel und der classischen antiken Tragödie. Trotz des bedeutenden Erfolges, den er mit einem Stück der ersteren Gattung, dem Cid, erzielte, und der ihn hätte aufmuntern sollen, auf dem betretenen Wege fortzufahren, kehrte er dennoch, durch die Anfeindungen seiner Gegner und durch die Ungnade, in die er bei Richelieu gefallen war, kopfscheu gemacht, wieder zu dem antiken Regelzwange zurück, zum grossen Schaden der ganzen französischen Tragödie. Wo derartige Einflüsse zusammenwirkten, um den Dichter bald so, bald so zu stimmen, kann schon überhaupt von einer klaren, in sich consequenten

Anschauung von dem Wesen der Tragödie keine Rede sein, geschweige von einer solchen, die mit den Regeln des Aristoteles gestimmt hätte, wie Corneille Ehrgeiz genug hatte, beweisen zu wollen. Dass hierzu die gezwungensten und verkehrtesten Auslegungsversuche nöthig waren, haben wir im Obigen schon gesehen, und dass er auch da, wo er von dem Aristoteles abzuweichen Grund zu haben glaubte, nur zu rein äusserlichen Kunstgriffen seine Zuflucht nahm, davon hier nur ein Beispiel. Aristoteles stellt den Satz auf: die geschichtlichen Thatsachen dürfen nicht verändert werden; die Clytemnästra z. B. dürfe von keinem Anderen getödtet werden, als von ihrem Sohn Orestes. Da nach unseren heutigen Begriffen von Sittlichkeit ein Muttermord auf der Bühne nicht ausführbar ist, sagt Corneille, so würde man diesen Gegenstand etwa so behandeln müssen: Orest hat nicht die Absicht, seine Mutter zu tödten, sondern den Aegisth; indem er zu dem Todesstreich ausholt, wirft sich Clytemnästra zwischen ihn und den Aegisth, so dass sie vom Schläge getroffen todt niedersinkt. So, fährt Corneille fort, ist Clytemnästra von der Hand ihres Sohnes gefallen, wie es Aristoteles will, ohne dass unser sittliches Gefühl davon beleidigt würde. (Sic!)

Fassen wir nun Corneille's Anschauung vom Wesen der Tragödie, wie sie sich uns in dem Bisherigen ergeben hat, kurz zusammen, so würde seine Definition der Tragödie etwa folgendermaassen lauten: Die Tragödie ist die Darstellung einer würdigen und wichtigen Handlung, die durch Erregung von entweder Furcht oder Mitleid in uns den Wunsch rege macht, die Leidenschaften, die den Helden des Stückes ins Unglück stürzen, in uns zu unterdrücken und auszurotten. Diese Furcht aber vor dem Unglück irgend einer der Helden und dieses Mitleid mit irgend einer der leidenden Personen der Tragödie werden in gewissen Fällen auch dann in uns hervorgebracht, wenn der Held des Stückes ein ganz tugendhafter oder ein ganz lasterhafter ist. Dabei ist es nicht nothwendig, dass der Verlauf der Handlung immer wahrscheinlich sei: die geschichtliche Wahrheit, sowie die Regeln der drei Einheiten und die Anforderungen, die die Aufführung des Stückes an den Verfasser stellt, sind ein Entschuldigungsgrund für im Stücke vorkommende

Unwahrscheinlichkeiten.“ Dies sind ungefähr die Regeln, die Corneille über die Tragödie aufgestellt hat, von denen er sich aber in manchen Punkten noch Abweichungen erlaubt, so dass von einer wirklich klaren, sich consequent bleibenden und in sich geschlossenen Anschauung von der Tragödie nicht die Rede sein kann. Der Hauptmangel, aus dem sich auch all das Verfehlete in Corneille's Anschauung vom Wesen der Tragödie erklärt, ist der Umstand, dass ihm überhaupt das rechte Verständniss für das Wesen des Tragischen fehlte, für jenen unlösbaren Conflict, in den der Mensch in Folge seines einseitigen Begehrens gegen widerstrebende Kräfte verwickelt wird, und aus dem er nicht anders befreit werden kann, als durch Sühnung seiner Schuld, wie es uns in den Shakespeare'schen Tragödien so klar entgegentritt. Was Lessing daher von der französischen Tragödie im Allgemeinen sagt, dass sie keine Tragödie sei, weil ihr einmal die Fähigkeit, Furcht und Mitleid zu erregen, fehle, und zweitens ein unlösbarer Conflict, das gilt so recht von Corneille, ihrem Begründer. Die Herleitung der Schuld aus dem Innern des Helden und die Herleitung der Vergeltung aus dem Zwange der Handlung vermisst man in seinen Dramen. Wenn dieselben trotzdem so grosse Bewunderung erregten, so verdankte er diese Wirkung nicht so sehr den Stücken als Tragödien, sondern vielmehr dem Umstande, dass er zuerst in schöner und oft wahrer Sprache die Gefühle und Empfindungen zu schildern wusste und seine Helden in pathosreichen Worten allerlei schöne Grundsätze und Sentenzen aussprechen liess, an die das Publicum schon durch die Stücke seiner Vorgänger gewöhnt war, und an denen es einen ausserordentlichen Gefallen fand. Es kam ihm mehr auf die Worte als auf die Handlung, mehr auf die äussere Form als auf eine folgerichtige Entwicklung an. In falschem Verständniss des griechischen Dramas und aus Unvermögen, sich eine eigene Anschauung von dem Wesen der Tragödie zu bilden, wie die Spanier und Engländer, unbeeinflusst von den Alten, ein nationales Drama erzeugt haben, hat Corneille die classische französische Tragödie in der Bahn weitergeführt und befestigt, die sie schon theilweise vor ihm eingeschlagen hatte und nach ihm nicht wieder verlassen hat.

Dr. K. Foth.

Die provenzalische Bearbeitung der Kindheit Jesu.

Von

Adolf Kressner.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung waren die Legenden über Jesu Kindheit, worüber bekanntlich die canonischen Evangelien fast nichts berichten, sehr verbreitet, im Abendlande sowohl als auch im Orient, und wenn sie auch meistens Secten-Zwecken dienten (vergl. Ueber die Apokryphen des neuen Testaments von Dr. Joh. Friedr. Kleuker. Hamburg 1798. — *De evangeliorum apocryphorum origine et usu. Scripsit C. Tischendorf. Hagae Comitum 1851*), so wurden sie doch auch von den Kirchenvätern anerkannt und häufig citirt. Doch mit der Zeit webte die Volkstradition so wunderliche Dinge hinein, dass der berühmte Erlass des Papstes Gelasius (496) *de libris recipiendis et non recipiendis* sie unter die Apokryphen rechnete. Nichtsdestoweniger fuhr man fort, sie eifrig zu lesen, und daher kommt es denn, dass das Mittelalter, das gerade an dem Wunderbaren und Unglaublichen so viel Gefallen fand, sie in den Bearbeitungen der hauptsächlichsten Völker des Occidents, in der spanischen, provenzalischen, französischen, englischen, niederländischen und deutschen Literatur, aufweist*).

Unter diesen Versionen verdient eine besondere Berücksichtigung die provenzalische, welche Karl Bartsch nach der

*) Das Nähere bei Grässe, *Allgem. Litterär-gesch.* III; *Histoire Littéraire de la France* XVIII; *Archiv* II; Hahn, *Gedichte des XII. und XIII. Jahrhunderts*; *Die Kindheit Jesu, Gedicht des 12. Jahrhunderts.* Herausgegeben v. J. Feifalik. Wien 1859.

Pariser Handschrift 7693 (fol. 170) in seinen Denkmälern der provenzalischen Literatur, Stuttgart 1856, pag. 270—305 herausgegeben hat; und zwar ist sie merkwürdig sowohl in Bezug auf den Inhalt, da sie mehrere Legenden berichtet, die sich in den Quellen nicht finden, als auch in Bezug auf die Sprache, worüber der betreffende Theil dieser Abhandlung zu vergleichen ist.

Die Quellen nun, nach denen die mittelalterlichen Versionen, und so auch unsere provenzalische, gearbeitet sind, sind folgende:

1. Evangelium des Thomas, bekannt in zwei griechischen (Thom. gr. *A*; Thom. gr. *B*) und einer lateinischen (Thom. lat.) Version. Herausgegeben von F. C. Thilo in *Codex apocryphus novi testamenti*. I. Leipzig 1832, und von Tischendorf in den *Evangelia apocrypha*. Leipzig 1853.

2. Evangelium Pseudo-Matthaei sive de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris, herausgegeben nach der Pariser Handschrift von Thilo, nach einer Vaticanischen von Tischendorf. (Ps. Math.)

3. Evangelium Infantiae Arabice, zuerst herausgegeben von Henricus Sike: *Evangelium infantiae vel liber apocryphus de infantia Servatoris*. Ex Manuscripto edidit ac Latina versione et notis illustravit H. S. Trajecti ad Rhenum 1697. Der arabische Text mit lateinischer Uebersetzung ist wieder abgedruckt von Thilo; Tischendorf giebt nur die lateinische Uebersetzung. (Ev. Ar.)

Hierzu ist noch zu vergleichen: Das Leben Jesu nach den Apokryphen im Zusammenhange aus den Quellen erzählt und wissenschaftlich untersucht von Rudolf Hofmann. Leipzig 1851.

Folgende Tabelle mag dazu dienen, das Verhältniss der provenzalischen Bearbeitung zu den Quellen und das der Quellen unter einander anzugeben, zugleich aber auch zeigen, wie reich die Quellen in Vergleich zu jener Version fließen.*)

*) Die arabische Bearbeitung ist nach Weise der Orientalen reich an Todenerweckungen, Teufelsvertreibungen und anderen Wundern mehr, die sich sonst nicht finden. Wir geben daher nur die den übrigen Evangelien entsprechenden Capitel an.

	Ps. Math.	Thom. Gr. A	Thom. Gr. B	Thom. Lat.	Ev. Ar.	Provenz.
Jesus besänftigt Drachen	18	—	—	—	—	—
Jesus wird von Löwen u. Pantheren angebetet . .	19	—	—	—	—	—
Die Palme neigt sich; an ihrem Fusse entspringt eine Quelle	20	—	—	—	24	—
Aegyptens Götzen stürzen	23	—	—	—	11. 23	—
Die thönernen Sperlinge fliegen	26—27	2	2	—	46 (36)	8
Jesus und die Töpfer . .	—	—	—	—	—	4
Ein Knabe verdorrt . .	28	3	3	4	—	—
Ein Knabe schlägt Jesus und stirbt	29	4	4	5	47	—
Jesus Ankläger erblinden	—	5	5	5	—	—
Jesus redet vor Zachaeus	30	—	6	6	—	—
Jesus und sein Lehrer Levi; dessen Klage	31	6—8	7	6	48	2
Der vom Söller gefallene Knabe	32	9	8	7	44	5
Der zerbrochene Krug . .	33	11	10	9	45	—
Jesus säet Getreide . .	34	12	—	10	—	—
Jesus bändigt Löwen . .	35	—	—	—	—	—
Jesus durchschreitet den Jordan	36	—	—	—	—	—
Jesus verlängert das Holz	37	13	11	11	38—39	10
Jesus Lehrer stirbt . . .	38	14	—	12	49	1
Jesus legt die Schrift aus	39	15	—	13	50—53	—
Jesus erweckt einen Todten	40	— (cf. 18)	—	—	—	6
Jesus heilt Schlangenbiss	41	16	—	14	43 (41—42)	—
Jesus heilt einen Knaben	—	10	9	8	—	—
Jesus erweckt einen Säugling	—	17	—	15	—	—
Jesus macht trocknen Fisch lebendig	—	1	—	—	—	—
Jesus als Färber	—	—	—	—	37	7
Jesus verwandelt Knaben in Böcke	—	—	—	—	40	9
Jesus reitet auf Sonnenstrahlen	—	—	—	—	—	3

Die Legende.

In einem Prooemium benachrichtigt uns der Verfasser, dass er singen wolle zur Ehre und zum Ruhme Christi, der, obgleich erst fünf Jahr alt, doch schon die erstaunlichsten Wunder verrichtete. Dieses Alter von fünf Jahren setzt der provenzalische Verfasser willkürlich, denn die Quellen geben Jesus bei Wunder 1, 2, 9, 10 bereits das Alter von sieben bis acht Jahren. Es folgt darauf eine Schilderung des Knaben Jesus, der so

„gentils et amors, bel e cortes e gracios, humils et plazens“ ist, dessen Leib so schön gestaltet, dessen Fleisch so zart, dessen Mund so frisch und lachend ist, dessen Augen so liebevoll und freundlich blicken, dass Alle, die ihn ansahen, sich unwillkürlich von Liebe zu ihm ergriffen fühlten.

1. Zu der ersten That, die aus Christi Leben berichtet wird (Bartsch, pag. 271—276), ist zu vergleichen Ps. Math. 38. Thom. gr. A 14. Thom. lat. 12. Ev. Ar. 49: Jesus geräth durch Zufall in eine Schule,

Ont ac doctors e clerx onratz
 Nobles rix et appoderatz,
 Et ancian en teuletgia,
 En logica, en gromancia
 Et en ganre d'otra siensa.

Mit ihnen beginnt das Kind zu disputiren und legt ihnen so schwere Fragen vor, dass keiner sie beantworten kann und sie Alle beschämt von dannen gehen*).

Einige Verwandte Joseph's hatten der Disputation beigewohnt, und erfreut über die Klugheit des Kindes, bitten sie jenen, es bei einem ordentlichen Lehrer in die Schule zu geben, auf dass etwas Tüchtiges aus ihm werde. Joseph ist nicht abgeneigt und vertraut seinen Sohn dem Meister Arian an, mit der Bitte jedoch, ihn nicht zu schlagen oder irgend wie übel zu behandeln. Der Lehrer beginnt den Unterricht sofort: „Mein Kind, nun sage Aleph und nachher sage Beph (des Reimes wegen statt Beth).“ Jesus aber bleibt stumm, worüber Arian so aufgebracht wird, dass er ihm einen Schlag versetzt (l'effant anet ferir sul col). Jesus antwortet: „Thöricht hast du gehandelt,“ worauf Arian sofort todt zu Boden stürzt.

Hiernit endigen die oben erwähnten Quellen; der provenzalische Dichter aber giebt noch folgende, sich sonst nirgends findende Fortsetzung:

Die Verwandten Arian's messen Jesus den Tod desselben

*) Worin diese Fragen bestanden, erfahren wir nicht; doch sehen wir aus einer anderen Stelle der Apocryphen, dass Jesus wohl bewandert war in Physik und Metaphysik, Hyperphysik und Hypophysik; in der Naturlehre, Himmelskunde und Medicin. Ev. Ar. 50—53.

zu und erheben Klage vor dem Richter (*senescal*). Dieser lässt die Leiche vor sich bringen, aber da er kein Blut und keine Wunde an ihr entdeckt, giebt er das höchst einsichtsvolle Urtheil ab, der Lehrer sei auf eine andere Art, vielleicht am Schlagfluss, gestorben, das Kind aber jedenfalls unschuldig. Sie sollten Arian nur heimlich beerdigen und kein Wort davon laut werden lassen, denn Jesus sei von hoher und edler Herkunft, von dem Geschlechte David, Jesse und Abraham.

2. (Bartsch 276—279.) Durch das traurige Schicksal Arian's nicht zurückgeschreckt, erbittet sich ein anderer, in Theologie, den Künsten und der Nigromantik wohl bewandelter Lehrer Jesum von Joseph zum Unterrichte. (In unseren Quellen: Ps. Math. 31. Thom. gr. A 6, 7, 8. Thom. gr. B 6. Thom. lat. 6. Ev. Ar. 48 nennt sich dieser Lehrer ein Freund Joseph's und trägt den Namen Zachaeus, Ps. Math. 31 Levi.) Mit Maria's Beistimmung wird ihm das Kind übergeben, unter der Bedingung, es nicht übel zu behandeln. Der Meister nimmt es zu sich:

Mon effant, ar digas aleph,
Et en apres tu diras beph.

Worauf Jesus: „Warum Aleph eher als Beph? Zeige mir den Grund in der Theologie, in den Künsten, in der Nigromantik. Sage mir ferner, was Aleph bedeutet; ich werde dir alsdann die Bedeutung von Beph sagen.“ Ueber diese klugen Fragen des Kindes erstaunt der Lehrer gewaltig*), er knieet nieder und bittet um Verzeihung: „Herr, ich habe sehr gegen dich gefehlt, meinen Meister wollte ich unterrichten. Verzeihe mir, Herr, nach deiner grossen Güte. Ich glaube, dass du bist Gott und Mensch, allmächtiger König, und dass dein ist die Welt.“

Die Quellen geben an dieser Stelle die traurige Klage des

*) Die Verwunderung des Lehrers ist in unserer Bearbeitung nicht gehörig motivirt; in den Quellen giebt Jesus eine lange und gelehrte Auseinandersetzung über den ersten Buchstaben, wie er hat Linien und einen Mittelstrich, der durch die, welche man verbunden sieht, geht; zusammengehende, indem der Gipfel aussendet und wieder in sich vereinigt, drei Linien von gleichem Geschlecht, aber untergeordnet, hypostatisch, aber am Maasse gleich. — Und vieles andere fing er an darzulegen, was der Lehrer nie gehört noch je in einem Buche gelesen hatte.

alten Meisters, der sich so von einem Kinde übertroffen sieht: *Ὁὐ γέρω τὸ ἀσπιρὸν τοῦ βλέμματος αὐτοῦ, οὐ πρανωὶ τὸν λόγον ἔπλαξ. τοῦτο τὸ παιδίον γιγγενὶς οὐκ ἔστι, τοῦτο δύναιται καὶ πῶρ δαμάσαι ποία γαστήρ τοῦτο ἐβάστασεν, ποία δὲ μήτρα τοῦτο ἐξέθρεψεν, ἐγὼ ἀγροῶ. οἷμοι, φίλε, ἐξήχηέ με, οὐ παρακολουθήσω τῇ διανοίᾳ αὐτοῦ. ἠπάτισα ἑαυτόν, ὃ τρισάθλιος ἐγώ. ἠγωνιζόμεν ἔχειν μαθητήν, καὶ ἐδρέθηρ ἔχειν διδάσκαλον. Ἐνθροῦμαι τὴν ἀσχήνην, ὅτι γέρον ἐπάροχων ἐπὶ παιδίον ἐνικήθην οὐ δύναιμαι ἐν τῇ ὄρα ταύτῃ ἐμβλέψαι εἰς τὴν ὄψιν αὐτοῦ οὐδὲ τί ποτε μέγα ἐστίν, ἢ θεὸς ἢ ἄγγελος ἢ τί εἶπω οὐκ οἶδα.* (Thom. gr. A 7.)

Als Jesus hörte, wie der zweite Lehrer seine Göttlichkeit anerkannte, sprach er: „Du hast wahr geredet und mich erkannt; drum sei auch Arian wieder auferweckt und zum Leben zurückgerufen.“ Und so geschah es. (cf. Ev. Ar. 49, Thom. gr. A 15.)

3. Das dritte Wunder unseres provenzalischen Berichtes (Bartsch 279—281) lässt sich auf keine unserer Quellen zurückführen.*) Jesus, in Gesellschaft mehrerer Knaben, betritt ein Haus, in das die Sonnenstrahlen durch ein Fenster dringen; er setzt sich rittlings (*de cavalgos*) auf einen Strahl und steigt an diesem zur Sonne empor. Die anderen Knaben wollen ihm das Kunststück nachmachen, stürzen aber dabei aus dem Fenster und brechen kläglich Arme und Beine. Wehklagend eilen die Eltern der Verunglückten zu Joseph, beschweren sich bei ihm über seinen Sohn, und führen ihn zu dem Hause, wo das Unglück geschehen war. Auf Joseph's Befehl gleitet Jesus wieder an dem Sonnenstrahl zur Erde, heilt die verwundeten Knaben und erweckt die Todten wieder. Von den modernen Bearbeitungen weist nur die englische diese Erzählung auf.

4. Auch die folgende Erzählung (Bartsch 281—287) suchen wir vergeblich in unseren lateinischen, griechischen und ara-

*) Man ist versucht, dieses Wunder mit einer im Mittelalter sehr verbreiteten Geschichte zusammen zu bringen, nämlich von einem Diebe, welcher auf einem Mondstrahle von dem Dache eines Hauses in dasselbe hinunter gleiten will und dabei den Hals bricht. *Gesta Romanorum* (ed. Grässe) no. 136; *Disciplina Clericalis* (ed. Schmidt) pg. 156; *Le Grand D'Aussy*: *Du voleur qui voulout descendre sur un rayon de lune*; *Latin Stories from Mss. of the XIII. and XIV. centuries* ed. by Th. Wright no. 23.

bischen Quellen. Eines Morgens geräth das Kind auf seinen Streifereien (vol s'en anar deportar — Foras la vila en la ribiera) an eine Töpferei und nachdem es eine Zeit lang zugeesehen, wie die Arbeiter ihre Gefässe fornten, legt es selbst hilfreiche Hand an. Und so schnell wird das Werk gefördert, dass am Abend mehr Gefässe fertig sind, als sie sonst in fünf Tagen machten. Aber trotzdem die Leute sehen, wie fleissig das Kind arbeitete, laden sie es doch nicht zum Essen und Trinken ein, sondern gehen am Abend vergnügt heim, ohne es weiter zu beachten. Auch Jesus macht sich auf den Rückweg und wird von Joseph der schon in banger Sorge schwebenden Maria zugeführt. Nachdem er ruhig gegessen und getrunken, legt er sich zum Schläfe nieder.

Am anderen Morgen kommen die Töpfer wieder zur Arbeit; aber wie entsetzt sind sie, als sie das ganze Werk des vorigen Tages in Trümmern und Scherben finden. Lautes Jammern erhebt sich, bis einer von ihnen sich des Knaben erinnert, der ihnen so fleissig geholfen hatte, und dem sie nichts zu essen und zu trinken gegeben. Sie ziehen vor Joseph's Haus, um sich bei ihm zu beklagen über die Verwüstung, die sein Sohn angerichtet; Joseph lässt sich zu der Töpferei führen, um selbst die Sache in Augenschein zu nehmen, und siehe da! er findet Alles in guter Ordnung und im schönsten Zustande. Die Arbeiter sind hoch erfreut und bitten Joseph vielmal um Verzeihung.

5. (Bartsch 287—291.) Jesus geht mit einer Schaar Knaben „deportar“; sie steigen bei ihrem Spiele auf eine Mauer, und Ferrier, un garso mal astrug, stösst Abramon hinab, so dass dieser sich das Genick bricht. Angsterfüllt reissen Alle aus, nur Jesus bleibt auf der Mauer zurück. Bald stellen sich die wehklagenden Verwandten jenes Knaben ein und beschuldigen Jesus, Abramon von der Mauer gestossen zu haben; das Kind aber weist diese Beschuldigung zurück und verkündet, der Todte würde selbst Zeugniss ablegen. Als nun die Juden unter Spott über Jesus Zuversicht die Leiche herbeigebracht hatten, wendet er sich an dieselbe und redet sie an: „Sag, Abramon, was habe ich dir gethan? Habe ich dich von der Mauer gestossen und getödtet? Stehe auf und sage die Wahr-

heit.“ Und alsbald richtet der Todte sich auf und spricht mit lauter Stimme: „Herr, ich glaube, dass du wahrer Mensch und Gott bist; Ferrier hat mich getödtet, aber du hast mich auf-erweckt.“

In derselben Weise berichten diese Erzählung unsere Quellen Ps. Math. 32, Thom. gr. *A* 9, Thom. gr. *B* 8, Thom. Lat. 7, Ev. Ar. 44, nur mit dem Unterschiede, dass der böse Knabe nicht genannt wird und der Name des Getödteten Zeno ist (Thom. Lat. Sinoo).

6. Soeben hatten wir von der Wiedererweckung eines Todten berichtet; es ist leicht begreiflich, dass die apocryphen Evangelien dieses Wunder nach Kräften ausbeuten, cf. Thom. gr. *A* 17 (Thom. Lat. 15); Thom. gr. *A* 18; Ps. Math. 40; Thom. gr. *A* 10, gr. *B* 9, lat. 8; Ev. Ar. 41—42. Auch die provenzalische Bearbeitung (Bartsch 291—293) erzählt noch ein solches Factum, dessen Details jedoch in unseren Quellen sich nicht finden. Eines Morgens kommt Jesus an ein Haus, aus dem lautes Wehklagen erschallt. Ein Kind, der einzige Sohn des Besitzers, war in den Brunnen gefallen. Wie Jesus das hört, springt er zum grossen Entsetzen der Umstehenden dem ertrunkenen Knaben nach, und erscheint nach kurzer Zeit wieder, die Leiche desselben im Arme tragend; darauf redet er ihn an und giebt ihm das Leben wieder. Der Vater aber knieet dank-erfüllt nieder und erkennt ihn an als wahren und allmächtigen Gott.

7. Die Sage, Christus sei ein Färber gewesen, hat eine weite Verbreitung gefunden, und Angeli de la Brosse in seinem *Lexicon Persicum* unter *tinctoria ars* berichtet, dass noch jetzt die persischen Färber Christum als ihren Patron verehren und dass die Färberwerkstätten den Namen „Werkstätte Christi“ führen. Dabei beruft er sich auf eine bei den Persern verbreitete Schrift „von der Kindheit Christi“, worin erzählt werde, dass Christus die Färberkunst getrieben und mit einer einzigen Tinctur Stoffe von jeglicher Farbe bereitet habe. Auch Kessaeus berichtet das Märchen mit einigen Variationen, cf. Sike, in den Noten zum Ev. Inf. arabice, pag. 55. Von unseren Quellen kennen es nur Ev. Ar. 37 und Ev. Thom. gr. *A* 6 in der Pariser Handschrift, bei Thilo pag. 289, und aus diesen ist

es auch in die provenzalische Bearbeitung hinüber gekommen. (Bartsch 293–299.)

Jesus schleicht sich eines Vormittags (*entre terciã e mieg dia*) in eine Färberei und versteckt sich in einer Arbeitsstube. Mittags entfernen sich die Färber und er benutzt die Zeit ihrer Abwesenheit, um die unbearbeiteten Tücher und die verschiedenartigsten Farben bunt durcheinander in einen Kessel zu werfen, den er sorgfältig zudeckt. Darauf macht er sich aus dem Staube. An der Thür stösst er auf einen der Arbeiter, der ihn fragt, wo er herkomme; aber das Kind antwortet nicht, sondern läuft spornstreichs davon „*fugen corren tan com podia*“. Wie erstaunt und entsetzt sind die Färber, als sie bei ihrer Zurückkunft ihre kostbaren Tücher und Farben verschwunden sehen! sie können sich nicht denken, dass das Kind sie gestohlen habe, denn jener Arbeiter, der es angedet, hatte es nichts forttragen sehen. Sie vermuthen, dass ihnen Jesus irgend einen Streich gespielt habe (*que d'effant se deu hom gardar*), finden auch bald das *pèle-mêle* im Kessel und beschliessen, Joseph die Sache vorzutragen. Dieser lässt sich in die Färberei führen und fordert die Arbeiter auf, die verunglückten Stoffe ihm zu zeigen. Aber o Wunder! statt der verbrannten Tücher ziehen sie kostbar gefärbte heraus, ein jedes in der Farbe, in der es verlangt war. Nunmehr herrscht grosse Freude, und der Färbermeister, der in den Quellen den Namen Salem führt, bittet Joseph, ihm Jesus zu zeigen, auf dass er ihn anbetete. Joseph antwortet: „Nicht weiss ich, wo er ist. Bisweilen steht er früh am Morgen auf und geht fort, ohne dass wir ihn während des Tages wiedersehen und ohne dass wir wissen, wo er ist.“ — Von den neueren Bearbeitungen erwähnt nur noch die englische (Archiv II) dieses Wunder.

8. Eins der verbreitetsten und bekanntesten Wunder aus der Jugendgeschichte Jesu ist das Lebendigmachen von Thonfiguren. Ps. Math. 27, Thom. gr. A 2, B 3, lat. 4, Ev. Ar. 46 erzählen, dass Jesus an einem Sabbath mit mehreren Knaben an einem Wasserbache spielte und dass sie durch Furchen Wasser aus dem Bach geleitet und sich kleine Teiche gemacht hätten, deren Wasser Jesus durch sein blosses Wort vom Kothe reinigte. Aus dem weichen Lehme habe er zwölf Sperlinge

gemacht und sie um seinen Teich herumgestellt, zu jeder Seite drei. Der Sabbathschändung angeklagt und von Joseph deshalb zur Rede gestellt, habe Jesus in die Hände geklatscht und die Figuren seien lebendig davongeflogen. Der provenzalische Dichter (Bartsch 299—301) bleibt bei zwölf Sperlingen nicht stehen, nach ihm verfertigt Jesus an tausend Lerchen, Staare, Papageien, Drosseln, heisst sie fliegen, sich begatten, singen „en lor lati“, wieder herabkommen und sich in einen grossen Sumpf stürzen. Den Juden wird bei diesem Wunder ganz unheimlich zu Muth, sie erklären das Kind für einen grossen Zauberer und Betrüger, ja für den enemie selbst und sind der Meinung, dass Jesus auf jeden Fall aus dem Lande zu entfernen sei. Kaum vernimmt es dieser, als er den Vögeln befiehlt, sich aus dem Sumpfe zu erheben und mit ihren kothigen Flügeln den Juden in's Gesicht zu fliegen, die auf diese Weise über und über besudelt werden und in neue Verwünschungen gegen den Kobold ausbrechen:

Jeu cre miels sia diable gran,
Aquest o fa per diableria.

An diese Erzählung sei eine Bemerkung geknüpft über den ganzen Charakter der provenzalischen Bearbeitung. Anfangs ist dieselbe in gemessener und ernster Sprache gehalten; aber bald bricht sich die moquante Sinnesart des Dichters Raum, und Jesus nimmt immer mehr den Charakter eines boshaften Kobolds an, der sich der Streiche, die er anstiftet, wohl bewusst ist (cf. N. 7), dieselben überhaupt nur anstiftet, um den Juden seine Allmacht recht handgreiflich vor Augen zu führen. Wie unendlich erhaben ist dagegen der Jesus der canonischen Evangelien! Die Juden sind daher auch weit entfernt, in dem Kinde Gottes Sohn anzuerkennen; im Gegentheil, sie halten ihn für einen bösen Geist, ja für den Teufel selbst.

9. Der provenzalischen Erzählung des folgenden Wunders liegt wohl der Bericht Ev. Ar. 40, der sich nur in dieser Quelle allein findet, zu Grunde. Es heisst nämlich dort: Als Jesus einst eine Schaar Knaben auf der Strasse sah, mischte er sich unter sie, um mit ihnen zu spielen; diese aber ver-

steckten sich vor ihm und wollten sich suchen lassen. Als nun Jesus zu der Thür eines Hauses kam und die daselbst stehenden Frauen fragte, wohin die Knaben gegangen seien, und diese antworteten, sie wüssten es nicht, fragte er wiederum: „Die da, welche ihr im Ofen seht, wer sind die?“ Auf ihre Antwort, es seien dreijährige Böcke, rief sie Jesus und sprach: „Kommt heraus, ihr Böcke, zu eurem Hirten.“ Und alsbald kamen die Knaben in Gestalt von Böcken heraus und sprangen um ihn herum. Erst die inständigsten Bitten der Frauen konnten Jesum bewegen, jenen ihre ursprüngliche Gestalt wieder zu geben.

Bei dem provenzalischen Dichter (Bartsch 301—303) hat die Sache eine andere Einleitung. Um nämlich Jesus zu versuchen, giebt ein böser Jude den hochweisen Rath, einen Saal heimlich mit Kindern beiderlei Geschlechtes zu füllen und dann Jesus rathen zu lassen, was darinnen wäre. So geschieht es, Jesus giebt zur Antwort: „Ich will es euch sagen; Schweine und Sauen sind darin, gar wohl weiss ich es.“ Boshaft lachend schliessen die Juden den Saal auf; aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie ihre Kinder in richtige Schweine verwandelt sehen. Jetzt stimmen sie darin überein, dass Christus ein Teufel ist, und zwar der grössten einer, die in der Hölle sind;

Et sap tota l'astronomia
Las set artz e nigromancia.

Von einer Umwandlung der Schweine verlautet nichts.

10. (Bartsch 303—305.) Malep (im Verlaufe der Erzählung auch Malet, Nalap, Nalep, Nalet genannt), ein Vetter Joseph's, baut ein Haus, und da er dabei einen Balken von einer gewissen Länge braucht, so kauft er einen solchen an. Wie er ihn aber an seine Stelle legen will, findet er, dass er um mehr als eine Klafter zu kurz ist. Jesus, der dabei steht, spricht dem deshalb Betrübten Trost zu, heisst ihn an dem einem Ende des Balken anzufassen und zu ziehen, während er selbst ein gleiches mit dem anderen Ende thut. Auf diese Weise dehnen sie den Balken, bis er die geeignete Grösse erlangt hat. Während Malep sich nun entfernt, um seine Leute

zu holen, die ihm bei dem Auflegen desselben helfen sollen, verrichtet Jesus dieses Geschäft selbst und zwingt dadurch den erstaunten Malep zur Anerkennung seiner Göttlichkeit.

Diese provenzalische Darstellung ist verfasst nach dem, was wir Ps. Math. 37, Thom. gr. A 13, B 11, Lat. 11 lesen. Dort nämlich hat Joseph, der sonst nur gewöhnliche Stellmacherarbeiten verfertigte, von einem reichen Manne den Auftrag erhalten, ein Ruhebett zu machen. Hierbei braucht er zwei gleich grosse Hölzer, und da es sich findet, dass das eine kürzer ist, als das andere, zieht es Jesus so lange, bis beide gleich sind.

Das Ev. Ar. 38—39 schmückt diese Fabel noch weiter aus. Hiernach begleitete Jesus seinen Vater beständig bei der Ausübung seines Gewerbes. Sowie ein Gegenstand zu lang oder zu kurz war, streckte er nur seine Hand aus und derselbe erhielt die gehörige Grösse, so dass Joseph sich nicht sehr anzustrengen brauchte, „non erat enim Josephus artis fabrili admodum peritus“. Eines Tages nun lässt sich der König von Jerusalem einen Thron von Joseph bauen, wozu er ihm die genauen Maasse angiebt. Nach zweijähriger Arbeit ist das Werk beendet, aber wie es nun aufgestellt wird, findet es sich, dass es an beiden Seiten zu kurz ist. Joseph ist in der grössten Furcht vor dem Zorne des Königs, aber Jesus tröstet ihn, heisst ihn an der einen Seite anfassen und ziehen, während er dasselbe auf der anderen thut, und auf diese Weise bringen sie den Thron in das gehörige Maass. Dies Wunder ist um so erstaunlicher, als dabei die kostbaren, geschnitzten Figuren durchaus nicht zerrissen oder verunstaltet wurden, sondern in ihrem schönen Ebenmaasse verblieben.

Hiermit ist der Einzelbericht von Wundern in der provenzalischen Bearbeitung erschöpft; die übrigen fasst der Verfasser in folgenden Schlussworten zusammen:

D'autres miracles demostret
 Aitant cant am los juzieus estet.
 Les mortz fazia ressuscitar
 E los cranx corre et sautar
 E les sortz faria aurir
 E los mutz parlar et guerir.

Explicit.

Detur pro pena scriptori pulera puella. Symon Bretelli de Tornaco Cameracensis diocesis scripsit anno nativ. Christi.

MCCCLXXIII die XX^a Martii.

Die Sprache.

1. Aus der eben mitgetheilten Unterschrift geht hervor, dass entweder der Verfasser oder, was wahrscheinlicher ist, der Abschreiber des Gedichtes ein Nordfranzose gewesen ist. Daher kommt es auch, dass der provenzalische Text viele französische Formen enthält.

Zuvörderst ist eine Vertauschung des auslautenden a mit e zu constatiren.

277₁₀ sie = sia; 278₃₂ mostre = mostra; 279₁₉ vide = vida; 282₃₁ obre = obra; 283₂₄ querie = queria; 284₁₃ avie = avia; 285₁ aje = aja; 295₁₃ anie = ania; 295₃₁ trazie = trazia; 300₃₃ regardaven = regardavan.

Ferner tritt e für ai ein:

278₆ lesseron = laisseron; 284₂₅ vet = vait; 290₁₁ mestresian = maistresian; 294₄ perol = pairol; 294₁₄ vessem = ve s'en = vai s'en.

Man sehe ausserdem folgende Formen:

280₁₇ veront = vezero; 290₉ mavais = malvatz; 292₆ ferem = farem; 297₃₁ vous = vos; 303₁ majours = majors; 305₂ aidier = aidar, ajudar.

2. Auffallend ist die Vertauschung von s (z), entsprechend dem lateinischen d, s, c zwischen Vocalen, mit r, ein Uebergang, der sich in der provenzalischen Literatur noch zweimal findet: in dem Petit Thalamus de Montpellier, und in Le libre de Memorias de Mascaro, Chronique de Béziers de 1336—1390. Vergl. Paul Meyer, Du passage d's z à r et d'r à s z en provençal. Romania IV. 1875, pag. 184. Ausserdem noch in Ortsnamen, cf. pag. 189—192.

271₆ plarens; 274₈ veren; 275₂₅ raron; 276₁₅ aurir, ₂₆ aurit; 277₁₁ aurava; 277₁₈ aurit; 278₃₈ aurit; 280₁₅ farian; 281₃₆ aurires; 283₂₀ remarut; 290₉ diren; 292₂₉ veren; 306₂₃ faria.

Daneben aber steht s (z) an seiner Stelle:

271₂ plazens, ₇ rizens; 272₃₃ plazer; 274₆ vesent; 275₂₉ razo, ₃₇ vezer; 278₁₅ plazer, ₂₂ vezia, ₂₃ fazia, ₃₅ razos; 281₃₃ vezen; 283₁₃ remazutz; 291₁₇ mescrezens; 305₂₁ fazia.

3. Für tz im Auslaute tritt an vielen Stellen s ein:

271₂₁ entendes, 27 aures; 272₃₄ dizes; 273₇ plas, 23 toques, 26 feris bates; 274₁₆ sabes, 17 anes, 18 fassas; 275₁₇ digas voldres, 18 seres, 23 fassas, 31 aves, 35 sabes que fares, 36 portares; 276₁₅ voles, 18 vulhas, 19 portas; 277₁₄ podes, 19 plas; 278₃ voles; 281₆ plas; 283₈ tos (= totz); 292₂₄ pos (= potz).

Dagegen bleibt tz im Auslaute in folgenden Stellen:

272₂₉ trastotz onratz, 30 issausatz; 274₂₀ anatz; 277₄ vengutz; 278₂₀ noiritz, 21 complitz; 279₁₈ ressucitatz, 19 tornatz; 281₂₈ tom-batz, 29 degolatz; 283₇ totz; 297₂₈ trastotz e delitz e crematz; 301₁ aunitz, 2 barataz escarnitz; 305₂₇ fenitz, 28 auritz.

Dass aber dies tz wie s gesprochen worden ist, ergeben folgende Reime:

280₃₃₋₃₄ Tot respondo: mot be dizes
Anem lay donx tantost ades

derselbe Reim 285₃₄₋₃₅; 286₃₋₄; 289₉₋₁₀;

281₈₋₉ Mai si vos plas me menares
Lai om dices que l'effant es.

284₇₋₈ Jeu vos prier que no m'o seles.
L'effant respondet: no faray ges.

287₁₄₋₁₅ Prec vos que vos me pardones
Per la bontat que en vos es.

288₂₀₋₂₁ Qu'es remazutz el mur laissus
Los parens del mort so vengutz.

30-31 Dis lo juzieu: ar me segues
Qu'ieu lous mostre tantost ades.

291₂₇₋₂₈ En l'ostal avia un pos
Un effant font casug lajos.

293₃₁₋₃₂ E cant s'en foron totz anatz
L'effan Jhesus qu'era remas.

297₉₋₁₀ E los marsips responden totz
Maistre, no sias dopttos.

denn die Wörter ades, es, ges, laissus, lajos, remas, dopttos werden nie mit tz geschrieben.

4. Das t nach unbeweglichem n wird von unserem Dichter nach Belieben beibehalten und weggelassen. Es steht in folgenden Stellen:

271₃₃ ont; 272₇; 273_{10, 29}; 274₃₆; 279₃ etc. l'effant; 272₁₀ cant, 16 tant, 23 issament, 24 coralmment; 274₆ vesent, 13 secretament, 21 mantenant, 22 corrent, 29 demantenant, 34 cant, 35 parlant; 276₃₁ estament; 280₃₆ davant u. s. w.

Dagegen fehlt es:

271₂₉; 293₉ secretamen, 30 rescostamen; 272₁₀ effan, 14 gran;
273₈ jausen, 9 issamen; 274₃₁ davan; 279₂₀ humilmen, 21 devotamen;
281₁₀ mantenen, 11 volentieiramen, 33 vezen del pobol e de la gen.
295₃ argen u. s. w.

Der Reim in folgenden Stellen lässt darauf schliessen, dass das t von unserem Dichter nicht gesprochen worden ist:

- 272₂₇₋₂₈ Car si l'effant viu longamen
Fort sera savi e sabent.
33-34 Jeu ai plazer e gaug mot gran
De so quem dizes del effant.
273₂₃₋₂₄ E nostra dona eissamen
Lur vai pregar mot humilment.
274₅₋₆ Et aitantost demantenen
Vesent de trastota la gent.
275₆₋₇ Que nos a fag Jhesus l'effant
De nostra parent Arian.

Vergl.: 276₂₀₋₂₁ effan — grant.
281₃₂₋₃₃ mantenenent — gen.
282₁₅₋₁₆ effant — samblan.
284₁₋₂ gran — effant.
3-4 humilment — dossamen.
285₁₂₋₁₃ doptan — effant.
289₃₁₋₃₂ mantenenent — volentieiramen.
292₃₆₋₃₇ certamen — omnipotent.

Besonders aber folgende Reime:

- 287₂₀₋₂₁ E tug sos obriers issamen
D'aqui partiron o van s'en.
292₃₂₋₃₃ Cant lo paire vit son effant
Que font alegre e vin e san.
297₁₅₋₁₆ Tota la perdoa et lo dan
Que vos a fag lo seu effant.
304₁₅₋₁₆ L'effan Jhesus demantenen
D'aqui partit et anet s'en.

denn die Wörter en, san, dan werden ohne t geschrieben.

5. Was das bewegliche n anbetrifft, so setzt es der Dichter meistens.

274₁₀, 292₁₉ doneron; 274₃₁, 293₃₁ foron; 270₃₂, 274₃₃ fon;
276₂₉ porteron; 278₃, 279₂₁ bon; 279₂₅, 301₃₆ respondon; 280₃₇ ane-
ron; 281₃₂ levesson, 16 perderon; 281₂₈, 292₁₈ eron; 284₂₃ deron;
24 covideron; 284₂₂, 285₁₁, 29 ren; 301₃₂, 36 ben u. s. w.

Dagegen steht das bewegliche n nicht:

271₂₂ fo; 274₁₉ ero, cf. 279₃₁.

279₃₀ intrero; 280₁ pessero, ₃₃ respondo, cf. 285₃₄.

281₃₄ foro; 282₁, 291₂₁, 303₃₂ mati; 284₂₈ bo mati; 283₃₆ ma;

285_{16, 23} re; 285₂₂ be; 299₃₅ dessendero, ₃₆ pauzero; 303_{10, 19} fo.

Aus dem Reime

303₃₅₋₃₆ Lo fust per sert pron lonc me fo
Fis lo portar a ma maison.

305₅₋₆ E cant Nalat enat se font
Jhesus ses autre companho

könnte man schliessen, dass das n nicht gelautet hat. Eigenthümlich ist die Setzung eines t nach beweglichem n in folgenden Worten:

font 271₂, 280₁₁, 281₂₀, 282₃₂, 283₁₃, 291₂₈, 292₃₃, 293₈.

funt = font 303₂₃.

foront 283₁₅.

6. Der Gebrauch des prosthetischen v, der im Neuprovenzalischen vorherrscht (cf. Diez II, 467 in der 3. Auflage und 438 in der zweiten; Chabaneau in Romania IV, 339), findet sich auch in unserem Denkmale.

vont = ont (298_{33, 37}; 284₁₃) = on = unde steht 279₃₃, 281₁₃, 292₁₅, 298₁₀, 299₁₂ von 291₂₄.

Vergl. hvuels = olhs, Bartsch. Chrest. 332₆ (Traduction du nouveau testament).

7. Die Enclisis, die sonst nur stattfindet, wenn das vorhergehende Wort mit einem Vocal endet, steht unregelmässig:

280₂₉, 285₃₀, 293₂₂, 296₃₁ non = nos en.

275₂₅, 297₄ nom = non = nos en.

274₁₇, 282₁₉, 297₁₈ von = vos en.

8. In der Zeit, in der unser Gedicht abgefasst wurde, achtete man nicht mehr genau auf die Nominalflexion; die Unterschiede des Nominativ und Accusativ, des Singularis und Pluralis verwischten sich, und so finden sich denn bei unserem Dichter richtige und falsche Formen promiscue gesetzt, z. B.:

282_{7, 9, 20, 21} Peffant = Peffans, ₁₀ teulier = teuliers, ₁₅ gentil effan = gentils effans, ₃₀ transtot = transtotz, ₃₄ jorn = jors.

283₅ negn = negus, ₇ totz = tug, tuit, ₂₁ effant = effans, ₃₂ trabelhat = trabelhatz.

284₂ vengut = vengutz, _{17, 25} effan = effans, ₂₃ re = res, ₃₅ teulier = teuliers.

- 285₄ corrossat = corrossatz, 6 dolent = dolenz, irat = iratz,
 18 razo = razos, 26 juzieu = juzieus.
 286₃ sénher = senhór, 28 effan = effans, 29 tot = totz.
 293_{6, 9} effan = effans, 14 apparellhat = apparellhatz, 22 trastot
 = trastotz, 27 tot = totz, 28 dinat = dinatz, cascu = cascus.
 294_{20, 26} fugen = fugens, corren = correns.
 295₄ hom = homs, intrat = intratz, 31 res = re.
 296₂₄ P'effant juzieu = P'effans juzieus.
 297₂ son effant = sos effans, 9 marsip = marsips, tot = totz,
 26 filh = filhs. u. s. w.

Der Versbau.

1. Unser Gedicht ist verfasst in 1301 achtsilbigen paarweise gereimten Versen. Die achte Silbe hat stets den Ton, doch kann ihr noch eine unbetonte neunte folgen.

Beispiele solcher weiblichen Reime sind:

- 271₄ Sa perssona ac ben formada
 5 E la cara gen fayssonada
 8 Totz cels que P'effan regardavan
 9 Paucs e grans s'en enamoravan
 17 E a cascu gran gang fasia
 18 Tant grant beutat P'effan avia.
 27 Ar aurires que anet faire
 28 L'enfant Jhesus franc de bon aire.
 272₁₃ Demantenen tots s'en aneron
 14 De gran vergonha qu'els agueron.
 274₃₃ Mot fon grant lo dol que meneron
 34 Cant Arian mort atroberon
 299₃₅ Demantenen tost dessendero
 36 El mieg del sol els si pauzero.

2. Da aber unser Dichter kein besonderes Geschick im Versemachen besass, so finden sich einige Zeilen, die ihm zu lang gerathen sind.

- 272₂₆ Letras appenre et endotrinar, cf. 273₁₄
 275₃₅ Dis lo senescalc: sabes que fares.
 276₃ Devant lo senescalc P'aporteron
 26 Cant los parens del mort an aurit
 27 So quel senescalc del effant a dig.
 278₇ Nostra dona et Josep li pregeron
 37 Jen te diray que vol dire beph
 280₁₆ E van sus lo solelh regardar

- 283₃₇ E nostra dona cant vit Josep
 284₈ L'effant respondet: no faray ges
 285₇ Aissi delida ni malmenada
 291₁ Digas, Abramon, que t'ai ieu fag
 297₂₆ Que m'a dat vostre filh et dampnage
 302₂₄ Cant an vist que sont treguas e porx

3. In Bezug auf Hiatus und Elision kennt unser Verfasser keine bestimmten Regeln; er behandelt beide ganz willkürlich, je nachdem sie ihm dazu dienen, das Maass von acht Silben voll zu machen. Beispiele von Hiatus sind:

- 272₂₈ Fort sera savi e sabent
 30 E son linhatge issausatz
 273₃₄ Decosta se el Passetet
 275₃₃ Abans que ieu al re ly fassa
 277₅ Anet li dire et pregar
 278₃₈ Cant lo maistre a aurit
 287₂₄ Estalvet se un antre dia
 26 S'en vengro essem de portar
 289₃ Que aquel es l'effan Jhesus
 5 Que a Josep non anessem
 36 La ont est Jhesus van venir
 37 E van lo a Josep mostrar.

Elision dagegen findet statt in folgenden Stellen:

- 272₂₃ E a nostra dona issament
 36 Responderon en aquela hora
 274₁₃ Un bon juzieu que aquo auzi
 275₅ La mort, la perdoa e l'otrage
 276₂₁ Es de parage noble e grant
 277₃ Com pogra auer Jhesus l'effant
 16 Qu'ieu l'essenhe cosi era miu
 278₃₆ Digas me que vol dire aleph
 281₂ La perdoa el dampnatge gran
 18 Septat Josep que aqui istet
 285₆ Cant vic tota l'obra affolada
 286₃₃ La obra volgro a Josep mostrar (mit doppelter Elision).

4. Die Vocalverbindung *fa ist* in unserem Gedichte meistens einsilbig:

- 270₂₆ Que sia ad honor et a lauzor
 275₂₀ Sen senescale, no vos sia greu
 279₁₈ Arian sia ressucitatz
 280₂₀ Tot respondo: be poiria far
 283₁₂ Car avian fag tan bel obrage
 28 Josep no faria mai plorar.

- 284₁₃ Ont avie (= avia) ganre d'obriers
 14 Que farian teules e pichiers
 32 Entieira com l'avia laissada
 285₂₇ Senher, dis el, no vos sia greu
 294₃₅ Ni las tenchas que aviam laissadas
 298₉ A la tencharia van venir
 303₆ El mon non cre que sia major
 10 Non cresian que l'effan fo dieus
 13 El prozom avia nom Malep
 304₂₄ Lo tirem tan tro sia pro lonxcs.

Jedoch ist ia zweisilbig zu sprechen:

- 270₃₁ E non avia mai cinc ans
 276₃₃ Et avia mot gran riqueza
 277₁ E non avia ges d'effant
 12 Si non o sabia sa maire
 283₂₇ Car non lo podia trobar
 295₂₅ Maistre, vos sia certas
 296₁₃ Tant cant avia ai perdut.

5. Das Wort maistre braucht der Dichter, je nachdem es der Vers erheischt, dreisilbig oder zweisilbig. Dreisilbig ist es in folgenden Stellen:

- 272₃ Denant les maistres s'en vene
 273₁ Am lo maistre Arian
 3 Milher maistre non qual querre
 277₁₃ E lo maistre respondet
 33 El maistre la salutet
 278₆ L'effant al maistre laisseron
 27 El maistre val demandar
 38 Cant lo maistre a aurit
 283₁ Dis lo maistre: gran fallensa
 285₃₅ Maistre anem hy ades.
 286₁₈ Maistre fort me meravilh.

Zweisilbig dagegen:

- 277₈ Senher maistre si dieus m'ajut
 18 Senher maistre voles aurir
 278₂₂ Cant lo maistre l'effant vezia.

6. Ein Wort darf nur dann mit sich selbst reimen, wenn in beiden Fällen die Bedeutung desselben verschieden ist. Richtig ist daher der Reim:

- 296₂₄₋₂₅ Si l'effant juzien o a fag
 Ab el ai perdut tot mon fag.

weil hier fag einmal Participium, das andere Mal Substantivum ist.

Falsch dagegen sind folgende Reime:

- 278₁₂₋₁₃ Vos prometi per re que sia
L'effant per mal tocat no sia
- 286₉₋₁₀ Ton filh Jhesus vene entre nos
A la teulieira adjudet nos.
- 291₃₁₋₃₂ Pus filh ni filha non avia
Aquel metis perdut avia
- 301₅₋₆ Los fes trastotz del fanc volar
Et pueis los fes en haut volar
(die Handschrift hat valar).

7. Dreifacher Reim findet sich:

- 277₁₋₃ effant — pessant — effant
291₂₋₄ degolat — tombat — veritat
294₂₄₋₂₆ mot — trot — pot. cf. 295₁₃₋₁₇.
300₁₋₃ ajustar — anar — pelejar
304₂₇₋₂₉ tirar — alongar — torar.

8. Unserem Dichter genügt die Assonanz sehr oft an Stelle des Reimes. Man sehe folgende Beispiele:

- 276₆₋₇ mort — colp, 22-23 Davit — atressi.
277₁₃₋₁₄ respondet — Josep, 29-30 respost — fort.
278₃₀₋₃₁ respondet — beph; 279₁₆₋₁₇ Jhesus — conogut.
280₁₋₂ aital — tombar; 281₂₂₋₂₃ sautet — Josep.
293₁₋₂ clam — effan, 13-14 draps — apparellhatz, 17-18 draps
— escarlatas, 35-36 vertz — vermelhs.
294₇₋₈ brezilh — atressi, 13-14 mantenen — vessem, 23-24 vos
— mot; 295₂₆₋₂₇ sert — esquerns.
296₁₂₋₁₃ confondutz — perdut.
297₁₇₋₁₈ respondet — prec, 23-24 respondut — vengutz, 27-28
draps — crematz, 29-30 dir — meravilh, 33-34 respondet — Josep.
298₂₀₋₂₁ miravilhos — colors, 30-31 Josep — prec.
299₇₋₈ partia — seguian, 13-14 demantenen — mescrezens,
21-22 cens — essem, 31-32 aval — volar.
300₁₂₋₁₃ seguen — vezem; 301₃₅₋₃₆ femels — dizes.
302₁₉₋₂₀ petitz — obrir, 27-28 meteis — dizen.
304₁₁₋₁₂ regardet — est, 23-24 vos — lonxes.

Beiträge
zur
Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes.

Von
Ed. Tiessen.

X. Macbeth.

(A. I. Sc. 2.) Worthy to be a rebel, for to that
The multiplying villainies of nature
Do swarm upon him.

Delius bemerkt zu dieser Stelle: „to that erklärt Malone: to that end, Steevens dagegen: in addition to that. Erstere Deutung ist plausibler: Weil er werth ist, ein Rebell zu sein, weil er ein ausgezeichneter Rebell ist, deshalb gesellt sich Alles, was es Schlechtes giebt, naturgemäss in wimmelnder Menge ihm zu. Das Bild ist von sich endlos mehrendem Ungeziefer und Gewürm entlehnt.“ Hienach darf als erwiesen angenommen werden, dass die Herausgeber bisher nicht erkannt haben, was den Dichter zur Wahl dieses Bildes veranlasst hat: das Wortspiel zwischen rebel und rabble. Auf dass Maedonwald mit Recht so genannt werde, schwärmt es auf ihm von den sich mehrenden Niederträchtigkeiten der Natur.

(Ibid.) Carv'd out his passage, till he fac'd the slave,
Which ne'er shook hands, nor bade farewell to him,

Da sich which schlechterdings nur auf the slave beziehen kann, als Subject des letzten Satzes aber jedenfalls Macbeth zu denken ist, so lässt sich die von Delius verworfene Ersetzung von which durch and nicht abweisen. Bei aller Kühnheit der Construction spricht der Dichter in ernster Rede doch niemals im Styl von Mrs. Gamp und Mrs. Harris.

(Ibid.) Till he unseam'd him from the nave to the chaps

Delius erklärt: „Vom Nabel aufwärts bis zu den Kinnbacken“; anscheinend hatte Warburton die Stelle ebenso aufgefasst. Nave heisst indess nicht Nabel, sondern Nabe eines Rades, in abgeleiteter Bedeutung Schiff einer Kirche, hier also Scheitel. Macbeth trennte dem Gegner die Kopfnath auf. Mit geschwungenem Stahl und beim Tranchiren eines Bratens pflegt man von oben nach unten zu schneiden, nicht umgekehrt.

(Ibid.) Point against point, rebellious arm 'gainst arm.

Bei dieser von Delius beibehaltenen Interpunction der Fol. kommt der Widersinn heraus, dass der rebellische Arm nur der Arm Macbeth's sein kann; ausserdem denkt man sich unter einem rebellischen Arm zunächst einen Arm, der dem eigenen Herrn nicht gehorcht. Wird dagegen, wie üblich, das Komma hinter rebellious gesetzt, so entspricht der Satz aufs Beste dem vorhergegangenen: Confronted him with self-comparisons.

(Se. 3.) That, trusted home,

Delius: „That sind die Versprechungen der Hexen, die, wenn man auf sie ganz und gar, bis ans Ende, baut etc.“ Dies ist nicht richtig. That bezieht sich auf den Gedanken, der Macbeth die Frage eingegeben hat: Hofft Ihr nun (nachdem sich eben eine Versprechung der Hexen bewährt hat) nicht auch, dass Eure Kinder Könige sein werden? Darauf antwortet Banquo: Wenn man diesen Gedanken bis zu seinem Ursprung verfolgt, so möchte sich aus Eurer Frage ergeben, dass Ihr selbst König zu werden hofft. Noch wahrscheinlicher ist für trusted home thrusted home zu lesen; dann sagt Banquo: Wenn ich Euch das zurückgebe, wenn ich den Spiess umkehre, etc.

(Ibid.) to betray us
In deepest consequence.

Delius: „Aber in den wichtigsten Sachen verrathen sie uns, meinen sie es falsch.“ Deepest consequence sagt mehr: — Dass es ihnen gelingt, uns zu verrathen, folgt mit strengster Nothwendigkeit daraus, dass es ihnen gelungen ist, durch Zuverlässigkeit in kleinen Dingen unser Vertrauen zu gewinnen, und auch die Dinge selbst, in denen sie uns schliesslich verrathen, stehen in logischer Verbindung mit jenen, in denen wir sie zuverlässig erfunden haben.

(Sc. 4.) our duties
 Are to your throne and state, children and servants;
 Which do but what they should,

So interpungirt, hiesse die Stelle: Unsere Pflichten gebühren Eurem Thron und Eurer Würde, Euren Kindern und Dienern, und thun nur, was sie sollten etc. Da der Sinn aber ist: Unsere Pflichten stehen zu Eurem Thron und Eurer Würde in dem Verhältniss von Kindern und Dienern, die nur thun, was sie sollten etc., so muss ein Komma hinter are stehen und das Semikolon hinter servants durch ein Komma ersetzt werden.

(Ibid.) From hence to Inverness,
 And bind us further to you.

Letzteres erklärt Delius als eine Aufforderung an Macbeth, auch fernerhin sich um den König verdient zu machen. Macbeth soll sich indess den König dadurch ferner verbinden, dass er ihm seine Gastfreundschaft gewährt.

(Ibid.) The rest is labour, which is not us'd for you.

Delius: „Diejenige Rast, die nicht für Euch verwandt wird, die sich Euch nicht nützlich macht, ist keine Rast, sondern beschwerlich wie Arbeit.“ Wer die Stelle zum ersten Mal aufmerksam liest und den Hamlet kennt, denkt doch gewiss zunächst an: The rest is silence, und verfällt nicht leicht darauf, dass rest hier Rast bedeuten könne, wird sich also mit dieser Bedeutung nicht eher beschäftigen, als bis die Uebersetzung durch Rest zu keinem befriedigenden Ziele führt; um so weniger, als der Dichter, hätte er Rast gemeint, eher that rest als the rest geschrieben haben würde. Nun giebt aber Rest in Verbindung mit des Königs vorhergehenden und Macbeth's nachfolgenden Worten einen ganz natürlichen und guten Sinn: Macbeth will sagen, was ihm nun zu thun bleibe, thue er nicht dem König, sondern sich selbst und seiner Frau zu Liebe, indem er vorausseile und ihr die frohe Botschaft verkünde.

(Ibid.) Stars, hide your fires!
 Let not light see my black and deep desires:
 The eye wink at the hand; yet let that be,

Zu yet let that be bemerkt Delius, the eye sei Subject zu let. Das Subject zu diesem let wie zu dem vorhergehenden ist aber stars. Die Sterne sollen das Licht nicht Macbeth's

Wünsche sehen lassen, sie sollen ferner das Auge nicht sehen lassen, was die Hand thut, und sollen endlich geschehen lassen, was das Auge, wenn es geschehen ist, zu sehen sich fürchtet.

(Sc. 5.) thou 'dst have, great Glamis,
That which cries, „Thus thou must do, if thou have it!“

Statt if thou have it, wenn auch Sh. selbst so geschrieben hat, muss unstreitig gesetzt werden: if thou'lt have it. Du willst das haben was ruft: so musst Du handeln, wenn Du es haben willst.

(Sc. 7.) And, to be more than what you were, you would
Be so much more the man.

Nicht, wie Delius erklärt, „um mehr zu sein als Du warst,“ sondern: wärest Du mehr als Du warst.

(A. II. Sc. 1.) A heavy summons lies like lead upon me.

Delius: „Heavy ist bei Sh. nicht bloss schwer, sondern auch schwer machend, müde machend, also mit summons = Mahnung zum Schlaf.“ Das zu Grunde liegende Bild wird damit nicht erklärt: es ist dasselbe, welches in Julius Caesar IV, 3 angewandt wird:

O murderous slumber, lay'st thou thy leaden mace upon my boy?

Der Schlaf wird als Häscher gedacht, der einen Ange-schuldigten verhaftet und ihm zu dem Ende seinen bleiernen Amtsstab auf die Schulter legt. Banquo fühlt sich nicht ganz frei von sündigen Gedanken und möchte der Vorladung nicht folgen.

(Ibid.) This diamond he greets your wife withal,
By the name of most kind hostess, and shut up
In measureless content.

Delius: „Zu shut up ist he zu ergänzen. Er endete, d. h. beschloss, den Tag in maassloser Zufriedenheit. Andere fassen shut als Participium, das sich auch als solches nur auf Duncan beziehen liesse.“ Wenn sich shut up auf Duncan beziehen lässt, kann es nur Participium sein; die Umschreibung he shut up ist ganz undenkbar. Es ist aber möglich, dass es sich gar nicht auf Duncan bezieht, sondern dass most kind hostess die Inschrift und measureless content die Umschrift des Ringes bedeuten soll.

(Ibid.) Yet, when we can entreat an hour to serve,

Von den beiden Deutungen, die Delius hier neben einander stellt und unter denen er der richtigen den Vorzug giebt, beruht die unrichtige auf der Annahme, to entreat sei bei Sh. nicht nur bitten, ersuchen, sondern auch verhandeln. Diese Annahme hat ihn in Romeo und Juliet irre geführt: My lord, we must entreat the time alone.

(Sc. 2.) That which hath made them drunk hath made me bold,
What hath quench'd them hath given me fire.

Delius: „Der glückliche Erfolg, den die Lady mit ihnen gehabt hat, hat ihr selbst Muth und Feuer gegeben für das ferner zu Thuende. — Andere erklären, im genaueren Wortverstande, dass die Lady selbst von dem Tranke, den sie den Kämmerlingen bereitet, gekostet habe.“ Letztere Erklärung, also dass Lady M. sich Muth getrunken hat, ist doch wohl unverkennbar die einzig mögliche.

(Ibid.) Methought, I heard a voice cry, „Sleep no more!
bis zu der Zeile:

Shall sleep no more, Macbeth shall sleep no more!

Delius setzt nur die Stellen: Sleep no more! Macbeth does murder sleep, — und in der ersten Zeile des zweiten Absatzes: Sleep no more! zwischen Anführungszeichen, und sieht alles Uebrige als Macbeth's eigene Reflexionen an. Aber schon die Zwischenfrage der Lady M.: What do you mean? weist darauf hin, dass Alles als Ruf der Stimme gefasst werden muss, die Macbeth gehört zu haben glaubt, und für die Aufführung hat die dann gebotene stätige Steigerung des Affects augenscheinliche Vorzüge.

(Ibid.) Making the green one red.

In der Anmerkung zu dieser Stelle weist Delius nicht entschieden genug die Möglichkeit von der Hand, zu interpun- giren: Making the green one, red, und sagt sogar, dies würde heissen: Das Grüne roth machend. Nun kann the green one, mit Beziehung auf ein vorhergehendes Substantiv, den grünen, die oder das grüne, ohne solche Beziehung den Grünen oder die Grüne, niemals aber das Grüne als Substantiv bedeuten. Dass es sich hier nicht um einen Flüchtighkeitsfehler handelt

geht aus Delius' Anmerkung zu Hamlet V, 2: He hath much land, and fertile, hervor.

(Sc. 3.) The wine of life is drawn, and the mere lees
Is left this vault to brag of.

Delius fasst this vault als den gewölbten Erdball auf. Aber Macbeth stellt mit dem Ungeschick des bösen Gewissens den Tod Duncan's als einen ihm ganz persönlich zugefügten und ausschliesslich auf ihn gemünzten Schicksalsschlag dar; folgerichtig versteht er unter this vault seine eigene Person, sei es, dass er auf Haupt, Mund oder Brust dabei deutet.

(Ibid.) Here, where our fate, hid in an awger-hole,

Bemerkenswerth ist die von Delius hier nicht hervorgehobene Beziehung zu Reg. Scots von ihm in der Einleitung citirter Schilderung der Hexen, worin es u. A. heisst: They can go in and out at awger holes.

(Ibid.) Our tears
Are not yet brewed.

Delius citirt aus T. Andronicus eine Stelle, in der diese Metapher weiter ausgeführt wird, lässt aber ausser Acht, dass sie ebenfalls weiter ausgeführt wird in Malcolm's Antwort an Donalbain:

Nor our strong sorrow
Upon the foot of motion.

Unser starker Schmerz ist noch nicht in der Gährung begriffen. (Die Maische geht noch nicht, ist der entsprechende technische Ausdruck.) Die Anklänge an beer in tears und an die provinziell zweisylbige Aussprache von wort in sorrow verstärken das Bild.

(Sc. 4.) The sacred storehouse of his predecessors,
And guardian of their bones.

The sacred storehouse ist schwerlich „die durch kirchliche Weihe geschützte Schatzkammer“, sondern die geweihte Vorrathskammer, in der die Vorfahren des Königs aufgespeichert wurden.

(A. III. Sc. 1.) in such bloody distance.

Dies heisst nicht: „in einer gegenseitigen Entfremdung, die so lebensgefährlich ist etc.“, sondern distance ist der Raum,

(Ibid.) If trembling I inhabit then,

Delius übersetzt to inhabit durch: zu Hause bleiben. Ich vermuthete, dass trembling Object zu inhabit ist: Wenn ich dann das Zittern zu meiner Wohnung mache, oder auch: wenn ich dann das Kleid des Zitterns anlege.

(Ibid.) You make me strange
Even to the disposition that I owe.

Aus Rosse's Frage: What sights, my lord? geht hervor, dass diese und die folgenden Worte nicht, wie Delius meint, an Lady M., sondern an die ganze Gesellschaft gerichtet sind. Delius übersetzt die Stelle: „Du machst mich an mir selbst, an meinem eigenen Naturell, irre etc.“ Der richtige Sinn ist: Ich bin ohnehin aufgelegt, ausser mir zu sein, aber indem ihr solche Gesichte so ruhig ansieht, bringt ihr mich noch mehr ausser mir.

(Ibid.) And keep the natural ruby of your cheeks,
When mine is blanched with fear.

Aus dem Irrthum, dass Macbeth nur Lady M. anrede, ergiebt sich dann weiter, dass Delius mine auf the natural ruby bezieht, während es im Gegensatz zu den cheeks aller Anderen my cheek bedeutet. Daher steht auch is nicht für are im Sinne Sh.'scher freier Construction, wie Delius, nach dem Vorhergehenden, inconsequenter Weise erklärt.

(Sc. 6.) Die ganz unverhüllte Ironie im ersten Theil der Rede des Lenox fasst Delius als vorsichtige Zurückhaltung dem anderen Lord gegenüber. Aber abgesehen davon, dass dieser ein ausgesuchtes Mondkalb sein müsste, um die wahre Meinung nicht zu merken, geht ja Lenox in den offensten Freimuth über, ehe der Andere noch ein Wort gesagt hat, und sobald dieser spricht, zeigt er sich als einen engverbundenen Gesinnungsgenossen von Lenox.

(A. IV. Sc. 1.) Harpier.

Sollte dies räthselhafte Wort nicht durch harrier, welches Mäusefalk heisst, zu ersetzen sein?

(Sc. 2.) the poor wren
 will fight,
 Her young ones in her nest, against the owl.

Die Kommas hinter fight und nest sind vom Uebel: der Zaunkönig vertheidigt (fights) seine Jungen in seinem Nest gegen die Eule. Wenn es heissen sollte: Er kämpft gegen die Eule, wenn die Jungen in seinem Nest sind, würde Sh. schwerlich fight against the owl, sondern eher fight the owl gebraucht haben.

(Ibid.) I pray you, school yourself.

Nach Delius' Meinung liegt der Nachdruck auf yourself und will Rosse, Lady Macduff solle sich wegen ihrer maasslosen Reden selbst in die Zucht nehmen, nicht aber ihren Gatten. Er bittet sie wohl eher, sich in Geduld zu ergeben; gerade was er zu Macduff's Vertheidigung sagt, beweist, dass er ihr innerlich Recht gibt.

(Ibid.) Each way, and move.

Die Vermuthung der Cambridge Edd.: Each way, and none, trifft so augenscheinlich das Richtige, dass die Lesart in den Text aufgenommen sein müsste.

(Sc. 3.) A good and virtuous nature may recoil
 In an imperial charge.

Delius: „Eine gute und tugendhafte Art, wie sie Macduff vielleicht eigen ist, mag sich verstecken, zurückweichen, wenn es sich um einen königlichen Befehl handelt.“ Dies berücksichtigt nicht das vom Abfeuern und Rückstoss eines Geschützes entlehnte Bild; die königliche Ladung verdrängt die gute Natur aus ihrer Stelle.

(Ibid.) Convey your pleasures in a spacious plenty.

Dies heisst: Ihr dürft Eure Lüste auf einem weiten Meer des Ueberflusses schiffen lassen. Dass es heimlich geschehen kann, steckt nicht, wie Delius meint, schon in dem Begriff von to convey, sondern wird erst in der nächsten Zeile gesagt und sogar ausdrücklich mit and yet angeschlossen.

(Ibid.) Summer-seeming lust.

Summer-teeming scheint vorzuziehen zu sein.

(A. V. Sc. 2.) their dear causes
Would, to the bleeding and the grim alarm
Excite the mortified man.

Delius: „Selbst ein durch ascetische Kasteiungen irdischem Treiben und Trachten abgestorbener Büsser oder Heiliger würde für eine so wichtige, dringende Sache in den blutigen und schrecklichen Kampf ziehen.“ In Jul. Caes. II. 2 steht: Thou, like an exorcist, hast conjured up my mortified spirit. Schon hieraus ergibt sich, dass vorstehende Erklärung nicht richtig sein kann. Die Stelle heisst: Selbst Todte würden durch eine Sache wie die Malcolm's und Macduff's ins Leben zurückgerufen werden und mit von Frischem blutenden Wunden grimmig zu den Waffen greifen. (Alarm = aux armes!)

(Ibid.) He cannot buckle his distemper'd cause
Within the belt of rule.

Nicht „so aufgelöst und zerrüttet“, sondern so krank und davon so aufgetriebenen Leibes ist seine Sache, dass sich der Gürtel der gewohnten Ordnung oder vielmehr der gesunden Vernunft nicht mehr zuschnallen lässt.

(Ibid.) Now minutely revolts upbraid his faith-breach.

Revolts erklärt Delius durch Empörungen; nach Analogie einer Stelle in K. John: Lead me to the revolts of England here, dürfte es durch Empörer zu übersetzen sein.

(Ibid.) those linen cheeks of thine
Are counsellors to fear.

Wie ich vermuthe, hat Sh. hier an spiritual counsellors und an die Leinwandärmel der englischen Geistlichkeit gedacht; dann steckt in cheeks ein Anklang an sleeves.

Deutsche Spruchweisheit

auf Münzen, Medaillen und Marken

von

C. Schulze.

(Schluss.)

Mags doch sein, lebt doch unser herr Gott noch.
(= „Gott lebt noch.“) Schaumnz. Amp. 9175.

A. Mancher dvnekt sich in seinem sin gar klvg, vf die letzt hat er an einer genvg.

R. Wvnder, wvnder vber wvnder, ein fvchs vff dem bawm vnd vogel drvnder. Spottm. Joh. Casimir's v. Sachsen-Koburg auf die vermeintliche Untrene seiner Gemahlin. Vgl. der sich klug dünckt, dem hengt torhey an, Werdea Aiiij.

Mars sich nach Cupido richt. Venus schevt die waffen nicht. Münze f. d. Beilager des als kaiserl. Generalfeldmarschall abziehenden Markgrafen Christ. Ernst v. Baireuth u. Elisabeth. Sophie v. Preussen, 31. März 1703.

Mein anfang vnd endt stehet alles in Gottes hendt. Nürnberg. Med. f. Konr. Wurm o. J. Imhof II, 950. Begräbnissthaler Anna Sophias v. Schwarzburg 1652. Köhler 11, V. 25. Schon bei Vridank 175, 16: anevanc und ende stant in gotes hende, fehlt aber bei Wander.

Mein end u. leben ist Gott ergeben. Begräbnissthaler des ältest. Prinzen Ludwig sen. v. Anhalt-Cöthen 1624. Madai 1005. Köhler I, 201.

Mein gelt ist klein (rund) das ich borg allen. Niederländ. Klippe um 1555. Wellenh. II, 9147.

Mein glück und kraft kommt von Gottes macht (m. g. v. k. k. v. g. m.). Spruchgroschen der Kipperzeit, Fried. Ulrich v. Braunsch. Leitzm. 19, 75. Nach Appel III, 434: Mit glück vnd kunst kann kein verlust geschehen mir. Braunsch. Jet. 1619.

Mein hofnvng steht allein zv Gott, er ist getrev vnd hilft avs not (1 Corinth. 10, 13. vgl. Petri 1, 46). 1¹/₂ Thaler Rudolfs v. Schaumburg o. J. Mad. 4364

Min hofnvng zv Got allein. Med. Friedr. II. v. Dänem. 1582. Köhler 10, 129, mit dem Zusatz: dann trew vnd glauben ist worden klein, bei Gruter III, 68.

Mein kind folgst du der eltern rath, gibt Gott durch engel rath und that. Med. Amp. 9198.

Mein stercke glve vnd lob est mein her vnd Got, exod. 15. Gegoss. Silbermed. d. Landgraf. Philipp des Grossmüth. v. Hessen 1535 u. 37. Hoffmeist. 278.

Mein trost zv Got mich nie verlasen hot. Silbermed. d. Katharina v. Loxau v. 1535. Böhm. Med. 311.

Meine höchst weisheit ist Jesus Christus. Med. f. d. Tod der Herzogin v. Sachsen-Merseburg, Erdmuth Dorothea, v. 1720. Leyser C, 1622. Christum lieb haben ist besser dem alles Wissen, Luther 399.

Mensch bedenck das leben dein — grosse frevd oder ewige pein — wirdt dein letzter lohn sein. Jet. d. Magdebg. Münzmeist. K. Hunt v. 1586. Leitzm. 29, 92.

Mensch bis frolich, drink v. is, vnd das lezte schtund nit vorgis. Jet. Weller's v. Molsdorf 1546. Reinh. 6254 ähnlich: trink u. iss, Gottes nicht vergiss. Agricola.

Mensch deine sünden mehren sich, drumb schlägt Gott mit dem † auf dich, doch wann dich schlägt die eine handt, so kompt die andr vnd bringt das bandt. Nürnberg. Med. f. d. westphäl. Frieden 1648. Imhof II, 100. Gott schlägt mit der einen Hand und heilet mit der andern. Wander II, 43, 978.

Menschen wagen, wiegen, wanken, Gott hält alles doch in schranken. Wermuth. Med. f. d. europ. Kriegszustände v. 1712, specif. 31.

Menschenliebe ist die krone aller tugent. Med. f. Salom. Heine, Erbauer des israel. Krankenhauses in Hamburg 1841. Leitzm. 14, 88. Gaedech. I, 111.

Mit der zeit. Wahlspruch Otto Heinrich's v. d. Pfalz f. einem Siegel v. 1537. Spiess II, 207.

Mit gedvlt wil ich verwinden, was neithart vber mich feindselich dvt erfinden. Kupferjet. v. 1580. Reinh. 6092.

Mit Gott und mit der zeit. Vermählungsmed. Louise Elisabeth v. Würtembg. u. Herzog Phil. v. Sachsen. (Denkspruch seines Vaters) v. 1688. Binder 330.

Nach allgemeinen klag und weinen lässt Gott die gnadensonne scheinen. Med. f. d. Theuerung v. 1770 u. 71. 1772. Hausch. 2861.

Nach den krachen, nach den knallen, nach den wetter, nach den wallen folgt der helle sonnenschein. Man mus durch das wetter dringen, wiles heute nicht gelingen, mus es dennoch morgen sein (Tobias 3, 23). Gedächtnissm. f. d. Hamburger unruhigen Jastram- u. Schnittger'schen Zeiten v. 1685. Langerm. 51.

Nach Gottes willen gehts. Med. Herzog Ludwig's von Würtembg. 1587. Binder 79. Weidner, apophthg. IV, 361.

Nach leidt folgt freud. Hildesheim. Schaumz. um 1750. Leitzm. 12, 35. Eiselein 418.

Nach regen folgt (kompt) sonnenschein (Tobias 3, 22). Hessische Theuerungsmed. v. 1816. 17. Hofmeist. 2819. Hamburg. Privatportugaleser. Gaedech. II, 118.

Nachdenken und erfahrung vermindern die gefahr. Halber Portugaleser v. 1791 der Hamburg. Assecuranz-Compagn. Amp. 2674. Med. f. d. 50jähr. Jubelf. der II. Assecuranz-Gesellsch. in Hamburg, 1821. Loos s. 69. Gaedech. I, 37.

Nicht sindigt — Gott siehts. Med. f. Sigm. v. Landau, Freih. v. Rapoltstein 1606. Bergm. II, 247.

Nichtes gewisers dann der dot. Jet. des Münzmeist. Alnpeck z. Freiberg 1546. Reinh. 6201 (vgl. „Gewiss ist der Tod“).

Nichts, Gott siehts, Gott richts. Wermuth. Spruchmed. v. 1690, specif. 36. Wander II, 44, 1005.

Nichts ist so gross, es wird durch zwietracht endlich klein. Nichts ist so klein, es wächst durch eintracht ungemein. Nicht zwietracht — eintracht nur muss nun und ewig sein. Werner'sche Med. f. d. Eintracht zwischen Oesterreich u. Frankreich 1737. Leyser 558: „Concordia res parvae ect.“

Nichts ist wahrlich so wünschenswerth underfrend, als wenn mann und weib, in herzlicher liebe vereinigt, ruhig ihr haus verwalten; den feinden ein kränkender anblick, aber wonne den freunden, und mehr noch geniessen sie selber. Hochzeitsmed. v. Loos. IIa. 13 aus Hermann n. Dorothea v. Göthe.

Nichts vnversucht. Goldene Med. Pfalzgr. Philipp's (bellic.) 1522 u. 1535. Exter I, 44. (sein Wahlspruch) R du R. 1969. Köhler 4, 455. Simrock, Sprichw. 10781.

Nit schimpf mit ernst. Med. Markgraf Ernst's v. Baden (sein Leibspruch) 1533. Köhler I, 365. Heraens 38, 12. Dagegen: schimpf will ernst haben, Gruter II, 84.

Nit vertrav iedem. Nürnberg. Med. f. Hans Löffelholz v. 1542. Imhof II, 475. Jedem vertrauen ist thöricht. Agricola I, 308.

Nur im glücke des friedens gedeiht das vaterland. Sächs. Med. f. d. Tilsiter Fried. v. 1807. Amp. 15618.

Ob ich gleich hab der feinde viel, so geschieht doch was Gott haben will (Predig. Salom. 3, 15). Med. Karl's XII. 1715 f. d. Bombardem. Stralsunds. Mikocki 169.

Oft raitten (rechnen) macht gvte frevntschafft. Familienjet. des Steyermärk. kaiserl. Rathsherrn R. Pögel 1543. App. III, 725, des Zehentners in Joachimsth. Rupr. Puellacher 1543. 45. 52. 56. Böhm. Med. 441 = Wander III, 1514.

On gelt gesvnthait ist halbe krankheit. Angsb. Med. f. d. Kaufm. Mathens Schwartz 1530. Bergm. I, 161 aus dem italienischen: salute senza danaro e mezzo malo. Vgl. Wander I, 1637.

On Gott nichts. Med. f. d. Domherrn Wilib. v. Redwitz z.

Bamberg 1536. Amp. 7808. Ohne Gott vermag man nichts. Wander II, 65, 1563.

Ohne lieb und ohne wein was ist unser leben? Festmed. v. Loos. IIa, 23.

Ahne ursache ist vnbillich. Kupferjet. Reinh. 6036. Nichts ohne Ursache. Bair. Sprichw. 9.

O herr, nim mich mir vnd gib mich gantz zveigen dir. Schweiz. Med. v. 1560 f. Nicol. v. der Flüe. Haller I, 73. Später als Sprichw. bei Schottel 1125b.

O wir armen hörnerträger haben wider willen schwae-ger. Halber Praemien- u. Hirsch-Thaler des Landgr. Ludwig VIII. v. Hessen um 1760. Hoffmeist. 3933. 30 u. 5561 ff. Abraham a St. Clara sagt: das geschlecht der Cornelier ist gross, es seynd Cornelli Taciti, Publicolae, Severi, alte und junge Cornelli.

Paecke di, Satan, du Interim. Schaumz. Magdeburgs v. 1549, der sogenannte Interimsthaler. Köhler 22, 59. Nach dem bekannten Sprichwort hat „das Interim den Schalk hinter ihm“.

Pasquilln und ligen die warheit biegen. Warheit mus dennoch obsiegen. Hamburg. Gedächtnissm. um 1708 f. Dr. Christ. Krumbholz. Langern. 123. Zuletzt siegt Wahrheit. Simrock 11132.

Pfaff supplex ora, fürst protege, bourque labora. Wernuth. Spruchmed. specif. 36. Stand als Unterschrift eines Bildes am Rathhause in Basel mit goldenen Buchstaben (nach Berckmeyer 322). Simrock 7746.

Philister über dir, Simson. Med. v. 1710 f. die engl. Königin (als Delila dem franz. Könige das Haar abschneidend) v. Loon IV, 572. Simrock 7746b.

Rechne recht vnd nit zu vil, Gott gibt dir auch ein ziel. Kupferjet. Joh. Friedrich's II. v. Gotha v. 1558 u. 60. Reinh. 3934 ff. Tenzel II, 237.

Recht wert lang. Warum? Man pravehts seldom.

Jet. d. Münzmeisters K. Hunt zu Magdeburg 1628. Leitzm. 8, 143. Ganz ähnlich auf einem Becher der Aarauer Schützeninnung aus d. 16. Jahrh.: recht vnd redlichkeit währt am längsten — 's macht, man brauchs am allerwenigsten.

Rechtthvn ist kein synth. Kupferjet. d. Münzmeisters Hunt z. Magdeb. u. eines seiner Nachkommen v. 1617. Leitzm. 8, 143. Sprichw. bei Petri II, 513.

Red alles mit bedacht, Gott hat auf alles acht. Schamz. Amp. 9191. Rede wenig aber wol bedacht. Chaos 560.

Richter, richte recht, denn Gott ist richter und du bist knecht. Wie du wirst richten mich, so wird Gott richten dich. Med. Hausch. 2816. Simrock 8459.

A. Richtet recht to dyser tyt, op dat u niet we aldort geschiet. R. Al wat ghy richters richtet op der aerden, wert u dort met recht belohnet werden (Matth. 7, 1). Miscellthaler. Mad. 5217.

Saemann im fleisch, Mayer in ongerechtigheyt. (Galat. 6, 8.) Wortspiel mit mäher, niederd. mayer. Med. f. d. Religionsstörenfried Pastor Dr. Mayer in Hamburg 1692. Chevalier 33.

Sanftmuth sieget (Matth. 5, 5). Med. f. den Hallenser Prediger u. Judenbekehrer Steph. Schulze 1755. Spiess 4, 129. Sanftmut hat gross gewalt. Wander III, 1864.

Schertz soll seyn keusch vnd rein. Ducaten. Soothe 1613.

Schicket euch in die zeit (Römer 12, 11). Med. v. 1750 Hausch. 2641.

Schiebe nicht auf. Med. v. Loos. Amp. 9199.

Schläft Mars und ruht, halt dich in hut. Med. f. d. Nürnberg. Stückschiessen v. 1671. Imhof II, 111.

Schweig stil, zu hause bleib, mit fleiss dein arbeit treib. Med. Hausch. 2606.

Schweig und leid, es kvmt die zeit, das schweigen macht leiden queit. Kupfermünze v. 1567. Leitzm. 3, 47. Sächs. Jet. v. Jacob Nebelthau v. 1575. Reinh. 6088.

Sey fleissig mit den frommen, was dein ist wird schon kommen. Med. Amp. 9203.

Sey fröhlich heut und lass für morgen des guten himmels zeichen sorgen (Matth. 6, 34). Festmed. v. Loos IIa, 23.

Sey getreu bis in den tod, so will ich dir die krone des ewigen lebens geben (Apocal. 2, 10). Ducaten Amp. 15989. Hambg. Med. Gaedech. II, 130. Sächs. Reform.-Jubelmed. v. 1817. Bildt 5053. Confirmationsmed. v. Loos. Amp. 9041. Hansch. 2591. 92. Med. aus Krain v. 1829. Leitzm. 24, 41. Wiener Med. um 1835. Wellenh. 11221.

Sey klvg vnd wizig in verkehren (= im Verkehr), soll dich Esopi hvnd nicht lehren (Hund mit dem Fleisch). Gedächtnissmed. f. d. Hambg. Actienhandel v. 1720. Langerm. 147.

Sei schnell so ist dein lohn gewiss. Med. f. Jünglinge v. Loos IIa, 18.

Seyd wolgemut und trauret nicht, wer weis was noch gar bald geschicht. Spruchgroschen f. Karl XII. v. Schweden 1716. Joach. VI, 246. Kupferjet. f. denselben, Köhler 6, 240.

Selig ist dass volck, dessen der herr Gott ist (biblisch). Baseler Med. Haller I, 52. Agricola Sprich. II, 474.

Selig sind die reines herzens sind, denn sie werden Gott schauen (Matth. 5, 8). Med. Amp. 9172.

Selig sind die Gottes wort hören und bewahren (Luc. 11, 28). Confirmationsmed. v. Loos 1844. Leitzm. 11, 79.

Selig sind die friedfertigen (Matth. 5, 9). Nürnbg. Med. f. Wölg. Hopf 1537. Imhof II, 794.

Selig sind die sanftmüthigen (Matth. 5, 5). Med. f. Martin Geyer, Consistorialrath Joh. Georg's II. v. Sachsen, † 1681. M. Mazzuch. II, 65. Amp. 9538.

Selten sehen m(üssen) gebirth vnwillen. (Wortspiel mit dem Personennamen.) Nürnbg. Med. f. Sigm. Seldner v. 1540. Imhof II, 916.

Selten wird ein jud ein christ, er hab denn was begangen, auch thut ers meist umbs geldt, dass er nicht hängen darff, denn wann ers anders stiehl, so strafft

man ihn zu scharff. Med. Hausch. 2850 == en jude blift en jude un wenn er slöpt bet an middag. Wander II, 1034.

Semper froelich, nunquam traurig. Med. f. d. Taschenspieler Fröhlich v. 1729. Hansch. 2838. Allzeit fröhlich ist unmöglich — heisst es indessen in einem Stammbuch v. 1609. Wander I, 1217.

Sieh mens, bedenck das ende (Predig. Salom. 7, 40). Nürnberg. Med. f. d. Bürgermeister. Loter in Leipz. 1544. Imhof II, 828.

Sich selbst besiegen der höchste sieg. Jet. Ludwig's v. Baiern um 1840. Leitzm. 18, 8. Wander I, 325.

Sich selbst überwinden ist mehr denn ein königreich. Klippe des Schützenkönigs Wolfg. Matthisen 1701. Kundm. Silas. 420.

Sich vm dich, troi ist mislich (dabei der Hund mit dem Knochen im Maul). Sprichw. bei Agricola. Med. v. Vetterl 1550. App. III, 4170.

Sieh wer dv bist, der tod gwüss ist, vngwüss die stynd, redt Gotes mund. 1488 (Matth. 25, 13). Med. f. Nicol. v. d. Flüe. Haller I, 73; n. f. einer Münze f. Hans Asper v. Zürich 1540. Ebend. 87.

Sie dämpfen nicht des wortes licht. Gedächtnissthaler Wilh. Ernst's v. Sachsen f. d. Reformat. 1717. Madai 1501.

Siehe, also wird der mann gesegnet sein, der den herrn fürchtet (Psalm 128, 4). Braunschw. Med. f. d. 50. Hochzeitsjubil. H. Häselers v. 1706. Praun 521.

Sihe der hüter Israel schläfft noch schlummert nicht (Psalm 121, 4). Hambg. Gedächtnissm. f. d. Jahresanfang v. 1713. Langerm. 154.

So du gerne lernest, so wirst du gunst u. klugheit finden. Hamburg. Prämienmed. d. Katharinen-gemeinde v. 1798. Gaedech. I, 296.

So fährt ein recht edler sinn vber alles wiedrigs hinn. Ducat. Wolfg. Julius v. Hohenlohe 1697. Köhler D, 2384.

So geht die welt, ihr Gott ist geldt (dabei d. Erdkugel f. einem Krebse). Med. Goetze 2983.

So halten wir nun, das der mensch gerecht werde

ohne des gesetzes werck, allein durch den glauben. (Röm. 3, 28). Augsburg. Jub.-Denkgrosch. Wilhelm's v. Sachsen 1630. Götz III, 6537.

So ist mein zil, wan Got will. Nürnberg. Med. f. David Kresser v. 1590. Imhof II, 817. Vgl. unten: „Wann Gott wil“ --

So läuft die welt dahin, jeder nach seinem sinn. Wermuth. Schaupf. v. 1703. Specif. 28. = Jeder will recht haben.

So nimm nun hin mein Gott zu dir, was du zuvor hast geben mir (Hiob I, 21). Begräbnissduc. Wilh. v. Sachsen-Weimar v. 1639 f. d. Tod seines neunjähr. Sohnes. Köhler D, 2117. Auch auf Thalern, halben Thal., Ortsthal. u. Groschen, und auf einer Med. Herz. Philipp's II. v. Braunsch. 1593: „Got gibt, got nimbt“ s. ebend.

Sol sein schiekt sich. Med. f. Wolf Freih. v. Rogendorf v. 1536. Bretfeld 48258.

Sorge vnd gedencke, doch nicht zv vil, es geschicht geleich wol noch wie Gott wil. Med. v. 1557 f. d. Danziger Rathsherrn Hans Konnert. Mikoeki 137. Vgl. Lehm. I, 719, 25. Sorge, aber nicht zu viel, es geschicht doch was Gott will. Simrock 9610.

Spotte nicht des gegners schwächen, lächelt dir das blinde glück, siehe, bald gibt er, sich rächend, dir den bitteren spott zurück. Whistmarke v. Loos IVa, 6. Man muss keinen feind gering achten, Wander I, 970.

Stets lieben hält den friede. Einträchtigkeit macht liebe. Med. Amp. 9187.

Thue gutes hi in dieser zeit, der tot dir keine frist fergait. Oesterreich. Rechenpfeng. v. 1586. App. 4, 1772. Vgl. Johann. 9, 4.

Thue recht, furchtir dannoch. Salzburg. Jet. des Münzmeist. Thenn. App. 3, 1065. Thue recht vnd förcht dich dabey. H. Sachs II, LXIII, 2.

Tve recht fyrcht dir dannot. vntrew darf avfsehens (vgl. unten: untrew). Kupferjet. Leitzm. 18, 78. Vgl. App. rep. 3, 2. 3715.

Thue recht, fürchte Gott, scheu niemand (Petri II, 546).
Kupferjet. v. 1627. Reinh. 6102.

Thue recht, scheue niemand. Jet. d. Familie Chr. Taubenreutter v. Taubenreut 1592 n. 99. Leitzm. 3, 61. Guld. u. Thaler d. Herz. Julius Franz v. Sachsen-Lauenburg 1678. Weise 1267. Madai 1318. Gräfl. Renssischer Dreifaltigkeitsthaler 1679. Köhler 10, 425. Strassburg. Med. v. 1681. Wellenh. 1808. Gedächtnisthaler d. Grafen Christian August v. Solms-Laubach v. 1767. Madai 5874 und Vermählungsthaler des Erbgrafen Georg August Wilhelm v. 1767. Madai 5875. Med. f. J. Lorenz v. Schaezler 1826. Wellenh. II, 14726.

Thue recht, scheue niemand, fürchte Gott. Numoph. Hollian. 4505.

Thue recht. sch. n., sey wachtsamb, brauch verstandt. Med. Jul. Franz. v. Lauenburg v. 1675. Leyser B 338.

Traw Gott, thue recht, scheu niemand. Med. Herzogs Wilh. v. Weimar 1623. Tenzel II, 559.

Trau ist misslich. Doppelbegräbnisthal. Joh. Georg's v. Mansfeld 1615. Madai 1789 = „siehe für dich, trew ist misslich“. Agricol. 15.

Trau nicht dem glück, es hat viel tück. Im augenblick wend sichs zurück. Drumb dich recht in dasselbe schick. Doppelthaler f. d. westfälischen Frieden 1648. Madai 5174. Das Glück ist voller Tück. Wander.

Drav sach wem. Kupfermarke v. 1562 für herzogl. Bairische Maurer- und Zimmerleute. Leitzm. 18, 4. Ebenso bei Franck II, 16 a.

Traw schaw wem. Med. Kurfürst Christ. I. 1583. 87. Tenzel I, 250. Baseler Med. v. 1709. Haller I, 42. 47. 66. Auch als Randschrift des Guldens Ludwig's v. Baden 1821. Amp. I, 2018.

Traue aber siehe woll zu wem. Ebenso bei Franck II, 16 a. Satyr. Med. f. d. Hambg. Pastor Mayer (1692). Gaedech. II, 20.

Trauet Gottes vatterhand, so stehts wol im ganzen land. Med. f. Ludwig VIII. Landgr. v. Hessen-Darmst. o. J. (um 1750). Hoffmeist. 3904 ff.

Trew herr, trew knecht (bei Petri II, 502). Groschen u. Ortsthaler Herz. Wilhelm's v. Weimar f. dessen Hofmarschall J. B.

v. Botzheim 1631. Tenzel II, 565. Med. Friedrich's II. v. Gotha 1694. II, 815.

Trev in allen las mirs gefallen. Nürnberg. Med. f. Sebald Kraus 1569. Imhof II, 815.

Trev ist aller ern wert. Nürnberg. Med. f. Barbara Koetzlin v. 1525. Imhof II, 812.

Trew ist wildpret (Simrock 10469). Med. Friedr. II. v. Dänemark u. Norw. 1582. Köhler 10, 129. Sterbethaler u. Groschen Graf Friedrich Christoph's v. Mansfeld 1632. Hagen 230.

Trew steet on end. Med. Ernst's, Graf z. Ortenburg 1562. Wellenh. II, 14427.

Trink und iss (Agric. 130). Kupferjet. d. Münchener Privatgesellschaft. Altengland 1826. Leitzm. 18, 100.

Trink u. sing. Ebend.

Trur nicht Got hilft wunderlich. Jet. des Goslarer Münzmeist. H. Slanbusch v. 1619. Heyse Nr. 25 ff.

Tugend belohnt sich selbst. Med. Amp. 9206 u. 11.

Tugent bringt ehr. Baseler Schulpfeng. v. 1596. Haller I, 68 = tugend ist der weg zur ehre, virtus gloriam parit, proverb. illustr. 256.

Um manchen ist es ewig schade, dass er komt in die hahnrei-lade. Med. Hansch. 2839.

VnreCht gVt koMt geVVIss nIt an DrItten erben. Med. des Kurfürsten Johann Georg I. v. Sachsen. Der Spruch enthält in sich die Jahreszahl 1623, in welchem Jahre durch kurfürstliches Mandat das bis dahin im Umlauf befindliche falsche Geld gänzlich verboten wurde. Tenzel I, 443. Sprichw. bei Franck II, 124b.

Unschuld macht gedult. Med. f. d. Reformat. Musculus v. 1565. R du R 3047.

Unser herr Gott lebt noch (= der alte Gott lebt noch, Franck II, 17b). Med. f. d. unruhigen Zeiten v. 1702. Thes. num. mod. 236.

Unter Gottes schirm und schutz biet ich meinen

feinden trutz. Kupfer- u. Silbermed. des Landgr. Ludwig VIII. v. Hessen (1760). Hoffmeist. 5551—53. 55. 3910 ff.

Untrew darf avfsehens. Jet. d. Salzburg. Münzmeisters Thenn. App. 3, 1065.

Vnvergolten ist nit versagt. Neuere Med. f. Hans Nuykum v. 1527 u. 29. Imhof II, 850. 51.

Vnversucht, vnerfarn (= Frank II, 168a vugeniet, vnerfarn). Nürnberg. Med. f. Wilh. Löffelholz v. 1541. Imhof II, 474.

Urteile vnd richte nach gerechtigkeit, thve nicht zu viel aus hass vnd neit (2 Mose 17).⁵ Sächsische Kupferjetons v. 1626. 29. 30. Reinh. 6071. Götz 7751 ff.

Van wisen kame wise, van narren kame narren (Proverb. 13, 20). Dabei ein Kopf mit einem Kardinalshut, umgekehrt ein Narrenkopf mit Kappe. Amp. 5359.

Vergilt lieb mit treven. Med. des Grafen Steph. v. Schlick v. 1523. Böhm. Med. 498.

Vergiss das zeitlich, bedenck das ewig. Nürnberg. Med. f. Matth. Ebner um 1550. Imhof II, 309.

Vergiss nicht was er dir gutes gethan (Psalm 37, 5). Gedächtnissmed. d. Religionsfried. v. 1555. Frankf. a. M. 1755. Amp. I, 2625.

Vergrösserungsglas thuts hier und an so vielen enden, dass sich die klügsten auch die geldsucht lassen blenden. Med. f. d. Actienschwindel v. 1720. Hausch. 2831.

Versehen ist verspielt. Simrock 10903. Nachteulenfeng. (Spielmarke) um 1676. Köhler I, 429. Reinh. 6074. Kupferjet. f. d. schwed. Grafen Baron v. Görtz 1715. Köhler 6, 445.

Vertraue Gott allein. Nürnberg. Med. f. Wolf Vechter v. 1542. Imhof II, 934.

Vertrowe God so werd he di vthelpen (Prov. 20, 22). Thaler d. Gräfin Maria v. Jever um 1571. Köhler 14, V. 28. Schlegel.

Vertrauen erregt wieder vertrauen (Gruter floril. III, 189). Med. f. Bildg. d. Dresdener Nationalgarde v. 1830. Amp. 15781.

Verwirf das böß, behalt das guet, so bleibst dis jar in gueter huet. Augsburg. Med. v. 1626. App. 4, 71. (1 Thess. 5, 21.)

Verzaget nicht, Gott lebet noch. Nürnberg. u. Münchener Theuerungsjeton v. 1817. Leitzm. 18, 101. 95.

Vil Wisheit und Kunst verdirpt J. E. armen Man Seckel. Rev. einer Med. v. 1566. Breßfeld 48559. Wander III, 414 schreibt (nach Sutor 309) diesen Spruch: „Ins Armen Mans seckel verdirbt viel Weisheit“ — Wilhelm v. Sachsen (1577) zu.

Voll blüthen ist der pietist, voll blüth und frucht der wahre christ. Spruchgroschen v. 1694. Wambolt I, 315.

Von Christi blut ein tröpflein klein macht uns von allen sünden rein. Wermuth. Taufmed. specif. 36. (1 Joh. 1, 7.)

Von Gott beschert bleibet vnerweret. Jet. des Kammermeist. Leonh. Stoer v. 1585. Reinh. 6230. Neander (Latendorf) II, 27.

Vor allen dingen liebe Gott. Nichtes gewisers dann der dot. Jet. d. Münzmeist. Andr. Alnpeck zu Freiberg 1546. Götz 7761. (Vgl. nichts ist etc.)

Vor zeyten haben wir der gespott, die yetzt seyn die nechsten bey Gott. Med. v. 1546. Juncker Luth. 304.

Wahrheit (dabei ein von einem Geigenbogen geschlagener Spieler). = Wer die Wahrheit geigt, dem wirft man den Fidelbogen an den Kopf. (Gruter I, 79.) App. 4, 4058.

Warheit bestet, lügen verget. Jet. des Münzcontrolleurs Balthas. Dirleber von Korneburg. Bergm. I, 127. Agricola II, 248.

Wahrheit macht neyd. Silbermünz. Leopold Heypergers, Zahlm., Schatzmeist. u. Burggraf z. Wien 1555. Bergm. I, 44.

Wann Gott wil, ist mein zil. Wander 72, 1745. Nürnberg. Med. f. Magnus Dilher v. 1556, und f. Hans Röming v. 1576. Imhof II, 709. 886.

Wan Gott wirdt mit vns, wer wirdt wider vns (Röm. 8, 31). Kupferjet. f. Hans Günther v. Moren, Bergbeamter um 1540. Böhm. Med. 120.

Wann Isaac leist, was Abram heist, Gott gnaderweist. Med. Amp. 8949.

Wan mans stockfischs geniessen sol, mus man ihn zvor kloppen wol. So findet man vil favler lev, die nichts thvn wan man sie nicht blevwt. (= Stockfisch will geklopft sein, Sprichw.) Med. f. Herzog Heinr. Jul. v. Braunschweig 1614. Lochner 6, 324.

Was der magnet an sich zvet nicht wider von ihm flevcht. Med. aus Christian's V. v. Dänemark Zeit um 1690. Kreber I, 18.

Was deines amts nicht ist, da las deinen fürwitz. Hambg. Med. f. Dr. Christ. Krumbholz 1708. Langerm. 123. Simrock 298.

Was du fürnimst, so vertraue Gott von gantzen hertzen. Nürnberg. Hochzeitsschilling v. 1686 des Casp. Hieron. Gullen. Imhof II, 766.

Was Got beschert bleibt unerwehrt (vgl. Von Gott beschert). Spruchgrosch. Phil. v. Hessen 1563. Joach. I, 43. Albus (1563) u. Helmthaler desselb. (1564). Hoffmeist. 379 ff. Auch auf goldenen Thalergeldstücken, die man an Ketten um den Hals trug. Halber Goldguld. u. sechsfacher Ducat. v. 1564. Halbe u. viertel Gulden v. 1564, Hoffm. I, 114. Med. Wilhelm's IV. v. Hessen 1578. Köhler 16, 117 u. Gnadenmed. dess. v. 78 u. 79. Hoffm. I, 548 ff.

Was Gott bewahrt ist wol verwahrt. Begräbnissguld. u. halbe Guld. Amoenas v. Anhalt-Cöthen 1625. Köhler I, 207. Leitzm. 21, 22. Wander 69, 1666.

Was Gott erquickt, kein neyd erstickt. Med. Gisela Agnes v. Anhalt o. J. (um 1700). Leitzm. 21, 31. = Was Gott will erqu., lässt er nicht ersticken. Wander 71, 1740.

Was Gott heute nimt, das komts schon morgen wieder. Med. f. d. Tod Wilhelm's III. v. Grossbrit. Thes. num. mod. 161. Gott nimbt vnd gibt zu jeder zeit. Henisch 1708, 65.

Was Gott verheiset, hof ich gewis, vorzevget (verziehet) er den gleich eine kleine frist. Kupferjet. v. 1580. Reinh. 6093. Was Gott verheisst, das kann er auch thun. Henisch 1713, 69.

Was Gott versehen, das muss geschehen. Juliuslöser Herzogs Jul. v. Braunschweig um 1580. Köhler I, 399. = Was Gott will, das geschieht, wie er will. Henisch 1708, 23.

Was Gott will. Nürnberg. Med. f. Hans Puchner v. 1537. Imhof II, 872.

Was Gott will, das geschieht. Denkm. Wellenh. 15395. Henisch 1708, 23.

Was Gott will geschicht alzeit. Anfang des bekannten Kirchenliedes: „Was mein Gott will“ etc. Kupferjet. v. 1579. Reinh. 6090. Wahrscheinlich Mansfelder Jet. v. M. Mainhardt 1579. Eben- das. 6096.

Was Gott zusammenfüget, das soll der mensch nicht scheiden. (Vgl. unten „Was nun Gott“ etc.) (Matth. 19, 6.) Dreifacher Hochzeitsthaler. Wellenh. II, 15184.

Was Gott zusammenfügt, bleibt jederzeit begnügt. Hamburg. Traupfeng. Gaedeck, II, 127. 29.

Was Gott zusammengefügt, bleibt unzertrennt ver- gnügt. Hochzeitsmed. Amp. 9057.

Was helfen lichter vnd brill, wenn man mit fleis nicht sehen will. (Vgl. Was hilft etc.) (Hierbei eine Eule mit Brille u. Fackel.) Braunsch. Jet. Hauseh. 2822. = Was nützt dem liecht oder brill, der nicht sehen kan oder will. Henisch 509, 67.

Was hier der welt entgeht, ins himmels klarheit steht. Sterbethaler Christian. Elisabeth's v. Sachsen-Weimar 1679. Köhler 10, V. 2.

Was hilft den augen licht vnd brill, der sich selbst nicht helfen vnd kennen will. Mit den Anfangsbuchstaben auf Brillenthalern u. Gulden Herzogs Jul. v. Braunsch.-Lünebg. 1586. 87. 88. 89. Köhler 6, V. 33. Madai. Weise 1054.

Was hilft manchem licht oder prill wer nicht sehen will. Mit Anfangsbuchstaben auf einem Kupferjet. Reinh. 6073.

Was jene gans gedacht, hat dieser schwan vollbracht. Med. d. 18. Jahrh. f. Huss. Böhm. Med. 206. Rudolphi 387.

Was jetzt fährt wolken an, bald wieder sinken kann. Med. Friedr. Wilh. v. Brandenburg f. d. schnelle Vertreibung d. Schweden 1679. Köhler 14, 231.

Was in dem heiligen rath der gottheit wird bedacht, das wird auff erden auch gesegnet sein vollbracht. Ver-

mählungsmed. Louise Elisabeth v. Würtembg. u. Phil. v. Sachsen 1688. Binder 329.

Was Luther hat gelehrt, gethan, gewürkt im leben, hat Gott nach weisen plan ihm in das herz gegeben. Sächs. Reform.-Jubelm. v. 1817. Bildt 5050.

Was mit mühe und arbeit erworben ist, das währt. Familienjet. d. Tobias Ennderle v. Burgkstadt um 1600. Leitzm. 18, 140.

Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der mensch nicht scheiden (Matth. 19, 6). Hochzeitsthal. Ernst d. Frommen f. d. Vermählung d. ältesten Sohnes Friedrich mit Magdal. Sibylla v. Sachsen. Halle 1669. Madai 1510.

Was obligt, das gilt allain. Augsburger Med. f. d. Maler Luc. Furtenagel aus Halle v. 1526. Bergm. I, 160.

Was pflanzt das heilige chor, das bleibt im guten flor. Dreifaltigkeitsthaler Heinrich I. jun. v. Reuss 1679. Köhler 9, 129. 10, 425.

Was sol sein schickt sich. Silbermed. f. d. österr. Landmarschall Wolfgang Freih. v. Rogendorf v. 1536. Bergm. I, 230. Gruter II, 103.

Was sorget ihr doch, Gott und ich leben ja noch. Med. f. Karl XII. v. 1714. Amp. 4832.

Was unmöglich zu gewinnen, darauf thu nicht stolz verziert. Denke, dass nicht gern ein kluger wie der fuchs von trauben spricht. Whistmarke v. Loos IV, S. 6.

Was wir als schönheit hier empfunden, wird einst als wahrheit uns entgegen gehen. (Nach Schiller.) Med. f. Heinr. Dannecker v. 1826. Binder 572.

Weiberlist vbertrift lebnerck (hierbei Simson mit dem Löwen). Böhm. Jetons mit Ferdinand's I. Bildniss v. 1527. Leitzm. Zeitg. III, 150. XIV, 179.

Weisheit gehet vor sterck. 1633. (Predig. 9, 16.) Thaler Joh. Ernst's v. Sachsen-Eisenach, und Prudentia non robore 1634; ebenso Philipp II. v. Pommern: Sapientia non violentia 1617. Tenzel II, 315. Schlegel, Madai 3953. Doppelducat. v. 1634. Köhler D, 2099.

Weisheit zieret stadt und land. Goldene Verdienstmed. Carl's v. Dalberg, Fürstprinzip des Rheinbundes v. 1809. Leitzm. 18, 206.

Weit davon ist gutt vorn schus. Gruter II, 105. Med. Hauschild 2638.

A. Wem schadt mein vngelücke. — R. vielleicht möcht sichs wenden. 1583. Dieser Spruch steht mit Initialen W. S. M. V. und in umgekehrter Folge auf das Wenden des Glückes zielend V. M. S. W. zwischen den Reihen des weiter unten verzeichneten Spruches: „Wen das glück zv dir thvt wenden.“ —

Wenig zubuss, viel ausbeute, macht recht fröliche bergleute. Stolberger Ducaten v. 1701. Leitzm. 21, 91. Freiburger Med. v. 1701 u. 1709. Ampach 15812.

Wenn Alles vergeht, die liebe besteht. Ducaten. Soothe 1612.

Wenn dein spiel der gegner preiset, dann gieb doppelt auf dich acht, und erinnre dich des raben, den zuletzt der fuchs verlacht. Whistmarke v. Loos IV, S. 6.

Wen das gluck zv dir thvt wenden, so hast du freind in allen enden, wen aber das gluck verschwindt, derselben sich nicht einer findt. 1583. (Vgl. Wander 1763, 762. 65. 343.) Kupferjeton des Münzmeisters B. Mainhardt. Reinh. 6171.

Wenn die mans die katze frisst, dann wird ein jud ein wahrer christ. Wermuth. Med. Specific. 28. = Getaufter jud thut selten gut. Böbel, 146. Wander.

Wenn Gott mit uns im zorn will zu gerichte gehen, so muss auch wind und meer ihm zu gebote stehen. Hamburger Klippe f. d. grosse Wasserflut v. 1717 u. 18. Gaedecken II, 34.

Wenn Gott will, will ich auch. Nürnberg. Med. f. Alexander im Hof v. 1527. Imhof II, 411.

Wenn noth vnd trübsal blitzt, der treue hirte schützt. Ducat. mit Christi Bild. Ampach 9183.

Wer andern stelt, oft selbst drein felt (Predig. 10, 3). Jeton des Joachimsthaler Gegenschreibers Georg Hochreuter um 1560. Böhm. Med. S. 720. Auf diesen Spruch zielen auch die Worte: „Qu fodiet sepem. 1601“ auf einer Med. des sächs. Kurfürsten Christian II.

Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden (Marci 16, 16). Taufthaler Herzog Ernst's v. Gotha v. 1670. Tenzel II, 751. Auf Taufthalern. Mainz o. J. Madai 5192. 93. 94. v. Zellerfeld 1708 u. 42, ebend. 5197. Köhler IX, vorr. 32.

Wirtemberg. Klippe als Pathengeschenk. Binder 589. Taufdenkmünze v. Loos II, s. 7. Familienmed. des Grafen Ervein v. Nostiz v. 1839. Böhm. Med. 191.

Wer da hat, dem wird gegeben (Matth. 13, 12). Med. f. den Sieg bei Sorr in Böhmen 1745. Mazzuchell. II, 206.

Wer da trauet einem wolf auf grüner haid, einem juden bei seinem eid, einem bösen pfaffen und rabulisten bei ihrem gewissen, der wird von allen vieren besch..... Wermuth. Schaupfeng. Specificat. 32. Gaedech. II, 22 f. Satyr. Med. f. den Hamburger Pastor Mayer. Wander 1038, 87.

Wer dem herrn vertravet, dem wird nichts mangeln (Psalm 34, 11. 23, 1). Nürnberg. Hochzeitsschilling des Casp. Hieron. Güllen v. 1686. Imhof II, 766.

Wer der ausbeut will geniessen, lass sich zubuss nicht verdriessen. Groschenförmige Med. des Grafen von Stolberg v. 1714. Leitzm. 21, 101.

Wer des herren willen prüfet, der befindt den ebestand wie die rosen bey den dornen als ein wahres seegensbandt. Hochzeitspfennig. Hausch. 2673.

Wer durch des lambs blut vberwindt, die cron des ewgen lebens findt (Apocal. 2, 10). Med. Anna Margareta's, erste Gemahlin des Landgrafen Philipp v. Hessen-Butzbach v. 1629. Hoffmeist. 3268 ff.

Wer fest gegründet, fürcht keinen wind (Matth. 7, 25). Reformat.-Jubel-Med. der Stadt Biberach v. 1730. Binder 427.

Wer glaubt zu geschwind oft schaden entpfindt (Bild: der Fuchs als Pilgrim vor dem Hahn). Predig. 19, 4. Med. f. den berühmten Franç. Rabelais um 1553. Lochner IV, 353. Oberthür 433.

Wer Gott vertraut, hat wolgebaut im himmel und auferden. Med. Ampach 9188. Agricola I, 745.

Wer Gott travt, sein hülffe schavt. Goldene Med. o. J. des Landgrafen v. Hessen-Darmstadt Ludwig VIII. Hoffmeist. 3896. = Wer G. v., fest avff jhn bawt, sein gnedig hilff er allzeit schawt (Petri I, 103).

Wer Got trawt hat wol gebawt. Waldeck'scher Groschen des Grafen Samuel v. 1569. Götz 8655. Leitzm. 15, 13. Agric. I, 745.

Wer hat des herren sinn erkannt (Röm. 11, 34). Breslauer Med. f. d. Kometen v. 1744. Hausch. 2875. Auch Hamburger Med. Gaedecken II, 42.

Wer hoft avf Gott, dringt durch all not. Nürnberger Hochzeitsschilling des Konr. Schreck. o. J. Imhof II, 909.

Wer in dugent seet, wirt in errn ernd (vgl. Galat. 6, 7). Kupferjeton. Reinh. 6037.

Wer korn inhelt, dem fluchendie lenthe, aber segn komt über den, so es verkaufft (Proverb. 11, 26). Ampach 9243. Schles. Denkm. f. d. Theuerung v. 1694. Spiess III, 337. Satyr. Hamburger Med. f. d. Kornwucher v. 1696. Gaedech. II, 16.

A. Wer lebt in seinem vaterland, ohn reichthum vnd ohn darben in einem feinen mittelstand von seinen eignen garben. — R. Wer niemand dient, hat nicht viel knecht, lebt auch dabey from vnd gerecht in seynen ehrenschracken: der hat ja Gott zv dancken. Kupferjeton. Reinh. 6077.

Wer nach dem eitlen tracht vnd Gottes wort verachtet, bestrafft des höchsten macht. Thaler der Aebtissin v. Quedlinburg Anna Sophia v. 1677. Exter II, 151. Madai 973.

Wer nicht liebt wein, weib und gesang, der bleibt ein narr sein lebelang (Luther). Festmed. v. Loos II, S. 24.

Wer ohne hader leben will, muss hören viel, ofttschweigen still. Denn darum ist der mensch gebohren mit einem munt und zweyen ohren. Med. mit den Initialen C. E. M. Hauschild 2640.

Wer recht glaubt, ja ewig lebt. Med. Ludwig's, Grafen v. Leiningen-Westerburg 1612. Köhler XV.

Wer seinen vater ehret, der wird auch freude an seinen kindern haben (Sirach 3, 6). Med. v. Loos. Ampach 8948.

Wer sich aufs küssen legt, der legt sich auch aufs bette. Med. Hausch. 2664. Ducaten Wellenh. II, 15360. Simroek 6118.

Wer von Leipzig kommt ohne weib, von Wittenberg mit gesundem leib, vnd von Jehna ohne geschlagen, hat von grossem glück zu sagen. Wermuth. Studentenmed. Specific. 29. Wander III, 30, 9.

Wer wol lehrt, wirdt geehrt. Baseler Schulpfennig. Haller II, 70. Auch Inschrift an Burgdorfer Schulhaus. (Grimm, Lustwäldlein, 1703.)

Wer wasser kan in wein verkehren, kan auch dem weh des ehstands wehren. Heirathsducaten. Leitzm. 28, 38. (Joh. I, 1—12).

Wer zuletzt lacht, lacht gut. Whistmarke v. Loos IV, S. 10. Gruter I, 20.

Wer's zil trifft ist beglückt. Scheibenschiessklippe d. Markgraf. Georg Friedrich v. Onolzbach 1577. Spiess III, 332.

Wes ist das bild und die überschrift? (Matth. 22, 20). Halber Privatportugaleser Hamburgs auf Karl VII. Krönung v. 1742. Gaedeck. II, 61. Glückwunsched. der Stadt Breslau v. 1700 an Joseph I. Leyser 425.

Wider macht und list mein fels Gott ist. Doppelducaten, ganzer, halber und viertel Thaler, Sterbethaler der Landgräfin Amalie Elisabeth v. Hessen 1651. Hoffmeister I, 1173 ff. III, 4672 ff.

Wie das kind mit blasen spielt, so das glück mit ehr und leben. Wer nicht nach der tugend zielt, wird dem unglück untergeben. Med. auf die Hamburger Unruhstifter Jastram und Schnitger 1686. Langermann 43.

Wie das licht vom feur entflamt, also lieb von liebe stammt. Med. Goeze 2993.

Wie eine rose vnter den dornen. Med. f. Salomo Lenz, Superintendent zu Regensburg 1632. Ampach 9707. Sprichwörtliches Gleichniss.

Wie es kommt, so gehet es (dabei ein Jude mit einem Beutel, aus welchem Geld fällt). Med. o. J. Rudolphi, Anhang 31. = Wie es k. so gehet es auch hin. Franck II, 95 a.

Wie fein vnd lieblich ist, wo frid vnd lieb sich küst, wo sorg vnd klvghheit wacht, alls zum guten ende macht (vgl. Psalm 133, 1). Züricher Denkm. v. 1681. Haller I, 209.

Wie Goth wil. Med. Kaiser Rudolf's II. Herrgott II, 88. Henisch 1700.

Wie Gott wil, mir geschehe. Spruchgroschen Joh. Georg's v. Sachsen v. 1659. Joachim I, 45. Begräbnissthaler Magdalena

Sibylla's v. Sachsen (Joh. Georg's Gemahlin) v. 1659. Madai 537. Tenzel I, 520. (= Pleut à Dieu auf Thalern der Stadt Bisanz v. 1584. Madai 7120.

Wie gut wird sichs doch nach der arbeit ruhn. Begräbnissmünze der Herzogin Christiane Friederike v. Sachsen-Koburg 1743. Köhler 15, 377. Lehm. I, 38.

Wie krebskraut stets die sonn ansicht, vnd sich nach ihrem laufe richt, also dein wort herr Jesu Christ stets meiner füsse leuchte ist. Med. des Kurfürsten Joh. Georg I. v. Sachsen, gewidmet von Hans von der Putt 1616. Tenzel, I, 411. Köhler II, 188.

Wie küssen sich die zwei so fein, wer küsst mich armes nunnelein. Scherzmed. f. die zweite Vermählung Herzogs Joh. Kasimir's v. Sachsen-Koburg 1599. Köhler 16, 25.

Wie, was, wann mein Gott will. Med. f. Caspar Kennig (Carnoviens. ?) v. 1629. Hauschild 136. Wander II, 72. Ohne Quellenangabe.

W. W. W. W. W. (dabei Blumen neben Unkraut). — Got wil also mein ziel. 1678. Jeton des Münzmeisters Schild in Hannover. Nach Heyse (Leitzm. 25, 38) = Wild wächst was wachsen wil. Vielleicht ist besser an den vorhergehenden Spruch zu denken: „Wie, was, wann — mein Gott will“, bei Wander mit dem Zusatze: das ist mein Ziel. Vgl. auch unten: Wohin, wie etc.

(Es) Will nicht stets glücken, man muss sich bücken. Whistmarke v. Loos IV, S. 10. Wander (ohne Quellenangabe) I, 1775: Will dir nichts glücken, so fange an dich zu bücken.

Wils Gott so geschichts. Med. des Grafen Hans v. Wirben v. 1607. Böhm. Med. S. 696. Vgl. Will's Gott, so glückt's. Henisch 1709.

A. Wilt dv spielen, so spill recht — R. oder man wirtz nicht lassen sein schlecht. Reinh. 6078. Kupferjeton.

Wilt leben wol, flench die begierd, sonst gleich dem fisch dir dein lohn wird (dabei eine Hand mit einem Hamen). Braunschweiger Med. v. 1619. Praun 249. Wander I, 1028: der fisch, der die angel gierig schluckt, muss zuletzt daran erworgen.

Wir zwei haben einen sinn. Geld? niemand weis wo-

hin (1707). Wermuth. Schaupfennig auf den zweifelhaften Frieden v. 1706. Specific. 29.

Wo der herr niht die stad kehvtet, so wacht (Psalm 127). Gedenkthaler, Madai 5164, d. i. Gedächtnismünze auf Luther v. 1624, geprägt in Eisleben, v. Hagen S. 239. Dieselbe v. 1632, Schlegel.

Wo der her nit die stad behntt, so wacht der wächter vmsonst (Ps. 127). Thaler der Stadt Magdeburg v. 1622. Madai 5029.

Wo gü t vnd trev sich küssen ligstv o neid zunfüssen. Friedensmed. v. 1650, Kurfürst Johann I. v. Sachsen. Tenzel I, 512. Gedächtnismünze f. d. Nürnberger Executionsrecess des westfäl. Friedens v. 1650, Langerm. 26 u. 323. Hamburger Ducatenstück f. den Pinneberger Interimsrecess v. 1679. Ebend. 84. v. Loon II, 326.

Wo gunst die feder führt, wo geld die richter blendet, wird die gerechtigkeit gar weit von uns gewendet. Wie aber wird es dort bei jenem richter stehn, wan zur belohnung ihr müst in die hölle gehn. Wermuth. Med. v. 1731 auf Herkommannus = das Herkommen im Rechtswesen, der Schlendrian der Bestechlichkeit.

Wo gunst und ungunst urthel spricht, darff man das corpus juris nicht. Med. v. 1708. Hausch. 2814. Wander (ohne Quellenangabe) II, 170, 60.

Wo kein truw noch enicheit ist, da ist kein geluck zu keiner frist. Doppelthaler der Stadt Stralsund v. 1611. Madai 5121.

Wo liebe aus der höhe, da seggen in der ehe. Jubelhochzeitsmed. v. 1733. Kundmann, Schlesier in m. S. 446. Ampach 9053. Köhler VI, 421.

Wo reine lieb die hertzen rührt, man treue, fried und seggen spürt. Trauungsmedaille. Ampach 9052. Hauschild 2670.

Wo selbst das haupt die hand legt an, schafft recht vnd schutz den unterthan vnd spahrt, was jeder spahren kan, da geht des landes wohlfahrt an. Spruchgroschen Friedr. Wilhelm's v. Preussen 1713. Joachim, 8fach. S. 747.

Wohin, wie und wan du wilst (vgl. „Wie, was“ etc.) Religiöse Med. Hausch. 2639.

Wol dem, der wolgerathene kinder hat. Med. Ampach 9198.

Wohl wem Gott das hertz gelenekt, lebenslang zu helfen denckt. Med. d. Landgrafen Ludwig VIII. v. Hessen-Darmst. Hoffmeister 3908 ff. Zwittermed. desselben um 1760. Eben- das. 5554.

Wohlgerathene jugend macht freude. Viereckige Stutt- garter Doppelducatenklippe. Binder 499.

Wohl dem, der freud an seinen kindern erlebt (Sirach 25, 10). Med. Sophia's v. Sachsen. Tenzel I, 296. Köhler I, 296. Ducaten bei Ampach 9062 u. 63. Klippe bei Hauschild 2628. Jeton v. 1790, Wellenh. II, 15171. Hamburg. Denkm. Gaedech. II, 130.

A. Wohl dem, der genvg klvghheit hat — R. Vnd frei vor anfechtungen pleiben kan. Jeton des Joachimsthaler Münzmeisters Jörg Gaitzkhofer v. Gailenbach v. 1564. Böhm. Med. S. 62. Wellenh. II, 13731.

Zu Gott allein mein hoffnung. Thaler des Grafen Philipp Ernst v. Mansfeld v. 1617—21. 24—26. Auch Viertelsthaler, Gul- den u. halbe Gulden desselben v. 1624, und Doppelducaten v. 1620. Auch auf einer neueren Med. f. Melchior Peuntner o. J. Imhof II, 861. Und in der Fassung:

Zu Gott mein hoffnung, auf einer Med. f. Sebastian Egerer v. 1583. Böhm. Med. S. 46.

Zu Gott mein trost allein sunst anders kein. Med. f. Christian III. v. Schleswig-Holstein v. 1541. Heraeus 23, 14.

A. Zu Jesu lasst die kinder kommen, von ihm sie werden aufgenommen. R. Von sunden wascht die tauff vnd schliesst den himmel auff. Taufpfeng. Kreber II, 360.

Zusehen ist das beste im spiel. Jeton mit der Enle. Hausch. 2820. Köhler III, 419. Uebersehen ist d. b. i. spil. Agri- col. I, 121.

Zu spatt kan die reu nimmer seyn, wan sie geht aus dem herzen rein. Inschrift auf einer Magdeburger Med. v. 1631 nach der Erstürmung. Leitzm. 20, 130.

Zu viel ist ungesund. Satyrische Med. v. 1707 (dabei ein vomirender Jesuit). Ampach 9236. Agricol. I, 37.

Zwispalt gros gvet verzert. Einikeit das wenig mehrt. Rechenpfeng Geizkoffler's 1586. Wellenh. II, 13729. „Concordia res parvae ect.“ = einigk. vermehrt, vneinigkeiit verzehrt. Lehm. 165, 17.

Die dialektfreie Aussprache des Hochdeutschen
nach physiologischen,
sprachgeschichtlichen und statistischen Tatsachen.*)

Capitel III.

Von der Aussprache des K, G, Ch, den Schriftzeichen für
die Gaumen- und Kehllaute.

§ 36. In gewöhnlicher Schrift müssen die drei Buchstaben k, g, ch für die Bezeichnung von sechs verschiedenen Lauten **) ausreichen, für

1. den harten tonlosen Gaumen- und Kehl-
Verschlusslaut **k** in Ecke, packen, Kuh.
2. den weichen tönenden Gaumen- und
Kehl-Verschlusslaut **g** in gern, egal, Agent.
3. den harten tonlosen Gaumen-Dauerlaut **x** in ich, weich.
4. den harten tonlosen Kehl-Dauerlaut **ç** in ach, Wucht.
5. den weichen tönenden Gaumen-Dauer-
laut **y** in Könige, legen.
6. den weichen tönenden Kehl-Dauerlaut **g** in lagen, zogen.***)

Die Verwandtschaft dieser Laute unter einander ergibt sich auch

*) Fortsetzung der Aufsätze aus Archiv Bd. LIV, Heft 3 u. 4, Bd. LVII, Heft 1, Bd. LVII, Heft 3 u. 4.

**) Vgl. § 22.

***) Von dem Nasallaute Ng = ñ wird erst im folgenden Capitel gehandelt.

daraus, dass sie oft innerhalb der Ableitungsreihe eines einzigen Wortes wechseln, z. B.

biegen	Bogen	Buckel	Büchel,	Bucht	
zöge	Herzoge	zucken	ziehen	Zucht	züchtig
Hügel		Höcker	Höhe	hoch	höchste
gediegen		dick	gedeihen		dicht
Flügel	flugen	Flocke	flügge	Flug	
Schlägel	schlugen	Schlacke	Schlag	schlachten	Schlächter

§ 37. Wir betrachten zuerst die Aussprache des Buchstabens K, über welche nur sehr geringe Meinungsverschiedenheit herrscht. Das einzige Auffallende, was mir hierüber zu Gesicht gekommen ist, steht im 2. Heft Bd. LVII des Archivs, in einem Aufsätze von J. F. Kräuter, über die „Verkommenheit der Volksmundarten“. Auf S. 206 heisst es: „... eine Verkehrtheit begeht Jedermann, welcher keh (ch ist hier zu sprechen wie in ich, echt, nicht wie in ach, Sache, suchen) dem einfachen k gleichstellt: nach dem allgemein üblichen Gebrauch ist das letztere zu hören in packt, rückt, wechseln (= wäk-seln), zurückfahren, Stöcke, wecken u. s. w., jenes keh hingegen in Kiel, Kien, Kiefer. Wenn ein so handgreiflicher Unterschied nicht blofs übersehen, sondern sogar hartnäckig abgeleugnet wird, so kann es nicht Wunder nehmen, dass man allgemein glaubt, Tasse, Taube, toll, Polen . . . zu sprechen, während man in Wirklichkeit Thasse, Thaube, tholl, Pholen mit grösster Deutlichkeit hervorbringt.“

In diesen Sätzen ist viel Unrichtiges behauptet.

1) Wenn wir die oben beschriebene Aussprache von Kiel, Kien u. s. w. nach unserem System der Aussprache konstruirten, so würde dieselbe wie kxil, kxīn lauten; Herr Kräuter behauptet ja, dass in diesen Wörtern zwischen dem K und dem nächsten Vokal ein Ch mit Ichlaut eingeschoben werde. — Dass dies von einzelnen Individuen geschehe, will ich nicht in Abrede stellen; ich habe selbst Derartiges zuweilen gehört, verhältnismässig am häufigsten an der Saale und mittleren Elbe; es ist mir aber keine Gegend nördlich von der Linie Köln-Breslau bekannt, wo diese fehlerhafte Aussprache durchgehende Eigentümlichkeit des betreffenden Heimatsdialekts wäre. Ebenso ist jeder Schauspieler, welcher Wert auf Sauberkeit der Aussprache legt, von diesem Fehler durchaus frei und schiebt ebenso wenig in Kien einen

Ichlaut ein, wie Herr Kräuter darauf verfallen würde, in Kahn oder Kern diesen Laut einzuschieben. Es ist kein Zufall, dass er nur solchen Wörtern, welche mit Ki anfangen, sein Keh zuspricht: die Mundstellung, welche der Vokal I beansprucht, ist der des Ichlautes sehr ähnlich, und daher mag es kommen, dass Leute mit etwas ungefügigen Sprechorganen sich eines eingeschobenen Ch als Fahrgelegenheit bedienen, um vom K zum I zu gelangen; aber das ist eine Unart des Sprechens und durchaus nicht gut hochdeutsch.

2) Ebenso unrichtig ist die Behauptung, dass man allgemein Thasse, Pholen anstatt Tasse, Polen spreche. Neu ist sie nicht: ich habe sie auf der Universität gehört, wo sie mir von einem Lehrer, der über Aussprache kein eigenes Urteil hatte und auch nicht haben konnte, da er sehr undeutlich sprach, vorgetragen wurde, und habe dann eine Reihe von Jahren hindurch auf diesen Punkt geachtet, habe auch mitunter Leute getroffen, die wirklich so sprachen, die unwillkürlich auf diese Absonderlichkeit verfielen, um ihren Worten einen recht pathetischen Anstrich zu geben. Es klingt doch gar zu feierlich, wenn man von „Mhenschenwürde“ und von „Vholksbeglückung“ spricht. Bei zwei Predigern ist mir diese Aspiration bisher am unangenehmsten aufgefallen, und doch waren sie von dieser Unart meistens frei, wenn sie sich zwanglos unterhielten, ja sie wollten es nicht einmal zugeben, dass sie beim öffentlichen Vortrage mit dem H doch gar zu verschwenderisch umgingen. Schauspielern begegnet es auch ziemlich oft, dass sie „den schönen Thag prheisen, who der Soldhat ins Lheben hheimkhert“, aber daraus darf man wohl nicht den Schluss ziehen, dass das ganze deutsche Volk hinter anlautendem T und P ein vollkommen unmotivirtes *h* einschleibt. Ich habe schon seit mehr denn 20 Jahren die Aussprache der Gebildeten belauscht, habe ein ziemlich gutes Gehör, was ich dadurch beweisen kann, dass die von mir im Archiv LIV, S. 378 und im Programm des Lemgoer Gymnasiums 1876 aufgestellte Vokaltabelle von Sachverständigen zustimmend beurteilt und mehrfach citirt worden ist; und doch kann ich Herrn Kräuter, selbst auf die Gefahr hin, von ihm des hartnäckigen Ableugnens beschuldigt zu werden, aufrichtig versichern, dass ich unter je 1000 Menschen höchstens Einen getroffen habe, der zuweilen so sprach.*)

*) Die Leser des Archivs werden gewiss überrascht worden sein von der Sicherheit, mit der in dem oben erwähnten Aufsatze behauptet wird,

In einigen russischen Grammatiken soll sich, wie mir mehrfach versichert wurde, die Behauptung finden, dass die Russen die Laute, welche wir für nackte tenues p, t, k halten, als aspiratae hören; damit ist aber nichts bewiesen, denn wenn ein so guter Kenner der deutschen Sprache, wie Herr K., sich irrt, warum sollten sich nicht russische Grammatiker irren können, die vielleicht bei unkundigen Sprachmeistern deutschen Unterricht gehabt haben? giebt es doch bis jetzt keine deutsche Grammatik, mag sie für Deutsche oder für Ausländer geschrieben sein, in welcher sich nicht Fehler gegen die Aussprache nachweisen ließen.

Wir wollen uns also durch die Behauptungen des Herrn K. nicht zum Misstrauen gegen unsere gesunden Ohren verleiten lassen, wollen ihnen vielmehr vertrauen, selbst wenn sich ihr Urteil durch theoretische Bedenken anfechten liefse. So ist z. B. in den Wörtern *backen* und *Bäcker* die Ansatzstelle beim K nicht dieselbe: ersteres wird tiefer in der Kehle, letzteres höher am Gaumen gesprochen; dessenungeachtet ist der Klang des K nahezu vollkommen gleich, mag ihm ein hoher oder tiefer Vokal vorangehen. Ebenso ist es gleichklingend am Anfang, in der Mitte und am Ende der Wörter. Da es als Verschlusslaut nur im Augenblick der Bildung oder Lösung des Verschlusses ertönt, also ohne Dauer ist, so bezeichnet seine Verdoppelung, die durch ein davorgestelltes *c* angezeigt wird (z. B. in *Zweck*), nicht eine doppelte Dauer des Konsonanten sondern nur eine Verkürzung des vorangehenden Vokals, während einfaches *k* die Länge des vorhergehenden Vokals anzeigt; vgl. *buk* und *backen*, *Stake* und *Stecken*, *Friederike* und *Rieke*.

§ 38. Das im Anlaut deutscher Wörter stehende G wird immer als weicher tönender Verschlusslaut (*g*) gesprochen, auch im Anlaut und Inlaut der Fremdwörter lautet es ebenso, falls es nicht, wie in vielen französischen Wörtern, wie *z* gesprochen wird. Es lautet also gleich in *gar*, *gern*, *gucken*, *Glas*, *Greis*, *Agent*, *egal*, *Aga*, *Egeria*, *Augustus*, *Regens* (d. h. Rector eines Seminars).*)

das P in *Pumpmeister*, T in *Zentner*, K in *Denkmal* sei ein und derselbe Laut, während der Verfasser wiederum da einen Unterschied der Aussprache des P in *Rippe* und *rupfen*, des T in *Sitte* und *sitzen* bemerken will, we Andere ihn nicht hören. Herr K. beweist die Richtigkeit seiner Behauptung nicht, folglich möge hier mein einfacher Widerspruch genügen.

*) In *Regens* (*pluviae*) lautet es wie *y*. Vgl. § 45.

Verdoppelt kommt G nur vor in einigen Wörtern, die aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche übergegangen sind, und bezeichnet dann natürlich Kürze des vorangehenden Vokals, z. B. in baggern, Dogge, Egge, Flagge, flügge, Roggen, schmuggeln. Ueber eine andere Aussprache dieser Wörter vgl. jedoch § 45 Anm.

§ 39. Verwickelter ist die Aussprache des Ch. Dieser Doppelbuchstabe wird namentlich gebraucht zur Bezeichnung des Gaumen- und Kehl-Dauerlautes oder des Ich- und Achlautes (*x* und *z*; § 17), die wir oben als harte tonlose Dauerlaute bezeichnet haben. Es muss an dieser Stelle noch einmal besonders hervorgehoben werden, dass sie in lauter und geflüsterter Rede genau denselben Klang haben*); hierauf stützt sich die ganze folgende Beweisführung nicht nur für die Aussprache des Ch, sondern auch für die des in- und auslautenden G, über welche die verschiedensten, meist unrichtigen, sämtlich aber der wissenschaftlichen Begründung entbehrenden Ansichten im Schwange sind. Vielleicht gelingt es, durch dies Wirrsal sich gegenseitig widersprechender Meinungen einen Pfad zu bahnen.

I. Schon bei der Betrachtung der Vokale haben wir darauf hingewiesen, dass die Tonhöhe derselben sich scharf ausprägt, wenn wir dieselben flüsternd singen. Auch das Ch ist ein Flüsterlaut, unterscheidet sich jedoch insofern von den Vokalen, als sein Klang nicht eine eng begrenzte Tonhöhe hat, sondern sich mit einer ganzen Reihe von Tönen gut verträgt. Setzen wir bei dem für den Vokal A gefundenen Flüsterlaut *d'''* (vgl. § 2) ein und singen darauf flüsternd, aber ohne den Vokal A auszusprechen, ein Ch! Es geht vortrefflich, wenn wir den Achlaut nehmen; denn dann können wir ein gutes Stück die Tonleiter abwärts singen, ohne dass die Klangfarbe des Ch sich wesentlich ändert. Singt man den Vokal mit, setzt also mit *ach* ein, so ändert sich beim flüsternden Abwärtssingen zwar der Vokal (erst *a*, dann *o*, dann *u*), der Kehllaut aber bleibt sich gleich; singen wir aber von *ach* an die Tonleiter aufwärts, so ändert sich nicht nur der Vokal allmählich in *ä*, *e*, *i*, sondern auch der Konsonant nimmt eine andere Klangfarbe an. Wider Willen wird man gezwungen, einen Laut zu bilden, der ein Mittelding zwischen Kehl- und Gaumenlaut ist; den Ichlaut selbst erhält man in voller Reinheit schon beim Eigenton des *t* (z. B. in *zehn*), und muss ihn beibehalten von da an bis

*) Vgl. § 17.

weit über den Eigenton des **i** hinaus, der, wie wir im § 2 gesehen haben, eine Octave höher als der des **a** ist. Versuchen wir jetzt das Umgekehrte. Wir setzen bei *d'''*, dem Eigenton des **i**, ein und singen flüsternd dazu *ich*, so kann man, höher singend, Vokal und Konsonant leicht beibehalten; tiefer singend aber wird man bald bemerken, dass ebenso wie der Vokal allmählich in *e*, *ä*, *a* übergeht, so auch der Ichlaut sich in den Achlaut verwandelt. Ist man eine Octave tiefer gekommen bis zum Eigenton des Vokals **a**, so ist der Ichlaut gerade so unmöglich, wie vorher beim Eigenton des **i** der Achlaut. Innerhalb dieser Octave hat das **Ch** beim Eigenton des *ä* schon deutlich ausgesprochenen Gaumenlaut-Charakter, und dieser Charakter tritt bei den höheren Vokalen immer deutlicher hervor. Hiernach ist selbstverständlich, dass die Vokale, deren Eigenton tiefer als der des **a** liegt (*o*, *u* und *au*), als Begleitungsstöne den Kehllaut (Achlaut) haben, und ebenso ist auch der Ichlaut so eng mit den Vokalen *ä*, *e*, *i*, *ö*, *ü*, *ei*, *eu*, *ai*, *äu* verknüpft, dass in unmittelbarer Aufeinanderfolge die Höhe des vorangehenden Vokals auch stets die Klangfarbe des Konsonanten bestimmt. Die einzige scheinbare Ausnahme von dieser Regel bildet die Verkleinerungssilbe *-chen*, die auch nach tiefen Vokalen immer den Ichlaut beibehält, z. B. *Mama-chen*, *Frau-chen*. Hier haben wir jedoch keinen so unmittelbaren Zusammenhang zwischen Vokal und Konsonant, wie in *machen* und *brauchen*, wo *ch* noch mit zum Wortstamm gehört.*)

Die Konsonanten, welche vor **Ch** tretend in derselben Stammsilbe mit ihm verbunden werden können, sind **s**, **r**, **l**, **n**. Ueber *sch* ist schon oben § 33 gesprochen; die anderen drei haben einen Eigenton, der über dem des Vokals **A** liegt, also wird auch **Ch** nach **R**, **L**, **N** immer mit Ichlaut gesprochen, z. B. *Storch*, *Störche*, *welcher*, *mancher*. Da es aber zweierlei **R** giebt, ein richtigeres, das durch Vibriren der Zungenspitze hervorgebracht wird, und ein weniger gutes, welches durch Vibriren am Gaumen oder in der Kehle entsteht, so wird dialektisch auch in denjenigen Gegenden, in welchen das letztere gesprochen wird, zu diesem der bequem liegende Kehldauerlaut (Achlaut) gesprochen. So lautet z. B. in einigen Gegenden Westfalens *Sarg* beinahe wie *zǎz*, durch beinahe wie *duz*, *Kirche* beinahe wie *kǎrçz*.

*) Vgl. auch die Aussprache von *Büblein* und *Bübechen* § 26.

Aus allem diesem geht der enge Zusammenhang, welcher zwischen Ch und den ihm vorangehenden Lauten stattfindet, deutlich hervor. Mit den darauf folgenden Lauten dagegen ist gar kein Zusammenhang vorhanden; es darf z. B. auf den Achlaut E folgen, z. B. *suchen* und auf den Ichlaut A, z. B. *Schwechat*.

Alles, was wir bisher über Ch gesagt, bezog sich nur auf dessen Verbindung mit Flüstergesang. Ist es etwa in lauter Rede ebenso? Man sollte es vermuten, denn Ach- und Ichlaut sind ja in lauter und in geflüsterter Rede vollkommen gleich. In der Tat werden auch alle Vokale, deren Eigenton höher als der des A ist, in lauter Rede mit dem Ichlaut, die tieferen mit dem Achlaut verbunden. Zwar ist der Eigenton des Ch nach ä etwas tiefer als nach i: man kann bei flüsterndem Singen deutlich spüren, wie bei *ich* sich der Hauchlaut am oberen Gaumen bildet, wie schon bei *ech* die Ansatzstelle ein wenig mehr nach hinten liegt, und dass dies noch viel mehr bei *äch* der Fall ist. Beim lauten Sprechen werden alle diese Mittellaute übergangen. Die laute Rede tönt ja zu stark, um diese feinen Unterschiede für das Ohr noch wahrnehmbar werden zu lassen, andererseits nimmt sie aber auch nicht wie die geflüsterte Rede die Stellung der Sprechwerkzeuge und die volle Mitwirkung der Mundhöhle in dem Mafse in Anspruch, wie die geflüsterte Rede. In lauter Rede klingt Ch in *äch*, *ech*, *ich* vollkommen gleich, und es genügen also für die Praxis des dialektfreien Vortrags die Grundsätze:

- 1) Nach ä, e, i, ö, ü, y, ei, eu, ai, äu wird immer der Ichlaut,
- 2) derselbe Laut nach r, l, n;
- 3) nach a, o, u, au wird immer der Achlaut gesprochen.

Dass auch in lauter Rede die Verkleinerungssilbe *-chen* immer den Ichlaut hat, ist selbstverständlich. Ursprünglich ging derselben ein kurzes I (oder E) vorher, wie man sich noch aus dem niederdeutschen *Hündeken* oder *Hündiken*, *Häusiken*, *Gänsiken* überzeugen kann. Im Hochdeutschen ist dieser Verbindungsvokal vollständig verschwunden, und nur die Tonhöhe des aus dem K entstandenen Ch zeugt noch davon, dass diesem Laute ursprünglich ein I vorangegangen ist. *)

*) Sollte einem der geneigten Leser diese Darstellung der Aussprache des K und Ch etwas zu lang vorkommen, so verzeihe er mir um der Schwachen willen, die diese Auseinandersetzung vielleicht zu kurz finden. Die Unwissenheit in orthoëpischen Dingen ist viel grösser, als man sich

II. Außer zur Bezeichnung des Ich- und Achlautes dient Ch, wenn es vor einem S steht, welches zu derselben Stammsilbe gehört, als Stellvertreter des K. Dass das darauf folgende S (z. B. in Dachs, Dachse, wuchs, Ochse) stets scharf, d. h. der harte tonlose Zahndauerlaut ist, muss wohl nicht so selbstverständlich sein, als man glauben möchte; Herr Dr. Fricke wenigstens, der Herausgeber der „Reform, organ des allgemeinen Vereins“, welcher die „ortografi“ nach „fonetischen grundsätzen ferbessern will,“ und dabei die größten Verstöße gegen die Aussprache macht, wie ich in No. 23 der „Gegenwart“ nachgewiesen habe, hält den S-Laut in wachsen, Praxis u. dgl. für weich und tönend, und verbösert daher die bisherige Schreibung in wakfen, prakfis, als ob das S weich gesprochen würde wie in wachsam, Sprechsaal, wo es nicht stammhaft ist.

III. Als Anfangsbuchstabe echt deutscher Wörter kommt weder der Ichlaut noch der Achlaut vor. Die Ableitungen eines einzigen gut deutschen Wortes werden zwar oft noch mit Ch im Anlaut geschrieben: Charfreitag, Charwoche, aber der Abstammung von dem ahd. kara (Webklage) gemäß wie K gesprochen. Es wäre freilich besser, wenn man diese Wörter immer mit K schreiben wollte. Früher wurde ja auch Kurfürst mit Ch geschrieben, obwohl das Wort mit kiesen = wählen zusammenhängt; heute aber hat sich die richtige Schreibung schon überall Bahn gebrochen.

IV. In Fremdwörtern kommt Ch ziemlich oft vor. Sind dieselben aus dem Französischen entlehnt, z. B. Chassepot, Chance, Charade, Champignon u. s. w., so wird das Ch wie Sch (š) gesprochen, ja Sch wird sogar in den mehr eingebürgerten Wörtern schon geschrieben, z. B. Schatulle, Manschette, Bresche, Depesche, marschieren u. s. w. In den nicht aus dem Französischen entlehnten Wörtern lautet es meist wie K: Charakter, Chor, Christ, Chronik. — Orchester nimmt seinen K-Laut aus dem Französischen ins Deutsche hinüber.

Einige wenige Fremdwörter werden mit anlautendem Ichlaut gesprochen. Es sind dies: Chaos, chaotisch, Charitinnen, Chemie, Cherub, Chiasmus, chiastisch, Chiasmus, China, die Zusammensetzungen

denkt. Ich kenne z. B. einen bedeutenden Sanskritforscher, der in seinem Leben schon viel über Gutturale und Palatale gesprochen und geschrieben hat, der gedruckte und geschriebene k und k' mit Sicherheit unterscheidet; wenn sie sich ihm aber als Laute seiner Muttersprache, gesprochen, in ihrer natürlichen Wildheit als Ach- und Ichlaut präsentiren, dann ist sein Ohr „für derartige Feinheiten nicht empfindlich genug“.

mit Chir, z. B. Chiragra, Chiromantie, Chirurg; ferner Chrisam oder Chrisma, endlich die Zusammensetzungen mit Chryso-, z. B. Chrysoberyll, Chrysolith, Chrysopras.

§ 40. In- und auslautendes G.

Die Ansichten über die Aussprache dieses G gehen weit aus einander. Während es Leute giebt, die naiv genug sind, immer ein und dieselbe Aussprache zu fordern, verlangen andere, mit mehr oder weniger Gründen, eine zwei-, drei- bis sechsfache Aussprache. Wir wollen alle die verschiedenen Ansichten durchgehen, die Gründe derselben prüfen, und indem wir die sich ergebenden positiven und negativen Resultate zusammenstellen, uns bei dieser Gelegenheit brauchbares Material für die Begründung unserer eigenen Ansicht sammeln.

§ 41. Die Ansicht von der immer gleichen Aussprache des G als weichen Verschlusslautes (g).

Als Vertreter der Ansicht, dass das G nur eine Aussprache habe, könnte ich ausser dem alten Adlung*) nur Friedr. Schmitt anführen, der in seinem Buche: „Neues System zur Erlernung der deutschen Aussprache“ (München 1868, bei Gummi) auf Seite 35 Folgendes sagt: Diese verschiedenen G werden nun, je nachdem es gebräuchlich ist, auf vier bis fünf verschiedene Arten ausgesprochen, bald wie hartes *k*, wie weiches *k* (!?), wie eigentliches *g*, bald wie *ch* in *ich* oder *ch* in *ach*, wie *sch* und endlich auch wie *ng*, mit dem *n* förmlich verwachsen. „Es ist Zeit,“ fährt Herr Schmitt entrüstet fort, „dass dieses Unwesen aufhöre, und einzelne Schauspieler, und zwar die besseren, gebrauchen auch das *g* gleichmäfsig, wie es hier beabsichtigt ist.“

Aus welchen Gründen Herr Schmitt die verschiedenen Arten der Aussprache des G für Unwesen erklärt, darüber hat er sich leider in seiner merkwürdigen Schrift nicht ausgesprochen. Wahrscheinlich entspricht sie nicht dem Ideal, das er sich von deutscher Aussprache gebildet hat, und das er S. 29 so definiert: „Die schwierige Kunst, die Aussprache der Konsonanten natürlich, aber kunstgerecht zu behandeln, muss der Sprechende wie der Singende erlernen, und sie soll sing- und sprechgemäß sein; nicht deutsch (!), sondern fremdländisch, sowie man von Polen, Italienern, Russen, selbst von

* Deutsche Sprachlehre § 31.

Franzosen sprechen hört, wenn sie unsere deutsche Sprache reden; freilich ist nicht von grammatischen Fehlern und Kauderwelsch die Rede, sondern von der für uns musterhaften Aussprache der Buchstaben, mit Ausnahme derjenigen Buchstaben (soll wohl „Laute“ heißen), welche sie in ihrer Muttersprache nicht haben, wie ch, ng, nk, ei, eu, au.“

Man sieht, dies „Neue System zur Erlernung der deutschen Aussprache“, das übrigens viel richtiger System zur Erlernung einer neuen, noch nie dagewesenen, deutschen Aussprache hiefse, sieht mit souveräner Verachtung auf die im Munde des gesammten Volkes lebende Sprache herab, nur den Abklatsch derselben, welcher als Druckerschwärze auf dem Papier erscheint, für das ureigne Wesen selbst haltend und ihm Gesetze aufnötigend, die nicht der geschichtlichen Entwicklung dieser Sprache selbst entnommen, sondern von ausländischen Deutschverderbern entlehnt sind. Als ob es eine Aussprache gäbe, die von ihrer zugehörigen Sprache unabhängig wäre! Wer eine besondere Art von deutscher Aussprache lernen will, solche, wie sie kein Deutscher spricht, dem können wir das Studium dieses seltsamen Buches angelegentlichst empfehlen: er wird gewiss prächtig radebrechen lernen. Wer aber nur eine schwache Ahnung vom Wesen unserer Sprache hat, der wendet solchen Sprachverbesserern den Rücken, wie dies schon Luther tat, der ähnlichen Vorschlägen gegenüber sagte „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die*) tun, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen.“ — Treffender können in der Tat solche Sprachleerer nicht abgetan werden und es ist nur unbegreiflich, wie dies Machwerk noch im Jahre 1866 durch Gutachten eines Kgl. Regisseurs (Heinrich Richter), eines Schulinspectors (W. Eberle) und eines Professors (F. Bodenstein) hat empfohlen werden können, von Letzterem mit den Worten**): „Mein Vertrauen in die Richtigkeit dieser Methode kann ich nicht besser ausdrücken als durch die Bemerkung, dass ich die Absicht habe, meine eigenen Kinder darnach unterrichten zu lassen.“ Hoffentlich ist diese Absicht nie verwirklicht worden; sonst ist den armen Kindern nur die Wahl geblieben, entweder nichts zu lernen, oder das Gelernte wieder zu vergessen.

*) Ein Luther'scher Kraftausdruck.

**) A. a. O. S. 2 f.

§ 42. Die zwifache Aussprache des G.

Mehr Beifall möchte die Ansicht Derer finden, welche, auf das gleiche Verhältnis der beiden anderen tönenden Verschlusslaute *b* und *d* sich berufend, eine zwifache Aussprache des G annehmen: als weicher tönender Verschlusslaut *g* im An- und Inlaut, und als harter tonloser Verschlusslaut (*k*) im Auslaut. Hierfür spricht auch das Mittelhochdeutsche, in welchem das auslautende *g* immer zu *c* wird, z. B.

mhd. tac, bare, lac, sluoc, steic, sweic, loue,
 nhd. Tag, barg, lag, schlug, stieg, schwieg, log.

Man reimte damals Wörter, die heute verschieden geschrieben werden, z. B.

Guoter gloube unt reiniu were
 Diu swendent den sünden bere. Vrid. 35, 23.

d. h. Guter Glaube und reine Werk'
 Die machen schwinden den Sündenberg.

Aber: Gegen die Aussprache des auslautenden G als K legen die neuhochdeutschen Reime ein entschiedenes Veto ein.

Ich habe mich schon öfter der Reime als Beweismaterials bedient in der Meinung, dass wohl schwerlich Jemand gegen dessen Zulässigkeit Einspruch tun könnte. Der in § 37 citirte Aufsatz J. F. Kräuter's aber hat mir gezeigt, dass man zuweilen in die Lage kommen kann, die selbstverständlichsten Sachen beweisen und die gewagtesten Behauptungen widerlegen zu müssen. Kr. spricht den Reimen zwischen G und Ch die Beweiskraft deshalb ab, weil die Reime zwischen I und Ü, E und Ö, Ei und Eu viel häufiger seien; dessenungeachtet hüte man sich wohl, daraus den Schluss zu ziehen, I müsse wie Ü, E wie Ö u. s. w. gesprochen werden. — Hier wird aber der Umstand ausser Acht gelassen, dass in Reimen wie *siede* — *müde* die Vokale ihre genau bestimmbare Aussprache haben und in der Lage sind, ganz genau eben dieselbe beibehalten zu können; da nun die Aussprache von I und Ü verschieden ist, so folgt daraus, dass der Reim ungenau ist. Aehnliches findet statt in dem Reimpaare *Gebiete* — *Unterschiede*, denn D und T haben verschiedene Aussprache und können sie beibehalten; also ist auch das ein ungenauer Reim. Bei *Gebiet* — *Unterschied* aber kann das D seine Aussprache als weicher tönender Verschlusslaut nicht bewahren: das wäre ein Verstofs

gegen die Lautgesetze der hochdeutschen Sprache, welche nachweislich schon seit mehr als 1000 Jahren keine Media im Auslaut kennt.

Da nun auslautendes D aufser auf denselben Buchstaben nur auf T, resp. Th reimt, so haben hier die Reime Beweiskraft. Derselbe Fall wiederholt sich beim auslautenden G. Die Aussprache desselben als weicher Verschlusslaut (g in Garn) ist unmöglich. Es wird nun darauf ankommen, auf welchen anderen Konsonanten es am häufigsten reimt, auf c, ch, h, j oder k. Ich halte mich, falls Herr Kr. nicht mein Urteil, vielleicht aus triftigeren Gründen, kassirt, für berechtigt, zu Gunsten desjenigen Lautes zu entscheiden, welcher die meisten Reime für sich zeugen lassen kann. Wir müssen im Deutschen ja oft mit ungenauen Reimen vorlieb nehmen, da unsere Sprache eben keinen Ueberfluss an guten Reimsilben hat. Reime wie wild — erfüllt, sehr — schwer, ward — zart, Liebe — trübe, Gruss — Kuss kann man in Menge finden, aber schwerlich in der ganzen neueren Poesie einen Reim wie Lack — Tag, Ruck — Flug. In Schiller's Reiterlied reimt allerdings *ck* mit *g*:

„Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg, —
Er reitet dem Schicksal entgegen keck.“

und derselbe Reim keck — weg findet sich auch im „Taucher“. Auch in Max von Schenkendorf's bekanntem Städteliede reimt Freiheitwerk mit Königsberg; aber diese Reime stehen höchst vereinzelt da. Unverhältnismässig häufiger kommt bei allen süd- und norddeutschen Dichtern *g* und *ch* gereimt vor:

wach — Tag, Zweig — Streich, Burg — hindurch, Flug —
Tuch, genug — Buch, erreicht — schweigt, wunderreich — Palmenzweig, sprach — Schlag, Jagd — Macht,

z. B. Schiller (Kampf m. d. Dr.): steigt — erreicht.

Göthe (Faust):

Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach;
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Platen (Ep. a. Hyl.): Schlag — brach.

Wilh. Müller (Mainottin): gesängt — gereicht.

E. M. Arndt (Deutsch. Tr.): Felsenburg — durch.

Fr. v. Schlegel (Im Spessh.): Burg — hindurch.

Bürger: Das ist des wilden Heeres Jagd — Nacht.

L. A. v. Arnim (Tr. i. Geböt): wach — Tag.

Ich will hier nicht Hunderte von Gedichten anführen, in denen ich derartige Reime gefunden. Das Resultat meiner Betrachtung der Reimsilben ist,

dass ich mich anheischig mache, auf jeden einzelnen Fall, wo von unsern klassischen Dichtern auslautendes G und K gereimt werden, funfzig dagegen anzuführen, wo G mit Ch reimt. *)

Auslautendes G kann also nur entweder mit Ichlaut oder mit Achlaut gesprochen werden.

Hiergegen sind die Ansichten Falkmann's von geringem Gewicht. In seiner Deklamatorik, die von allen bis jetzt vorhandenen Schriften dieser Art immer noch die beste ist, sagt er S. 182, § 40: „Anders verhält es sich mit dem G im Auslaut, gleichviel ob es allein ihn bildet oder in Verbindung mit anderen Konsonanten. Es wäre hier freilich dem Verfahren bei den anderen sanften Schlüssen analog, *g* wie *k* vorzubringen, und dies geschieht auch in einigen Gegenden, wo man Tag, Flug, log ausspricht Tahk, Fluhk, Iohk, und Berg, Talg, birgt — Berk, Talk, birk. Aber die geschärften und die tonlosen Silben kommen doch auf diese Art sehr hart heraus, wie Schlack, Weck Könik, ewik, Ewikeit für König, ewig, Ewigkeit; und da nun das Jot sich in diesen Fällen ebenfalls nicht wohl anwenden lässt, so wird ein sanftes Ch, wenigstens für den Niederdeutschen, immer wohl die einzige Zuflucht bleiben.“

Seite 192 sagt er: „Die Aussprache eines weichen Lautes am Ende eines Wortes hat für uns Deutsche etwas Widerstrebendes; und wir ahmen nur mit Mühe des Engländers weiches End-B, End-D, End-G oder gar sein weiches End-S (tub, bed, fog, was) nach. Wir glauben, dass es ein Gewinn für den mündlichen Vortrag wäre, wenn die Deutschen in diesem Stücke ihren Sprachverwandten, den Engländern, nachahmten.“

Dass Falkmann bei seinen Erörterungen keinen festen Boden unter den Füßen hat, liegt auf der Hand. Er unterscheidet als Wörter von verschiedener Vokallänge Tahk und Schlack, während doch in beiden Wörtern ursprünglich der Vokal kurz ist (Mhd. t̄ac, sl̄ac, Gen. t̄ages, sl̄ages), im Nhd. sowohl lang als kurz gesprochen

*) Hiervon nehme ich selbstverständlich die Nasallaute ng und nk (Rang — Dank) aus, welche, wie weiter unten bewiesen werden wird, ihren eigenen Entwicklungsgang gehabt haben.

wird; in der Verlängerung *Tage*, *Schlage* aber, weil in offener Silbe stehend, immer lang ist. Wäre die Theorie von dem Uebergange des *G* in *K* bei dem Worte *Tag* richtig, so müsste sie sich auch ohne Frage auf *Schlag* und *Weg* ausdehnen lassen. — Auch Falkmann's Wunsch, wir möchten bei der Aussprache des *b*, *d*, *g* den Engländern nachahmen, ist recht unnütz. Kein Einzelner, und wäre er noch so mächtig, kann der Sprache (und das heißt auch: der Aussprache) Bahnen anweisen, auf welchen sie sich bewegen soll. Wenn Falkmann indes schließlicly den Norddeutschen rät, das *g* am Ende immer wie *ch* zu sprechen, so beweist dies, dass das Gefühl des Richtigen in ihm waltete und nur durch nicht-stichhaltige theoretische Bedenken getrübt war.

Manche, die mit mir der Ansicht sind, dass auslautendes *G* nicht wie *K*, sondern wie *Ch* gesprochen werden müsse, haben mit Vorliebe als Grund geltend gemacht, dass das *K* am Ende doch gar zu schlecht klinge, und haben dadurch den Freunden dieser Aussprache die Widerlegung recht sehr erleichtert, denn diese behaupten mit demselben Recht, dass die Oberdeutschen ebenso über *Siech*, *Wech*, *Zuch* spotten, wie die Norddeutschen über *Siek*, *Wek*, *Zuk*. Herr Kräuter benutzt dies in dem oben angeführten Aufsatz zu einigen recht unfreundlichen Ausfällen gegen die Verfasser zweier früherer Aufsätze, denen er die größten Geschmacklosigkeiten in die Schuhe schiebt, an die beide Herren gewiss niemals gedacht haben, z. B. dass, wer *Zuch* sage, auch*) *Dinch*, *Rinch*, *lanch* statt *Ding*, *Ring*, *lang* sagen müsse; dass bei dem „Musikdirektor“ nur „dirichiren“ oder „dirijiren“ Gnade finde. Solche Gedanken sind dem Haupte seiner Gegner nicht entsprungen, das ist eigenes Geistesprodukt. Bei seinem Angriffe widerfährt Herrn Kräuter das Unglück, dass er auf Gebiete gerät, die ihm durchaus unbekannt sind. In Norddeutschland sagt man nicht *lanch*, noch weniger *Sahn*, *sart* oder**) *Ssahn*, *ssart* für *Zahn*, *zart* (S. 210); so sind ferner bei der Betrachtung der hochdeutschen Aussprache die Mutae der Gaumen- und Kehllaute streng von deren Nasal *ng* zu trennen, — in *Ding* kann das *G* recht wohl wie *K* gesprochen werden, während dieselbe Aussprache in *Teig* unzulässig ist. Sollte Herr Kr. dies schon gewusst haben, so musste er nicht über *sank*

*) Vgl. Archiv LVII, S. 197.

**) Das ist Aussprache der Stammesgenossen Zwickauers auf dem Berl. Mühlendamm.

statt sang seine frostigen Späße machen (vgl. S. 198); hat er's nicht gewusst, nun dann hat seine Kritik noch weniger Wert. Dass der Herr Kapellmeister Prof. H. Dorn sich trotz der großen Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, mit der Lösung der Frage über die Aussprache des G beschäftigte; dass er gut und richtig gehört und das Gehörte klar und fasslich dargestellt hat; dass er die Lautkategorien, auf die es bei dieser Frage ankommt, als Erster im Großen und Ganzen richtig erfasst hat: das ist sein Verdienst, und wenn er als Nicht-Philologe für diese Erscheinungen noch nicht die volle wissenschaftliche Erklärung finden konnte, manche Besonderheit der Aussprache auf Rechnung des Wohlklanges schrieb, während sie vielmehr in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache ihre Begründung findet, so hat Herr Kr. als Philologe am allerwenigsten das Recht, darüber vornehm die Achseln zu zucken. Seine gelehrten Citate aus Quintilian und Dionys von Halikarnass sind ja ebenso wenig am Platze, damit lässt sich für die Theorie der deutschen Aussprache nichts beweisen; was die Praxis anbetrifft, so zeigt sein Puppmeister und Kchiesel, dass Herr Dorn mehr von deutscher Aussprache versteht als er, denn dessen Aufsatz ist von solchen Wunderlichkeiten frei. Nachdem ich den Dorn'schen Aufsatz vor etwa zwei Monaten gelesen, habe ich recht sehr bedauert, ihn nicht schon früher gekannt zu haben; ich würde mir manche umfangreiche Vorarbeit für das Studium dieser Frage haben ersparen können.

Die Tatsache, dass inlautendes B und D in auslautendes P und T übergegangen sind, während G nicht K, sondern Ch geworden ist, ließe sich auch so darstellen, dass die inlautenden Mediae der Lippen- und Zahnlaute im Auslaute zur Tenuis werden, während die Media der Gaumen- und Kehllaute seit der Mittelhochdeutschen Zeit eine Verschiebung bis zur Aspirata erfahren hat. Wir haben hier eine Lautverschiebung, deren vollständige Entwicklungsreihe uns vorliegt, die in einigen Gegenden Süddeutschlands noch nicht zum Abschluss gekommen ist, auf die, soviel ich weiß, bis jetzt noch Niemand aufmerksam gemacht hat. Vielleicht gelingt es einem Forscher, beim Studium dieser merkwürdigen Erscheinung das Rätsel der Lautverschiebung überhaupt zu lösen oder die Lösung wenigstens anzubahnen. Der Uebergang der Media in die Aspirata ist nicht etwa eine erst in neuerer Zeit aufgekommene Eigentümlichkeit; er lässt sich schon bei den letzten Dichtern

der mhd. Zeit und den ältesten mhd. Schriftstellern nachweisen. *) So schreiben wir jetzt manche Wörter mit g, die im Mhd. mit ch geschrieben wurden, z. B. billig, unzählig, Schwelg**); setzen umgekehrt *ch* für mhd. *g*, z. B. manig = manch, und befinden uns in großer Ungewissheit darüber, ob adlich, greulich, eklich, Schwalg am Ende mit G oder Ch geschrieben werden sollen. ***)

Das Gesagte muss für Jeden, der für Belehrung nicht unzugänglich ist, hinreichen, um ihn zu überzeugen, dass die Aussprache des auslautenden G als Ch dem Ideal, welches sich unsere Klassiker über die neuhochdeutsche Schriftsprache gebildet haben, am besten entspricht. Mag man also immerhin in einigen Gegenden Süddeutschlands noch die mhd. Aussprache Siek, Sark, Zuk, bewēkt, gewākt konserviert haben, mag man ebenda auch über Siech, Sarch, Zuch, bewēcht, gewācht lachen, so müssen sich die andersredenden Deutschen vorläufig mit verschiedenen Sprichwörtern trösten, unter anderen mit dem Reuter'schen: „Wat den Einen sien Uhl is,

*) Schon Bonerius (um 1340), im Edelstein, schreibt nicht mehr *tae*, *kluoe*, *genuoe*, sondern *tag*, *kluog*, *genuog*. Das auslautende *g* war ihm also nicht mehr *tenuis*.

Bei Philipp Frankfurter (um 1450) kam das auslautende *g* nicht mehr wie *k* gesprochen werden, denn er reimt es mit inlautendem *g*, z. B. im Pfarrer vom Kahlenberg (vgl. Wackern. altl. Leseb. S. 1207):

als ich sag: auf den Kirchtag
ein kleine klag: der Kirchtag.

Veit Weber (um 1470) reimt *beschach*: Rittertag.

(Schlacht bei Murten.)

Hans Sachs (geb. 1494):

Die mausz er gar fast niederzog.
Da kam ein storeh geflogen hoch.

Seb. Brandt (geb. 1458):

Des strofft jn gott, das er mit klag
starb vnd syn suon vff eynen tag.

(Narrenschiff.)

Endlich Fr. von Spee, geb. 1591, reimt in der Trutznachtigall:

Zweig — streich, ruch — Zug,
Lerch — Berg, Zierlichkeit — Herrlichkeit.

**) Mhd. *bidelich*, *bilich*; unzählich; ahd. *swelgo* oder *swelco*, mhd. *swelch*, nhd. *Schwelg* = *Schwelger*.

***) Mhd. *adelliche*; Schiller: aus adelicher Zucht entstammet (Kampf m. d. Dr.)

Mhd. *swalch* u. *swale*. Schiller schreibt in der Glocke *Schwalch*; da aber das Wort vom Imperfectstamm des Zeitwortes *schwelgen* (verschlucken) abgeleitet ist, so würde es wohl nach Analogie von *Balg* besser mit *g* geschrieben. In dem von der orthogr. Konf. beratenen Wörterverzeichnis fehlt dies Wort, dagegen ist die von Raumer vorgeschlagene Schreibung *Rettig* in *Rettich* geändert.

is en Aunern sin Nachtigall“, und dann in Geduld warten, bis die Süddeutschen sich entschließen werden, ihren veralteten Standpunkt aufzugeben und sich in das vorher verspottete Bessere zu finden. Und das wird gewiss geschehen, wenn auch noch nicht in den nächsten 100 Jahren, denn ein sprachlicher Prozess vollzieht sich langsam, aber stätig und mit Sicherheit, nach zwingenden Naturgesetzen.

Die Aussprache des auslautenden G als K ist im guten Hochdeutsch kaum mehr gebräuchlich. Höchstens in den Adverbien weg, hinweg mag man zuweilen wohl noch die mhd. Aussprache mit K beibehalten (z. B. in dem Liede vom lieben Augustin, welches vielleicht dieser Beibehaltung Vorschub geleistet hat), während man das zugehörige Hauptwort Weg und das Genitiv-Adverb unterwegs mit Ichlaut spricht. Wenn man in den altfränkisch klingenden Wörtern ewiglich, männiglich, andächtiglich, einmütiglich oder in flugs*), bugsiren, ablugsen das *g* wohl noch wie *k* gesprochen hört, so erinnert auch dies an die mittelhochd. Aussprache; obwohl in diesen Wörtern *g* gewiss wie *ch* lauten darf.

Aus dem Bisherigen ergeben sich vier Folgerungen:

a) Die Aussprache des auslautenden G als K ist veraltet.

b) Auslautendes G wird wie Ch, d. h. entweder als Ichlaut (*x*) oder als Achlaut (*z*) gesprochen.

c) Da wir § 36 eine sechsfache Aussprache sämtlicher Kehl- und Gaumenlaute entwickelt haben, das G aber die Aussprache des K nicht hat, so kann es höchstens auf fünffache Weise gesprochen werden.

d) Da wir soeben zu der Aussprache des anlautenden G in Garn (§ 38), wo es als weicher tönender Verschlusslaut (*g*) gesprochen wird, noch die des Ich- und Achlantes gefunden haben, so ist die Aussprache des G mindestens dreifach.

§ 43. Die dreifache Aussprache des G als *g*, *x*, *z*.

Wir dürfen uns nicht wundern, dass diese Ansicht sehr viel Anhänger findet. Sie kann etwa so formuliert werden:

*) Genitiv-Adverb von Flug, wie falls von Fall, rechts, links u. s. w.

G im Auslaut wird wie Ch gesprochen, und zwar mit dem Achlaut nach tiefem, mit dem Ichlaut nach hohem Vokal; in allen übrigen Fällen spricht man es wie anlautendes G (g).

Diese Regel habe ich zwar in den mir zugänglichen Schriften in dieser Fassung nirgend gefunden, doch liefse sie sich vielleicht aus den Werken folgender Sprachgelehrten herausinterpretiren:

Heyse sagt im Wörterbuch: „G, der mittlere Gaumenlaut, härter als *j*, weicher als *k*, auch von dem Gaumenhauchlaut *ch* in der Aussprache zu unterscheiden. . . . Als Schlusslaut einer Silbe, wie auch vor einem *t*, *s* oder *st*, nähert sich das *g* in der besseren Aussprache dem *ch* (ob dem Ach- oder Ichlaut, ist nicht gesagt), jedoch so, dass der unmittelbar vorangehende Selbstlaut gewöhnlich gedehnt wird: vgl. Dach und Tag, so auch Weg, Zweig, ewig, log, Flug, trug, kläglich, möglich, Talg u. s. w. Nach mundartlicher Aussprache lautet es in diesem Falle dem *k* ähnlich.“

Hiergegen müssen zwei Bedenken obwalten:

a) Ueber G im Inlaut zwischen Vokalen sagt er nichts. Wahrscheinlich setzt er stillschweigend voraus, dass in Wörtern wie Tage, Wege, Zweige u. s. w. das G immer als weicher tönender Verschlusslaut *g* gesprochen werden soll.

b) Er spricht immer nur von Aehnlichkeit des G und Ch; wir erfahren aber weder wie weit sie zusammenstimmen, noch worin sie von einander abweichen. Sind sie wirklich nur ähnlich, warum giebt er dann die Abweichung nicht an; sind sie aber gleich, warum sagt er es nicht mit nackten klaren Worten?

Noch weniger klar ist Ch. Fr. Koch (§ 21 der deutschen Grammatik, Jena 1860). „Dass weiche Laute im Auslaut sich in der Aussprache den harten nähern (Bad, bat, Wald, Welt), hat in der für das Mhd. giltigen Regel seinen Grund, dass weicher Laut nicht auslautet, sondern durch den harten vertreten wird (tac, tages u. s. w.). Im Anlaute klingt *g* wie gelindes *k*: Gabe; inlautend vor dunkeln Vokalen härter (?), vor hellen und nach *r* und *l* weicher (in Mittelddeutschland) und nähert sich dem *j*: legen, Berg; auslautend ist es oft *ch* gleich: siech, Sieg.“ Diese Bestimmungen sind viel zu ungenau, theilweis sogar auch unrichtig, z. B. dass das *g* in legen und Berg gleich ist.

Wer sich die Mühe nimmt, Alles was in Grammatiken, Wörterbüchern, Lehrbüchern der Declamatorik über die Aussprache des G geschrieben worden ist, durchzustudiren, muss davon den Eindruck bekommen, dass die meisten Verfasser solcher Artikel entweder das Richtige nicht gewusst oder wenigstens die Gründe dafür nicht gekannt oder absichtlich verschwiegen haben.

Die dreifache Aussprache hat allerdings viel für sich; denn sie passt 1) für das anlautende G, dem sie den weichen tönenden Verschlusslaut zuweist, 2) für den blossen oder durch *d, s, t, st* verlängerten Auslaut, dem sie den Ach- und Ichlaut zuteilt, je nachdem ein tiefer Vokal (*a, o, u, au*) oder ein hoher (*ä* bis *i* und *r, l*) vorangelt; man kann also Wörter wie *lag, Magd, fragt, Weg, hegt, legst, log, flog, mögt, biegt, lügt, Garn, gern, Gier* ohne langes Bedenken richtig aussprechen. Wie ist es aber mit den Wörtern: *lagen, Wege, liegen, logen, lügen, trugen, bergen, schwelgen*? Gäbe es nur eine dreifache Aussprache, so müssten sie ebenfalls mit weichem Verschlusslaut (wie *g* in *Garn*) gesprochen werden. — Aussprechbar ist *dies*, hört sich auch ganz gut an; aber das kommt hierbei gar nicht in Betracht. In der Entwicklung der Sprache ist das Streben nach Wohlklang nur von untergeordneter Bedeutung: die Hauptveränderungen geschehen dadurch, dass man sich die Wörter durch Abstoßen unbequemer Laute oder Angleichen verwandter Laute mundgerecht zu machen sucht. Daraus ergibt sich schliesslich auch Wohlklang, doch dieser stellt sich ungesucht von selbst ein. Wir haben früher viel Wohlklang gehabt und haben ihn aus Bequemlichkeit aufgegeben; z. B. *nânumés* klingt voller als wir *nehmen*; wir haben jetzt Manches, was schlecht klingt, z. B. *Holzklotz, Wachsmaske, Strickstrumpf, Pfropfen, und können* es nicht ändern. Auch die Aussprache des anlautenden G haben wir seit der mhd. Zeit geändert, nicht aus Rücksicht auf Wohlklang, sondern wegen gröfserer Bequemlichkeit. Ob das mhd. *tac* oder das nhd. *Tach* besser klinge, wer will dafür irgend welche stichhaltige Gründe anführen? ebenso darüber, ob *Könige* (mit Verschlusslaut) oder *Köniye* (mit Dauerlaut) gröfseren Wohlklang habe?

§ 44. Die mehr als dreifache Aussprache des G.

Im Mhd. wurde allerdings der von den Verehrern der dreifachen Aussprache im Inlaut verlangte weiche Verschlusslaut wirklich ge-

sprochen, z. B. in truogen, vlugen, bërge, tãge, lågen, stigen, swigen, swulgen, wëge, und mit Fug und Recht, denn er war die Erweichung des *k* in truoc, vloue, bëre, tãc, låc, steic, u. s. w. Im Nhd. aber haben wir an Stelle des harten auslautenden Verschlusslautes *k* den Ach- und Ichlaut, wie so eben bewiesen ist. Schon daraus dürfen wir vermuten, dass auch die Erweichung desselben nicht auf mhd. Standpunkt verharret ist. Man spricht auch in der Tat in vielen Gegenden Deutschlands das *G* in klagen, logen, trugen nicht mit tönendem Verschlusslaut *g*, sondern mit tönendem Kehldauerlaut (*g̃*), wie wir ihn § 18 definirt haben. Ebenso wird in vielen Gegenden Deutschlands das *G* in Könige, mächtige, zeigen, bergen, liegen, lügen mit dem tönenden Gaumendauerlaut (*y*) gesprochen, der, wie wir in demselben Paragraphen gesehen haben, je nach der Vokalhöhe ein wenig schwankt, dessen musikalisch höchste Lage jedoch, wenn es auf *i* folgt, beim flüsternden Singen genau mit dem *j* zusammenfällt.

Also: Die Aussprache der beiden tönenden Dauerlaute *g̃* und *y* findet in Wirklichkeit statt.

In Oberdeutschland ist man zwar im Inlaut dem weichen tönenden Verschlusslaut (*g*) treu geblieben, dies erklärt sich daraus, dass man dort auch auslautendes *G* noch wie *K* spricht. Wie kommt man denn aber im übrigen Deutschland gerade auf die beiden Dauerlaute? Warum nimmt man alle beide? Warum verwandelt man nicht inlautendes *G* in reines *Ch* oder reines *K*? Sollte die innere Nötigung dazu erwiesen werden können, so wäre damit auch zugleich bewiesen, dass diese in Wirklichkeit stattfindende Aussprache auch nach zureichenden Gründen erfolge, also unmöglich falsch sein könne.

Der physiologische Beweis lässt sich so führen: Die tonlosen Verschlusslaute unterscheiden sich von den tönenden genau ebenso, wie sich die tonlosen Dauerlaute von ihren tönenden Gegenbildern unterscheiden. Die Stellung der Sprachwerkzeuge beim *p* resp. *t* ist wenig oder gar nicht von der beim *b* resp. *d* verschieden (nach § 17): es kommt bei letzteren nur noch der als Knurrlaut bezeichnete Ton hinzu. Auf dieselbe Weise unterscheiden sich das tonlose und tönende *S* (*s* und *z*), der harte und weiche Achlaut (*χ* und *g̃*) und der harte und weiche Ichlaut (*x* und *y*).

Da nun bei der Verwandlung des Auslauts in den Inlaut bei denjenigen Wörtern, die in diesem Falle Erweichung zulassen, wie Leib

— Leiber, Rad — Räder, lag — lagen, Sieg — Siege, nicht das geschriebene Zeichen, sondern der gesprochene Laut maßgebend ist, so haben wir es nicht mehr mit Leib, Rad u. s. w., sondern mit **laip**, **rät**, **läχ**, **zix** zu tun. Wird, wie in den beiden ersten Wörtern, erweichbares **p** und **t** Inlaut, so tritt zu jedem der Knurrlaut hinzu, d. h. sie werden in die entsprechenden tönenden Laute **b** und **d** verwandelt; wird also erweichbares **χ** oder **x** Inlaut, so muss auch zu diesem der Knurrlaut hinzutreten, sie müssen also in die entsprechenden tönenden Laute **g** resp. **y** übergehen.

Auf diese Beweisführung lege ich großes Gewicht; sie ist gewissermaßen die Probe für Alles, was über die Tonhöhe der Vokale, über die Einteilung der Konsonanten in tonlose und tönende und über die Wechselwirkung zwischen Vokalen und Konsonanten gesagt ist. Wie wir in § 39 gesehen haben, beeinflusst die Tonhöhe der Vokale *a* und *i* die Wahl des tiefen oder hohen Ch. Das geflüsterte Ch aber ist gleichlautend mit dem Ch der lauten Rede (§ 17), folglich erstreckt sich der Einfluss der Vokalhöhe von *a* und *i* auch auf Ch in laut gesprochenen Wörtern. Da sich aber die harten Dauerlaute von den weichen nur durch das Hinzutreten des Knurrlauts unterscheiden, so geht der Einfluss der Vokalhöhe auch auf die Erweichung der Ch-Laute über, und die Aussprache von *lagen*, *zogen*, *Fluge* mit weichem Achlaut (**g**), von *legen*, *liegen* mit weichem Ichlaut **y**, ist daher physiologisch wohl begründet; sie ist also mindestens nicht falsch.

Aber sie ist noch mehr: sie ist notwendig, in einigen Wörtern wenigstens, wo es unmöglich ist, den weichen Stofslaut zu sprechen, oder wo ihn wenigstens kein unbefangener Deutscher spricht. Alle Welt spricht in

güt'ger Geber	allmächt'ger Gott
reis'ger Reiter	beschäd'gende Wirkung
ew'ger Frühling	schäd'ger Rock
bausch'ger Aermel	zack'ger Bruch
rein'gende Kraft	hartnäck'ger Verteidiger
inn'ger Wunsch	rotbäck'ger Apfel

das hinter dem Apostroph stehende G wie j, d. h. als weichen Ichlaut [**y**], und wenn man sie dem hartnäckigsten Verteidiger des wei-

chen Verschlusslautes **g** vorlegt mit der Bitte, sie so zu lesen, dass an Stelle des Apostroph kein, wenn auch noch so kurzes *i* eingeschoben wird, so wird er, wenn er überhaupt Sprachgefühl hat, eingestehen, dass in den obigen Beispielen **G** wie **y** gesprochen wird, wenigstens in den drei letzten Beispielen, die man nur bei sehr langsamem Sprechen und dann noch unter Gefahr, sich dabei die Zunge zu beschädigen, mit dem Verschlusslaut **g** sprechen kann (wie **tsäkger**; alle Welt spricht doch **tsäkyer**).

Also: der weiche Ichlaut (**y**) ist in der dialektfreien nhd. Aussprache notwendig. Schon hieraus liefse sich auf die Berechtigung seines Zwillingbruders, des weichen Achlantes, (**ŋ**) ein günstiger Schluss bilden; aber er bedarf fremder Beurkundung gar nicht; er beweist seine Berechtigung selbst, wenn auch in weniger drastischer Weise wie der Ichlaut. Man achte nur darauf, wie die Verteidiger des weichen Verschlusslautes in Wörtern wie *lagen*, *zogen*, *trugen* die andern Laute in etwas schneller Rede sprechen! Den vermeintlichen Fehler, das **G** als weichen Achlaut zu sprechen, vermeiden sie zwar, fallen aber dafür in einen andern: sie sprechen das *n* nasalirt (wie *ng* in *Zange*).*) Darauf aufmerksam gemacht, werden sie zwar langsamer sprechend diesen Fehler vermeiden, und wenn man von ihnen verlangt, sie sollen ebenso schnell sprechen wie vorhin, so gelingt ihnen auch dann vielleicht ein richtiges **N** bei großer Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der Sprachwerkzeuge, gewissermaßen als Kunststück, aber nur indem man ihnen anhört und ansieht, dass ihnen diese in der deutschen Sprache tausendfach vorkommende Lautverbindung Mühe macht. Noch mehr Mühe wird es ihnen machen, wenn die obigen Wörter mit einer Präposition zusammengesetzt sind, die den Hochton hat, z. B. *austrägen*, *Beilägen*, etwa in dem Satze: „Wenn du doch die Beilagen wolltest austragen lassen.“ Nur wer vom ganzen deutschen Volke verlangt, dass es, vorgefassten Meinungen Einzelner zu Liebe, seinen Sprachwerkzeugen Gewalt antun soll, kann in derartigen Fällen an dem Verschlusslaut **g** festhalten. Die überwiegende Mehrheit des Volks zieht hier jedenfalls den weichen Achlaut vor, da er auch beim schnellsten Sprechen eine fehlerfreie und mühelose Aussprache des *n* ermöglicht.

*) Also *zogen* = *tsōgñ*.

Für die Richtigkeit des Vorgetragenen könnte ich mich neben den bereits geltend gemachten Gründen auch auf die Autorität des Grimm'schen Wörterbuchs berufen, welches zwar Bd. IV, S. 1105 ff. die Aussprache des G nicht systematisch behandelt, namentlich den Unterschied zwischen Kehl- und Gaumenlaut (Ach- und Ichlaut) nicht nachdrücklich hervorhebt, weil das an dieser Stelle nicht nötig war, aber dennoch alle fünf Arten der Aussprache enthält.

S. 1106 a. a. O. wird sub 3 a von dem weichen tönenden Verschlusslaut *g* gehandelt. „Die härtere, mehr dem *k* sich nähernde Aussprache gelte da, wo das G vom Einflusse der Vokale ganz frei sei, hauptsächlich im Anlaute.

S. 1105 u. 1106 2 b, handelt vom harten tonlosen Kehl- und Gaumen-Dauerlaut (*χ* u. *κ*): „im mitteldeutschen Gebiete gelte -ch als Auslaut für *g*; man spreche Tag = Täch, lag = läch, zog = zōch, Weg = Wēg, wēg (fort) = wēch, Berg = Berch. Dieses -ch stimme zu dem niederdeutschen Auslaute, Dach Tag, mach mag, wech, berch u. s. w., der nun durch die maßgebende Geltung der mitteldeutschen Aussprache sich selbst in das gebildete Oberdeutsch einschleiche.

S. 1106 u. 1107 3 a und 3 b *β* handeln vom weichen tönenden Kehl- und Gaumen-Dauerlaut (*g* und *y*): „nach e, i, ei, eu, (äu) ü werde ein palataler Laut gesprochen, d. i. ein nicht mehr der Kehle, sondern der vorderen Gaumengegend angehöriger Laut, so dass dies G dem J am nächsten liege.“ — „Die weichere Aussprache des G habe da Statt, wo sie dem erweichenden Einflusse der Vokale oder auch der Liquiden *l* und *r* ausgesetzt sei, wie in legen, sagen. Die weichere und härtere Aussprache sei in der medialen Natur des G begründet.“ Der Verfasser dieses Artikels, Dr. R. Hildebrand, fährt dann wörtlich fort:

„Es ist tadelnswert und lächerlich, dass Tonangebende, wie Schauspieler und selbst Lehrer, angefangen haben, diesen Unterschied als plebej zu verschmähen, die bloße harte Aussprache für hochdeutsch zu halten, so dass man da eigentlich leken, saken zu hören bekommt. So wenig ist zur Zeit noch die hohe deutsche Sprachwissenschaft der lebendigen Muttersprache zu Gute gekommen, dass ihr die Gebildeten ungehindert einen solchen Schaden antun können!“

§ 45. Verteilung der 5 Kehl- und Gaumenlaute auf das Schriftzeichen G.

Das Ergebnis der bisherigen Untersuchung ist, dass der Buchstabe G fünf verschiedene Laute bezeichnet:

- 1) den weichen tönenden Verschlusslaut **g** in Garn, gern.
- 2) den harten tonlosen Kehldauerlaut **ɣ** in Tag, Flug.
- 3) den weichen tönenden Kehldauerlaut **ŋ** in Tage, zogen.
- 4) den harten tonlosen Gaumendauerlaut **x** in Zweig, Burg.
- 5) den weichen tönenden Gaumendauerlaut **y** in Zweige, zack'ge.

Wir haben jetzt die Frage zu untersuchen, wie weit das Gebiet eines jeden Lautes sich erstreckt.

I. Der weiche tönende Verschlusslaut **g** kommt namentlich im Anlaut vor, nie im Auslaut, doch kann er für den Inlaut nicht durchaus geeignet werden. In Verbindungen wie:

dreitäg'ge Reise, einäug'ger Riese
einschläg'ger Bescheid

müssten eigentlich die beiden aufeinander folgenden G als weiche Ichlaute (d. h. wie **yy**) gesprochen werden. Die lange Dauer dieser in einen einzigen verschmelzenden Laute mag wohl anstößig erscheinen, und man spricht deshalb das erste G gewöhnlich als Verschlusslaut, da sich an diesen der darauf folgende Jot-Laut leicht anschließen lässt, also **draittägʸe**, **ain̄slägʸer**. In

zug'ger Wagen
laug'ge Sole

findet, wenn man überhaupt je in die Verlegenheit kommen sollte, diese Wörter apostrophirt brauchen zu müssen, diese Nötigung nicht statt, denn der weiche Achlaut und Jot lassen sich in unmittelbarer Folge leicht aussprechen: **tsugʸer**. — Aber **tsugʸer** ist gewiss nicht unrichtig.

II. Der harte tonlose Kehl- und Gaumendauerlaut (**ɣ** und **x**) kommen nur im Auslaut vor. Die Entscheidung für den einen oder anderen erfolgt nach musikalischen Principien, wie wir § 39 gesehen haben. Ebenso musikalisch verschieden, wie die tonlosen Dauerlaute, sind aber auch die tönenden. Wir werden also

III. den weichen tönenden Kehl- oder Gaumen-Dauerlaut (**ŋ** oder **y**) in allen Fällen sprechen müssen, wo auslautender tonloser

Ach- oder Ichlaut im Inlaut erweicht wird. Weicher Achlaut ist also z. B. in *lagen, logen, schlugen*, weil sie aus *lag* (gespr. *läch*), *log* (gespr. *löch*), *schlug* (gespr. *schluch*) entstanden sind. Wir werden aber dieselbe Aussprache auch den Wörtern nicht versagen dürfen, in denen ein solches auslautendes *Ch* nicht vorhanden ist, z. B. *sagen, Klage, Auge*. Dagegen ist weicher Ichlaut (*y*) in *legen, liegen, lägen, lögen, lügen, bergen, borgen, schwelgen* zu sprechen, weil die Tonhöhe der dem *G* vorangehenden Vokale mit dem Klangregister des weichen Ichlauts übereinstimmt. Das *G* hat in allen diesen Wörtern ungefähr den Klang des *Jot*, doch mag ein sehr scharfes Ohr vielleicht bei jedem der verschiedenen Vokale noch einen feinen Unterschied wahrnehmen können. Nach dem *i* ist das *G* wirklich vollkommen dem *j* gleichklingend, nach *ä, ö* und *r* klingt es vielleicht etwas tiefer und steht dem weichen Achlaut eine Wenigkeit näher, obwohl es von ihm immer noch deutlich genug unterschieden ist. Da die Sprachorgane aber von selbst diese Unterschiede hervorbringen, ohne dass die klügelnde Absicht sich ins Mittel zu legen nötig hat, so können wir uns eine genauere Erörterung dieses Punktes ersparen.

Man wird demnach folgenden Wörtern leicht den richtigen Laut geben können:

1. weicher Verschlussl.	2. harter Achl.	3. harter Ichl.	4. weicher Achl.	5. weicher Ichl.
g	z	x	g	y
Gabe	mag	schlagt	Magen	Schläge
gelb	Magd	Wegs	sagen	Wege
gießen	Jagd	Stieg	jagen	Stiege
goss	zog	mögest	zogen	mögen
Guss	Herzog	betrügst	Logen	betrügen
Geißblatt	Flug	Zweig	Fluge	Zweige
glauben	Saugnapf	beugt	Zuge	beugen
Gnade	ragst	Sarg	e	Särge
grüßen	zogst	Talg	Sauger	balgen

Diese Aussprache ist in der Entwicklung der Sprache wohl begründet und wird in der Tat von mindestens 20 Millionen Deutscher, nämlich von der ganzen nördlichen Hälfte (mit Ausnahme Schlesiens)

und in einzelnen Lautverbindungen (vgl. § 44) auch in Süddeutschland gesprochen, man hat also kein Recht, dieselbe als fehlerhaft oder dialektisch zu bezeichnen. Sie ist, was die Wörter unter No. 4 u. 5 betrifft (über No. 1—3 ist ja so gut wie gar keine Meinungsverschiedenheit), wenn überhaupt die deutsche Aussprache auf dem Boden geschichtlicher Entwicklung steht und Zulassung oder Verwerfung nach geschichtlichen, physiologischen und statistischen Grundsätzen zu erfolgen hat; wenn es nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt ist, diese oder jene Lautcombination nach subjektivem Ermessen schön oder hässlich zu finden und darnach ein beifälliges oder absprechendes Urteil zu fällen: besser begründet als die, welche in diesen Fällen den weichen Verschlusslaut bevorzugt. Wir wollen damit dem letzteren keineswegs alle Berechtigung absprechen. Wir haben ja gesehen, dass die Schnelligkeit des Sprechens auf die Bevorzugung der weichen Dauerlaute von großem Einfluss ist. Spricht man sehr langsam und feierlich, so werden die Silben mehr gedehnt und erhalten größere Selbständigkeit. Dadurch werden die Beziehungen, welche die Laute einer Silbe zu vorangehenden Lauten haben, gelockert: inlautendes G kann dann gewissermaßen als Anlaut der eigenen Silbe betrachtet werden und man kann dann aus diesem Grunde dem weichen Verschlusslaut den Vorzug geben. Die Hauptsache bleibt jedoch in diesem Falle, dass der Laut mühelos und ohne Affektation hervorgebracht wird. Wer dies nicht kann, wähle lieber einen der beiden Dauerlaute, die mindestens ebenso richtig sind. Die Gewöhnung von Jugend auf tut hier sehr viel. Ich möchte ebenso wenig demjenigen, der bisher im Inlaut den Verschlusslaut *g* zu sprechen gewohnt war, anraten, sich die Dauerlaute anzugewöhnen, wenn er nicht sehr feines Gehör für lautliche Verschiedenheiten und sehr biegsame und geschmeidige Sprachwerkzeuge hat.

Wer aber im Conversationston sich den Verschlusslaut *g* in Wörtern wie *lagen*, *zogen* (vgl. S. 150 No. 4) gegen die Gewohnheit seiner Kindheit anquälen will, handelt ebenso töricht, als wer auf hoher See ein gut segelndes Schiff verlässt und auf ein Wrack übergeht. Es muss ja aus dem oben Gesagten klar genug hervorgehen, dass der Entwicklungstrieb der Sprache dahin gerichtet ist, auslautendes *G* in harten Ach- und Ichlaut, inlautendes in die dazu gehörigen weichen tönenden Laute *ŋ* und *ɣ* zu verwandeln. Vielleicht wird nach ein paar hundert Jahren dieser Entwicklungsprocess mit ebenso großer

Klarheit sich vollzogen haben, wie die Verwandlung des anlautenden S in Sch (vgl. § 33). Schon jetzt sprechen fast alle Deutschen die Dauerlaute wenigstens in einzelnen Fällen, Viele allerdings, ohne es zu wissen, und auch die Bühne sollte, wenn sie anders mit der Sprache des Volkes Fühlung behalten will, diesem Zuge der Sprachentwicklung Folge leisten, da für inlautendes G die weichen Dauerlaute *ŋ* und *y* notwendiger Weise von Jahr zu Jahr mehr Boden gewinnen müssen. Sehr viel vorurteilsfreie, wissenschaftlich gebildete Bühnenkünstler üben in der Tat die fünffache Aussprache aus und lassen sich nicht beirren durch das Geschrei derer, die die weichen Dauerlaute *ŋ* und *y* in das Gebiet der Provinzialismen verweisen wollen. *) Die fünffache Aussprache des G ist statistisch der dreifachen überlegen, und bei Abwägung der sprachgeschichtlichen und physiologischen Gründe ist sie auch vor ihr im entschiedenen Vorteil.

Es könnte noch der Einwand erhoben werden, dass die fünffache Aussprache viel zu complicirt sei, und dass es aus diesem Grunde besser sei, eine einfachere, wenn auch mit der Aussprache des Volks weniger im Einklang stehende Regel zu befolgen, als eine zwar richtigere, aber doch schwerer zu handhabende, die gleichwohl mit der Aussprache von Millionen nicht übereinstimmt. Dieser ganze Einwand hat nichts auf sich, da er ebenso sehr gegen die dreifache Aussprache geltend gemacht werden kann; denn es ist durchaus nicht zutreffend, dass die fünffache Aussprache verwickelter ist. Die Unterscheidung zwischen hartem Ach- und Ichlaut ist für beide gleich notwendig, und die Regeln über die Erweichungen dieser Laute gehen denen über die harte tonlose Aussprache vollkommen parallel. Kommt man über den G-Laut einiger Wörter, wie Säugling, Ereignis in

*) Den Inlaut wie *g* zu sprechen, das ist provinziell, und ein tüchtiger Schauspieler wird diese Aussprache niemals anwenden, wenn er nicht damit irgend eine drastische Wirkung erzielen will. „Wenn z. B. der burschikose Bürger in „Johann von Paris“ von dem leeren Magen der Prinzessin spricht, und wenn der Herr Gross-Seneschal dann entsetzt ausruft: eine Prinzessin und einen Magen!“ so ist das ganz in der Ordnung. Nichts ist für die Bornirtheit jenes von Etikette überfließenden Hofschranzen bezeichnender, als ein *g* in Magen.“ — Dies von H. Dorn im Archiv Bd. 40 angeführte Beispiel ist sehr treffend, stimmt auch sehr gut mit dem obigen Ausspruch Hildebrand's in Grimm's Wörterbuch überein, und ich begreife nicht, was Herr Kräuter in seinem Aufsatz Bd. 57, S. 197 daran auszusetzen hat.

Verlegenheit, so ist diese bei der dreifachen Aussprache, welche zwischen **x** und **g** schwankt, nicht geringer, als bei der fünffachen, welcher die Wahl zwischen **x** und **y** schwer wird.

Ueber die Aussprache des **G** am Ende der Wörter kann man nie im Zweifel sein, denn die Entscheidung zwischen Ach- und Ichlaut erfolgt ja nach festen Principien. Steht jedoch **G** nur am Ende einer Silbe und doch mitten im Wort, so entsteht bei Wortableitungen oder Zusammensetzungen oft Unsicherheit darüber, ob **G** wirklicher Auslaut ist oder nur verkappter Inlaut, hinter welchem ein **E** ausgefallen ist. Hier muss man nach Analogien schliessen. In Feigheit z. B. ist wohl das **G** als harter Ichlaut zu sprechen, da es schon im Mhd. im Anslaut stand: veicheit; ebenso in Zeughaus, Erträgnis, siegreich, möglich, weil die Endungen hier als unmittelbar an den Wortstamm angehängt gedacht werden. In Säugling dagegen ist wohl das erste **G** als inlautendes, d. h. als weicher Ichlaut **y** (die Anhänger der dreifachen Aussprache würden **g** wählen müssen) zu sprechen, weil im Mhd. hinter dem **G** noch ein **E** stand: sūgelinc. Ebenso verhält es sich dann mit Feigling, Zögling,*) die in Analogie mit Gründling, Findling (§ 31) stehen, und mit Berglein und den anderen Verkleinerungswörtern auf **lein**, in welchen vor dem **L** ein **E** weggefallen ist (§ 26); als oberster und wichtigster Grund ist aber der anzusehen, dass das Volk wirklich so spricht.

Ereignis müsste nach Analogie von Erträgnis, Wagnis eigentlich mit hartem tonlosen Ichlaut gesprochen werden, da es vom mhd. erougen, d. h. vor Augen stellen, sichtbar werden, herkommt, das **G** also am Ende des Wortstammes steht.**). Die dem Worte zu Grunde liegende Anschauung ist jedoch dem Bewusstsein des Volkes verloren gegangen: es schwebt demselben jetzt die Ableitung von dem Eigenschaftswort **eigen** und dem davon abgeleiteten Zeitwort **eigenen** (vgl. zueignen) vor, d. h. man denkt sich fälschlich hinter dem **G** ein ausgefallenes **E** und spricht es daher, als ob es Inlaut wäre. Hier ist also offenbar der Sprachgebrauch in die Irre gegangen, wir müssen ihm aber folgen, da es unmöglich sein würde, der abgestorbenen, wenn auch richtigen Form **eräugen** neues Leben einzuflößen.

*) Ahd. Suffix-iline.

***) Wegen des offenbaren Zusammenhangs mit **Auge** wurde das Wort noch vor 100 Jahren nicht selten **eräugnen** geschrieben.

Nach Analogie von lieblich	und dickschnab(e)lig
redlich	„ ad(e)lich (lig)
müssen auch kläglich (x)	„ zweiflüg(e)lig (y)
behaglich (χ)	„ kug(e)lig (g)

beurteilt werden.

Man spricht also den Ich- oder Achlaut

hart und tonlos in		weich und tönend in	
Zeughaus x	Zugseil χ	Säugling y	Bogner g
Feigheit	unsagbar	Zögling	verlogner
biegsam	genugsam	Feigling	hager
Steigbügel	tragfähig	Berglein	magrer
Stegreif	Tragkraft	Zwerglein	Wagner
Erträgnis	zaghaft	Zweiglein	Vogler
singhaft	Bugbein	Ereignis	(kuglig)
möglich	tauglich	Lügner	spitznaglig
betrüglich	behaglich	Ziegler	kuglicht
unverzüglich	fraglich	hügelig	getragner
kläglich	Taglicht	zweiflügig	verlegner
täglich		regnen	ungezogner

Der Buchstabe G wird aber nicht nur im Inlaut als weicher Dauerlaut gesprochen, sondern in einem Falle sogar oft im Anlaut: Die Zahl der Deutschen ist nicht klein, welche die Vorsilbe ge in *gessen, gegeben, gewähren, geniefsen* u. s. w. nicht mit Verschlusslaut **g**, sondern mit weichem Ichlaut (**y**) sprechen. Der Grund für diese Aussprache mag vielleicht darin zu suchen sein, dass die Bedeutsamkeit der Vorsilbe *ge-* nicht mit derselben Klarheit dem Sprachbewusstsein vorschwebt, wie die der andern mit **G** anfangenden Wörter, und dass in Folge dessen diese Silbe ihre Kraft zum Widerstande verloren hat gegenüber dem Bestreben der Sprache, die **G**-Laute in Dauerlaute zu verwandeln. Da sich dieser Gebrauch bis jetzt jedoch bei nur wenigen Millionen völlig eingebürgert hat, während die überwiegende Mehrzahl an dem Verschlusslaut **g** festhält, so würde im künstlerischen Vortrag dem letzteren der Vorzug einzuräumen sein mit Ausnahme eines einzigen Falles: wenn es vor solche Wörter tritt, in deren Anlaut schon ein Kehl- oder Gaumenlaut steht, z. B. *gegangen, gegeben, geglaubt, gekränkt, gekehrt, gekirrt, geklagt, Ge-*

klirr, ge-quakt, ge-quält, ge-quollen. In der Vorsilbe *ge* ist nämlich der Vokal *e* so leicht und flüchtig, dass er in manchen Wörtern sogar ganz wegbleibt, z. B. in *glauben, gleich, Glück* (vgl. *gelingen*), *Gnade, grade* für *gelauben, geleich* u. s. w. Will man aber in den Wörtern *gegangen, gekränkt* u. s. w. die Vorsilbe nach Gewohnheit schnell sprechen, so stellt sich dem die ungefüge Aufeinanderfolge der Kehlverschlusslaute entgegen. Wie leicht spielt die Zunge, wenn man möglichst schnell *tatatata* spricht, was für ein schweres Stück Arbeit ist dagegen *kakakakaka* oder *gagagagaga*. „Wie viel Mühe bei der Deklamation macht in Schiller's „Pegasus im Joche“ der Vers: „Der Anfang ging ganz gut.“

Auch für die uns so nahe verwandten Niederländer scheint die Aufeinanderfolge der Augmentsilbe *ge* mit einem im Inlaut des Stammes stehenden *G* einige Schwierigkeiten zu machen, wenigstens werden, wie ich oft selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, in dem Particip *gegeben* die beiden *G* nicht gleich gesprochen, sondern das erste tonlos, das zweite tönend, also *g^hg^wen*.

Im Hochdeutschen wird aus demselben Grunde in diesem Falle das Augment-G als Dauerlaut, das Stamm-G als Verschlusslaut gesprochen und zwar ersteres mit verschiedener Ansatzstelle, bald am harten, bald am weichen Gaumen, so dass man bald *yeg^hen*, bald *geg^wen* hört. Selbst diejenigen, welche gewohnheitsmäßig den Verschlusslaut sprechen, lassen, meist gegen ihren Willen, in diesem Falle den Dauerlaut hören, und er verdient auch den Vorzug, nicht nur weil er das Sprechen erleichtert, sondern auch weil er es wohlklingender macht; denn wenn es wahr ist, dass Abwechslung angenehm ist, so lautet in diesem Falle die Aufeinanderfolge von Dauerlaut und Verschlusslaut besser als die der beiden Verschlusslaute hintereinander.

Hiermit möchte Alles, was sich über die Aussprache des einfachen *G* sagen lässt, erschöpft sein. Bei der Zerfahrenheit der Ansichten, welche über deutsche Aussprache herrschen, bin ich überzeugt, dass das Ergebnis der obigen Untersuchung von vielen Anhängern der einfachen oder dreifachen Aussprache auf das hartnäckigste bestritten, von den Millionen Anhängern der fünffachen Aussprache als das Selbstverständlichste von der Welt hingegenommen werden wird. Von den Ersteren erwarte ich Widerlegung; bei den Letzteren will ich mich nur gegen den Tadel verwahren, als hätte ich von einer über jeden

Zweifel erhabenen Sache zu viel Aufhebens gemacht. Die Richtigkeit der fünffachen Aussprache ist keineswegs so allgemein anerkannt, wie man wohl glaubt. Millionen üben sie praktisch aus, ohne die verschiedenen G-Laute der Theorie nach auseinander halten zu können, und bisher habe ich ein System dieser Laute noch nirgend in dieser Fassung aufgestellt, noch viel weniger bewiesen gefunden. Der Beweis aber konnte von mir nur dadurch geführt werden, dass alle beweiskräftigen Einzelheiten gesammelt, systematisch geordnet und deren Zusammenhang mit den in der lebendigen Sprache wirkenden Gesetzen nachgewiesen wurde. Ebenso wie die Richtigkeit des Systems sich aus seiner Harmonie mit den einzelnen Spracherscheinungen ergibt, so wird umgekehrt die Richtigkeit des Einzelnen durch die Uebereinstimmung mit dem System erwiesen, und eine Widerlegung desselben wird nicht eher möglich sein, als bis ein anderes eben so wohl gefügtes System aufgestellt wird, durch welches sich alle hier einzeln aufgeführten physiologischen, sprachgeschichtlichen und statistischen Tatsachen noch besser erklären lassen. Gegen eine Widerlegung, die nur in der Ausrufung anderer Autoritäten, etwa der orthogr. Konferenz, besteht, glaube ich mich ablehnend verhalten zu dürfen; ist ja doch die von der orthographischen Konferenz nach den Vorschlägen R.'s von Raumer durchberatene, von ihr verbesserte und durch Abstimmung angenommene Lauttabelle fehlerhaft: die beiden Laute v und g, deren Berechtigung im guten Hochdeutsch in § 18 und in dem eben Gesagten dargetan ist, sind darin nicht aufgeführt. Durch eine Vergleichung derselben mit der unsrigen kann man sich leicht davon überzeugen. Auf Seite 134 der Verhandlungen d. orth. Konf. heisst es:

Man unterscheidet Vokale und Konsonanten Die Konsonanten sind:

p	b	f v	w	m		
t	d	ß ſ̄s̄	ſ	n	l	r
		ſch (i) ¹				
		ch ²	j			
ſ (c, q)	g	ch ³	h	u, ng ⁴		

1. z. B. in Stein, Spiel. 2. z. B. in ich. 3. z. B. in ach. 4. z. B. in Anfer, lange.

Wenn wir die in unserem § 22 aufgestellte Konsonantentabelle*), deren Richtigkeit jetzt ausreichend erwiesen ist, in ähnlicher Weise wie die Lauttabelle der Konferenz anordnen, aber so, dass jeder Laut nur mit einer Bezeichnung aufgeführt wird, und zwar mit derjenigen, welche in gewöhnlicher Schrift am häufigsten benutzt wird, so erhalten wir folgende Uebersicht:

p	b		u ¹	m		
		f	w			
t	d	ʒ ²	ʃ ³	n	l	r
		ʧ ⁴				
f	g ⁵	ch ⁶	j ⁷	ng ⁸		
		ch ⁹	g ¹⁰		h	

1. z. B. in quer, zwar. 2. z. B. in les, lassen, schießen. 3. z. B. in sagen. 4. z. B. in rauch, Stein, Spiel. 5. z. B. in gern. 6. z. B. in ich, ewig. 7. z. B. in jener, ew'ge. 8. z. B. in Aufer, lange. 9. z. B. in ach, beg. 10. z. B. in bogen.

Daraus, dass die Konferenz den Ich- und Achlaut des Ch unterscheidet, geht wohl hervor, dass ihre Konsonantentabelle auch für Sachverständige berechnet ist und dass sie vollständig sein sollte. War die Konferenz der Ansicht, dass die fünffache Aussprache des G die richtige sei, so durfte sie auch nicht den erweichten Achlaut g, d. h. den weichen tönenden Kehldauerlaut in bogen, lagen in ihrer Zusammenstellung übersehen. Ueber das Fehlen des Lautes v habe ich schon § 18 Anm. gesprochen. Vergleicht man beide Lauttabellen, so wird man finden, dass die hier vorgetragene an Uebersichtlichkeit der anderen nicht nachsteht, dass sie aber durch den grossen Vorzug der Vollständigkeit und Richtigkeit ihr überlegen ist. Dass die Konferenzmitglieder zwar die mehrfache Aussprache des Ch erwähnt, aber die noch mannigfaltigere des G unberücksichtigt gelassen haben, möchte beweisen, dass sich unter ihnen kein Fachmann befunden hat, dem die Theorie der letzteren besonders geläufig gewesen wäre.

Es bleibt uns noch übrig, über die Aussprache der Geminatio gg, welche bereits § 38 erwähnt ist, noch Einiges nachzuholen. Wir haben sie a. a. O. aufgefasst als die Verdoppelung des tönenden Ver-

*) Vgl. Archiv Bd. LVII, S. 57.

schlusslautes; wir können sie aber auch als Verdoppelung der tönenden Dauerlaute auffassen, wobei durch die Verdoppelung natürlich nur Kürze des vorangehenden Vokals angezeigt wird. Die Wörter *baggern*, *Dogge*, *Egge* u. s. w. dürfen wir also wie *bägern*, *dögε*, *ēgε* und wie *bägern*, *dögε*, *ēyε* aussprechen: das Eine ist ebenso richtig als das Andere.

§ 46. j, qu, x.

Wir haben jetzt noch von den anderen Schriftzeichen zu sprechen, die zur Bezeichnung der Gaumen- und Kehllaute dienen. Denselben Klang wie inlautendes G nach hohen Vokalen hat *j*, das wir daher nur definiren können als weichen tönenden Gaumen-Dauerlaut (= *y*) und zwar als den am meisten nach dem vorderen Gaumen hin gesprochenen. Dieses Schriftzeichen steht in gut hochdeutschen Wörtern nur im Anlaut; im Inlaut drückt G, wie wir soeben gesehen, denselben Laut aus (vgl. *Könige*, *siegen*, *ew'ge*, *zack'ge*). Dass die Laute, welche durch diese beiden Schriftzeichen dargestellt werden, mit einander nahe verwandt sind, geht am deutlichsten daraus hervor, dass es bei manchen Wörtern noch nicht ausgemacht ist, ob sie mit G oder J zu schreiben sind, z. B. *gäten* — *jäten*, *Gauche* — *Jauche*, *ahd. gach* — *nhd. jah*. Mir scheint jedoch hier die Aussprache und Schreibweise mit J den Vorzug zu verdienen.*)

In einigen ursprünglich niederdeutschen Wörtern kommt *j* auch im Inlaut vor, z. B. in *Boje*, *Koje*, außerdem in einigen Fremdwörtern wie *Troja*, *Pompejus*, *Najade*, *Achaja*. In den aus dem Französischen stammenden Wörtern wird es wie weiches tönendes sch (= *ž*) gesprochen, z. B. in *Jabot*, *Jalousie*; doch darf man mit dieser Aussprache nicht zu verschwenderisch sein: *Projekt* z. B. stammt nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Lateinischen, sonst würde es ja *projet* geschrieben werden; das Wort muss also gesprochen werden: **proyckt**.

Ueber die Aussprache des *qu* ist bereits § 28 gehandelt. Auch über den Buchstaben X können wir uns kurz fassen. Er wird ge-

*) In dem von der orthographischen Konferenz aufgestellten Wörterverzeichnis werden sie *jäten*, *gäh* (!) und *jäh* geschrieben. *Jauche* ist ausgelassen.

sprochen wie die Konsonanten-Verbindung **chs**,*) d. h. wie **ks**. Nur in Wörtern, die aus dem Spanischen kommen, lautet es entweder wie der Ichlaut (**x**), z. B. in **Xeres**, **Xixona**, oder wie der Achlaut (**χ**), z. B. in **Oaxaca** (spr. **ōăăká**). Doch wird Mexico wohl meist wie **měksiko** gesprochen.

*) Vgl. § 39, II.

Oppeln.

Dr. Aug. Grabow.

Die mannigfaltigen Wendungen des deutschen lassen im Englischen.

In dem Folgenden habe ich dieselbe Begriffseintheilung von *lassen* angewendet, wie es Dr. Sonnenburg in seiner bewährten Grammatik der englischen Sprache, p. 64, gethan; einige derselben entnommenen deutschen Sätze sind mit S., einzelne aus Rothwell's Grammatik mit R bezeichnet. Bei den übrigen Citaten ist der Namen des Schriftstellers angegeben.

§ 1. Das dem deutschen *lassen* verwandteste und von ihm abstammende Wort ist *to let* (ags. *laetan*, goth. *lêtan*, etc.). Dass *to let* nicht nur ein Zulassen (*sinere*, *permittere*) ausdrückt, wie es manche Grammatiker angeben, sondern auch den Begriff der Aufforderung in sich schliesst, geht aus der Verwendung desselben bei der Umschreibung des Imperativ hervor. „Die Umschreibung enthält eine Aufforderung, welche aber theils das Zugeden, theils das Veranlassen erheischt.“ Mätzner. — Crabb in seinen „English Synonymes“ legt *to let* auch nicht den Begriff der Aufforderung bei; er sagt darüber: ‘*Let*, like the German *lassen to leave*, connected with the Latin *laxus*, and our word *loose*, is a less formal action than *Leave*, and this than *Suffer*, signifying not to put a stop to. I let a person pass in the road by getting out of his way. — It is in general most prudent to let things take their own course.’

Let schoolmasters puzzle their brain with grammar, and nonsense, and learning. Let them brag of their heathenish gods. She stoops, Goldsmith. — Let them wander up and down for meat. Psalm 49, 15. — Let but the commons hear this testament. Shakespeare, J. Caesar. — I pray you humbly, chieftain, let me go. D'Israeli. — Friedrich der Grosse war nicht der Mann, um sich eine

solche Gelegenheit entgehen zu lassen. S. *Frederic the Great was not the man to let such an opportunity escape.* —

§ 2. Lassen in der Bedeutung von Zulassen. Die hier zur Verwendung kommenden Verben sind naturgemäss *to suffer, to permit, to allow*; eben so gut lassen sich auch *not to forbid, not to refuse, not to hinder, not to prohibit* anwenden, welches zuweilen auch geschieht. Neben der einen Bedeutung „*to tolerate*“, welche *to suffer* aus dem Lateinischen mit herüber in das Englische gebracht hat, hat es noch die von *to allow, permit, not to forbid* oder *to hinder* angenommen, welche sämmtlich unserem deutschen *lassen* entsprechen. *To permit* hat nur die Bedeutung von erlauben, gestatten, zugeben, zulassen, geschehen lassen; es kann als vollständig synonym mit *to suffer* betrachtet werden. Auch bieten die verschiedenen Beispiele, in welchen die beiden Verben ihre Verwendung finden, durchaus keine Anhaltspunkte, um einen Begriffs-Unterschied abzuleiten. Das dem Deutschen entnommene *to allow* könnte man als den schwächsten Begriff von *lassen* bezeichnen, bei dessen Anwendung der Schriftsteller eine gewisse Gleichgültigkeit im Einräumen der Handlung voraussetzt. Jedoch ist dies nicht immer der Fall, denn es kommen auch Beispiele vor, in welchen eine gewisse Dringlichkeit (wenn ich mich so ausdrücken darf) nicht ausgeschlossen ist, die wir öfter bei *to suffer* und *to permit* wahrnehmen, um die Erlaubniss zu einer Handlung oder Thätigkeit zu erwirken. Sonderbarer Weise findet sich bei der *Lecture to suffer* weit häufiger vor als *to permit* und *to allow*. Das Verhältniss, wie ich es beobachtet habe, ist etwa wie 3 zu 1. Selbstredend handelt es sich immer nur um die, unserem deutschen „*lassen*“ ganz genau entsprechende Bedeutung dieser 3 Verben; jede andere, wenn auch annähernde Bedeutung (z. B. *dürfen, etc.*), lasse ich unberücksichtigt.

To suffer . . . and never turned (Bertha) her rosy little mouth aside, but suffered him (her brother) to kiss it. Dickens, the Cricket. — . . . he should (Mr. Shandy) by no means have suffered his right hand to engage. Sterne, Tristram Shandy. — How did thy father, the sage Hippocrates, asked he, (Gualtier) suffer thee to come to this? Leigh Hunt. — . . . where (in Kirkley's Nunnery) the treacherous prioress suffered him (Robin Hood) to bleed to death. Legend. — . . . but I will not suffer them to pay for me. Wood. —

To permit. Dear madam, permit me to lecture the young gentleman a little. Goldsmith, she stoops. — I was brow-beat by the

master, . . ., and never permitted to stir out to meet civility abroad. *ibid.*, the History. — The Japanese captain was so kind as to double out his own stores, and would permit no man to search me. Swift, *Gulliver*, Tauchnitz Edition, p. 189. — . . . and I knew the Dutch were the only Europeans permitted to enter into that kingdom. *ibid.* p. 233. permitted to enter . . . = denen man freien Zutritt . . . lies

To allow. My father allowed my mother to exhaust herself. Marryat, *Jac. Faithful*. — A poor industrious devil like me, . . ., may in pity be allowed to swear and grumble a little. Sheridan, *the Rivals*. — They (the inhabitants of Brobdingnag) would not allow me to be a dwarf . . . Swift, *Gulliver*, p. 137. —

Wir lassen uns fortreissen von der Schärfe von Clarendon's Beobachtungen und von der einfachen Grösse seines Styls. S. We suffer ourselves to be delighted by the keenness of Clarendon's observation and by the sober majesty of his style. — S. giebt to suffer, jedoch könnte es eben so gut to permit heissen. — The physician allowed him to drink wine. R. — Derjenige, welcher sich von Schmeichlern bethören lässt . . . R. He that suffers oder allows himself to be deluded. — Wollen Sie meinen letzten Wunsch nicht in Erfüllung geben lassen? R. Will you not allow oder suffer my last wish to be fulfilled? — If the circumstances allow me, etc. . . .

§ 3. Lassen in dem Sinne von „bewirken, verursachen, veranlassen.“ Die entsprechenden Verben sind to cause, to get, to have, to make. Dem Franzosen ergeht es hier wie uns Deutschen: er hat zum Ausdruck der vier verschiedenen Begriffe im Englischen nur sein faire; es ist ihm folglich eben so unmöglich wie uns, die kleine, oft nur ganz unbedeutende Nuance genau wiederzugeben, wenn nicht durch eine Umschreibung.

Rothwell bringt to cause, to get und to have unter den Begriff des Veranlassens; to make müsse man brauchen, wenn „lassen“ den Begriff von zwingen, fordern oder unwiderstehlich verleiten in sich fasse. Als Beispiele von cause führt er an: The king caused the old palace to be thrown down. The general caused the army to advance in order of battle. — Für to get: I must get my books bound. Where do you get them bound? Whatever you please, I shall get done for you. — Für to have: I had her punished. The general had all the houses demolished. I must have my hair cut to-morrow. — Ferner noch „thun lassen“ und „selbst thun“.

Angenommen, man wollte vermittelt der von R. angeführten

Sätze zu einem sicheren Resultate im Gebrauch von *to cause* und *to have* kommen, so würde man zu der ganz unrichtigen Schlussfolgerung gelangen müssen, dass, da ein König mehr Macht hat als ein General und er eine bedeutend höhere Stellung einnimmt, der Schriftsteller bei einer königlichen Handlung, so unbedeutend sie auch sein mag, nur *to cause* anwenden dürfe, während bei der Handlung eines Generals etc., selbst wenn sie eine viel grössere Wichtigkeit involvire, *to have* entsprechend sei. Nun frage ich aber ganz einfach: Was ist wichtiger in seinen Folgen, das Niederreißen eines alten Palastes, wodurch Niemand geschädigt wird, oder das Zerstören einiger hundert Häuser, eine Handlung, durch welche Tausende obdachlos werden? Was die Veranlassung der beiden erwähnten Handlungen betrifft, so kann wohl kaum bestritten werden, dass das Niederreißen aller Häuser einer Stadt oder eines Dorfes eine wichtigere ist, als das Niederreißen eines Palastes. Rothwell, obgleich Engländer, hat hier das Richtige nicht getroffen. Er würde sich in einem unangenehmen Dilemma befinden, wenn gar ein Fährlich Paläste oder Häuser zerstören oder niederreißen lassen wollte, und er, Rothw., darüber zu berichten hätte.

Auffällender Weise bringt B. Schmitz auch nur folgende Beispiele mit *cause*: *William caused the famous Doomsday — Book to be compiled. — He caused himself to be crowned king of England. — Canute caused several Saxon princes to be murdered.* — Wie ersichtlich, geht die Veranlassung der Handlung in diesen Sätzen auch nur von Königen aus. — Dass man bei der *Lecture to cause* mehr in Verbindung findet bei Hochgestellten als bei gewöhnlichen Menschenkindern, ist sehr leicht erklärlich. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einen Satz von S. anzuführen: „König Johann liess sich in Westminster krönen wenige Wochen nach dem Tode seines Bruders Richard.“ S. giebt für *lassen to get an*, welches ich entschieden missbillige, wenn es auch ein englischer Geschichtschreiber (Macaulay?), dem es entnommen zu sein scheint, so ausgedrückt hat.

Gaspey bringt zwei Sätze, die uns eines Besseren belehren: „*I caused the murderer to be arrested.*“ Dieses *I* kann ein king oder ein beggar sein. — „*The admiral caused the crew to disembark.*“ — Dem Gaspey'schen „*to cause* wird hauptsächlich bei wichtigeren Veranlassungen gebraucht“, füge ich erläuternd hinzu: wer auch der Urheber oder Veranlasser der Handlung oder der Thätigkeit sein mag. — Einige Beispiele zur Illustration: *The Romans, when they won the*

day And bore their captives home, Caused them to march in sad array . . . aus Lays and Ballads from English History. — He went (Macduff) to a small harbour . . ., and caused a ship . . . to be fitted out for sea in all haste. Walter Scott. — . . . and this circumstance (his hands and face being rubbed with an ointment) added to the plentiful meal he had made (Gulliver), caused him to fall fast asleep. Swift. — Behold, these (the Midianites) caused the children of Israel, . . ., to commit trespass against the Lord. Numbers 31, 16. — Noch mehr Stellen anzuführen, in welchen die „wichtigere Veranlassung“ von wenig bedeutenden Individuen ausgeht, glaube ich unterlassen zu können, da ich durch ein Citat gezeigt habe, dass die Veranlassung zur Thätigkeit sogar von Gegenständen, die personificirt gedacht werden, ausgehen kann.

To get und to have werden von den gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens angewendet. Genau erwogen, bedarf es weder to get noch to have, um unser deutsches lassen richtig zu übersetzen. Meiner Ansicht nach verfiel der erste, oder einer der ersten Grammatiker, auf den Gedanken, das englische to get und to have könne in gewissen Fällen am geeignetsten mit lassen übersetzt werden; dieser Anschauung, einer Art bequemen Schlendrians, schlossen sich Andere an. Ogleich es nun nicht meine Absicht ist, to get und to have in der Bedeutung von lassen verdrängen zu wollen, so glaube ich, die wörtliche Bedeutung der beiden englischen Verben ins Deutsche übertragen, hätte vollständig genügt; freilich müsste to have aequaliter to get behandelt, d. h. mit bekommen übersetzt werden, wie dies ja im Französischen bei avoir auch häufig der Fall ist. (Quand aurez-vous votre redingote neuve? — Nous avons récolté peu de blé cette année, mais nous avons eu beaucoup de fruits et nous aurons probablement beaucoup de vin. —) Es wird hier gewiss Niemand einfallen, avoir mit haben zu übersetzen, eben so wenig würde man das deutsche bekommen mit recevoir wiedergeben wollen. Auch besteht im Französischen die ganz gleiche Construction mit avoir, einem darauf folgenden directen Objecte und Particip der Vergangenheit: „M. de Turenne revint; et dans l'instant, sans être arrêté, il eut le bras et le corps fracassés du même coup qui . . . Mme. de Sévigné. (Ich erinnere hier an das lat. „Romani in Asia pecunias magnas collocatas habent.“) Wenn ein Schüler den franz. Satz in das Englische „he had his arm and his body crushed by the same cannon-ball etc.“ übersetzte, so wäre das nicht unrichtig. (Der Engländer würde vorziehen, his arm etc. were crushed.)

Auf gleiche Weise liesse sich *to have*, gerade wie *to get*, mit werden übersetzen, wie dann auch *to have* als Synonym in englischen Wörterbüchern (von Engländern verfasst), von *to get* angegeben ist, während weder *to cause* noch *to make* als Synonyme betrachtet werden. Daraus folgt ganz einfach, dass der Engländer das Verbum *to get*, in der Bedeutung, wie wir es durch „lassen, veranlassen, bewirken, verursachen“ theilweise wiedergeben, nicht kennt. — Man wird diese Aufstellung vielleicht etwas kühn finden. Ich werde sie weiter zu begründen suchen. Man nehme sich einmal die Mühe, bei der Lecture die Sätze, in welchen *to get* mit lassen übersetzt werden kann, zu notiren, so wird man finden, dass sie äusserst selten sind. In *Gulliver's Voyage to Brobdingnag* von Swift, Tauchnitz-Edition, habe ich von Seite 117—183 nur zwei Beispiele zu verzeichnen, während *to suffer* 5, *to allow* 2, *to order* 12, *to make* 12, *to cause* keine, *to have* 4, *to desire* 4, *to command* 5 haben. Die beiden Sätze sind: „I showed him (the captain) a corn that I had cut off, with my own hand, from a maid of honor's toe; it was about the bigness of a Kentish pippin, and grown so hard, that when I returned to England, I got it hollowed into a cup, and set in silver. — I got it cleaned (a tooth), and put it into my cabinet“. p. 180. — In *A voyage to Laputa etc.* ist auch nicht ein einziges Beispiel von p. 187—247 mit *to get* zu verzeichnen. — Der Engländer würde hier anstatt der beiden 'got' kaum *cause* anwenden, da die Handlung zu unbedeutend ist, wohl aber *ordered*. Um sich jedoch etwas bescheidener auszudrücken, wendet er *to get an*, obgleich ihm *order* in einem unausgedrückten Nachsatze vorschwebt (*after having ordered it*). *To get* ist in derartigen Beispielen nur in seiner Grundbedeutung erhalten, erlangen angewendet. Es entspricht genau „to obtain“. Auch in Grieb's englischem Wörterbuche findet man unter *to get*, § 6 „(gewöhnlich, aber nicht zierlich) machen (dass etwas geschieht), lassen (veranstalten).“ — „I will get you snug lying in the Abbey here“ aus Sheridan's *Rivals* erklärt Dr. Ahn „get = obtain for you“. Das Beispiel „The waiter also sometimes got him to let him out after the landlord was asleep . . .“, welches Gaspey in seiner englischen Grammatik unter anderen über *to get* bringt, kann nicht als gelungen bezeichnet werden, wohl aber als geschraubt.

Eine begründete Veranlassung, *to get* mit lassen zu übersetzen, oder vice versa, ist kaum vorhanden, da der englische Sprachgebrauch, der für uns maassgebend sein muss, eigentlich nur *to obtain* als syno-

nymen Begriff anerkennt. Wenn nun auch die deutsche Uebersetzung „ich bekam dies oder jenes gethan“ (I got it done), obgleich richtiger, doch weniger gang und gebe ist, und wir uns einmal an die mit lassen gewöhnt haben, so wird man sie wohl beibehalten dürfen; empfehlen wird es sich aber, beim Unterrichte darauf aufmerksam zu machen, dass sich der Engländer dazu denkt: After having ordered it.

Mit to have verhält es sich anders: es können Fälle eintreten, in welchen to have mit darauf folgendem directen Objecte und einem Particip der Vergangenheit nicht nur nicht mit lassen übersetzt werden kann, sondern in denen es geradezu falsch wäre. Beweis folgende Sätze: „I soon grew so familiarized to the sight of spirits, that after the third or fourth time they gave me no emotion at all; or, if I had any apprehensions left, my curiosity prevailed over them“. Gul. Trav. p. 224. — Man wird nicht im Stande sein, had mit liess hier zu übersetzen, es entspricht were (if any apprehensions were left to me). — I don't think there has been a sufficient number of advisers: he (the king) should advise with every person willing to give him advice, and then we should have things done in another guess manner, ib. ch. XIX (wir würden . . . bekommen, oder die Dinge würden gethan, ausgeführt werden). . . . and because my mother had still sense enough left to discern that „Gin wasn't good for little boys“. Marryat, J. Faithful (und da meiner Mutter noch Verstand genug übrig geblieben war. . .). — It has been either my good or evil lot to have my roving passion gratified. Wash. Irving, Sketch Book. (Dass meine Leidenschaft, umherzuschweifen, befriedigt wurde.)

Die Regeln über to have in Verbindung mit einem directen Objecte und Participium perfecti würden also lauten:

1) To have mit darauf folgendem directen Objecte und Particip. perfecti ist, bei alltäglichen Verrichtungen, in Ermangelung einer correcteren deutschen Uebersetzung (bekommen, erhalten etc. wäre etwas schwerfällig) durch lassen wiederzugeben; to have ist als elliptisch angewendetes Hülfszeitwort anzusehen, in welchem Tempus es auch stehen mag; zu ergänzen ist das Particip. perfecti „ordered“; zu dem englischen Participium perfecti ist der Infinitivus praesentis (gewöhnlich) to be hinzuzudenken. Selbstredend wird durch diesen Vorgang die Handlung oder Thätigkeit von to have in keine andere begrenzte Zeitform versetzt. z. B. My practise was to have my box removed from the place where the performers sat. = to have ordered my box

to be removed. Gul. 159. — I answer (Sallust), I would have those punished (vindicandum in eos) who have betrayed the commonwealth to an enemy. = I would have ordered those to be punished. William Rosse, Uebersetzung von Sallust's *Bello Jugurthino*, cap. 31. — By their means he expected to bring over to his party the city slaves to set fire to the city, and either engage their husbands, or, in case of refusal, have them slain. = to have ordered them to be slain. *ib.* (Per eas se Catilina credebat posse servitia urbana sollicitare, urbem incendere, viros earum vel adjungere vel sibi interficere. De Catilinae conjuratione, cap. 24.) Französische Uebersetzung: . . . engager dans son parti ou faire périr leurs maris. — . . . and allowing that he (Shylock) had a right by the Venetian law to have the forfeit in the bond expressed, she (Portia) spoke so sweetly of the noble quality of mercy. = to have ordered the forfeit in the bond to be expressed. Lamb. — Look, whether the withered elder (Fallstaff) hath not his poll clawed like a parrot. Shakesp. *Henry IV*, part II, act II, scene 4. Uebersetzt von Viehoff: Sieh nur, ob sich der verwelkte Alte nicht den Kopf krauen lässt wie ein Papagei?

2) To have mit directem Objecte und Particip der Vergangenheit kann die passive Form vertreten oder kann dem deutschen bekommen entsprechen; lassen entspricht nicht. Der früher erwähnte Satz von Swift: if I had any apprehensions left = if any apprehensions were left to me, entspricht; ebenso: Would not this knave of a wheel (Fallstaff) have his ears cut? Shakesp. *Henry IV*, p. II, act II, sc. 4. Sollten dieser Radnabe nicht die Ohren gestutzt werden? (Sollte diese Radnabe nicht die Ohren gestutzt bekommen?) — . . . and easily got (her majesty) the farmer's consent, who was glad enough to have his daughter preferred at court. Gul. His queen and he (Macbeth) had their sleeps afflicted. Lamb. (Ihr Schlaf wurde beängstigt.) Dies ist dieselbe Construction wie im Französischen: *il eut le bras et le corps fracassés du même coup . . .*

3) To have mit directem Objecte und einem Infinitiv activ kann theils wörtlich, geeigneter mit wünschen, oder auch mit veranlassen, bestimmen, dazu bringen übersetzt werden. . . . and desires to have others believe, what he (Swift) probably believed himself . . . Dr. Johnson. — (und wünscht Andere zu bestimmen, das zu glauben, welches er . . .). He (Prospero) then gave orders what further he would have him (Ariel) do. Lamb. — The queen would have had me sit upon one of these chairs. Swift, Gul. — What

have I (Lydia) to expect, but, . . ., to go simpering (flennend) up to the altar; or perhaps be cried three times in a country-church, and have an unmannerly fat clerk ask the consent of every butcher in the parish to join John Absolute and Lydia Languish, spinster! Sheridan, the Rivals.

NB. Als interessanten Fall führe ich noch to have mit directem Objecte und Participium praesentis (das letztere anstatt eines Infinit., um die Dauer der Handlung auszudrücken) in der Bedeutung von „sehen“ an. „Instead therefore of finishing George's shirts, we now had them new modelling their old gauzes, or flourishing upon catgut.“ Goldsmith, Vicar, ch. X.

§ 4. Lassen in dem Sinne von „befehlen, bestellen, dass etwas gethan werde.“ Die Abstufung der Verben im Englischen, welchen unser „lassen“ entspricht, ist eine grosse. Sonnenburg hat to command, das doch wohl die erste Rangstufe einnimmt, nicht angeführt; einen triftigen Grund dafür kann ich nicht einsehen, denn wenn to order zu verwenden ist, so ist command doch gewiss auch zu berücksichtigen. Rothwell sagt von to command und order, dass sie einen überhaupt entscheidenden, befehlenden Sinn, während to desire, to request, to bid, to tell, diesen Begriff mit weniger Nachdruck, mit Höflichkeit oder Gleichgültigkeit ausdrücken. Dieser Auffassung stimme ich bei, nur kann ich der Gradation des auftretenden Individuums nicht beipflichten, sie theilen, wie es R. thut, eine Anschauung, welcher manche englischen Schriftsteller zu huldigen scheinen. — Nebenbei sei bemerkt, dass die Sätze mit command, welche unserem deutschen lassen entsprechen, nicht so zahlreich sind, wie die mit to order. Es ist dies auch ganz natürlich. Then shall the priest command to take for him that is to be cleansed two birds alive and clean . . . Leviticus 14, 4. — While he was thus reasoning and resolving with himself (the farmer), a gentleman-usher came from court, commanding my master to carry me immediately thither, for the diversion of the queen and her ladies. Swift, Gul. p. 134. — In dem folgenden Satze scheint das command gleichsam dazu zu dienen, um den von Frau Tetterby gegebenen Befehl ein wenig in's Lächerliche zu ziehen: Mrs. T., . . . commanded Johnny to bring his sweet charge to her straightway . . . Dickens, the haunted Man. In den folgenden Sätzen ist die nicht der Fall. The queen commanded her own cabinet-maker to contrive a box . . . Swift,

Gul. 138. — . . he would (the king) then command me to bring one of my chairs out of the box. *ibid.* 160. — He then commanded (the captain) his men to row up to that side . . . *ibid.* 178. — Prospero had commanded Ferdinand to pile up some heavy logs of wood. Lamb, *The Tempest.* (Eine wörtliche Uebersetzung ist natürlich nicht ausgeschlossen.)

To order. Zuweilen gebraucht der Schriftsteller der Abwechslung wegen, folglich ohne irgend einen logischen Grund, to order anstatt to command und umgekehrt. „Variatio delectat“. . . and went himself (the captain) in the boat, ordering his men to take a strong cable along with them. Swift, p. 178. — . . . and fastening (the captain) a cable to one of the staples, ordered them to tow my chest, as they called it, toward the ship. *ib.* 178. — Wie ersichtlich, geht der Befehl zum Vollzug der Thätigkeit in den beiden Beispielen mit to order, so wie in dem früher angeführten Beispiele mit to command von ein und derselben Person aus; die Thätigkeit selbst ist gleich wichtig oder gleich unwichtig, wie man es gerade auffassen will. — In dem folgenden Satze von Sir Walter Scott sehen wir, dass der von Edward the Confessor ausgehende Befehl zu einer gewiss wichtigen Handlung mit to order ausgedrückt ist: . . the king ordered a great warrior, called Siward Earl of Northumberland, to enter Scotland with a large force, and assist Prince Malcolm in the recovery of his father's crown. — Von demselben Autor bei einer viel weniger wichtigen Handlung: Macduff ordered his wife to shut the gates of the castle, draw up the drawbridge, and on no account to permit the King or any of his soldiers to enter. Und dennoch liesse sich Macduff ordered nicht anders geben, wohl aber the king ordered etc. durch commanded substituiren. — Metellus ordered his lieutenant, Rutilius, with the light-armed cohorts and a detachment of horse, to proceed towards the river . . . Rose. — He (Metellus) ordered the youth to be put to the sword . . . *ib.* p. 125. He ordered the greatest part of his army to continue together . . . *ib.* 126. . . he (Marius) ordered his division to slacken the attack . . . *ib.* 131. Bei Rose findet man beinahe alle Befehle durch to order ausgedrückt; unser lassen entspricht in den meisten Fällen. Aus den aus verschiedenen Schriftstellern angeführten Stellen lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass to command und to order als Synonyma zu betrachten sind. Dennoch empfiehlt es sich und halte ich es für entsprechend, to command für die wichtigeren Handlungen, die durch das deutsche lassen ausgedrückt sind, anzuwenden. Crabb sagt, zwar nicht über die Anwendung der

beiden Wörter als Verba, sondern als Substantiva, welches schliesslich dasselbe ist, folgendes: „A command is an exercise of power or of authority; it is imperative and must be obeyed: an order serves to direct; it is instructive and must be executed. — Command is properly the act of a superior or of one possessing power: order has more respect to the office than to the person. A sovereign issues his commands: orders may be given by a subordinate or by a body; as orders in council, or orders of a court. — A command may be divine or given from heaven; an order is given by men only; order is applied to the common concerns of life.“ —

Wenn wir das Verbum *to desire* unter der Bedeutung von „to long or greatly wish for something not possessed“ kennen, so können wir das Gebieterische, Befehlshaberische daraus schliessen; diesen beiden Begriffen entspricht in manchen Beziehungen unser deutsches *lassen*; es drückt daher auch, wie Rothwell ganz richtig sagt, eine Art Wunsch mit dem Befehl verbunden aus. — Then desire them (Marlow & Hastings) to step this way . . . Goldsmith, she stoops. — . . . and desired him to explain the means by which he had obtained access to the chamber. Ann Redcliffe. — He then desired (the emperor) me to draw my scimitar . . . ib. p. 63. — I desired (Gulliver) the queen's woman to save for me the combings of her majesty's hair. Swift, p. 158. — I then desired the governor to call up Descartes and Gassendi . . . ib. 228.

To request = *to express desire for; to solicit; to entreat; to beseech*, findet höchst selten seine Verwendung in dem Sinne von *lassen*; es kann beinahe immer *to desire* vertreten. R. giebt „My father desires (oder requests) to know your opinion. Desire (oder request) the ladies to walk in“.

To bid dagegen findet sich öfter vor; dieses, so wie *to tell*, sind die Vertreter unseres höflichsten *lassens*. Das Imperative tritt oft ganz in den Hintergrund. — „Break off the sports! he said (king James), and frown'd, And bid our horsemen clear the ground!“ Scott, Lady. — . . . And bid thy noble father live! (king James to Ellen), *ibid.* — . . . And bade him choose a meaner bride . . . O'Connor's Child von Campbell. — . . . And bid them (Caesar's wounds) speak for me. Shakespeare, Jul. Caesar, act III, sc. 2. — Then she said (Portia) to Shylock, „Be merciful: take the money, and bid me tear the bond“. Lamb. — Da *to tell* in jedem Falle durch seine primitive Bedeutung „sagen“ besser und einfacher übersetzt werden kann als mit *lassen*,

so ist es überflüssig, Beispiele anzuführen und nähere Erklärungen darüber zu geben.

Eine noch ganz praktische Bemerkung Rothwell's, auf welche freilich der denkende Schüler durch den Zusammenhang des Satzes von selbst kommt, führe ich hier an. „Bei command und order, wie beim Befehlen im Deutschen, ist wohl zu merken, dass sie einigermassen unbestimmt sind, denn man kann einen Befehl geben, ohne dass er nachher ausgeführt wird; durch have und cause vermeidet man diese Ungewissheit, z. B.: The duke of Wellington commanded (oder ordered) a soldier to be hanged, for having taken a loaf of bread. NB. hier könnte man hinzusetzen „aber sein Befehl war (besser: wurde) nicht vollführt“, wenn ich aber have oder cause brauche, so ist kein Zweifel mehr, dass die Sache vollbracht worden ist, z. B. The duke of W. had a soldier hanged, for . . ., oder: The duke of W. caused a soldier to be hanged, etc. . . Ebenso noch ein Beispiel über die vorhergehenden Regeln bei demselben. — At first the King was suffered to try his prerogative — he was then allowed to form a guard — at a later period they caused him to be arrested, and finally they had him beheaded.“ Lingard. —

§ 5. „Lassen“ wird durch die passive Form ausgedrückt. — Eine Regel aufzustellen, wann das deutsche lassen durch die passive Form ausgedrückt wird, ist nicht möglich, das Richtige kann nur durch längere Uebung getroffen werden. Wie im Französischen öfter das verbum reflexivum angewendet wird, wo wir im Deutschen die passive Form vorziehen, so wird umgekehrt zuweilen im Englischen die passive Form angewendet, während wir im Deutschen ein verbum reflexivum anwenden, z. B.: Lass dich nicht durch den Schein täuschen, S. be not deceived, oder auch: do not suffer yourself to be deceived by outward-show. — Lass dich nicht durch ein schwieriges Unternehmen entmuthigen. S. Be not discouraged by a difficult enterprise. — Der Unglückliche wollte sich nicht trösten lassen. S. The unhappy man did not want oder refused to be comforted.

Das deutsche „es lässt sich“ mit einem Infinitiv des Activ kann oft geeignet in das Englische durch to be oder durch can und may und einem Infinitiv des Passiv übersetzt werden; nach to be steht der Infinitiv mit to, nach can und may ohne to. Das lässt sich (es lässt sich) nicht ausführen, in Worte kleiden, erwarten, glauben, sagen, beweisen, etc. That (it) is not to oder cannot be executed, clothed with words, (thoughts are not always to oder cannot be clothed with

words), expected, believed, told, proved. — Hence may be deducted. One may easily understand that. —

Sonnenburg giebt in dem Satze: „Kupfer lässt sich zu einer sehr dünnen Platte auswalzen oder hämmern“ to bear für lassen an; eben so gut liesse sich can verwenden; im gewöhnlichen Leben würde man kaum anders sagen.

§ 6. „Lassen“ in der Bedeutung von verlassen, hinterlassen, zurücklassen durch to leave. Rothwell giebt einige praktische Sätze, die ich anführe. ‘You leave every thing in disorder. He takes the worst and leaves the best. Where did you leave my book? I left it on the table. My only friend has gone and left me. He went away and left his wife behind.’ To let wäre in keinem Falle hier richtig.

Zu erwähnen ist hier auch to let alone und to leave alone. Dr. Hoppe sagt darüber in seiner Ausgabe von Dicken’s Cricket on the Hearth, p. 20: ‘leave alone, lass allein, ohne zu helfen, es braucht deiner Unterstützung nicht; daher leave me alone for that oder to do that, lass mich nur selbst dafür sorgen, sei unbesorgt, ich werde schon machen; leave it alone, rühr’s nicht an, bleib davon. — Let me alone dagegen: lass mich allein, ungestört, unbelästigt, lass mich in Ruhe“. Weiter führt er andere Verbindungen mit to let und to leave an, in welchen unser deutsches lassen nicht passt, z. B.: ‘Let me leave it (Christmass) alone, (Christmass Carol) gestatte, dass ich davon bleibe, mich nicht darum kümmere. Letzteres in dem vulgären ‘let alone’ = geschweige denn, abgesehen von, z. B. there’s no work for honest people, let alone thieves; ‘let well alone’ verlange nicht zu viel; du musst es nicht zu gut haben wollen.“ Und noch so manches andere Interessante und Wissenswerthe.

Zur Illustration von to leave in der Bedeutung von verlassen, zurücklassen, hinterlassen etc. einige andere Beispiele: When he was (Swift) about one-and-twenty, (1688), being, by the death of Godwin Swift his uncle, who had supported him, left without subsistence, he went to consult his mother, . . ., about the future course of his life. Johnson. — . . he went (my father) into the cabin to indulge in his potations, leaving me in possession of the deck and also of my supper . . . Marryat, Jac. Faithful. — He then spurred (the gentleman) his horse and left me in amazement. W. Wood. — I left you fretful and passionate. Sheridan, Rivals. — . . nothing, indeed, was left unattempted on either side. Rosse. — Withdraw yourselves, and leave us here alone. Shakesp., Richard II.

Zum Schlusse bringe ich noch in alphabetischer Ordnung deutsche Ausdrücke mit lassen, welche im Englischen eine andere Wendung haben; auf Vollständigkeit kann ich natürlich keinen Anspruch machen.

A. zur Ader lassen, to bleed; im Amte lassen, to continue in office, auch to continue one in office; anfechten lassen, lass dich das nicht anfechten, do not be uneasy about that, never trouble yourself about it; von seiner Ansicht lassen, to change one's mind, opinion; sich ausdehnen lassen, to admit of being stretched.

B. Etwas bleiben lassen, to take good care (precious good care) of doing something; der Flögel'sche Ausdruck „Du sollst es wohl bleiben lassen, I shall take care that you shall not do it“, ist nicht zu empfehlen; to avoid, to forbear doing; sich bitten lassen, to look for entreaty; sich begreifen lassen, to be a matter of course; Bier aus dem Fasse lassen, to draw beer, könnte deutsch einfacher gegeben werden durch „Bier zapfen“.

D. sich drängen, treiben lassen, er lässt sich drängen, he must be urged, wants to be urged.

E. sich empfehlen lassen, to send one's compliments; über sich ergehen lassen (den Schaden), to take the damage upon one's self, to bear it one's self; sich einfallen lassen, to take a fancy into one's head; sich einreden lassen (Nichts), not to believe anything, not to give credit to anything; er lässt sich nicht gern einreden, he does not like opposition; eingehen lassen, to leave off, to forego, to abolish, to abrogate; ein Geschäft, to give up; einen Artikel, to discontinue the selling of an article; sich einnehmen lassen, to be taken, captivated with, prejudiced by.

F. fahren lassen (allgemein), to forsake, to forego, to give up, to neglect, to part with, to relinquish, auch to abandon; alle Hoffnung fahren lassen, to give up all hope; die Vögel lassen ihre Federn fahren, the birds cast off their feathers, lose their feathers, oder moult; den Kummer, Sorge etc., to banish grief, sorrow; einen Wind fahren lassen, to break wind, (vulg. to fart); einen Freund fahren oder fallen lassen, to forsake, to give up a friend. — Fallen lassen, to drop (something); eine Bemerkung, ein Wort fallen lassen, to throw out an observation, to drop a word (gebräuchlicher to let escape); den Muth, das Herz fallen lassen, to lose one's courage; die Stimme fallen lassen, to sink, to lower, to depress one's voice; dem „den Preis fallen lassen“, to abate the price of . . ., entspricht besser „den Preis herabsetzen.“ — Folgen lassen, to cite; fordern lassen, to send for, to summon; to send

a challenge to a person (vom Duell); frei lassen, to set free, to free from arrest, to release (from bondage), to emancipate, to liberate, to manumit (von Sklaven); freie Wahl lassen, neben to let auch to give one the choice; freien Lauf lassen, to give scope.

G. sich gefallen lassen, to put up with, to comply with, to submit to; — you must not put up with every thing; sich einen Vorschlag gefallen lassen, to consent to a proposal; das kann er sich unmöglich gefallen lassen, it is impossible for him to agree to that; so etwas lässt er sich nicht gefallen, such things won't go down with him; das lass ich mir gefallen, very well, be it so. — Sich gehen lassen, to indulge one's inclinations; viel drauf gehen lassen, to spend a good deal of money; die Farbe gehen lassen (besser verlieren), to lose color, to fade; die Schüler gehen lassen, to dismiss the pupils; lass es gehen, wie's geht (wie es mag), leave the world to take its course, let it go as it lists. — Lasse dir das gesagt sein, let that be a warning for you; lass es gut sein, never mind, no matter. — Geschehen lassen, to consent to, not to hinder, not to prevent, auch to let go, to allow.

II. hängen lassen (den Kopf), to hang down one's head; er wird Haare lassen müssen, he will be the worse for it, he will come off second best, he will be fleeced, he will have to pay for it; er lässt kein gutes Haar an ihm, he has not a word to say in his favor, he won't allow him one good quality; er wird sich kein graues Haar darüber wachsen lassen, he will not grieve at it, it will give him no great pain, uneasiness; holen lassen, to send for; hoch leben lassen, to drink the health of somebody; herausgeben lassen, to own. (Komm mit mir, dann, um uns den Koffer und die Reisetasche herausgeben zu lassen, S. p. 200, come with me, then, to own the trunk and the carpet-bag.) Die Redensart „lass dir auf einen Thaler herausgeben“, ist durch 'get a Prussian dollar changed' zu übersetzen. Hingehen lassen, not to punish, not to reprimand one for . . . ; sich hören lassen (von Künstlern), to perform publicly, to sing, to play (in public, before company); von Rednern, to speak; einen Buchstaben hören lassen, to sound a letter; das lässt sich hören, that is worth hearing, there is some reason in what is said, what is said is worthy of attention or consideration or of notice, that is acceptable, plausible, reasonable; er hat lange nichts von sich hören lassen, he has been silent for a long time.

K. kommen lassen, to order, he ordered his books from London

L. sein Leben lassen, to die, to lay down one's life, to give one's life; sich lesen lassen, to be worth reading, to be readable; einen laufen lassen (= fortschicken), to turn one out, to discard; etwas lassen, to shun, to avoid; auch in der Bedeutung von anfangen, z. B. wo haben Sie Ihre Bücher gelassen, what have you done with your books? — sich nicht lumpen lassen, to act liberally, to display liberality, not to be niggardly, not to act shabbily.

M. sich merken lassen, to show, to discover to betray something; sich nichts merken lassen, to take no notice of . . ., to seem not to know, to remark someth.; einen etwas merken lassen, to give to understand, to hint, to intimate.

N. das lässt er sich nicht nehmen, he thinks it to be his privilege.

R. in Ruhe lassen, to let alone.

S. sitzen lassen (ein Mädchen), to abandon, to give one the slip (auch: stehen lassen); den Hut sitzen lassen, to keep one's hat on; schiessen lassen (die Zügel), to let loose (the reins); im Stiche lassen, to leave in the suds; stehen lassen (von Rechnungen), not to pay for something; alles stehen und liegen lassen, to give up all, to leave all; etwas auf sich sitzen lassen, to pocket an affront; sich sehen lassen, to come to see.

T. sich träumen lassen, to imagine, to take into one's head; sich nicht trösten lassen, to refuse consolation; sich thun lassen, to be practicable; etwas thun lassen, to see something done.

U. unberücksichtigt lassen, not to consider, to mention; unversucht lassen, to try every thing.

V. den Vorzug lassen, to give the preference; (Krieg) vermuthen lassen, to give cause to suspect, to argue war; versehen lassen (seine Stelle), to be represented; vor sich lassen, to admit to one's presence, to receive; sich verdriessen lassen (keine Mühe) to spare no pains, to be unwearied.

W. wissen lassen, to inform; Wasser lassen, to make water; warten lassen, to keep waiting.

Z. zappeln lassen, neben to leave one to struggle noch: to forsake one in distress, to keep one in suspense, to tantalize one.

Speyer.

Dr. Wilhelm Dreser.

Sprachvergleichendes.

Mit Zugrundelegung des sechsten Gesanges der Frithiofssage.

Der Verfasser dieser Zeilen hat von jeher eine hohe Befriedigung darin gefunden, sich mit möglichst vielen Sprachen einigermaassen vertraut zu machen. Es gewährte ihm eine unbeschreibliche Freude, sowohl Abweichungen von früher für allgemein gehaltenen Regeln als auch neue Beweise und Analogien für dieselben in neu studirten Sprachen zu entdecken, und so seine Bewunderung beständig teilen zu müssen zwischen der unendlichen Mannigfaltigkeit und der erstaunlichen Gleichartigkeit des in den verschiedenen Idiomen ausgeprägten Menschen- und Volksgeistes. Von diesem Gesichtspunkte aus treibt er Sprachvergleichung, ohne sich der Kenntniss des Sanskrit, die wahrscheinlich von Vielen dazu für durchaus notwendig erachtet wird, rühmen zu dürfen. Die folgenden Anmerkungen und Excurse sind daher sehr anspruchsloser Natur. Neu an ihnen ist vielleicht nur die Zusammenstellung, während die angeführten Tatsachen meist schon bekannt und zerstreut hier und da behandelt sein dürften. Man nehme also die folgende Arbeit nur als Probe, wie sich der Verfasser die sprachvergleichende Methode zur Anregung beim Unterricht verwertet denkt, und wie er selbst beim sprachlichen Unterricht, je nach dem verschiedenen Fassungsvermögen und Wissen seiner Schüler, mehr oder minder bemüht ist aus den Sprachen die Sprache, aus den Erscheinungen das Gesetz abzuleiten. Die Wahl des Textes ist eine rein zufällige gewesen, vielleicht beeinflusst von der hervorragenden Stellung, welche die Frithiofssage nach des Verfassers Ansicht in der poetischen Literatur aller Völker einnimmt; hätte eine andere Sprache

zu Grunde gelegen, so wären die Anmerkungen zwar den Verhältnissen gemäss modificirt worden, hätten aber doch wesentlich dasselbe Gepräge getragen. Des besseren Verständnisses wegen lasse ich auf den schwedischen Text die deutsche Uebersetzung folgen; die Wörter, an welche sich eine Besprechung knüpft, sind durch den Druck hervorgehoben.

Frithiof spelar schack.

Björn och Frithiof suto båda
Vid ett schackbord, skönt att skåda.
Silfver var hvarannan ruta,
Och hvarannan var af guld.

5 Då steg Hilding in: „Sitt neder,
Upp i högbank jag dig leder,
Töm ditt horn, och låt mig sluta
Spelet, fosterfader huld!“

10 Hilding qvad: „Från Beles söner
Kommer jag till dig med böner.
Tidningarne äro onde,
Och till dig står landets hopp.“

15 Frithiof qvad: „Tag dig till vara,
Björn, ty nu är kung i fara.
Frälsas kan han med en bonde:
Den är gjord att offras opp.“

20 „Frithiof, reta icke kungar,
Starka växa örnens ungar;
Fast mot Ring de aktas svaga,
Stor är deras magt mot din.“

 „Björn, jag ser du tornet hotar,
Men ditt anfall lätt jag motar.
Tornet blir dig svårt att taga,
Drar sig i sin sköldborg in.“

25 „Ingeborg i Baldershagen
Sitter och förgråter dagen.
Kan hon dig till strids ej locka,
Gråterskan med ögon blå?“

30 „Drottning, Björn, du fåfängt jagar,
Var mig kär från barndomsdagar,
Hon är spelets bästa docka,
Hur det går, hon räddas må.“

35 „Frithiof, vill du icke svara?
Skall din fosterfader fara
Ohörd från din gård, emedan
Ej ett dockspel vill ta slut?“ —

40 Då steg Frithiof upp och lade
Hildings hand i sin och sade:
„Fader, jag har svarat redan,
Du har hört min själs beslut.

Rid att Beles söner lära
 Hvad jag sagt: de kränkt min ära,
 Inga band vid dem mig fästa,
 Aldrig blir jag deras man“

45

„Väl, din egen bana vandra,
 Ej kan jag din vrede klandra.
 Oden styre till det bästa!“
 Sade Hilding och försvann.

Björn und Frithiof sassen Beide bei einem Schachbrett, schön zu schauen. Silber war jedes zweite Feld, und jedes zweite war von Gold.

Da trat Hilding herein: „Setze dich nieder, hinauf zum Ehrenplatz geleite ich dich, leere dein Horn, und lass mich das Spiel beenden, trauter Pflegevater!“

Hilding sagte: „Von Bele's Söhnen komme ich zu dir mit Bitten. Die Nachrichten sind schlecht, und bei dir steht des Landes Hoffnung.“

Frithiof sprach: „Nimm dich in Acht, Björn, denn jetzt ist der König in Gefahr. Gerettet werden kann er vermittelst eines Bauers: der ist gemacht aufgeopfert zu werden.“

„Frithiof, reize Könige nicht, zu starken wachsen des Adlers Junge heran; obgleich sie gegen Ring schwach erachtet werden, ist ihre Macht gross gegen die deine.“

„Björn, ich sehe, du bedrohst den Turm, aber deinem Angriff begegne ich leicht. Schwer wird's dir, den Turm zu nehmen, er zieht sich in seine Schildburg hinein.“

„Ingeborg sitzt in Balder's Hain und verweint den Tag. Kann sie dich zum Streit nicht locken, die Weinerin mit den Augen blau?“

„Die Königin, Björn, jagst du vergeblich, war mir lieb von Kindheitstagen, sie ist des Spiels beste Puppe, wie es auch ergehe, sie muss gerettet werden.“

„Frithiof, willst du nicht antworten? Soll dein Pflegevater ungehört von deinem Gehöfte gehen, weil ein Puppenspiel nicht Ende nehmen will?“ —

Da stand Frithiof auf und legte Hilding's Hand in die seinige und sagte: „Vater, ich habe schon geantwortet, du hast meiner Seele Beschluss gehört.“

Reite, Bele's Söhnen beizubringen, was ich gesagt: sie haben meine Ehre gekränkt, keine Bande fesseln mich an sie, nie werde ich ihr Dienstmann.“

„Wol, deinen eigenen Weg wandere, nicht kann ich dein Zürnen tadeln. Odin lenke es zum Besten!“ sagte Hilding und verschwand.

1. och „und“ dän. og ist der Form nach das deutsche auch. In Bedeutung und Form stimmt mit diesem das schwed. ock. Die Begriffsverschiedenheit von auch und och findet sich sogar in demselben Worte und derselben Sprache vereint in dem griech. *καί*. Das lat. et kann auch bei Dichtern die Bedeutung von etiam haben, hat sie sogar, in Prosa stehend, in der Formel et ipse. Das längere etiam im Verhältniss zu et lässt sich mit också (= auch) zu och vergleichen.

suto 3. Pl. imperf. v. sitta (sitzen). Der Sing. imp. ist satt mit a. Der Plur. imperf. des starken Zeitwortes hat regelmässig einen anderen Vocal als der Singular. Diese Mannigfaltigkeit der Vocalisirung ist im Nhdtsch. bis auf wenige Ueberbleibsel (z. B. wie die Alten *sungen*) verloren gegangen, besteht aber im Ahd., wo sogar die 2. Sing. mit dem Plur. einen gemeinschaftlichen Vocal hat; z. B. Ind. praet. von nēman

sing. nam nâmi nam
pl. nânumês nâmut nâmun

von tripan

sing. treip tripi treip
tripumês tripūt tripun.

Im Mhd. ist durch den in der ersten Silbe der 2. Sing. eingetretenen Umlaut die Vocalisirung noch mannigfaltiger, z. B. von liegen

sing. louc lûge louc
pl. lugen luget lugen,

von geben

sing. gap gaebe gap
pl. gâben gâbet gâben.

Der Conj. imperf. der starken Verben im Schwed. hat durchgängig den Vocal des Indic. Pl., es stimmt also die Bildung ganz genau mit dem Ahd.

Der Conj. praet. von nhd. tripan ist

tripi tripis tripi
tripimês tripît tripin.

Der Conj. praet. vom schwed. förnimma jag förnumme geht mit *u* weiter; der Ind. geht

sing. förnam

pl. förnummo förnummen förnummo.

2. vid (bei), engl. with, deutsch wider. Die Bedeutung ist in allen drei Sprachen eine andere; doch findet sich engl. with noch in der Bedeutung des deutschen Wortes in Zusammensetzungen wie to withstand = widerstehen. — Was den Bedeutungswechsel gleichförmiger Präpositionen in verwandten Sprachen betrifft, vgl. engl. by mit deutschem bei, griech. ἀνά, ἀπό, πρό mit lat. ante, ab, pro.

skåda, deutsch schauen. Das engl. verwandte to show hat, wie nicht selten geschieht, die causative Bedeutung angenommen schauen lassen, d. i. zeigen. So heisst im Franz. apprendre 1) vernehmen, 2) benachrichtigen; so wird in gewissen Gegenden Deutschlands lernen vom Volke auch im Sinne von lehren gebraucht.

3. var imperf. von vara, sein. Nach obiger Regel heisst der Plur. vi voro, I voren, de voro; der Conj. jag vore, du vore, hau vore u. s. w.

5. neder, deutsch nieder, engl. nether. Die deutsche Media ist im Engl. gewöhnlich aspirata, z. B. thorn = dorn, threaten = drohen, leather = Leder, bath, Bad, mouth, Mund. Auch im Schwed. hatte man früher diese Schreibweise, z. B. bei Stjernhjem, einem Zeitgenossen Christinen's, der als Vater der schwedischen Literatur angesehen wird, ist noch geschrieben then fängne Cupido.

8. spelet = das Spiel. Die Anhängung des bestimmten Artikels an das Substantivum (das Adjectivum, auch das substantivirte, hat ihn in gewöhnlicher Weise vor sich) ist in den germanischen Sprachen auf das Schwed. und Dänische beschränkt. Treffen Adj. und Subst. zusammen, so werden zwei Artikel angewandt, z. B. det ädla spelet = das edle Spiel. — Merkwürdigerweise findet sich dieselbe Eigentümlichkeit auch in einer romanischen Sprache, nämlich im Rumänischen; dort heisst z. B. fok Feuer, fokul das Feuer, oki Augen, okii die Augen.

9. qvad, 3. Sing. imperf. von qvada, singen, dichten. Im Nhd. ist das Wort geschwunden; im Ahd. quüdan, Mhd. quëden, imperf. quot (= sagen); im Engl. noch die allein stehende Form quoth he, she = sagt, sagte.

10. till hat die Bedeutung des engl. to; engl. till ist im Schwed. tills.

12. landet, das Land. Das Wort hat im Pl. die männliche Endung *länder*; seltener bleibt *land* der Plur. Das deutsche sächliche Wort hat in ähnlicher Weise neben seinem gewöhnlichen Pl. *Länder* auch die poet. nach überwiegend männlichen Analogien gebildete Form *Lande*. Es hat also im Schwed. der üblichere, im Deutschen hingegen der seltener Plural eine ungewöhnlichere Form. — Interessant ist es zu sehen, wie die verschiedenen Bedeutungen des deutschen Wortes, nämlich 1) Reich, Staat, 2) Gegensatz zum Wasser, 3) Gegensatz zur Stadt in anderen Sprachen ausgedrückt werden. Das in dieser Hinsicht am reichsten ausgestattete Franz. hat 3 Wörter: 1) *pays*, 2) *terre*, 3) *campagne*; das schon ärmere Engl. 2, nämlich 1) und 3) *country*, 2) *land*. Doch kann im Engl. und Franz. bei poetischer Färbung des Ausdrucks 2) auch für 1) stehen.

13. tag, Imperat. von *taga* nehmen, engl. *to take*. Vom deutschen Stamme aber hat das Schwedische das oben angeführte *förninna*. — Sprachen, deren Vocabularium auf zwei Hauptquellen zurückzuführen ist, wie z. B. das Engl., verfahren oft so, dass sie zwar das Simplex der einen Sprache aufnehmen, den Sinn des Comp. aber der anderen entlehnen. So entsprechen im Engl. den Bedeutungen

des deutschen		die Zeitwörter	
kommen	bekommen	<i>to come</i>	<i>receive</i>
suchen	besuchen	<i>to seek</i>	<i>visit</i>
halten	behalten	<i>to hold</i>	<i>retain</i>
sehen	vorsehen	<i>to see</i>	<i>provide</i>
rennen	entinnen	<i>to run</i>	<i>escape</i>
sprechen	versprechen	<i>to speak</i>	<i>promise</i>
nehmen	zunehmen	<i>to take</i>	<i>increase</i>
treiben	antreiben	<i>to drive</i>	<i>induce</i>
ziehen	vorziehen	<i>to draw</i>	<i>prefer</i>

Diese Reihe liesse sich noch sehr verlängern. Zu bemerken ist übrigens, dass die deutschen Zeitwörter mit *be* sich oft im Englischen finden, aber mit veränderter Bedeutung, so ist

<i>to become</i>	= werden, ziemen
<i>to beseech</i>	= er suchen
<i>to behold</i>	= gewahren.

14. *nu*, jetzt, engl. *now*, deutsch *nun*. — Das der Form des deutschen *jetzt* entsprechende engl. *yet* hat verschiedene Bedeutung, nähert sich aber der deutschen in der Verbindung *as yet*.

15. frälsas, Inf. pass. von frälsa. — Das Schwed. und Dän. haben sich die in den meisten neueren Sprachen verloren gegangene Leichtigkeit gewahrt, das Pass. ohne Hilfszeitwort zu bilden. Der charakteristische Consonant desselben ist in beiden Sprachen das s, welches entweder an Stelle des activischen r gesetzt, oder, wo dieses nicht vorhanden, der activischen Form angehängt wird. Doch ist daneben auch die Möglichkeit vorhanden, nach Analogie unseres werden blifva (eigentlich bleiben) als Hilfszeitwort mit dem Partic. für das Passiv. zu verwenden. Aehnlich verwenden die Polen das auch zuerst bleiben bedeutende zostaé.

Was den Gebrauch der Hilfszeitwörter anbetrifft, so weichen nicht nur die verschiedenen Sprachgruppen, sondern auch innerhalb derselben verschiedene Sprachen sehr von einander ab. Schwed. und Dän. gehen einerseits, Deutsch und Engl. andererseits ganz Hand in Hand. Notwendig sind bei jenen nur 2, bei diesen aber 3 Hilfszeitwörter, um 1) die Vergangenheit, 2) die Zukunft und 3) den leidenden Zustand auszudrücken. Die roman. Sprachen haben auch nur zwei Hilfszeitwörter, brauchen sie aber für Fall 1) und 3), während Schwed. und Dän. für Fall 1) und 2); die slawische Sprachgruppe endlich können und müssen sie bisweilen anwenden für Fall 2) und 3). Merkwürdig ist bei der Anwendung des Hilfszeitwortes beim Fut. im Russ., dass man zum Fut. von БЫТЬ (esse) nicht das Partic., sondern den Inf. des betreffenden Zeitwortes setzt, z. B.

ich werde handeln я буду дѣлать
wörtl. ich werde sein handeln.

Im Passiv. kann das Hilfszeitwort vermieden werden, wenn man, wie es ja im Franz. oft geschieht, dafür das reflex. Zeitwort gebraucht, z. B.:

le mot s'emploie слово употребляется.

Tritt ein Hilfszeitwort ein, so ist es natürlich entsprechend dem esse, être, to be, sein u. s. w., russ. БЫТЬ, poln. być, für welches letztere indessen, wie oben erwähnt, das dem schwed. blifva zu vergleichende zostaé eintreten kann. Aehnlich steht im Ital. statt essere auch bisweilen venire und ähnliche, im Span. und Port. ist sogar dem ser das Hilfszeitwort estar gleichberechtigt. —

In den alten Sprachen, wenigstens den mir bekannten, ist der Gebrauch des Hilfszeitwortes weit beschränkter, und zwar hat das Zeitwort selbst, in dem Verhältnisse der früheren Entwicklung der be-

treffenden Sprache, auch weit mehr eigene Kraft, um die verschiedensten Verhältnisse auszudrücken. Im Hebr. wird nicht nur für Zeit und Geschlecht kein Hilfszeitwort gebraucht, sondern man giebt sogar andere Beziehungen mit organisch gebildeten Formen des betreffenden Wortes wieder, so z. B. die causative, und zwar caus. act. durch Piel, caus. passiv. durch Pual, z. B.:

קָם er kam, קָמַם er liess kommen, holte, קָמַם er wurde geholt.

Im Griechischen ist zwar diese Nüancirung der Bedeutung des Zeitwortes nicht vorhanden, doch ist der Gebrauch des Hilfszeitwortes nur auf den selteneren Fall beschränkt, dass im Perf. pass. aus äusserlichen Gründen, z. B. wegen des Zusammenstosses zu vieler Consonanten, eine Form nicht organisch gebildet werden kann. So heisst ja die 3. Pl. ind. perf. pass. von *λεῖπω* *λελειμμένοι εἰσίν*, weil die Sprache *λελειπνται* nicht zulassen und auch nicht umbilden kann. — Im Lat. endlich hat sich das Hilfszeitwort auf das Praet. pass. ein bestimmtes Anrecht erworben, welches es, wie erwähnt, in den Tochter-sprachen auf das ganze Pass. und sogar auf einen Teil des Act. ausgedehnt hat.

18. örnens gen. von örn Adler, Aar, noch mehr verwandt mit dem älteren deutschen Worte arn; dem griechischen Worte ὄρνις steht es wegen des gleichen Vocales noch näher als dieses. Es hat also das generelle ὄρνις in örn und arn eine individuelle Bedeutung; ferner ist die früher im Deutschen und noch im Schwed. gebräuchliche Form im Nhd. auf den poetischen Ausdruck beschränkt, während das jetzige generelle Prosawort der Adler früher eine individuelle Bedeutung hatte, indem es aus Adel-ar entstanden ist. Dies veranlasst uns, einige allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen über den Ausdruck gleicher Begriffe in verwandten Sprachen, oder auch in verschiedenen Perioden derselben Sprachen, resp. über den Bedeutungswechsel gleichwurzelliger Wörter. Im Allgemeinen hat man natürlich als Regel aufzustellen, dass die gleichen Stämme in verwandten Sprachen auch dieselben Bedeutungen haben, wie ja umgekehrt aus der durchgehenden Gleichheit solcher Stämme die Verwandtschaft der betreffenden Sprache, das Vorhandensein des Wortes und des Begriffes in der gemeinschaftlichen Ursprache mit Recht gefolgert wird, und viele solcher gemeinschaftlichen Stämme zusammengenommen sogar einen sicheren Schluss auf das Minimum des Wortschatzes jener Ursprache, ja sogar auf den Culturzustand des betreffenden Volkes ge-

statten, welches für so und so viele Begriffe nach Ausdrücken suchen musste. Vgl. z. B. Mommsen, Röm. Gesch. Bd. I, S. 15, wo aus dem Vorhandensein gleicher Wurzeln im Sanskr., Griech. und Lat., wie z. B. *sum*, *do*, *pater*, *equus*, *bos*, *anser* u. a. der Wortreichtum und geistige Horizont des Volkes, welches die gemeinschaftliche Muttersprache jener drei besass, treffend geschlossen wird. Ich will nur ein Beispiel eines Wortes anführen, welches wie jene sich nicht nur durch Sanskr., Gr. und Lat., sondern sogar durch die modernen europ. Sprachen, also durch den ganzen indo-europ. Sprachstamm hindurchführen lässt. Es ist das Wort für Mutter, gr. *μητήρ*, lat. *mater*, it., span. u. port. *madre*, franz. *mère*, engl. *mother*, schwed. u. dän. *moder*, russ. *мать*, poln. *matka*. Sogar ausserhalb unseres Sprachstammes, im hebr. Worte *מָתָן* ist mindestens das *m* vorhanden; man wurde sich also dieses Begriffs schon in entferntester Vorzeit bewusst. Weniger drängt sich naturgemäss der Begriff Vater hervor; davon sind die Sprachen wieder ein getreues Spiegelbild, denn wenn wir das Wort durch die genannten begleiten, finden wir bei weitem nicht mehr das zähe Festhalten an denselben Consonanten. — Diese allgemeine Regel nun ist von dem stets lebendigen Sprachgeist auf verschiedene Arten durchbrochen worden, von denen ich hier die hauptsächlichsten kurz anführe und sie mit bunt gewählten Beispielen belege.

a) Durch Verengerung oder Erweiterung des Begriffes hat dasselbe Wort in verwandten (Schwester- oder Tochter-)Sprachen generelle und individuelle Bedeutung. Es kann also *pars pro toto* und *totum pro parte* stehen. Als Beleg wiederhole ich das oben angeführte

gr. *ὄρνις*, mhd. *arn*, schwed. *örn*, dän. *Orn*.

Ferner

lat. *passer* der Sperling, span. *pájaro* der Vogel,

deutsch der Vogel, engl. *fowl*, jetzt Federvieh, früher
Vogel,

deutsch das Tier, engl. *deer* Rotwild, gr. *θῆρ* wildes Tier,

deutsch der Hengst, schwed. *häst*, dän. *Hest* das Pferd,

deutsch die Mähre (schlechtes Pferd), engl. *mare* „Stute“.

Genau so

russ. *кляча* der elende Gaul; poln. *klacz* Stute,

deutsch das Pferd, franz. le palefroi, engl. the palfrey, der Zelter,

während alle drei von demselben paraveredus kommen.

Engl. dog der Hund, deutsch die Dogge,

deutsch der Hund; engl. the hound der Jagdhund,

poln. sobaka die Hündin; russ. со́бака der Hund im allgem.

Um nicht nur beim Tierreiche zu bleiben, welches allerdings für unseren Zweck die reichste Ausbeute zu gewähren scheint, füge ich ferner hinzu:

russ. лице Gesicht, poln. lice Backe,

russ. лобъ die Stirn, poln. łeb der Kopf,

lat. crinis das Haar, fr. le crin die Mähne,

engl. sky Himmel; schwed. u. dän. sky Wolke,

ital. colorato gefärbt; span. colorado rot,

engl. time Zeit; schwed. timma Stunde,

poln. czas Zeit; russ. часъ Stunde,

russ. пора Zeit; poln. pora Jahreszeit,

„ година gew. Zeit; poln. godzina Stunde.

Diese und einige später folgende Beispiele zeigen uns, dass besonders zeitbedeutende Wörter die verschiedensten Begriffsnuancirungen zulassen.

Engl. money Geld; fr. monnaie kleines Geld,

it. carta Papier; span. port. carta Brief,

lat. parare bereiten; fr. parer schmücken,

russ. листъ Blatt; poln. list Brief,

deutsch die Wehr; schw. värja Degen,

poln. mig die Gebhrden; russ. мигъ Blinzeln mit den Augen,

schw. skära schneiden; deutsch scheeren,

schw. frö, dän. fr. Samen; engl. fry Fischrogen,

russ. мѣсто der Ort; poln. miasto die Stadt

(vgl. hiermit das deutsche Statt, Stadt, Stätte, wobei auch beide Bedeutungen in einander spielen),

poln. ubierać kleiden; russ. убирать schmücken,

„ niewiasta Frauenzimmer; russ. невеста heiratsfähiges Mädchen, Braut,

„ zimny kalt; russ. зимный winterlich,

„ bor der Forst; russ. боръ Fichtenwald,

russ. звонъ Ton; poln. dzwon Glocke,

russ. садъ Garten; poln. sad Obstgarten,
 poln. ogorod Garten; russ. огородъ Küchengarten,
 „ platek Läppchen; russ. платокъ Taschentuch,
 russ. погода Wetter; poln. pogoda auch: schönes Wetter,
 poln. odmienny verschieden; russ. отъѣнный gewöhnlich: ausgezeichnet,
 engl. lid Deckel; deutsch (Augen)lid,
 „ bone Knochen; deutsch Bein bezeichnet etwas bestimmtes,
 deutsch spüren; schw. spörja fragen,
 russ. пытатъ versuchen; poln. pytać fragen,
 „ двигатъ bewegen; poln. dzwigać heben.

b) Dasselbe Wort bezeichnet in der verwandten Sprache einen örtlich oder im Gedanken nahe liegenden, allenfalls verwandten Begriff, z. B.:

deutsch Kinn, engl. chin; aber schwed. u. dän. kind Backe; ähnl. poln. szczeka Kinnbacke; russ. щѣка Backe; und genau so lat. maxilla Kinnbacke; sp. mejilla Backe,
 russ. олово das Zinn; poln. ołów das Blei,
 russ. жаба die Kröte; poln. żaba der Frosch.
 deutsch Stunde; schwed. stund Augenblick,
 deutsch laufen; engl. to leap springen.

Umgekehrt:

deutsch springen; schw. springa gewöhnl. laufen,
 lat. hora Stunde; gr. ὥρα auch: Jahreszeit,
 schw. föda das Leben geben, d. i. gebären; engl. to feed das Leben erhalten, d. i. füttern,
 deutsch Fass; schw. fat gewöhnl. Schüssel,
 engl. anger Zoru; schw. ånger Reue,
 schw. kräfva heischen, fordern; engl. to crave gewöhnl. bitten,
 engl. u. dän. to gro, groe wachsen; schw. gro keimen,
 deutsch Knabe; engl. knave Schurke,

(das deutsche „Bube“ hat beide Bedeutungen)

poln. poczciwy ehrlich; russ. почтливый höflich,

(die Verwandtschaft der Bedeutungen zeigt das beide besitzende franz. honnête)

engl. always immer geht auf die Zeit; deutsch allerwegen bez. dasselbe vom Ort.

poln. grób Grab; russ. гробъ gewöhnl. Sarg,

poln. naśladować nachfolgen im Betragen, d. h. nachahmen; russ.
НАСЛѢДОВАТЬ nachfolgen im Besitz, d. i. erben.

Wir dürfen uns sogar nicht wundern, wenn derselbe Stamm in verwandten Sprachen gerade Entgegengesetztes bedeutet, das tertium comparationis springt ja von selbst in die Augen, z. B.:

poln. urodziwy schön; russ. уродливый missgestaltet.

Vergleichen wir drei verwandte Sprachen, so gehen oft zwei in der Bedeutung des gleichstammigen Wortes zusammen, während die dritte ihre eigenen Wege wandelt, z. B.

engl. u. schw. skjorta Hemd; deutsch hingegen Schürze,
 „ „ „ to draw, draga ziehen; „ „ tragen,
 deutsch u. schw. gata Gasse; engl. hingegen gate Thor,
 „ „ „ snäcka Schnecke; engl. hingegen snake, Schlange,
 deutsch u. engl. worm Wurm; schw. hingegen orm Schlange,
 „ „ „ harm Leid, Schaden; schw. hingegen harm Verdruss, Unwille.

Hierzu ist zu rechnen, wenn dasselbe Wort in der einen Sprache in eigentlicher, in der anderen in übertragener Bedeutung gebraucht wird, z. B.:

deutsch Esel, engl. easel Staffelei,
 russ. смутный trübe; poln. smutny traurig,
 deutsch glatt; engl. glad froh,
 „ Blatt; engl. blade Klinge,
 schw. vacker schön (von Aussehen); deutsch wacker, schön im ethischen Sinne, also brav, tüchtig,
 deutsch fressen; schw. fräta nur übertragen: ätzen,
 russ. роскошь äussere Ueppigkeit, Pracht; poln. rozkosz Ueppigkeit der Seele, d. i. Vergnügen,
 „ лаять bellen; poln. łajać anbellend, d. i. ausschelten,
 „ взглядъ Blick; poln. wzgląd Rücksicht,
 (beide Bedeutungen vereinigt das fr. regard.)

c) Das in der einen Sprache gewöhnl. Wort ist in der anderen nur poetisch, z. B.:

lat. columba; franz. la colombe poet.
 deutsch Taube; engl. the dove poet.
 poln. czolo Stirn; russ. чело poet.
 engl. horse; deutsch Ross poet.

deutsch Stute; engl. steed das Ross,
 lat. passer Sperling; franz. passereau,
 deutsch Schmerz, schw. smärta; engl. smart poet.
 engl. wing, schwed. vinge; deutsch Schwinge poet.
 „ goot; deutsch Geiss poet. und mundartlich
 poln. usta Mund; russ. уста poet.
 schw. vrede Zorn; engl. wrath poet.
 engl. tear, schw. tår; deutsch Zähre poet.
 engl. head, schw. hufvud; deutsch Haupt poet.
 „ boy; deutsch Bube poet. u. mundartlich.
 schw. sven Bursche; engl. swain poet.
 poln. rzec sprechen; russ. речь poet.
 poln. oko Auge; russ. око poet.
 poln. pierś Brust; „ перен poet.

Hierher würde auch, obwol es weniger nah verwandte Sprachen betrifft, folgendes Beispiel zu ziehen sein:

it. guancia Backe verwandt mit dem deutsch. poet. Wange,
 das poet. Wort im It. hingegen ist gota.

Oder, was mit dem eben angeführten Fall grosse Aehnlichkeit hat, das schriftmässige Wort der einen Sprache ist in der anderen nur vulgär, familiär oder selten, z. B.:

schw. trampa treten — deutsch trampeln,
 „ vackla wanken — „ wackeln,
 „ lärjunge Jünger — deutsch Lehrjunge,
 engl. brain Gehirn — deutsch Bregen,
 „ butterfly Schmetterling — deutsch Butterfliege,
 deutsch weinen — engl. to whine winseln,
 „ Schwein — „ swine selten,
 schw. karl Mann — deutsch Kerl,
 russ. ryba Lippe — poln. gęba Maul.

Dies Beispiel kann auch schon bei a) mitzählen.

engl. schw. knife, knif Messer — deutsch Kneif.

Besonders gehören hierher unzählige Beispiele aus den romanischen Sprachen, deren Wortschatz ja zum grossen Teile auf das Vulgärlatein, die lingua rustica, zurückzuführen ist, während die Wörter der Schriftsprache unbeachtet geblieben oder nur in Ableitungen zur Verwendung gekommen sind. Ein Blick in ein französisches u. s. w. etymologisches Wörterbuch macht jede Anführung von Beispielen überflüssig.

d) Das Diminutivum der einen Sprache wird in der anderen, besonders der Toechtersprache, das gewöhnliche Wort, z. B.:

lat. agnellus	fr. agneau
„ apicula	„ abeille
„ auricula	„ oreille

oder, mit anderen Worten, zur Wiedergabe desselben Begriffes bedient man sich in der einen Sprache des Simplex, in der anderen des Diminutivums, z. B.:

lat. soror die Schwester; ital. sorella,
russ. ЧЛЕНЪ das Glied; poln. członek,
deutsch Helm; engl. helmet (neben helm),
poln. ława Bank; russ. ТАВКА,
„ motyl Schmetterling; russ. МОТЫЛЕКЪ,
„ kolo Rad; russ. КОЛЕСО,
russ. МАТЬ Mutter; poln. matka.

Wir haben soeben die Sache von einem anderen Standpunkt betrachtet, indem uns der Begriff das Prius, der Ausdruck das Posterius war. Diese Wendung giebt uns einen willkommenen Anlass, einige kurze Bemerkungen über den Ausdruck desselben Begriffes in verwandten Sprachen hier einzuschalten. Da Beispiele am besten beweisen, nehmen wir aus unserem germanischen Sprachstamm Deutsch, Engl., Schw. und Dän. heraus; beim Engl. kommt natürlich nur der deutsche Fond in Betracht. Das Natürlichste ist, dass derselbe Begriff durch denselben Stamm ausgedrückt wird; ich wäle nur ein Beispiel statt unzähliger anderer.

Deutsch das Haus, engl. house, schw. hus, dän. Huus.

Dass umgekehrt jede Sprache ihren eigenen, für den betreffenden Begriff ausschliesslich verwandten Ausdruck haben kann, möchte ich zwar nicht bezweifeln, doch ist es mir nicht gelungen, dafür ein Beispiel aufzufinden; im Gebiete der concreten Wörter ist es wol überhaupt nicht vorhanden. Einigermaassen passt das folgende

deutch obgleich, engl. though, schw. fastän, dän. endskjönt, doch ist im Schw. neben dem gebr. fastän auch das seltenere änskönt vorhanden.

Wenn sich für denselben Begriff zwei Wörter finden, so können drei Sprachen zusammengehen und die vierte isolirt stehen, z. B.:

engl. to take, schw. taga, dän. tage; aber deutsch nehmen,

„ tree, schw. träd, dän. Træ; aber deutsch Baum,

oder

engl. to feel, deutsch fühlen, dän. føle; aber schw. känna,

oder

schw. visa, deutsch weisen, dän. vise; aber engl. to show,

„ veta, deutsch wissen, dän. vide; aber engl. to know,

oder

engl. garden, deutsch Garten, schw. trädgård; aber dän. Have,

„ fifty, deutsch fünfzig, schw. femtio; aber dän. halvtred-
sindstve,

wie denn überhaupt das Dänische seine eigene Methode hat, die Zehner von 50 bis 90 auszudrücken.

Oder es können je zwei Sprachen Hand in Hand gehen, z. B.:

engl. window, dän. Vindue; deutsch Fenster, schw. fönster,

„ fire, deutsch Feuer; dän. Ild, schw. eld.

Es felt nun noch ein Beispiel für die Combination, dass Deutsch und Dänisch vereint den beiden anderen Sprachen gegenüber stehen; in der Klarheit wie die oben angeführten habe ich aber keins auffinden können.

Deutsch hässlich, dän. hæslig kommt zwar im Engl. und Schw. nicht vor; diese Sprachen besitzen aber kein äquivalentes beiden gemeinsames Wort, dessen die zwei erstgenannten entbehren. Auch Beispiele, wie das erste der obigen, welche das Handinhandgehen des Dän. mit dem Engl. im Gegensatz zu Schw. und Deutsch beweisen, sind äusserst schwer zu entdecken, während der zweite Fall ein ganz gewöhnlicher ist.

Schliesslich können für denselben Begriff drei Wörter vorhanden sein, indem zwei Sprachen übereinstimmen, die übrigen aber sowol von diesen wie unter sich verschieden sind, z. B.:

dän. Vaar, schw. vår; deutsch Frühling, engl. spring.

Ob sich hierzu noch andere Combinationen finden lassen, muss dahin gestellt bleiben.

Es versteht sich von selbst, dass das eben Aufgestellte keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es genügt uns, einige allgemeine Grundsätze für Beurteilung gleicher Wörter und Begriffe in verwandten Sprachen aufgestellt zu haben; ihre Ausführung im Einzelnen dürfte eine dankenswerte und nicht uninteressante Aufgabe bilden.

Es liegt nahe, einen Blick auf die Bedeutungen und auch auf die Formen derjenigen Wörter zu werfen, welchen man fremden, oft nicht oder nur entfernt verwandten Sprachen selbstbewusst entlehnt hat. Betrachten wir beispielsweise das Verhältniss unserer Sprache zu der unserer beiden Nachbarvölker, der Franzosen und Slaven. Als Regel kann dienen, dass wir jenen, diese uns viel entlehnt haben; das hängt ja selbstredend mit den geschichtlichen Begebenheiten zusammen. Ich sehe natürlich hier von den ziemlich auf 1000 sich belaufenden deutschen Wurzeln ab, welche das früheste Mittelalter nach Frankreich gebracht, oft um sie, jeder verwandten Bildung anscheinend entkleidet, später wieder als Fremdwörter in die deutsche Heimat zurückkehren zu lassen. Wer ist sich z. B. heutzutage, wenn er das Wort *fauteuil* gebraucht, noch bewusst, dass er darin das alte deutsche *faldestoel* vor sich hat? Was aber die Franzosen später mit deutschen Ausdrücken benannt haben, beschränkt sich in der That auf ein Minimum. Es sind meistens Wörter concreter Bedeutung, die aber in der Mehrzahl der Fälle einen sonderbar verschrobenen Begriff bekommen haben. So ist

- un loustic ein Spassmacher unter den Soldaten,
- un boc ein Glas Bier,
- un vasistas eine Art Fenster.

Es dürfte schwer sein, viele derartige Wörter aufzufinden, welche die deutsche Bedeutung treu bewahrt hätten.

Für die 1000 deutschen Wurzeln in ihrer Sprache sind uns nun die Franzosen nichts schuldig geblieben, denn die Flut von Fremdwörtern, mit denen wir leider seit mehreren Jahrhunderten in unnötiger Weise überschwemmt worden sind, ist doch zum grössten Teile vom Westen gekommen. Was Aussprache, Form und Orthographie dieser Wörter anbetrifft, so ist man so wenig wie möglich consequent geblieben, indem man sich bald eng an das Franz. anschliesst, bald bedeutend von ihm abweicht. Classificationen hier anzunehmen dürfte nur mit Hilfe der kleinsten Unterabteilungen möglich sein. Ein Wort wie *Equipage* hat vom Franz. nur noch die Aussprache des *g* zweifellos behalten; die des *qu* ist bald franz., bald deutsch; das End-*e* wird, wie meistens, gesprochen, und schliesslich, um die Verwirrung noch grösser zu machen, hat das Wort sogar sein Geschlecht gewechselt, welches Schicksal bekanntermaassen alle französischen Wörter auf age im Deutschen geteilt haben. Als andere Bei-

spiele für den Geschlechtswechsel führe ich an: die Bronze, die Carrosse, die Melange, die Citrone.

Schwerer dürfte es sein, den Uebergang vom weibl. Geschlecht im Franz. zum männl. Geschlecht im Deutschen mit Beispielen zu belegen. „Der Pantoffel“ heisst allerdings la pantoufle; doch ist wol unser Wort eher vom ital. pantofola abzuleiten.

Andere Wörter, z. B. Bürean, haben vollständige franz. Aussprache, dagegen halb deutsche Orthographie. Consequent wäre Bureau oder Büro zu schreiben. — Andere, wie Garnitur, haben mit der deutschen Aussprache auch unsere Schreibweise angenommen. — Andere schliesslich, wie Flacon, haben in beiden Beziehungen die französische Form beibehalten.

Ohne hiermit unsere französischen Fremdwörter in formeller Beziehung erschöpfend classificirt zu haben, wenden wir uns nun der wichtigeren Frage, der nach der Bedeutung derselben, zu. Das Natürlichste ist, dass sie sich den Sinn der heimatlichen Sprache bewahrt haben. Wir können in dieser Hinsicht dem Zufalle die Wahl von Beispielen überlassen; Wörter wie: Broschüre, Onvertüre, Parcelle, Plaisir, Artillerie, Trümeau, Pincenez, Accoucheur, Fichu, Menu u. a. mehr werden im Deutschen durchaus in demselben Sinne, wie in der Muttersprache, angewandt. — Dürfen wir uns aber wundern, wenn auch beim Worte, dem menschlichen Geistesproducte, das bisweilen geschieht, was die aus ihrer Heimath verpflanzten organischen Wesen, Tier und Gewächs, uns in den meisten Fällen vor Augen führen? Sie bleiben, ihrem Ursprungsboden entrissen, nicht das, was sie vorher waren. So auch mit den einer lebenden Sprache entlehnten Fremdwörtern. Man giebt ihnen 1) nicht selten eine Bedeutung, welche ihnen in der Muttersprache gar nicht zukommt, oder aber man bleibt 2) bei der Anwendung, welche ihnen zur Zeit der ersten Entlehnung gegeben wurde, stehen, während der lebendig schaffende Sprachgeist des ursprünglichen Besitzers andere Wörter für denselben Begriff einführt. Man vergleiche zu 1)

Rouleau mit franz. le rouleau Walze,

Convert (Briefumschlag) mit franz. le couvert Gedeck,

Pli (Lebensart) mit franz. le pli Falte,

Markör (Kellner im Allg.) mit franz. le marqueur Zähler beim Billard,

Assiette (Schüssel) mit franz. l'assiette der Teller.

Zu 2)

Portier jetzt franz. le concierge,

Visage jetzt franz. la figure,

Equipage jetzt franz. la voiture.

Suppe jetzt franz. le potage,

Sauce jetzt franz. meist le jus,

Contor jetzt franz. meist le bureau.

Einigermassen versöhnend kann es auf uns wirken, wenn wir sehen, dass unsere deutsche Sprache, welche ihrer westlichen Nachbarin so viel unnötigerweise entlehnt hat, in dem umgekehrten Verhältniss einer Gläubigerin zu den östlichen Nachbaridiomen steht. Das Polnische ist durch und durch mit deutschen Ausdrücken gesättigt. Etwas weniger stark, aber immer noch handgreiflich genug, treten sie im Russischen hervor. Im Ganzen wiederholen sich hier im Verhältniss zur Muttersprache dieselben Erscheinungen, wie wir sie eben in flüchtigen Umrissen gezeichnet haben. Ein Hauptunterschied ist aber der, dass das Russische meist concrete Wörter aus dem Deutschen genommen, die abstracten Lehnwörter grösstenteils auf das Französische zurückgehen, allerdings nicht selten durch das Medium des Deutschen, während wir doch beide Kategorien in reicher Fülle aus dem Franz. geholt haben. So finden sich im Russischen Wörter wie: Apfelsine, Backenbart, Buchhalter, Fackel, Flügel, Forelle, Fracht, Fräulein, Gardine, Gefreiter, Gewaltiger, Graf, Grund, Halstuch, Hauptwache, Herzog, Jagdtasche, Jahrmarkt, Kammerdiener, Kartoffel, Komponist, Kunststück, Landkarte, Landschaft, Losung, Mundstück, Oberjägermeister, Schlafrock, Schlagbaum, Tanz, Trauer, Zeughaus, Zifferblatt und viele andere. Besonders gehören hierzu militärische Ausdrücke und Benennungen von Hofämtern.

Aus dem Franz. kommen серьёзный, сентиментальный, секретъ, пейзажъ, жалюзи, паспортъ, жабо, манежъ, сезонъ, кашюля u. s. w.

Aus dem Franz., aber durch das Deutsche hindurch секундантъ, зала, солдатъ, капризъ, сервизъ, акклиматизировать (das franz. Wort heisst nur acclimater) u. a.

Bei dieser letzteren Classe geht es merkwürdig genug her; das Wort зала z. B. „der Saal“ hat das Geschlecht aus dem Franz., das gelinde s aus dem Deutschen. Unnötig sind die Wörter oft gerade so wie bei uns die Fremdwörter; denn neben dem Fremdwort geht nicht

selten ein gutes russisches Wort nebenher, so neben Schlafrock — халатъ, neben secret — тайна. Es giebt sogar Beispiele, wo derselbe Begriff durch franz., deutsches und russ. Wort ausgedrückt werden kann, z. B. Landschaft, paysage und видѣнскъ. Doch muss anerkannt werden, dass man viel häufiger, als bei uns im Deutschen, in Verlegenheit kommen würde, diesen oder jenen Begriff national wiederzugeben. Dass dabei dieselben Ungeschicktheiten unterlaufen, wie wir oben im Verhältniss zwischen Deutschen und Franz. gesehen haben, ist schon angedeutet. So heisst z. B. почтalionъ der Briefträger, für Postillon giebt es ein echt russisches Wort. Das vom franz. hasard abgeleitete азартъ heisst nicht „Zufall“, sondern „Zorn“. — Auch der Fall, dass die entlehnte Sprache bei der früheren Bedeutung stehen bleibt, wiederholt sich. So bedeutet z. B. бархатъ Sammt, es entspricht der Form nach dem deutschen Barchent; darunter ist bei Fischart noch in der Form Barchat ein kostbarer Stoff zu verstehen. Auch die Form muss oft leiden. So wird aus Futteral футляръ, aus Teller тарелка fem., Kolophonium кашифоль fem.; Farbe фабра (Bartwichse), aus Felscheer familiär фершель. Man liebt also augenscheinlich eine Umstellung der Consonanten. Das Geschlecht des betreffenden Hauptwortes geht fast in gleichem Procentsatz verloren wie es bleibt, denn nach russischen Sprachgesetzen ist das auf einen barten Consonanten ausgehende Wort unbarmherzig Masculinum. Mitunter tritt, wie es bei uns viel häufiger der Fall war, der Uebergang zum Femininum ein. So ist das oben angeführte Jahrmarkt in dem russischen ярмарка weiblich geworden, weil die drei Endconsonanten rkt für ein slavisches Ohr, das doch sonst vor Consonantenhäufung nicht zurückschreckt, in dieser Verbindung unerträglich sind. Der Pole wirft, um das Geschlecht zu bewahren, das End-t aus; bei ihm heisst das Wort jarmark. — Sogar Wechsel des Numerus kommt vor; so ist das oben angeführte Backenbart in der russ. Form бачебарды f. pl., vielleicht durch den Einfluss des franz. les favoris, wenn nicht durch die Natur der Sache. Die Aussprache dieser Wörter ist ferner von der nationalen sehr verschieden. Es macht sich im Russ. ein Bestreben bemerkbar, in unseren deutschen Zusammensetzungen den zweiten Teil zu betonen, obschon die Russen sonst kein Bedenken tragen, auf die betonte Silbe noch fünf und mehr tonlose folgen zu lassen. Man betont z. B. яхтáшъ, валднѣнѣъ (neben вáльднѣнѣъ), валтѣрна, мунштýкъ u. s. w. Die ursprüngliche Schreibung geht fast

ganz verloren, weil die Slaven bei der Transcription solcher Wörter nach dem phonetischen System verfahren. Bei dem Russen können wir das wegen seiner eigenartigen Schrift, der lateinische Buchstaben abgehen und in der mehrere solcher in einem Zeichen zusammengefasst werden, nicht auffallend finden. Er schreibt z. B. Шекспиръ. Aber auch der Pole, welchem doch dieselben Schriftzeichen wie den meisten europäischen Sprachen zu Gebote stehen, schreibt in phonetischer Weise Szekspir. —

Was wir von den Fremdwörtern im Russischen gesagt, trifft in fast noch erhöhtem Grade auf das Polnische zu. Die deutschen Wörter wenigstens sind, wegen der grösseren Nachbarschaft und der mannigfaltigeren geschichtlichen Berührungen, viel zahlreicher als im Russischen. — Was wir selbst aus beiden Sprachen entlehnt haben, ist äusserst geringfügig; denn man borgt eben nur von dem zu einer gewissen Periode civilisirteren Volke, aus der entwickelteren Literatur. Als sehr familiäre Wörter sind z. B. während der Befreiungskriege von den Russen bei uns zurückgelassen worden „Pascholl“ = Packe dich, Wudki = Branntwein. Ferner ist auf das Russische zurückzuführen „die Droschke von дрожки, die Knute von кнутъ, von denen jenes die Zal, dieses das Geschlecht gewechselt hat.

Am Schlusse dieses längeren Excurses wiederhole ich noch einmal, dass er nicht für erschöpfend gelten will. Ich habe mich mehr damit begnügen müssen, Fingerzeige für interessante Themata zu geben, als sie selbst auszuführen. Einige mit den eben geführten Untersuchungen nahe verwandte sind ganz ausgelassen worden, z. B. über den Geschlechtswechsel gleicher Wörter in organisch verwandten Sprachen. Den verschiedenen Ausdruck gleicher Begriffe in eben solchen Sprachen haben wir uns nur in einer Gruppe zu erläutern begnügt.

21. tornet, der Turm, dän. Taarn, ebenfalls Neutr. ist ein Beispiel zum eben erwähnten Geschlechtswechsel. Ebenso v. 22 anfall et, der Anfall; vergl. ferner it. un minuto, un affare mit fr. une minute, une affaire, und, um auch aus dem Bereich der slavischen Sprachen wenigstens ein Beispiel zu geben, das russ. цѣль fem. Ziel mit dem poln. cel masc. Uebergang des m zu n finden wir öfters, z. B. fr. la nappe aus lat. mappa, la nêfle v. mespilum; dän. kun (nur) ist im Deutschen kaum.

23. dig ist hier dat. Der Dat. der persönl. Fürwörter ist im Schwed., Dän. und Engl. durchweg dem Accus. gleich, wenn man

nicht diesen selbst mit vorgesetzter Präpos. als Dativ verwendet. Die roman. Sprachen unterscheiden beide Casus formell in der 3. Person sing. und pl., so im Franz. acc. sing. *le* und *la*, dat. *lui*, plur. acc. *les*, dat. *leur*; im Ital. acc. sing. *lo* und *la*, dat. *gli*, plur. acc. *li*, dat. *loro* u. s. w. Wird aber die 3. Person reflexiv verwandt, dann sind auch hier dat. und acc. gleichförmig. Im Deutschen findet sich nun diese Gleichheit, wie in der 1. und 2. Pers. plur., so auch in der 3., wenn sie reflexiv steht, aber wir haben hier eine auffallende Anomalie zum Gebrauch der 1. und 2. sing. Wie man *mir* und *mich*, *dir* und *dich* sagt, so erwartete man in analoger Weise *sir* und *sich*. Schleicher versichert nun, dass in irgend einer räumlich nicht weit verbreiteten Mundart in Schlesien die Macht der Analogie diese Form *sir* geschaffen hätte.

27. *hon*, sie, *han*, er, sind wirklich persönliche Fürwörter, insofern als sie von Sachen, in Prosa wenigstens, nicht stehen, sondern dann durch den vertreten werden. — Dasselbe ist im Engl. mit *he* und *she* der Fall, ist aber hier selbstverständlich, weil alle Gegenstände Neutra sind, während sie im Schwed. auch männliches und weibl. Geschlecht haben können. Zum Vergleiche passend erscheinen die ital. Formen *egli*, *ella* auf der einen, *esso*, *essa* auf der anderen Seite, von denen jene auch nur auf Personen anwendbar sind, und diese, wenn nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise von Sachen gebraucht werden.

29. *fängt*, *vergeblich*, hier Adverbium, zugleich Neutrum des Adjectivums. An das Neutrum als Adv. sind wir durch das Studium der alten Sprachen gewöhnt. Griech. und Lat. haben zwar besondere Endungen für das Adv., nehmen aber doch das Neutrum im Comparativ., und zwar die Lateiner ausschliesslich, die Griechen mit grosser Regelmässigkeit. Im Lat. steht auch im Positiv nicht selten das Neutr. des Eigenschaftswortes in adverb. Bedeutung, z. B. *dulce* = *dulciter*; im Griech. ist im Superlativ das Neutr. plur. des Adj. als Adv. das übliche, z. B. *τάχιστα*, *πλεῖστα* u. a. — Die romanischen Sprachen haben bekanntlich mit Ausnahme weniger Adj. das lat. *mente* als Adverbialendung angenommen, welche, entsprechend dem Geschlechte von *mens*, an das Femininum des Eigenschaftswortes gehängt wird. Im Portug. hat sich hierbei die an deutsche Abkürzungsweise erinnernde Eigentümlichkeit erhalten, dass, wenn mehrere Adv. auf *mente* hinter einander stehen, diese Endung bei dem ersten weg-

gelassen werden kann. So sagt man z. B. *sabia e constantemente*. — Auch das Engl. giebt dem vom Adj. herkommenden Adv. eine Endung, das mit dem deutschen *lich* formell übereinstimmende *ly*. — Was die slavischen Sprachen anbetrifft, so hat im Russ. das Adv. stets die Form des Neutr. des Adj., aber unterscheidet sich bisweilen in der Aussprache von demselben durch eine verschiedene Betonung, wenigstens in den Provinzen, welche sich einer sorgfältigeren Aussprache rühmen. Im Polnischen hingegen findet sich stets ein besonders geendetes Adv., und zwar sind sogar, wie im Lat., zwei Endungen üblich, die mitunter beide bei demselben Worte gebraucht werden können. — Der Gebrauch im Schwed. ist derselbe, wie im Lat., nur dass das dort Uebliche hier das Seltener ist und umgekehrt. Denn ausser den als Adverbien gebrauchten Eigenschaftswörtern im Neutrum giebt es auch noch die besondere Endung *en* für diese Wortelasse, z. B. *temligen* ziemlich, *ändtligen* endlich u. a., und es kommt vor, dass beide Arten bei demselben Worte zu finden sind. In der Poesie ist es sogar möglich, das Adj. im Masc. als Adv. anzutreffen, z. B. *Frith. Saga VII, 25, Dock ändtlig . . . du sjunker ner ifrån din höjd*, „Doch endlich sinkst du von deiner Höhe nieder“. In gewissen Formeln, aber nur dann, finden wir dies in manchen Sprachen auch in Prosa, z. B. *fr. demeurer court*, engl. *to work hard*. Wenn wir von diesen letzteren vereinzelt Fällen absehen, steht unser Deutsch mit seiner Gleichförmigkeit zwischen Adj. und Adv. isolirt unter den umgebenden Sprachen da. Dass wir aber früher auch unsere Adverbialendung *lich* hatten, würde, selbst abgesehen von der engl. Analogie und den Beweisen altdeutscher Texte, aus dem Umstande hervorgehen, dass sie sich in manchen Wörtern in der ursprünglichen Bedeutung erhalten hat. Als Beispiel diene wahrlich.

30. *barn doms dagar*, Kindheittage, von *barnet*, das Kind. *Barn* war früher ein den teutonischen Sprachen gemeinschaftliches Wort; wir haben es noch im Mhd., z. B. im ersten Gedichte *Walther's von der Vogelweide* (Ausg. v. Lachm.). *Nû biten wir die muoter | und onch der muoter barn*. In Britannien hat sich das Wort im schottischen Dialecte in der Form *bairn* erhalten, wie denn überhaupt dieser Dialect in manchen Beziehungen reiner deutsch ist, als das eigentliche Englisch. So entspricht schottisch *ken* (kennen) dem engl. *know*, *wee* (wenig) dem *little*. Andere Wörter, welche sich auch im Engl. finden, haben im schott. Dialect eine der unseren viel

näher stehende Vocalisation, z. B. I gae, ich gehe, the slae, die Schlehe. Das Wort barn findet sich auch im Engl., aber in der grundverschiedenen Bedeutung Scheune. Dies bringt uns auf ein Thema, welches mit der Wissenschaft streng genommen nichts zu tun hat, aber immerhin nicht ohne Anziehung ist. Eine so unendliche Mannigfaltigkeit der Combination sich auch mit den gegebenen Lauten oder Lautzeichen erreichen lässt, so hat es doch der Zufall gewollt, dass man in den verschiedenen Sprachen auf sehr viele gleiche Verbindungen gekommen ist, welche begrifflich durchaus nichts mit einander zu tun haben. Die Vergleichung einiger Bedeutungen solcher für das Auge oder Ohr gleicher Wörter in verschiedenen Sprachen ergiebt mitunter die wunderlichsten Zusammenstellungen. Derartige Wörter würden die Grundlage für interlinguistische Calembours bilden. Sie beweisen zugleich in schlagender Weise die Macht der Gewöhnung. Dem einen Volke erweckt ein so oder so geschriebenes oder gesprochenes Wort diese, dem anderen jene Vorstellung. Auf der anderen Seite endlich zeigen sie, dass der Wert einer jeden Sache ein relativer ist, nur von der Umgebung abhängt. Denn wenn man mit mehreren Sprachen vertraut ist, erfordert es sogar eine gewisse geistige Anstrengung, um sich bewusst zu werden, dass dieses oder jenes Wort, welches in der betreffenden Umgebung uns leicht in der richtigen Bedeutung entgegentritt, in einer anderen, sei es selbst die Muttersprache, einen verschiedenen Sinn darstellt. Ganz dasselbe zeigt sich in dem Reiche der Töne. Derselbe Accord, dieselbe Modulation bringt, je nach dem Zusammenhang, in welchem sie sich befindet, die heterogensten Eindrücke hervor. Ich lege nun etwa 200 derartige Beispiele vor, wie sie mir bei verschiedener Lectüre aufgestossen sind.

a, lat. von, it. praep. zu, port. weibl. Art. die, engl. unbest. Art. ein, poln. russ. aber — air, fr. Miene, deutsch er — ale, engl. Bier, poln. aber — alla, gr. ἄλλα anderes, it. zu der, schwed. alle, fr. (er) gieng — alter l. der andere, d. Lebensstufe — ἄρ gr. wol, l. an oder ob, fr. Jahr, engl. unbest. Art. ein — art fr. Kunst, engl. bist, d. schw. dän. Art — at hebr. אַת du Frau, l. aber, engl. bei — bag engl. Bentel, dän. Rücken — bald engl. kal, d. bald — bar hebr. בָּר Getreide, engl. Schranke, schw. dän. trug — bien fr. gut, schw. dän. die Biene — bier engl. Bahre, dän. Bienen, d. Bier — blanda l. sp. (die) sanfte, schw. mischen — blot engl. Flecken, dän. nur — bo hebr. בּו in ihm, schw. dän. wohnen, poln. denn — bog engl. Sumpf, dän. Buch, schw.

Bug, d. (ich) bog, poln. russ. Gott — bok schw. Buch, poln. russ. Seite (am Körper) — boot engl. Stiefel, d. Boot — bor hebr. בור Cisterne, schw. (ich) wohne, poln. russ. Forst — born engl. geboren, d. Born — brama it. Selnsucht, poln. das Tor — brew engl. (ich) braue, poln. Augenbraue — bribe fr. Fetzen, engl. Bestechung — carni lat. dem Fleisch, hebr. קַרְנֵי mein Horn — cena it. Abendessen, poln. Preis — ci it. uns, fr. hier, poln. dir — col it. mit dem, fr. Kragen — come it. wie, sp. isst, engl. komm — cur l. warum, engl. Köter — da it. von, sp. giebt, l. gieb, port. von der, d. da, russ. ja — dais sp. port. (ihr) gebt, fr. Baldaehin — das l. sp. port. giebst, d. das — dal it. von dem, schw. dän. Tal, poln. Ferne — dar sp. p. geben, d. dar, russ. poln. Gabe — de gr. aber, sp. p. fr. von, schw. dän. sie plur. — del it. von dem, schw. Teil — delta gr. Name des Buchstaben, schw. Teil nehmen — detta it. gesagte, schw. dies — die lat. durch den Tag, engl. Würfel, d. die — dies l. Tag, d. dies — din hebr. דין Rechtssache, engl. Getöse, schw. dän. dein — do l. ich gebe, port. von dem, engl. tun, poln. russ. bis — dock engl. Dock, schw. doch — dog engl. Hund, schw. starb, dän. doch — dom schw. Urteil, poln. Haus — don fr. Geschenk, engl. ziehe an — dona l. schenke, port. Dame — donna it. Dame, fr. (er) gab — dos sp. zwei, port. von den, fr. Rücken — dotter schw. Tochter, d. Eigeln — drew poln. des Holzes, engl. zog — dub engl. schlage zum Ritter, russ. Eiche — egg engl. Ei, schw. Schneide — e' gr. wenn, eye engl. Auge, d. Ei — elf engl. Elfe, d. Zalwort — elle it. sie fem. plur. port. er, fr. sie fem. sing., d. Elle — e'v gr. in, schw. dän. ein — end engl. Ende, dän. als nach Compar. — e's gr. in, l. fr. port. bist, span. ist d. es — far engl. fern, schw. Vater — fara schwed. fahren, poln. Pfarre — fat fr. Geck, engl. Fett, schw. Fass, dän. gefasst — feil dän. falsch, d. verkäuflich — feile dän. felen, d. Feile — fell engl. fied, d. Haut — ferme lat. fast, fr. Pachtgut — fern engl. Farnkraut, d. entfernt — fetter engl. Fessel, d. comp. von fett — fiel fr. Galle, d. stürzte — fines l. Gränzen, poln. Feinheit — fit l. es wird, fr. (er) machte, engl. passend — foi port. er war, fr. Treue — fool engl. Narr, fr. foule Menge — franges l. du wirst brechen, fr. Fransen — from engl. von, schw. dän. fromm — fuit l. er ist gewesen, fr. (er) flieht — gale fr. Krätze, engl. Sturm — gang engl. Bande, d. Weg — γέλο gr. denn, d. gut gekocht, russ. пап brandiger Geruch — γῆ gr. Erde, engl. gay froh, d. imper. v. gehen — geld engl. verschneide,

d. Münzen — gener l. Schwiegersohn, gèner beengen — glas d. Glas, russ. ГЛАЗЬ Auge — glut dän. Mädchen, d. Hitze — gnat engl. Mücke, poln. Knochen — go engl. gehe, poln. ihn — graf schw. Grab, d. Titel — ham engl. Schinken, dän. ihn, poln. Bauer — äss gr. welche, l. has diese, engl. hat, schw. Gelenk, dän. Narr — hat engl. dän. Hut, schw. Hass, d. 3. pers. v. haben — haut l. nicht, fr. hoch, d. schlägt — heder schw. Ehre, dän. (ich) heitze — held dän. Heil, d. tapferer Mann — hell engl. Hölle, schw. Heil!, d. Gegensatz von dunkel — hem engl. Saum, schw. Heimat — henne schw. sie eam, d. Huhn — her engl. sie eam, d. hierher — hier fr. gestern, d. an diesem Orte — hole engl. Loch, d. imper. v. holen — hon schw. sie nom. sing., ung. Vaterland — ós gr. wie, lat. hos diese, schw. dän. bei — I engl. ich, schw. ihr vos — i l. gehe, schw. in, dän. ihr vos, poln. russ. und — ich d. ich, poln. russ. sie eos, eas — iis l. diesen dat. plur., dän. Eis — im d. in dem, poln. russ. ihnen — inter l. zwischen, engl. beerdige — is l. dieser, engl. ist, schw. Eis — iöte gr. ihr wisst, l. iste jener — it l. er geht, engl. es — ja port. schon, schw. dän. d. ja, poln. russ. ich — jam l. schon, engl. eingekochtes Obst*) — jeden d. acc. v. jeder, poln. einer — jest engl. scherze, poln. ist — zäv gr. = zai äv, d. Kahn — kam schw. dän. Kamm, d. imperf. v. kommen — kind engl. Art, schw. dän. Backe, d. das Kind — kom schw. dän. kam, russ. КОМЪ welchem — d. Kol, engl. coal Kole, hebr. לִיף Stimme — kunde schw. dän. konnte, d. der Käufer — lad engl. Junge, poln. russ. Ordnung, dän. Bank — lager schw. Lorbeer, d. das Lager — las sp. Artikel fem. plur., fr. müde, d. (ich) las, poln. Wald — lire it. Frankenstücke, fr. lesen — list d. Schlaueheit, engl. Liste, poln. Brief — lit fr. Bett, engl. erleuchtet — lo it. sp. ihn, engl. sieh! — lobo it. Lungenflügel, sp. port. Wolf — log engl. Klotz, schw. lachte, d. imperf. v. lügen — ma, gr. μά bei (bei Schwüren), it. aber, fr. meine, poln. hat — made engl. machte, d. Wurm — main fr. Hand, engl. hauptsächlich — make engl. mache, schw. Gegenstück — men gr. μέν zwar, engl. Männer, schw. dän. aber — mera l. sp. port. die unvermischte, schw. mehr — mig schw. dän. mich, poln. Gebärden — mir d. dat. v. ich, poln. Friede — moder schw. dän. Mutter, d. Verwesendes -- more engl. mehr, d. der

*) Bei meiner Lehrerpraxis in England ist es mir allerdings, entgegen meiner oben ausgesprochenen Ansicht, vorgekommen, dass für das l. Wort schüchtern das gleichgeformte engl. genannt wurde.

Mohr, schw. mor Mutter — mot fr. Wort, schw. gegen — na port. in der, poln. russ. auf — nam l. denn, poln. russ. uns dat. — nass d., nas poln. u. russ. uns acc. — neige fr. Schnee, d. imper. v. neigen — neve l. damit nicht, it. Schnee — nie fr. läugne, d. niemals, poln. nicht — noga schw. genau, poln. russ. Fuss — nos l. uns, schw. Maul — ob l. wegen, d. Fragewort — öl schw. Bier, d. das Oel — onde it. woher, fr. Woge, schw. dän. böse plur. — oro l. ich bitte, it. sp. Gold, schw. Unruhe — os l. fr. Knochen, sp. euch — pace it. Friede, engl. Schritt — pain fr. Brot, engl. Schmerz — par l. gleich, it. es scheint, fr. durch, poln. Schwüle — para l. bereite, sp. für, fr. (er) schmückte, poln. Dampf — parvi l. des kleinen, it. ich schien — pela port. durch die, fr. (er) schälte, schw. scharren — pies fr. Elstern, engl. Pasteten, poln. Hund — pion fr. Bauer (im Schachspiele), schw. Päonie — por it. port. setzen, sp. durch, schw. Pore, poln. Pourré, russ. der Zeiten — proper l. eilig, engl. reinlich — pur fr. rein, gr. πῦρ Feuer — rabot fr. Hobel, russ. рабoтѣ der Arbeiten — rad schw. dän. Reihe, d. das Rad, poln. russ. gern — rege l. lenke, d. rührig — reine fr. Königin, d. unbefleckte — rife engl. angefüllt, d. der Reif — rock engl. der Felsen, d. Kleidungsstück — rum engl. d. Getränk, schw. dän. Raum — sa it. (er) weiss, fr. seine — sad engl. traurig, poln. russ. Garten — sam schw. schwamm, poln. russ. selbst — sans fr. ohne, schw. Besinnung — se l. fr. sp. sich, it. wenn, schw. sehen — sed l. aber, sp. Durst, schw. Sitte — sein fr. Busen, d. pron. poss. — sembra it. er scheint, sp. er säet — sent fr. (er) füllt, engl. gesandt, schw. spät — ser sp. sein inf., schw. sehe, poln. Käse — sex engl. Geschlecht, schw. dän. sechs — sin sp. ohne, schw. sein pron. poss. — σὺ gr. deinem, port. só allein, engl. d. so — sole it. Sonne, fr. Seezunge, engl. Sohle — σόν gr. deinen, son fr. Ton, engl. schw. Sohn, russ. сонъ Schlaf — son port. ich bin, fr. Sou — soûl fr. betrunken, engl. soul Seele — speck engl. Punkt, d. fettes Schweinefleisch — spur engl. Sporn, d. Fährte — stark engl. starr, d. kräftig — stern engl. ernst, d. Gestirn — style engl. Schreibart, d. steil — stock engl. Vorrat, d. Knüttel — stole it. Kleider, engl. stal, dän. Stüle — store fr. Rouleau, engl. Vorrat, schw. dän. grosse — sul it. auf dem, port. Süden — sus sp. seine plur., fr. auf, schw. Geräusch — tack engl. Geitau, schw. Dank, poln. tak, russ. такъ so — tag schw. dän. nimm, d. der Tag — tak schw. Dach, poln. so — tale l. solehes, engl. Erzählung — tam l. so, poln. russ. dort —

tan sp. so, engl. Gerberlohe — tela l. Geschosse, it. sie dir — tego l. ich bedecke, schw. schwiegen, poln. dessen — ten engl. zehn, poln. dieser — tio sp. port. Oheim, schw. zehn — to gr. τὸ, poln. russ. то dieses, engl. zu — ton fr. dein, d. Klang — tot l. soviele, russ. тотъ dieser — τοί gr. fürwahr, engl. toy Spielzeug — torn engl. zerrissen, schw. Thurm, dän. Dorn — trop fr. zu viel, poln. Fährte — trost d. Zusprache, russ. трость Rohr — τοῦ gr. des, lat. tu du, poln. hier, russ. ты diese acc. sing. fem. — ty schw. denn, poln. du — οὐ gr. nicht, fr. ou oder, poln. russ. bei — vae lat. wehe!, port. er geht — vera lat. die wahre, sp. verá er wird sehen — vi it. euch, sp. ví ich sah, schw. wir — via l. der Weg, sp. ich sah — vide it. er sah, fr. leer, schw. Weidenbaum — wand engl. Zauberstab, d. die Wand — was engl. war, d. Fragewort, poln. russ. euch acc. — wot engl. (ich) weiss, russ. вотъ siehe da!

33. svara antworten, dän. svare, engl. to answer. Die beiden nordischen Sprachen drücken also denselben Begriff mit dem einfachen Wort aus, für welchen d. und engl. das Compositum anwenden. Dies ist in verwandten Sprachen eine nicht seltene Erscheinung. So ist schw. böra d. gebären, fa empfangen, lofva geloben. nöje d. Vergnügen, ständig beständig; d. rühmen schw. berömma, engl. wither d. verwittern. Die grössere Neigung für den Gebrauch des zusammengesetzten Wortes ist in unserer Sprache vorhanden. Vgl. ferner it. pentirsi mit fr. se repentir; im Sp. und Port. haben wir sogar ein Bicompositum arrepentirse und arrepender-se. Besonders interessant ist der Vergleich zwischen der engl. und fr. Sprache; in jener finden wir gewöhnlich das Comp., in dieser das Simplex des lat. Zeitwortes. z. B. fr. nier engl. to deny, fr. se plaindre engl. to complain, fr. paraître engl. to appear, fr. priver engl. to deprive, fr. broder engl. to embroider, fr. orner engl. to adorn. Selten ist das fr. Verbum länger, z. B. to perceive fr. apercevoir, to register fr. enregistrer.

Ganz besonders lehrreich ist in dieser Beziehung der Vergleich zwischen poln. und russ. Sprache; in der ersteren finden sich noch viele verba simplicia, die im Russ. nur in Zusammensetzungen vorkommen, z. B.:

p. kusić się versuchen r. nur попытаться.

p. jać, imać fassen r. nur понять, принять, поднять, взять u. s. w.

p. ręczyć bürgen r. zwar ручиться, aber im act. nur поручить.

p. ronić fallen lassen r. уронить.

p. seigać nachjagen r. nur ДОСТИГАТЬ einholen.

p. wiewać wehen r. РАЗВЕВАТЬ.

p. kazać befelen r. ПРИКАЗАТЬ; das simpl. КАЗАТЬ kommt in Prosa nur mit reflex. ся vor.

Doch findet sich auch die umgekehrte Erscheinung, zumal bei Hauptwörtern, z. B.:

r. ВѢРА Augenlid, p. powieka

r. КРЫЛО Flügel, p. skrzydło

r. УЧИТЕЛЬ Lehrer, p. nauczyciel.

Bisweilen haben wir von einander verschiedene Composita in derselben Bedeutung, z. B. engl. to confute fr. réfuter, neben den weniger gebräuchlichen confuter und to refute. Dies belegen wieder besonders häufig deutsche und schw. Beispiele: förlåta erlassen (verzeihen), tillbedja an beten, fördraga ertragen (vertragen nur in gewissen Verbindungen), förtälja erzählen (verzählen noch vom Volke gebraucht), förvärfva erwerben, förströ zerstreuen, afrätta hinrichten, förtrycka unterdrücken, (vgl. damit engl. to understand und d. verstehen), bespara ersparen, förbarma sig sich erbarmen, tillkämpa erkämpfen; ebenso russ. НАЧАТЬ anfangen, poln. gew. począć.

36. ej nicht = icke. Auch dän. ei und ikke. Es lässt sich kaum aus verschiedener Anwendung ein Unterschied der beiden Wörter beweisen; die zweite Form ist entschieden seltener und deshalb vielleicht etwas poetischer. Diese doppelte Form für die Verneinungspartikel ist etwas beiden Sprachen eigentümliches. Im Gr. haben wir zwar οὐ und μή, aber so, dass für ihren verschiedenen Gebrauch bestimmte Normen vorhanden; das hebr. אֵין und לֹא, lat. non und ne sind ausserdem noch wurzelnhaft verwandt. Die Ausdrücke pas und point im Franz. endlich können nicht als Analogien angeführt werden, da sie ja selbst gar keinen verneinenden Sinn, sondern nur die Maassbestimmung desselben enthalten.

38. i sin in die seine. Die schw. und dän. Sprache kennt keinen formellen Unterschied zwischen absolutem und verbundenem pron. possess. Der Artikel wird demselben nie vorgesetzt. Ebenso ist es in den Sprachen, welche den Art. überhaupt nicht besitzen, im Lat., Poln. und Russ. Auch im Gr. unterscheiden sich beide Arten nicht, denn der Art. kann in bestimmten Fällen zu beiden treten. Im Hebr., wo der Besitzer vermittelt an das besessene Object angefügter Suffixe bezeichnet wird, ist eine alleinige Bezeichnung des ersteren ganz un-

denkbar, weil ja kein Wort da wäre, an welches sich das Suffix anlehnen könnte. Um noch einmal auf unseren germanischen Sprachstamm zurückzukommen, so hat das Engl. das mit Schw. und Dän. gemein, dass es dem absol. Fürwort nie den Art. vorsetzen kann, aber die Formen beider Classen im Engl. sind mit Ausnahme des zu beiden gehörigen *his* verschieden. Im Deutschen kann es bekanntlich ebenso sein, nur dass unsere Declinationsweise in mehr Fällen gleiche Formen für beide Arten geschaffen hat. Ausserdem haben wir aber auch die Möglichkeit, Wörter mit ebenfalls eigener Form mit dem Artikel zu gebrauchen. Dies leitet uns auf die romanischen Sprachen über. In zweien derselben, nämlich im Franz. und Span., ist es ganz wie bei uns. Man sagt franz. *ton père*, sp. *tu padre*, aber ohne Hauptwort *le tien*, *el tuyo*. Im It. und Port. hingegen haben beide Arten dieselbe Form, nur dass vor den ohne Hauptwort gebrauchten der Art. stehen muss, welcher indessen im It. auch häufig schon bei der anderen Classe angewandt wird.

40. *min själs* meiner Seele, gen. Wie im Engl. ist im Schw. der auf *s* ausgehende Genitiv der einzige Rest einer wirklichen Declination; während er aber im Engl. nur bei gewissen Subst. statthaft ist, wird er hier ununterschiedlich mit grosser Vorliebe verwandt. Dasselbe ist in der engl. Poesie erlaubt. Daneben finden sich im Schw. noch Spuren einer Beugung, z. B. heisst es in Tegnér's Fridsröster: *Gudi ära*, d. h. Gotte (sei) Ehre; ferner sagt man *i andanom* (alter abl. plur.) im Geiste.

42. *de kränkt* sie haben gekränkt. Die Freiheit, welche wir im Deutschen haben, in Relativsätzen die Hilfszeitwörter haben und sein auszulassen und uns mit dem blossen Participium des eigentlichen Zeitwortes zu begnügen, ist im Schw. insofern ausgebreiteter, als die Auslassung von Formen von *hafva* nicht nur auf Relativsätze beschränkt ist. Dagegen müssen aber die Formen von *vara* stets gesetzt werden. — Mit dem Engl. hat das Schw. die Kürze gemein, dass das relative Object ganz ausgelassen werden kann. Beide genannten Kürzungen können sich in demselben Satze finden, z. B. Frith. VII, Nr. 23 *Här ställer jag inför ditt öga | det skön aste [hvad] du [har] sett i Nord*. Wie im Engl. kann in Relativsätzen, welche von Präpos. abhängen, das Relat. erst dann ausgelassen werden, wenn die Präpos. an das Ende gestellt worden ist.

48. *försvann Imperf.* von *försvinna* verschwinden. Die Verbin-

zung von *d* mit vorausgehendem *l* oder *n* neigt in den germanischen Sprachen sehr zur Assimilation, sei es der Orthographie oder nur der Aussprache. Am ausnahmslosesten verfährt vielleicht das Dän., indem eine Assimilation in der Aussprache, eine Dissimilation hingegen in der sichtbaren Gestalt des Wortes vorhanden ist, z. B. brande brennen, falde fallen. — Im Schw. verfährt man mannigfaltiger. Die assimilirte Aussprache im Innern des Wortes zieht eine entsprechende Schreibung nach sich, z. B. finna finden, gille Gilde. Am Ende hingegen wird *d* dem *n* nur in der Aussprache gleich, z. B. stund (spr. stunn) Augenblick. Jene Assimilation im Innern ist aber nicht consequent durchgeführt, man vergl. z. B. binda binden mit finna. Im Deutschen stimmt Schrift und Aussprache stets zusammen, z. B. finden, brennen. — Eben so unconsequent verfährt das Schw. mit der Muta *t* hinter *s*. So reimt lyssna lauschen mit tystna schweigen, von denen also das erstere in Aussprache und Bedeutung, das zweite in Aussprache und Schreibweise mit dem engl. to listen übereinstimmt.

Ehe wir von unserem Capitel Abschied nehmen, wollen wir an obiges Wort noch einige Beispiele starker Zeitwörter in den von uns behandelten germanischen Sprachen anfügen. Das Dän. können wir, wie wir es schon oft schweigend getan, bei Seite lassen, da es mit dem Schw. Hand in Hand geht. Betrachten wir zuerst die betreffenden Sprachen im Einzelnen.

In derselben Sprache, besonders in verschiedenen Perioden, findet sich oft dasselbe Zeitwort stark und schwach conjugirt. Unverkennbar ist eine Neigung der fortschreitenden Zeit früher starke Verba als schwache zu behandeln, indem das Bewusstsein der historischen Entwicklung mehr und mehr schwindet und die Analogie der Mehrzahl den Ausschlag giebt. Aus dem Engl. führe ich an to help, helped, helped, früher holp, holpen — shape, shaped, shaped, frühershope, shapen — snow, snowed, snowed früher snew, snown u. a. Aus dem Schwed. z. B. simma, sam, summit und simmade, simmat — nypa kneipen, nöp, nypit und nypte, nypt — smyga schleichen, smög, smugit und smygde, smygt. Im Deutschen sind derartige jetzt schwache Verben noch zahlreicher. Unter den zehn Classen starker Zeitwörter, wie sie für das Mhd. noch bestehen, ist nur eine, welche später kein Wort an die schwache Conjugation abgegeben hat. Aus den übrigen neun Classen will ich nur je ein Beispiel anführen: 1) bellen, bille bal gebollen, 2) zemen zam gezogen, 3) jeten (jäten) jite jat gejeten, 4) schaben

schuop geschaben, 5) ríhen (reihen) rêch gerigen, 6) briuwen (brauen) brou gebriuwen, 7) bannen bien gebannen, 8) sweifen (schweifen) swief gesweifen, 9) sechróten (schneiden) schriet geschróten, bei dem allerdings heutzutage wol nur das Imperf. schwach gebildet wird. — Das umgekehrte, dass ein von Hause aus schwaches Zeitwort durch die Minorität der Analogien zum starken geworden ist, findet sich ungleich seltener. Ich führe als Beispiel an preisen und dingen, welche noch in Luther's Bibelübersetzung schwach gebraucht werden, während jetzt die starken Formen die einzig gültigen sind. Minder stärkere Beweiskraft hat fragen, dessen frug jetzt schon wieder dem richtigen fragte zu weichen scheint; die starke Form ist jedenfalls nach dem nur durch den ersten Buchstaben verschiedenen trug gebildet worden. — Mehrere deutsche Zeitwörter lassen noch beide Formationen zu, z. B. weben, triefen, saugen, sieden, schallen u. a.; hier lässt der Gang der Sprache die Vermutung nicht ungerechtfertigt erscheinen, dass in dem Ringen beider Formationen miteinander schliesslich die jetzt vielleicht noch weniger gebräuchliche schwache als Siegerin hervorgehen wird. — Mitunter unterscheiden sich beide Conjugationsarten durch den Sinn, z. B. in bewegen, oder die starke findet sich nur noch im poetischen Ausdruck, wie bei pflügen und rächen. — Nicht selten ist es bei dieser Sinnesverschiedenheit so, dass das intransitive Zeitwort stark, das causative oder transitive hingegen schwach conjugirt wird, so dass wir es also eigentlich mit zwei verschiedenen Verben zu tun haben, z. B. im D. schwellen, erschrecken, auslöschen und erlöschen, im Schw. smälla knallen, small smullit; in der Bedeutung abfeuern smälde smällt. — Wenn im Engl. und Schw. einige anscheinende Composita starker Zeitwörter schwach gehen, so zeigt uns die Vergleichung des Deutschen, dass wir es auch hier mit anderen Stämmen zu tun haben, z. B. schw. fara fahren for farit, aber befara befürchten befarade befarat (vgl. d. Gefahr, engl. to fear), engl. to come came come, aber to welcome welcomed (vgl. d. bewillkommen). — Endlich kommt es auch vor, dass die Neuerung in der Conjugationsweise sich nur auf einen Teil des Verbuns beschränkt hat, so dass also hartes und schwaches sich gegenseitig ergänzt. So haben sich im Deutschen starke Participia bei manchen im übrigen jetzt schwachen Zeitwörtern erhalten, z. B. bei mahlen, salzen, spalten; im Engl. die Nebenform bei to show und to sow; im Schw. ist es schwierig, ganz fest fixirte Beispiele derartiger Mischungen anzu-

führen, es kommt aber vor (wie ja auch das eben angeführte salzen und spalten nicht mehr ganz zweifellos conjugirt wird), dass ausser vollständig schwachem Charakter sich noch eine starke Nebenform findet, z. B. heta heissen, hette hetat hat im Imperf. auch het, oder umgekehrt das starke qvida winseln, qved quidit hat im Imperf. auch quidde.

Die Vergleichung ursprünglich starker Stämme, welche sich in allen drei Sprachen finden, ergiebt folgende Verschiedenheiten:

1) Alle drei Verben sind stark geblieben, z. B.

Engl. to sing sang sung; schw. sjunga sjöng sjungit; d. singen
 „ to drive drove driven; „ drifva dref drifvit; d. treiben.

2) Die starke Formation ist nirgends mehr vorhanden, z. B.

Mhd. nagen nuoc genagen ergiebt

Engl. to gnaw, Schw. gnaga, nhd. nagen.

Mhd. niesen niuse nös genorn ergiebt

Engl. to sneeze, Schw. nysa, nhd. niesen.

3) Die starke Form findet sich nur noch in zwei Sprachen, z. B.

Schw. ljunga, ljög, ljugit, deutsch lügen; Engl. to lie lied lied.

Engl. to begin, began, begun, deutsch beginnen; Schw. begynna, begynde, begynt.

Ein Beispiel, bei dem Engl. und Schw. in Bezug auf starke Formation Hand in Hand gehen, habe ich nicht auffinden können. Einigermaassen lässt sich hierher rechnen:

Engl. to spread spread spread; Schw. sprida, spred od. spridde, spridt; deutsch spreizen.

4) Die starke Form ist nur noch in einer Sprache vorhanden;

a. Schw. slippa slapp slupit; d. schlüpfen, engl. to slip.

b. Deutsch fliehen floh geflohen; schw. fly flydde flytt; engl. to flee fled fled.

Für eine nur im Engl. erhaltene starke Formation dürfte sich kaum ein Beispiel finden lassen. Auch der Fall a. ist selten.

Berlin.

W. Körner.

Metrische Uebersetzungen.

I. Der Durchgang durch das Rothe Meer*).

(Reginald Heber.)

Ermattet von des weiten Wegs Beschwer
Und von der Schwüle, brütend rings umher,
Lagern an Ethams sand'gem Meergestade
Die Scharen Israels, des Volks der Gnade.
Still, Alles still den Wüstensaum entlang! 5
Es tönt nur schwach der Grille Zirpgesang,
Und in das leise Flüstern träger Wellen
Mischt sich der Klang von der Kamele Schellen.
Still, Alles still! Die Herden ruh'n zerstreut, 10
Wo die Akacie kühlen Schatten beut,
Und wo empor die feuchten Dünste steigen,
Die fernem Blick als See die Wüste zeigen;
Indess der Hirte, sorglos hingestreckt,
In seinem Geiste stolze Träume weckt
Von seinem hohen Stamm, von künft'gem Glück 15
Und seiner Kinder glänzendem Geschick.

*) Das Rothe Meer (Jam-Suph = „Schilfineer“, 2. Mose 13, 18.) = der arabische Meerbusen. Es soll von Edom, „dem Rothen“, den Namen bekommen haben.

3. Etham (2. M. 13, 20) — (die Septuaginta übersetzen: Othom = Grenze des Meeres) — liegt nordwestlich von Suez, an der Karavanenstrasse nach Arabien, am Rande der Wüste Etham oder Sur.

8. Schellen der Kamele. — „Wenn die Kamele beladen sind, so gehen sie eines hinter dem anderen und werden immer sieben mit einer Schnur von Wolle, die an den Sattel des vorausgehenden gebunden wird, an einander gehängt . . . Das letzte hat eine Schelle oder Glocke am Hals, damit der Knecht, welcher das erste an einer eben solchen Schnur führt, höre, dass die übrigen folgen.“

(Jahn, Biblische Archäologie.)

Denn traun! nicht fruchtlos ist das Wort verhallt,
Das Wort der Söhne Amrams von Gewalt

18. Amram (2. M. 6, 20. — Kahath's Sohn, Levi's Enkel) — der Vater Aaron's und Mose's. „Ammiramis ein edler Hebreer | als er sorg hett für das gantz Hebreisch volck | damit es nit auss mangel vnd abnehmen der jugent zu grund gienge | der war betrübt | das sein haußfraw onuersehenlich entfangen hatt | vnd schwanger war | hat sich nach vilen gedanken in ein gebett zu Gott geben | vnd begert | er wolt sich doch zuletzt der menschen erbarmen | die jm allein für vnd für dieneten | vnd das er jnen freyheit gebe | vnd erledigung des lasts | in dem sie zur selben zeyt waren. Nun Gott hat sich sein erbarmet | sein gebett erbört | vnd ist jm im schlaff erschinen | jn ermant | er wolt in zukunfft guter hoffnung sein | dann er wer eingedenck sein vnd seins weibs Gottsforcht | vnd würdiger ehrerbietung | vnd darumb so wolt er jnen widergeltung thun Da nun Ammiramis diß gesicht gehapt | erwachet er | vnd hat Jochobel*) seim weib solchs anzeygt | vnd seind in grosse forcht gefallen | als sie von disem gesicht geredt haben | dann sie nit allein forcht trugen vom kind das jhnen solt geboren werden | sondern von wegen der grösse des zukünftigen glücks | das sie es nit verschütteten Dem kind aber ist der namm Mose außgesetzt von der geschicht | darumb das er vom wasser ist behalten worden | dann die Egyptischen heysen Moy | wasser | vnd Esis | geholllen | oder behalten | also haben sie jm auß den zweyen ein nammen zusammen gesetzt | vnd jn Moses | das ist | auß dem wasser geholffen | genant. Welcher Moses nachmals on widersprechen | der aller weytest der Hebreer worden ist | wie dann Gott zuor gesagt hat. Vnd ist Moses der sybend nach dem Abraham gewesen | dann er was Ammarame son | welches vatter was Caath**) | welcher von Leui geborn ist | Leui von Jacob | welcher von Isaac was | dem son Abraham. Er was einer solchen weigheytt | die sein alter vnd maß gar vbertraff | die bewiß er auch in seiner jugent | vnd es was sein | als eines jungen | handlung | wichtiger vnd dapfferer | dann manchs erwachsenen manns. Als er drey jar alt worden | hatt Gott jm wunderbarliche gnad verlyhen | dann souiel die hüpsche vnd schöne des leibs betraff | was niemant so ernsthaft | wann er Mosen anschawete | das er sich nit an seiner hüpsche vergaffet | vnd vil so sie sahen | das man jn vber die gassen trug | haben sie jr übung vnderlassen | vnd das kind angeschawet | dann er ein besondere kindtliche gnad vnd augenweyd hett | damit die anschawenden erlustigt wurden. Nun ein solchs kind hatt Thermut des Königs tochter jr an kindts statt angenommen | dieweil sie sonst kein Ehlich kind hett.“

(Flavius Josephus, Zwentzig Bücher von den alten geschichten der Juden***). Blatt xxxj u. xxxij.)

*) 2. M. 6, 20. heisst sie Jochebed.

**) 2. M. 6, 16: Kahath.

***) Der vollständige Titel meiner Ausgabe der Werke Josephi ist (nebenbei bemerkt): „Flanij Josephi Des Hochberüempten Histori beschreibers alle Bücher.

Und Macht, — verkündet in der bangsten Stunde
 Der Sklaverei, — die hehre Freudenkunde! 20
 Noch nicht geschwächt der Ehrfurcht Wirkungskraft,
 Die sich der furchtbar mächt'ge Stab verschafft,
 Auf dessen Wink Heuschrecken-Riesenscharen
 Aus fernem Luftkreis hergeflluthet waren,
 Und der Reptile zwang, mit grauser Macht 25
 Zu tilgen der ägypt'schen Götter Pracht.

Ohnmächt'ge Götter! die ihr nicht im Stande,
 Vor Feuerfluth zu schützen Zoan's Lande!
 Ohnmächt'ge Götter! die ihr saht, dass Blut
 Den Lotos färbt' in eures Stromes Fluth, 30
 Und dass vierfache Nacht die Erd' bezwang,
 Dieweil vergebens Memnon's Säule klang! —

So sinnt die Schar, bis mild der Abend lächelt,
 Der kühle Westwind ihre Schläfe fächelt,
 Und jene Säule, die den ganzen Tag — 35
 Ein schwarz Gewölk — auf ihrem Wege lag,
 (Bei Tage Wolke, Flammensäul' bei Nacht)
 Den Schleier hebt und sanft ihr Licht entfacht. —

28. Zoan (4. M. 13, 23) = Tanis, jetzt Samnah oder San, südwestlich von Tyneh in Unter-Aegypten an einem kleinen Arme des Nil, war die Residenzstadt der Könige von der Tanitischen Dynastie und der besondere Schauplatz der Wunder Mose's (Ps. 78, 12. Jes. 19, 11. — 30, 4. Hes. 13, 14). Unter Zoan wird manchmal ganz Aegypten verstanden.

30. Eures Stromes. — Der Nil war der Sitz einiger ägyptischer Gottheiten.

32. Memnon's Säule — eine kolossale Steinfigur in sitzender Stellung am linken Nilufer, in der Nähe Thebens, die beim Aufgang der Sonne einen klingenden Ton von sich gab. Memnon, ein Sohn des Tithonus und der Aurora, war König in Aethiopien.

Nämlich zwentzig von den alten geschichten der Juden. Syben vom Jüdischen krieg | vnd Zerstörung Hierusalem. Zwey wider Appionem Grammaticum vom Alten Herkommen der Juden. Eins von Meysterschaft der vernunft vnd der Machabeer Martyrung. Item Beschreibung des lebens Flauij Josephi | so vormalis in Teütscher Sprach nicht außgangen ist. Alles durch D. Caspar Hedion verteütscht. Vnd jetzundt Von neüwem außß fleysigst nach den Alten Griechischen Exemplaren restituiert | vnd an vilen orten trefflich gebessert vnd gemehret. Mit Röm. Kay. Mayestat freyheytt auff zehen Jar. Gedruckt zu Strassburg. M. D. LVI.

Die Widmung, überschrieben: „Den Strengen | Ehrnuesten | Fürsichtigen vnd weisen Herrn | dem Meyster vnd Raht | vnd den Eyn vnd zwentzigein | der Freystatt Straßburg“ ist „geben zu Straßburg den xv. May. Anno M.D.XXXV.“

Es lächelt mild der Abend; — doch bevor
 Der Tag geschieden, tauchen fern empor 40
 Am rothen Horizont, vom flachen Strahl
 Der Sonne kaum gestreift, mit einem Mal
 Stolz weh'nde Banner, und in weitem Bogen
 Erheben sich des Sandes dunk'le Wogen. —

„Auf, Israel, gieb Acht!“ — Vor Schreck erstarrt, 45
 In bangem Schweigen alles Volk verharret
 Und stieren Blicks auf die Erscheinung schaut;
 Bis mählich ein Gemurmelpuff wird laut,
 Und Weiberstimmen schreien angstbekommen:
 „Sie kommen! sie kommen!“ — 50

Sie kommen! — Seltsam, im Abendsonnenglanze
 Glüht durch der Wüste Dunkel Lanz' an Lanze;
 Stanbwohlen bilden wechselnde Gestalten,
 Je wie die Reihen wechselnd sich entfalten;
 Und die erregte Phantasie gewahrt 55
 Die wilden Racen, die sich dort geschart;
 Denn mancher schwarze Stamm, — aus Rohr den Speer, —
 Die Söldnergarde Mizraims, kommt daher:
 Vom fernen Cusch die krieggeübte Schar,
 Von Sinahs grüner Insel, von Sennaar, 60

58. Mizraim (1. M. 10, 6. 13. 14.) = Aegypten, wegen der vermeintlichen Abstammung der Aegypter von dem Sohne Ham's so genannt. „Aber die kinder Cham haben von der prouintz Siria an | vnd von den bergen Aman vnd Libano | alles land eingenommen | auch das so am Mör gelegen ist | vnd gegem grossen Mör | vnd haben besondere nammern gemacht | deren etlich gar vergangen | etlich verändert vnd also gefälset | das sie vnbekant seind worden . . . Es haben auch die Mesreer nach alter gedächtnuß jre benamsung behalten | dann Egyptum nennen wir Mesren*) | vnd die Mesreer nennen wir Egyptische | so vil vnser in den selben landen wonen.“

(Flavius Josephus a. a. O., Blatt viij.)

59. Cusch (1. M. 10, 7) — „ein mächtiges Reich in Afrika, sonst Habessynien oder Aethiopen, gestiftet von den Cuschiten, den Nachkommen Cham's, welches gemeinlich mit dem Reiche Cusch in Arabien einen gemeinschaftlichen König hatte, oder doch in Verbindung stand.“

(Jahn, a. a. O.)

Luther schreibt Chus. Diese Verschiedenheit der Schreibweise beruht einmal auf dem Umstande, dass im Hebräischen die Konsonanten Beth, Gimel, Daleth, Kaph, Pe und Taw nach Vokalen weich, nach Konsonanten

*) Dieser griechische Name deutet auf Mizraim hin

Auf beiden Flügeln — sehn'ge Kriegsgenossen! —
 Die Sölme Amalek's auf feur'gen Rossen;
 Dahinter, in des Nilpferds Haut gehüllt,
 Schangallas, menschenblutgenährt und wild! —

Seht ihr die Wagen nah'n im Flug, im wilden, 65
 Umringt von blanken Helmen, gold'nen Schilden?
 Das sind die Herr'n von Afrikas Geschick,
 Mit stolz erhob'nem Haupt und trotz'gem Blick,
 Die ausgeströmt — als Krieges-Matadore —
 Die Ammonsstadt durch alle hundert Thore, 70
 Die Mutter von Armcen! —

Seht, wie glüh'n
 Smaragde dort, wo Pharao, stolz und kühn,
 Vom Vorgefühl des Siegs geschwellt die Brust,
 Einherzieht, glüh vor wilder Rachelust!

aber hart ausgesprochen werden (letztere Aussprache ist die ursprüngliche und wird durch einen in den Buchstaben gesetzten Punkt — Dagesch lene — bezeichnet); dann aber auf der häufig statthabenden Verwechselung des Lantes von Sin und Schin, welche beiden Buchstaben — ursprünglich ein und dasselbe Zeichen, — sich in der punktirten Schrift nur durch die Stellung des diakritischen Punktes unterscheiden. — Der in Rede stehende Name wird nun bald Kuseh, bald Chus(ch) geschrieben und gelesen.

60. Sinah's grüne Insel — etwa die nach dem Berge genannte Halbinsel Sinai? — Ueber Sinah habe ich in vielen einschlägigen Werken vergebens nach Auskunft gesucht. (Sinai heisst übrigens auch im Englischen Sinai, nicht: Sinah!)

60. Sennaar — ehemaliges Königreich in Nubien.

62. Die Söhne Amalek's (I. M. 14, 7). — Die Amalekiter waren ein arabisches Räubervolk zwischen Kanaan und Aegypten (4. M. 24, 20). „Einwoner der örter Goboth vnd Petre | welche man die Amalechiter nennet | die zur selbigen zeyt die aller streytbarsten vnder den selben völkern waren.“ (Josephus, a. a. O., Blatt xlj.)

64. Schangallas. — „In den dichten Waldungen zwischen den abyssinischen Stufenländern und den Sandebenen, besonders im nordwestlichen waldigen Tief- und Sumpflande, hausen die rohen Schangallas oder Schongollos, Halbwilde von dunkelschwarzer Hautfarbe und mit krausem Negerhaar, jedoch in manchen Stücken von den eigentlichen Negern verschieden.“ (Ungewitter, Erdbeschreibung.)

65. Wagen. — „Streitwagen, auf denen in alten Zeiten angeschene Krieger in die Schlacht fuhren.“ (Dinter, Schullehrer-Bibel.)

70. Ammonsstadt (nach ihrer Schutzgottheit Ammon so genannt) — das ägyptische Theben, das hundert Thore hatte, aus deren jedem 200 Mann mit Ross und Wagen auszogen.

Und hinterher, in weisser Stola, hasten
 Die braunen Magier mit Osiris' Kasten.
 In der Trompete Schmetter'n rasselt dumpf
 Das priesterliche Sistrum. —

75

„Sieg! Triumph!“ —

Warum dies Kriegsgeschrei, so laut, so wild,
 Das markerschütternd durch die Wüste brüllt?
 Wem gilt der Krieg, ihr Krieger, wem? — Wohl gar
 Hier diesen Herden, dieser schwachen Schar,
 Die von der Geißel wund, kaum frei von Ketten? —
 O Gott der Armen! wollest sie erretten,

80

75. Stola — das Gewand der ägyptischen Priester (Magier). —
 „Immer glänzten ihre leinerne Kleider von Reinlichkeit und Weisse. Diess
 war ihnen eine heilige Farbe.“ (Hess, Geschichte Moses, 1777.)

76. Osiris' Kasten. — Osiris war eine Naturgottheit, jünger als
 der uralte Ammon (Amun), aber nachmals der oberste Gott Aegyptens.
 Sein böser Bruder Typhon nahm ihn einst gefangen, verschloss ihn in
 einen Kasten und warf diesen in den Nil. Der Kasten schwamm durch
 eine der Nilmündungen über das Meer nach Byblus in Phönizien, trieb auf
 die Zweige eines jungen Baumes der Küste und verwuchs mit dem Stamme.
 Der König des Landes liess später aus dem letzteren einen Pfeiler für
 seinen Palast hauen. Isis, die trauernde Gattin des Osiris, entdeckte end-
 lich die Stätte, wo die Hülle ihres Gatten ruhte. eilte nach Phönizien und
 setzte sich in den Besitz der Säule, aus der sie den Kasten heraus schneiden
 liess. Letzterer wurde heilig gehalten. (Nach: Minckwitz, Mythologie.)

„Die Priester zogen dann“ (bei dem Feste, das dem Wiederfinden des
 Osiris gewidmet war) „an das Ufer des Meeres und gossen daselbst in ein
 goldenes Kästchen, das sie in der heiligen Kiste dahin trugen, trink-
 bares Wasser, wobei die Anwesenden mit lauter Stimme riefen: Osiris ist
 wiedergefunden! Nun nahmen sie fruchtbare Erde, kneteten sie mit jenem
 Wasser und allerlei Specereien zusammen und machten aus diesem Teige
 eine kleine mondähnliche Figur, welche sie dann schmückten und ausputzten
 . . . Auf den ältesten Abbildungen . . . hält er in der einen Hand die
 Lotos-Blume, das Symbol der Sonne und der befruchtenden Kraft des
 Nil.“ (Funke, Real-Schullexikon.)

78. Sistrum — „ein altes Instrument der Aegypter. Es war wie ein
 Ballnetz gemacht, unten mit einem Handgriff. Das oberste Stück zeigte
 einen Kranz in eiförmiger Gestalt, bisweilen mit Ringen versehen, aber
 meistens mit wunderlich geschnäbelten Spindeln durchstochen, die, wenn
 das Sistrum geschüttelt wurde, hin und her schiessen konnten . . . Die
 Aegypter glaubten, dass sie mit dem Gerassel dieses Instruments (weiter
 sind dessen Klänge Nichts) den bösen Geist Typho vertreiben konnten. Im
 Kriege bedienten sie sich desselben auch zur Ermuthigung der Soldaten.“

(Bernsdorf, Universal-Lexikon der Tonkunst.)

Die arm und freundlos! — Du, der Freiheit Gott! 85
 O hilf den Sklaven in der bangen Noth! —
 Von Nord und Süd und West — kein Ausweg frei! —
 Stürmt wild heran Aegyptens Reiterei! —

Und weinend drängt die Schar sich an den Strand:
 Für sie der Erde letzter, letzter Rand! — 90

Und vorwärts rückt die Säule, massig schwer. —
 „So müssen wir hinein in's tiefe Meer?!“ —
 Im Seeschaum stehen schraubend die Kamele;
 Noch näst den Huf nicht die verhasste Welle. —

Er kommt! — ihr Führer kommt! — Gewaltig, hehr 95
 Schwingt er den Machtstab über's weite Meer
 Und schreitet vor! — Es weichen scheu die Wogen
 Vor seinem heil'gen Fuss in weiten Bogen,
 Hohl rauschend, — und die Brandung, fortgescheucht
 Und innen tosend, — tief, tief unten zeigt 100
 Gleichwie in einem Riesenzauberspiegel
 Den harten Kiessand und Korallenhügel. —

Mit schwankem Schritt, bedrückt von Schreckenswucht,
 Geh'n abwärts sie — in eine jähe Schlucht!
 Und um sie her, chaotisch wild gesellt, 105
 Ragt Fels an Fels — Geheimnisse der Welt!
 Und üppig blüh'nde Blumen seh'n sie dort
 Und Höhlen tief, des Seehunds Zufluchtsort. —

87. Kein Ausweg frei! — „Als nun die Egyptier die Hebreer erlanget | vnd eryl't | haben sie sich zum streit gerüst | vnd als sie mit grosser macht auff sie getrungen | haben sy sie auff eim kleinen platz ingethon. Dann sybenhundert wägen jagten jhnen nach | vnd fünfftzig tausent reysige | auch zweymal hundert tausent schützen zu fuß. Haben die weg dadurch sie vermeinten das die Hebreer fliehen würden | beschlossen vnd eingenommen | vnd zwischen den vnwegsamen felsen vnd dem mör sie ingethon | da dann der berg von reübe der weg sich endet | haben jhnen zufliehen gar entwört | dann von dem mör gestad vnd des bergs krümme | haben sie die Hebreer mit gewapneten beläget | allen außgang auff das weit veldt zufliehen | jhnen abkürtzt. Also seind die Hebreer gleichsam im sack wesen | vnd als sie verarmet an notwendigen dingen | kein belägerung erdulden mochten | kondten auch nit daruon fliehen | vnd waren mit wehr vngerüst | ja wa sie schon gewölt streitten | so ließ es sich ansehen | als ob jnen alle hoffnung entnommen | wa sie sich nit selbs schantlich in willen der Egyptier ergeben.“

(Josephus, a. a. O., Blatt xxxvij.)

108. Höhlen, des Seehunds Zufluchtsort. — Man findet hin und wieder Höhlen mit engem Eingang, die sich vom Meere unter die

Sie schreiten abwärts auf dem schmalen Pfade,
 Begrenzt von Wassermauern, steil und grade. 110
 Und hinter ihnen sinkt der Tag zumal;
 Auf Edom's Hügeln stirbt sein letzter Strahl.

Doch nicht für Israel entflieht das Licht;
 Sie schreckt ein nächtig trostlos Dürster nicht:
 An ihrer Spitze strahlet hell und prächtig 115
 Die Fackel Gottes, leuchtend wundermächtig!
 Zehnfache Helle blitzt ihr gold'ner Strahl
 Im Spiegelplan der ros'gen Wogen all;
 Und Wärme strömt sie aus so maiensonmig,
 Dass jede Wange röthet warm und wonnig! 120

Doch nur für sie! Denn Mizraims Zaub'rer schwätzen
 Umsonst ihr Licht-Gebet zu ihren Götzen:
 Es häuft sich Wolk' auf Wolke, mehr und mehr,
 Zehnfache Finsterniss umgiebt das Heer!

Doch vorwärts geht's! — Gespornt von Rachelust, 125
 Beschreiten sie das Meerbett unbewusst. —
 Bis mitte wags! — Die ferne Feuersäule
 Mischt grell ihr Blitzen in des Sturms Geheule,
 Verwirrt das Heer; die Wagenräder splintern,
 Und Ross und Reiter schnauben, grausen, zittern! — 130

„Flieh, Mizraim, flieh!“ — Sie seh'n die gier'gen Fluthen
 Und fürchterlicher noch: der Gottheit Gluthen!
 „Flieh, Mizraim, flieh!“ —

Felsen ziehen. Am Ende dieser Höhlen ist trockener Felsgrund. In solchen grossen und dunklen Höhlen sammeln sich oft ganze Scharen von Seehunden.
 (Nach: Lenz, Naturgeschichte.)

112. Edom (Esau. — 1. M. 32, 3) = Idumäa („vor Alters Seir genannt“ — Jahn, a. a. O.), der nördlichste Theil des steinigen Arabien zwischen dem Gebirge Horeb und Kanaan.

„Etwann als er noch jung was | vnd die arbeyt im jagen jn hungerig gemacht hett | vnd da er heim kam | fand er seinen bruder jm auff den jubiß linsen kochen | die waren hüpsch rot | vnd darumb ist er desto mehr begierig worden | vnd jn gebetten | er wölte jm die linsen zuessen geben. Also hat er den hungerigen bruder gezwungen | das er jm sein erst geburt | vnd das recht der selbigen | vmb die speyß verkaufft hat | diser aber vom hunger gezwungen | hat sein bruder die erst geburt mit eyds pflicht gewichen | der vrsach halben ist er von seinen gesellen die mit jhm spieleten | vmb der speyß rüte willen | schimpfflicher weiß Edom genannt worden | dann die Hebreer nennen das rot ist | Edom | also hatt er auch die gegne genant | welche die Griechen mit etwas zierlichem vnd lieblichem wort Idumeam genant haben.“
 (Josephus, a. a. O., Blatt xx.)

An Edoms Felsenstrand

Schwingt abermals den Stab des Führers Hand:
 Mit Donnertosen stürzt in Eins das Meer, — 135
 Und Alles — öde Wogen rings umher!
 Doch ob den Fluthen schwebt ein seltsam Tönen,
 Als stiege aus der Tiefe menschlich Stölnen.
 Und flüsternd trägt der Hauch der Wasserwüste
 Aegyptens Seufzer nach Arabiens Küste! — — 140

Wie froh begrüßte Israel den Morgen,
 Als sie, befreit von Furcht und Angst und Sorgen,
 Nun standen an der rächerischen Fluth,
 Darin ertränkt des Feindes Uebermuth;
 Als sie gewahrten in des Frühroths Schimmer 145
 Von Zoans Stolz die angeschwemmten Trümmer:
 Zermalnte Glieder, Helme, Wagen, Speere —
 Die traur'gen Reste von dem stolzen Heere! —
 Dann, sanft wie Elims Quellen sich ergiessen,
 Der neugebor'nen Freiheit Zähren fließen. 150
 Und o! wie er, dess Herz verhärtet schon
 Durch Knechtschaftsschmach und des Bedrückers Hohn:
 Der trotz'ge Sklav, durch Hoffnungsmacht gezähmt,
 In Stammelworten seinen Dank ausströmt!
 Bis herzerhebend alle Reih'n entlang 155
 Ertönt der Jungfernpauke Silberklang;

149. Elim (2. M. 15, 27) — im steinigcn Arabien. — „Hier fanden sie“ (die Israeliten) „zwölf nahe bey einander liegende Wasserquellen, und nahe dabey zum Schutz vor der Hitze ein Wäldchen von siebenzig Palmenbäumen. Reisende finden diese Gegend itzt noch bemerkenswürdig, und ergötzen sich, nachdem sie viele Stunden über sandigte Ebenen und heisse Thäler gegangen, an den Wasserquellen und dem Schatten der Bäume; bilden sich auch gern, und mit einiger Wahrscheinlichkeit ein, es seyen dieselben Quellen, die Moses angiebt.“ (Hess, a. a. O.)

„Ohngefähr in der Gegend, wo hier Elim erscheint, finden sich im Thale Gharundel Quellen zwischen Dattelbäumen.“

(Wislicenus, Die Bibel.)

156. Jungfernpauke — hebräisch: Toph (2. M. 15, 20). — „Toph war ein sehr gewöhnliches Instrument, welches man aber nicht mit unserer Trommel oder Pauke vergleichen muss; denn es wurde nicht nur von Manns-, sondern auch von Frauenspersonen gespielt. Es bestand aus einem metallenen Ring, worüber ein Fell ausgespannt und rundherum mit Schellen behangen war Bei den Spaniern hat es den Namen Adufe. Bei den Hebräern war dieses Instrument schon sehr frühe in Gebrauch und wurde vorzüglich von den Jungfern beim Tanz und anderen Feierlichkeiten gebraucht.“ (Warnekros, Hebräische Alterthümer.)

Und, frei von Zweifelsqual, in freud'ger Lust
Des Sanges Geist sich regt in Mirjams Brust.

Die Arme bloss, das Aug' empor gerichtet,
Das wundersam von tiefer Gluth durchlichtet, 160
Lässt sie die wilden, süssen Harmonieen
Auf Windesflügeln durch die Lüfte ziehen.
„Wo ist“ — so singt sie, — „nun Aegyptens Heer?
Ous Kriegerschild und Zoans wucht'ger Speer?
Im Fluthenbett ihr Heer begraben liegt! 165
Jauchz', Israel! Adonai hat gesiegt!“ —
Und ungestüm in des Gesanges Pausen
Von Stamm zu Stamm des Jubels Stürme brausen,
Und himmelan ihr Donner-Chorus fliegt:
„Jauchz', Israel! Adonai hat gesiegt!“

II. An eine Fliege, welche ich aus einer Bowle Punsch genommen.

(John Wolcott.)

Ach armer Schelm, beranscht von Weines Gluth!
Da schwimmst du leblos nun auf duft'ger Fluth.

Bernsdorf (a. a. O.) nennt das Instrument auch „Jungfernpauke“; ebenso der Bischof Heber: „virgin timbrel“ in seinem Gedichte.

„Es ist jetzt noch, wie vor Alters, ein Instrument des Frauenzimmers, welches bei seinen Liedern und Tänzen die Aduffe in der linken Hand hält, schüttelt, und mit der rechten Hand nach dem Takte schlägt.“

(Jahn, a. a. O.)

158. Mirjam (2. M. 15, 21). — „Miriam, Aarons und Moses Schwester, die als eine religiöse Sängerin („Prophetin“) bei der Nation berühmt war, nahm eine Adufe und sang unter den einstimmenden Chören und Tänzen der Frauen und Jungfrauen, die ihr musikalisches Hirten-Instrument hatten, dem männlichen Chor entgegen: Jehova dem Erhabnen will ich singen u. s. w.“

(Hess, a. a. O.)

164. On (1. M. 41, 45) = Heliopolis in Unter-Aegypten, etwas nördlich vom jetzigen Kairo. Hier war der Haupttempel der Sonne.

166. Adonai. — Wenngleich im Urtext (in der hebräischen Bibel, 2. M. 15, 21) der Name Gottes: יהוה, „Jehovah“ (oder „Jahveh“) steht, so habe ich doch aus Rücksicht auf das nach dem Talmud bestehende Verbot, diesen Namen auszusprechen, dafür das vorgeschriebene Adonai (sprich: Adonaj [~ wegen des Chateph-Pathach]) gebraucht. Heber sagt: the Lord.

Warum auf Kuch en nicht beschränkt den Wunsch?
 Nun zahlst du mit dem Leben dein Gesumm,
 Du Leckermäulehen! um den Napf herum! —
 So wohnt Vergnügen und — der Tod im Punsch! —

Ich nehm' dich 'raus und pred'ge mir Moral.
 Wie Fliegen thun die Menschen allzumal!
 Steht drohend auch der gier'ge Tod dabei:
 Der Becher des Vergnügens blinkt so schön!
 Sie können Circe's Trank nicht widersteh'n,
 Sie müssen, wollen schlürfen, — einerlei!

Dem wilden Füllen gleicht die Leidenschaft:
 Will Klugheit zügeln sie, auch noch so mild,
 So bäumt sie schnaubend sich mit trotz'ger Kraft;
 Kein and'rer — nur ihr eig'ner Wille gilt! —

Potzblitz! du bist nicht todt? du zappelst noch?
 Die Parzen schonten deinen Faden doch?
 Fürwahr! du rührst ein Bein, — ein and'res wieder!
 Und stossweis regen sich nun alle Glieder!

Jetzt öffnest du die trunk'nen Aeuglein dein,
 Jetzt fühlst du flugs nach deinem Näschen fein,
 Und da du's findest, reibst die Händchen du,
 Als wollt'st du jauchzen: „Hei! ich lebe ja!“ —
 Und wohl kannst du dich freu'n! denn nah', sehr nah'
 Warst du dem öden Reich der Todesruh'!

Jetzt rutschest auf dem Rücken du umher,
 Denn dass du lebst, — es freut dich ja so sehr!
 Jetzt drehst du dich herum, und auf dem Tisch
 Ziehst krabbelnd du manch nasses Ringelein.
 Jetzt schüttelst du vom Rücken ab den Wein,
 Und schwingst den Nektar von den Flügeln risch.

Jetzt stehst du auf dem Kopf, prüfst deine Kraft,
 Und streckst die Beinchen, die vorhin erschlafft.
 Jetzt reckst du straff die Schwingen in die Höh'
 Und machst dich flugbereit. — Nun denn, adieu!

Flieg' zu den Deinen dort im Sonnenschein,
 Und bringe Freude der Familie dein!
 Dort findest eine Frau du oder Braut,
 Die Zeugin war, wie dich die Fluth verschlang;
 Ach! deren Brust der Angstschrei sich entrang,
 Und die ob deinem Tod jetzt seufzt so laut!

Ja, geh' und tröste deine Freunde all,
 Und melde warnend deinen Unglücksfall! —

Fortan sei Tort' und Zucker dein Gericht:
 Die nähren, schmecken süß und schaden nicht;
 Wogegen Punsch, der lust'ge Sündengeist,
 Den unbedachten Wand'rer lockt zum Kuss,
 Und, lächelnd ihm verheissend Hochgenuss,
 Ihn wie ein Alligator abwärts reisst!

III. Eugen Aram's Traum.

(Thomas Hood.)

An einem Sommerabend war's, *)
 Die Luft war kühl und weich:
 Da sprengt 'ne munt're Knabenschar
 Aus der Schule schwülem Bereich;
 Der eine rennt, der and're springt,
 Wie flinke Forellen im Teich.

Fort eilen sie mit frohem Sinn
 Und Herzen sündenrein;
 Auf einer Wiese schlagen sie
 Die Cricket-Stäbe ein. —
 Die Stadt King's Lynn erglänzt weithin
 Im Abendsonnenschein.

Wie Rehe springen sie umher
 Und jauchzen himmelan;
 Sie wandeln in Lust der Erde Wust,
 Wie's nur die Jugend kann. —
 Doch der Lehrer sitzt entfernt allein,
 Ein tiefbetrübter Mann.

Sein Haupt ist bar, die Brust entblösst,
 Dass die Lüftchen kühlen ihn;
 Denn sein Busen wogt, und im Gehirn
 Ihm heisse Gedanken glüh'n.

*) Der in dem Gedichte erwähnte Mord wurde im Jahre 1746 in der Stadt Knaresborough (Grafschaft York) an Daniel Clarke begangen und erst, nachdem der Mörder 13 Jahre in der Küstenstadt Lynn (King's Lynn in Norfolk), wohin er bald nach dem Verbrechen sich wandte, als Hülflehrer gewirkt, im Jahre 1759 entdeckt. Aram wurde auf Aussage seines Verwandten Richard Houseman verhaftet und trotz seiner glänzenden Vertheidigungsrede („still considered as wholly unequalled from the lips of one defending his own cause“ — Bulwer) am 3. August 1759 zum Tode verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung soll er sein Verbrechen eingestanden haben.

Den Kopf in der Hand, so liest er gespannt
Das Buch auf seinen Knie'n.

Er liest es eifrig Blatt auf Blatt,
Wirft keinen Blick zur Seit'.
Für den Seelenfrieden liest er das Buch
In goldener Abendzeit. —
Sein Aug' ist glanzlos, die Wange hohl
Von Studien-Emsigkeit.

Jetzt endlich schliesst er den schweren Band
Mit wilder, heftiger Hast;
Die staubigen Deckel presst er zu,
Bis der Spangenhaken fasst.
„Ach! könnt' ich des Geistes Mahnbuch auch
So schliessen zur ewigen Rast!“

Dann springt er auf, und zornig schweift
Sein Blick in irrem Flug. —
Nun — den Anger auf! — den Anger ab! —
Als wär's ihm nimmer genug.
Da sieht er im schattigen Winkel allein
Ein Knäblein, vertieft in ein Buch.

„Was liest du da, mein lieber Sohn?
Erzählung oder Fabel?
Geschichten von Kön'gen, deren Thron
Zertrümmert im Sünden-Babel?“
Der Kleine schaut in's Aug' ihm traut:
„Es ist ,der Tod des Abel.“

Der Lehrer macht sechs hastige Schritt,
Als ob jach ein Schmerz ihn sticht;
Sechs hastige Schritt, — kommt langsam dann
Zurück mit bleichem Gesicht.
Zu dem Knaben setzt er sich zuletzt,
Mit dem er von Kain spricht; —

Von blutigen Mären aus alter Zeit,
Darob das Herz erstarrt;
Von Menschen, ermordet ungesel'n
Und heimlich dann verscharrt;
Von grausem Mord, in Höhlen verübt,
Der lang' im Dunkel verharret; —

Und wie der blutigen Opfer Geist
Hohldampf aus dem Grabe ruft;
Hu! wie die knöcherne Geisterhand
Hinweist auf die heimliche Gruft;

Und wie Verrath der Missethat
Im Traum entdeckt den Schuft; —

Wie der Mörder unter Kain's Fluch
Umherirrt und nimmer ruht,
Blutrothe Wolken vor dem Aug',
Das Hirn in lodernder Gluth:
Denn ewig haftet an seiner Seel'
Der Fleck von Blut, Blut, Blut!

„Und oh! ich weiss, welch wilde Qual
Ihn foltert fort und fort: —
(Weh, Weh, unsagbar schrecklich Weh! —)
Der vernichtet des Lebens Hort! —
Denn sieh! heut' Nacht hab' ich vollbracht
Im Traum, ach! einen Mord:

„An Einem, der nie mir Leides gethan,
Einem Manne, schwach und alt. —
Ich führt' ihn auf ein einsam Feld;
Der Mond schien klar und kalt:
,Hier,‘ — sagt' ich dann, — ,hier sterbe der Mann!
Sein Gold komm' in meine Gewalt!‘

„Zwei Schläge mit dem Knotenstock
Und einer mit schwerem Stein,
Ein rascher Stoss mit dem Messer, bloss:
Und die schwarze That war mein!
Zu Füssen lag mir weiter Nichts,
Als leblos Fleisch und Bein.

„Ja, Nichts als leblos Fleisch und Bein,
Das Nichts mir zu thun vermag!
Und dennoch bangte mir um so mehr,
Weil er so ruhig lag!
Es flammt' ein Muth in seinem Blick,
Den tödtet kein Menchlerschlag!

„Und sieh: — die Luft — ein Gluthenmeer!
Dass vor dem Glast mir graut'!
Ein zahllos drohend Augenheer
Auf mich hernieder schaut'. —
Ich nahm den Todten bei der Hand
Und rief bei Namen ihn laut.

„O Gott! mir schaudert', ihn so zu seh'n,
Als hielt' sein Auge Wacht!
Doch als den Körper ich berührt',
Entquoll das Blut mit Macht,

Das tropfenweis Sengflammen heiss
In meinem Hirn entfacht'!

„Mein Kopf war brennend wie Koldengluth,
Mein Herz so kalt wie Eis;
Die arme, arme Seele mein
Gab ich dem Teufel preis. —
Schwer stöhnt' ich. — — Er hatt' auch gestöhnt,
Erst laut, dann leise, — leis! —

„Und jetzt vom hehren Himmelsdom,
Aus unermess'nen Höh'n
Erscholl die Stimme des Rachegeists
Mit dumpfem Donnergetön:
Du Mörder dort! schaff den Leichnam fort,
Dass mein Aug' ihn nicht kann seh'n!

„Ich hob den grausigen Körper auf
Und warf ihn in den Schaum
Des wilden Stroms, dess Wasser schwarz,
Dess 'Tief' ergründlich kaum. — —
Mein liebes Kind, bedenke wohl:
Dies Alles ist nur ein Traum! —

„Mit hohlem Geräusch verschwand der Leib.
Mein Auge blickte stier!
Dann wusch ich die blutigen Hände rein
Und kühlte die Schläfe mir. —
Den Abend sass ich in der Schul'
Bei den anderen Schülern und dir.

„O Gott! wie rein war euer Herz,
Und meins — wie schwarz und grimm!
Ich konnt' nicht singen und beten mit euch:
Ach! mir erstarb die Stimm'.
Ich erschien mir grass wie Satanas
Inmitten Cherubim!

„Und holder Friede geleitet' euch
Und bettet' euch weich und kühl;
Mir leuchtete grimme Schuld zu Bett
Und gab mir harten Pfühl;
Sie schloss den Behang mit blutiger Hand.
Mir ward so schwül, — so schwül!

„In Angst durchwacht' ich die bange Nacht,
In tiefer Seelenqual.
Die fiebernden Augen schloss ich nicht;
Mir graut' vor dem Schlaf zumal;

Weil ihm die Sünde für meine Seel'
Die Schlüssel der Hölle befahl!

„In Angst durchwacht' ich die bange Nacht
Bei der Uhr eintönigem Klang,
Und meine Seele martert' und quält'
Ein Mahnen, — ein mächtiger Drang, —
Ein glühend Verlangen, jenem gleich,
Dem auch der Mordplan entsprang; —

„Ein Gedanke, so wuchtig, dass vor ihm
Kein and'rer konnte besteh'n; —
Und immer ungestümer drängt'
Die Versuchung: es muss gescheh'n!
Sie hetzte mich ab: — in seinem Grab
Den todten Mann zu seh'n!

„Aufrafft' ich mühsam mich, als kaum
Es dämmert' am Himmelsdom.
Mit banger Ahnung, gluhem Aug'
Schlich ich zum verruchten Strom. —
Und — im Flussbett da den Todten ich sah!
Denn — trocken war der Strom! —

„Die Lerche stieg und schüttelt' den Thau
Von den Flügeln beim Liederklang.
Ich sah nicht ihren Morgenflug,
Ich hört' nicht ihren Gesang.
Ich stand vor Schrecken steif und starr
Und stöhnte schwer und bang. —

„In rasender Eile hob ich ihn auf
Und keuchte mit ihm hindann.
Mir fehlte die Zeit, zu schaufeln ein Grab,
Bevor der Tag begann.
Im fernen Wald unter Haufen von Laub
Verbarg ich den todten Mann. —

„Den Tag durch las ich in der Schul',
Doch mein Geist weilt' an jenem Ort.
Kaum war der Unterricht zu End',
War insgeheim ich dort:
Da lag der Leichnam unbedeckt!
Der Wind blies die Blätter fort.

„Nun warf ich mich nieder auf's Gesicht
Und weinte, — weint' in's Moos.
Denn die Erde wollt' mein Geheimniss nicht
Verbergen in ihren Schoss;

Auch nicht das Meer, das tiefe Meer,
Und wär' es bodenlos! —

„So will's der grimme Rachegeist,
Bis die Schuld gesühnt wird sein,
Und läg' er begraben in tiefer Schlucht,
Zermalmt von schwerem Gestein;
Und hätte die Zeit sein Fleisch gefault:
Die Welt säh' doch sein Gebein! —

„O Gott! der fürchterliche Traum
Umfängt mich im Wachen zumal!
Und wieder, — wieder, — mit schwindelndem Hirn, —
Zück' ich den mörd'rischen Stahl!
Und die blutige Hand versengt mir im Brand,
Wie Cranmer's Hand am Pfahl!

„Und noch immer versagt die Ruhestatt
Dem Leichnam Land und Meer:
Das gespenstische Wesen verfolgt mich ohn' Rast! —
Da steht es! — da vor mir!! — sich her!!“ — —
Der Kleine schrickt auf; — er sieht auf der Stirn
Des Mannes viel Tropfen schwer! — —

In selbiger Nacht, als in süßem Schlaf
Der Knab' Erquickung fand,
Da schritten zwei düst're Männer von Lynn
Durch den Nebel über Land:
Und Eugen Aram in ihrem Geleit,
Mit Fesseln an der Hand!

IV. Lebenspsalm.

(Henry W. Longfellow.)

Leï're nicht in müßigem Kummer,
Dass ein Traum das Leben sei;
Denn der Geist ist todt im Schlummer,
Sein und Schein nicht einerlei.

Wirklich ist und ernst das Leben,
Und das Grab nicht Ziel und Port.
„Staub, dem Staub zurückzugeben!“ *) —:
Nicht dem Geiste galt dies Wort.

Nicht Genüsse sind's, nicht Sorgen,
Was das Leben uns gebeut:

*) 1. Mose 3, 19.

Wirken! — dass uns jedes „Morgen“
Weiter finde, als das „Heut“.

Lang die Kunst, und kurz das Leben!
Schlägt das trotzige Herz doch nur
— Gleich der Trommel, florumgeben, —
Todtenmärsche der Natur!

Nicht der heitern Zukunft traue;
Sei vergang'ne Trübsal todt!
Gegenwärtig wirke, baue!
Innen Herz und oben Gott!

Grosser Männer Thaten treiben
Uns zu edler Strebsamkeit:
Dass von uns zurück auch bleiben
Stapfen auf den Höh'n der Zeit!

V. Mariens Traum.

(John Lowe.)

Der Mond ergiesst sein magisch Licht
Mild über Wald und Berg und Thal;
Auch jenes stille Kämmerlein
Erhell't sein weicher Silberstrahl.
Marie legt nieder sich zur Ruh',
Im Geist bei John auf fernem Meer.
Da hört sie eine Stimme leis':
„Marie, o wein' um mich nicht mehr!“

Sie richtet rasch vom Pfühl sich auf,
Zu forschen, wer sie rufe wohl;
Da sieht sie John am Lager steh'n,
Das Antlitz bleich, das Auge hohl.
„Marie, mein Leib ist kalt und starr;
Er liegt im wilden tiefen Meer,
Fern, fern von dir, im Todesschlaf.
Marie, drum wein' um mich nicht mehr!“

„Mit Sturm und Wogen kämpften wir
Drei Tage und drei Nächte kühn,
Zu retten uns're gute Bark;
Doch war vergebens unser Müh'n.
War auch mein Herz vor Grausen starr,
Glüht's liebend doch für dich so sehr!
Jetzt ruht der Sturm; nun ruh' auch ich.
Marie, drum wein' um mich nicht mehr!“

„Mein theures Lieb, mach' dich bereit:
 Bald werden wir uns wiederseh'n,
 Dort, wo die Liebe nicht mehr bangt,
 Wo nie wir von einander geh'n!“ —
 Laut kröhlt der Hahn; der Schatten weicht;
 Sie sieht von ihrem John nichts mehr.
 Doch scheidend haucht noch lind der Geist:
 „Marie, o wein' um mich nicht mehr!“

VI. Auf den ersten Zahn meines jüngsten Sohnes.

(Hendrik Tollens.)

Triumph, Triumph! mein Lied heb' an!
 Denn Mutter sagt: „Durch ist der Zahn!“
 Du, Laute, laut ertöne!
 Erst schenkte Gott dem kleinen Wicht
 Den Odem und das Lebenslicht;
 Jetzt giebt er ihm auch Zähne.

Triumph, Triumph! Gott Dank dafür!
 Denn Mutter jauchzt: „Den Zahn — sieh hier!“ —
 Lasst hell ein Loblied hören!
 Glückauf, mein Kind, bei Spiel und Sang!
 Benutz' es wohl, bewahr' es lang',
 Was Gott dir will bescheren!

Bewahr' es lang', benutz' es wohl!
 Sieh, Gott gebeut es gnadenvoll;
 Der Mahnung folg' mit Freuden!
 Halt' dir zu Nutz und ihm zu Dank
 Die Zähnechen weiss, das Seelchen blank,
 Dann leidet keins von Beiden!

Gedeih', gedeih'! werd' gross und gut;
 Nimm trefflich zu an Kraft und Muth,
 Um nicht im Leid zu bängen!
 Und schmäht dich Jemand — wer's auch sei:
 Dem zeig' die Zähne frank und frei,
 Wo's Ehr' und Pflicht verlangen!

Gedeih'! werd' brav und krön' mein Ziel:
 Lass früh in dir ein tief Gefühl
 Für Wahrheit, Recht entfachen!
 Tritt muthig für die Braven ein;
 Den Bösen musst — trotz ihrem Dräu'n —
 Du in die Zähne lachen!

Gedeih'! werd' fromm, in Tugend rein,
Dass nie mein Aug', jetzt freud'feucht, wein'
 Um dich des Kammers Thräne!
Und geb' dir Gott bis an den Tod
Ein ehrlich Stückchen täglich Brot,
 Drin beissen deine Zähne!

Loga bei Leer in Ostfriesland.

H. L. Willems.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Michaelis lenkte bei einer Anzeige der neuen Ausgabe von „Brücke's Physiologie und Systematik der Sprachlaute“ und „Sievers' Indogermanische Grammatik, Bd. 1, Grundzüge der Lautphysiologie“ die Aufmerksamkeit auf folgende Punkte: Brücke hatte 1) das alveolare, 2) das cerebrale, 3) das dorsale, 4) das dentale Bildungsgebiet für die Laute unterschieden. Das dorsale steht dabei im Gegensatz zu den anderen, insofern bei ihm die Zungenspitze den Verschluss bildet. Michaelis (über die Fünf-Laute) hat dann bei den Lauten des mittleren Articulationsgebietes diejenigen geschieden, welche 1) durch die Zungenspitze, 2) durch den Zungenrücken gebildet werden, und hat die ersteren apical genannt; er hat ferner eine superficiale, eine marginale und eine interdental Bildung der Fünf-Laute unterschieden. Das Bedürfniss nun, die mit der Zungenspitze gebildeten Laute auszuscheiden, hat auch Sievers gehabt. Er dehnt den Begriff dorsal noch weiter aus, indem er ihn für jeden Laut anwendet, bei dem „irgend ein Theil des Zungenrückens dem Gaumen genähert oder mit ihm in Berührung gebracht wird“; daher nennt er auch Vocale dorsal, wogegen nichts einzuwenden ist. Zum Gegensatz hat er aber statt des Michaelischen apical das Wort „oral“ angewandt. Setzt man jenen Ausdruck für diesen, so ist in beiden Theorien Alles in Uebereinstimmung: nur nimmt Michaelis als Uebergang zwischen interdental und alveolar noch zwei Zwischenstufen an, die Sievers nicht hat. Ob aber die Abänderung des Ausdruckes apical in „oral“ zweckmässig sei, ist fraglich, da dieses von ora hergeleitete Wort mit dem schon bestehenden von os hergeleiteten, „im Munde gebildet“ bezeichnenden, zu Collisionen und Verwechslungen Anlass bietet. — Herr Völkel besprach die Feindschaft Boursault's gegen Molière und die durch des Letzteren École des Femmes hervorgerufenen Anfeindungen der Schauspieler des Hôtel

de Bourgogne, sowie Molière's *Critique de l'École des Femmes* und das *Impromptu de Versailles*. Gegenüber Molière's besonnener und ruhiger Haltung, die ihn selbst die feindlichen Stücke ruhig mit ansehen liess, erscheint Boursault als ein frühreifer Mensch, ohne die nöthige Vorbildung, der die Grösse seines Gegners nicht zu erkennen vermochte, und dem es auch an Geschmack und Lebenserfahrung fehlte. — Herr Scheffler besprach die Frage, ob Armande Béjart die Schwester oder Tochter Madeleine's sei. Die Heirath mit Armande wurde Gelegenheit, Molière des Incests beim Könige zu beschuldigen. Derselbe antwortete mit der Erklärung, bei dem ersten Kinde aus der Ehe Pathenstelle übernehmen zu wollen. Nichtsdestoweniger hat nähere Untersuchung gezeigt, dass Armande Tochter von Molière's früherer Geliebten Madeleine ist, aber als ihre Schwester figurirte. Letztere hatte ein Interesse, diese Täuschung aufrecht zu erhalten. Sie hatte vertrauten Umgang mit dem Grafen von Modena gehabt, welcher das Kind anerkennen und Madeleine heirathen wollte, als er in den Krieg musste, wodurch seine Rückkehr sich verzögerte. Ein zweites Verhältniss hatte ein gleiches Resultat. Es zu vertuschen, fand Molière den Ausweg, das Kind ihrer eigenen Mutter unterzuschieben. Dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die bei Verzichtleistung auf Erbschaft gerichtlich abgegebene, doch erlogene Erklärung der Mutter, ihre Kinder seien unmündig, während Madeleine und ihr Bruder mündig waren; dadurch wurden sie Beide vom Familienrathe ausgeschlossen, und es erschien weniger unwahrscheinlich, dass das Kleine das Kind der Alten wäre. Zu beachten ist, dass sie 53 Jahre alt war, und dass bei Molière's zweitem Kinde Madeleine und der Herzog von Modena Pathenstellen hatten. Als 1662 Armande Molière's Weib wurde, erhielt sie ausser einer Ausstattung von 16000 Fr. noch eine Mitgift von 60000 Fr., trotzdem die alte Béjart auf die Erbschaft ihres Mannes verzichtet hatte. Dagegen erhielt ihre zweite Tochter Geneviève bei ihrer Verheirathung keinen Sou, obgleich sie mit ihr zusammen lebte. Von der letztwilligen Verfügung Madeleine's, dass nach Auszahlung gewisser Legate an Geschwister und milde Stiftungen Armande den Rest erben sollte, stiess ein Codicill die erstere Bedingung um und ernannte Armande zur Erbin des Ganzen. Dies Alles macht es somit durchaus wahrscheinlich, dass Molière wirklich die Tochter seiner früheren Geliebten geheirathet, falls sich nicht nachweisen liesse, dass Madeleine gar nicht seine Geliebte gewesen. In der That ist nun festgestellt, dass Molière einer Béjart zu Liebe zur Bühne gegangen; und eine der vorhandenen Quellen verwechselt Mutter und Tochter. Ferner war auch Geneviève bei der Truppe, und es ist wahrscheinlicher, dass Molière sich in Letzere verliebt, denn sie war 19, Madeleine aber 27 Jahre; und die an Grafen und Barone Gewöhnte dürfte dem armen unbekanntem Schauspieler kaum Avancen gemacht haben. Dass Molière's Ehe Schwierigkeiten in den Weg gestellt wurden, ist richtig; wahrscheinlich gingen diese

eben von Geneviève, der verlassenen Geliebten, aus. Wenigstens wohnte die Mutter Madeleine der bürgerlichen sowohl wie der kirchlichen Trauung bei. — Herr Boyle machte Mittheilung ans „the Birth day Register“, Verzeichnisse der Geburtstage bedeutender Männer auf alle Tage des Jahres mit meist glücklich gewählten auf sie bezogenen Citaten aus Shakespeare.

II.

Herr Förster besprach „Höfler, der Aufstand der kastilischen Städte gegen Karl V.“ (1520—1522). Die spanischen Historiker haben, den Sachverhalt zu trüben, das Ibrige beigetragen, da es nach Beendigung des Aufstandes im Interesse der Städte lag, sich als treu geblieben darzustellen, der Liberalismus dagegen später die Führer des Aufstandes zu Herren zu erklären strebte. Höfler hat das Verdienst, die richtige Mitte dazwischen gefunden zu haben. Gründe des Aufstandes waren hauptsächlich die Ansführung des durch neue Steuern aufgebrachtten Geldes aus dem Lande und die Besetzung der Stellen mit Fremden. Der anfangs rein zufällige Umstand, dass die Hidalgos, der Städteadel, nicht die Granden, den Aufstand anfangen, führte im Verlauf einen Kampf dieser gegen jene herbei, in dem die Granden die vordersten Verfechter der Krone wurden; der Schluss war reiner Verzweifelungskampf. Der Vortragende verlas Stellen, die den vollständigen Wechsel des Tones zeigen, in dem man vor dem Aufstande und nach demselben zur Krone sprach, und die Charakterschilderungen Padilla's und des Cardinals Adrian. — Der Stil ist schwerfällig und manierirt. — Herr Rauch besprach den Unterricht in modernen Sprachen an Mädchenschulen. Das Ziel der „höheren Töcherschule“ sei, das Mädchen als gebildete Jungfrau zu entlassen; sie sei eine Stätte für allgemeine Bildung; sie solle abschliessen für die meisten Zöglinge, während Gymnasium und Realschule nur Vorbildung für späteres selbständiges Streben liefern; das Mädchen soll die erworbene Bildung sogleich verwerthen. Demgemäss muss jeder Mädchenlehrer sich in Theorie und Systematik Beschränkung auferlegen, den Kreis der Lehren möglichst verengen und sie so einüben, dass sie fertig abgeschlossen Eigenthum werden. Das Mädchen hat eine Abneigung gegen Systeme und Abstractionen; das lebendige Beispiel wirkt am kräftigsten. Ferner muss das Mädchen bis zum 17. Jahre, wo sie Jungfrau wird, fertig gebildet sein; sie muss in 10 Jahren die nöthigen Kenntnisse erringen, während der Gymnasiast 13 Jahre hat, um nur eine grundlegende Bildung zu erwerben. Während also der Knabe in den oberen Classen in das Kritische, Polemische eingeweiht wird, um ihm eine Richtung für den Weg in der Zukunft zu geben, dürfen dem Mädchen nur die Resultate in wohlgeordneter Weise vorgeführt werden. Auf Grund dieser Principien beleuchtete der Vortragende die von der

im August 1873 zusammengetretenen Commission (zur Berathung der Frage der höheren Töchterschulen) aufgestellten Forderungen in den einzelnen Punkten und bezeichnete z. B. das Lesen mittelhochdeutscher Texte als Sünde; beim Eingehen auf die deutsche Grammatik dürfe nur die Elementargrammatik ins Auge gefasst werden; Sprachvergleichung herbeizuziehen, könne nur Oberflächlichkeit und Eigendünkel befördern. In der Literatur müsse dem Beibringen encyclopädischen Materials gesteuert, dagegen Einführung in die Meisterwerke bis zum Heimischwerden gefordert werden. Für den fremdsprachlichen Unterricht lauteten die Forderungen nicht eben hoch; aber „Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Werken der Literaturen“ sei ein so vager oder umfassender Ausdruck, dass man damit sehr wohl auch eine Forderung an den *pro facultate docendi* zu Prüfenden bezeichnen könne. Die Frage, ob in den obersten Classen auch Damen in diesen Disciplinen unterrichten sollten, bejahte der Vortragende entschieden, in Anbetracht, dass es nicht der Zweck sei, gelehrte Damen zu bilden, wohl aber neben der Bildung auch zu erziehen, und dass in dieser Hinsicht ein Weib in vielen äusserst wichtigen Punkten viel geeigneter sei, zu dem Mädchen zu sprechen, als ein Mann, der in vielen Fällen dafür nicht das Auge habe, gewiss aber in den meisten das geeignete Wort nicht finden könne. Allerdings werde, um diesen Zweck erreichen zu können, nach dem ersten Examen, welches im achtzehnten Jahre statt zu finden habe, ein zweites im dreiundzwanzigsten nothwendig, welches aber auch auf quellenmässige Studien und philologisch-historische Bildung zu verzichten hätte. Im Deutschen wären Stil- und Aufsatzlehre, in fremden Sprachen technische Fertigkeit besonders zu betonen, namentlich auch systematische Kenntniss der Grammatik. Kenntniss des Latein bis etwa zur Lectüre des Cornelius Nepos wäre wünschenswerth; ein Canon classischer Stücke müsste nothwendig gegeben werden. — Eine Gleichstellung der höheren Mädchenschule mit Gymnasium und Realschule sei durchaus zurückzuweisen. — Herr Löschnorn rechtfertigte die Forderung der „Sprachvergleichung“ auf Mädchenschulen als in passender Beschränkung wohl realisirbar.

III.

Herr Michaelis lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den 1708 in Neu-Stettin geborenen Professor der Beredtsamkeit an der Stadtschule zu Wismar, Joh. Daniel Denso, der in verschiedenen Schriften ein System der deutschen Rechtschreibung annahm, das Vieles bereits durchführt, was heute erst als Forderung auftritt. Namentlich in seinen „pommerschen gegrabenen Seltenheiten“, einer Einladungsschrift zu einem Redeactus 1748, beseitigt er jedes y, fast alle Dehnungszeichen und meist th, sowie die Consonantenverdoppelung (Her, herlich u. s. w.); schreibt ie, iemand; das auch als Conjunction; Fus,

mas, blos, weis; sat, trit; Blikke; reisse; Saz, seze. In den späteren „physikalischen Briefen“ finden sich wieder dass, Sitz, Dehnungszeichen und Verdoppelungen; aber in der sechsten Auflage der „pommersehen gegrabenen Seltenheiten“, in den „monatlichen Beiträgen zur Naturkunde“ kehrt er zu den alten Principien zurück. Auch die Gottsched'sche ß-Regel ist schon einigermaßen bei ihm durchgedrungen. Auffallend ist, dass er nirgends irgend eine Aeußerung über diese seine Schreibweise macht. Wenn auch Luther schon mit Fus, mas u. dgl. vorgegangen war und Andere in anderen Punkten, so hat Denso doch in durchgehender Beseitigung der Dehnungszeichen und Verdoppelung keinen Vorgänger gehabt. — Herr Vatke gab eine Uebersicht der Schriften, auf die eine Geschichte der englischen Pädagogik Rücksicht zu nehmen hätte. Als solche führte er für die Zeit vom zwölften Jahrhundert an: „Education in Early England von Furnival“. Ziel der Schule ist Bildung zur Courtesy, würdiges Benehmen, um als Page am Hofe dienen zu können; specifisch englisch die Bildung zum gentleman. Für das funfzehnte Jahrhundert sind die Briefe des Erasmus eine Quelle, doch Hallam's „Introduction into the Literature of the Middle Ages“ weist auf seine Unzuverlässigkeit bei seinem Lobe der englischen Schulen, als den deutschen überlegen, hin. Roger Ascham's „The Schoolmaster“, Th. 1 „The Bringing up of Youath“ sieht sein Ideal in dem Deutschen Joh. Sturm. Bacon's „Advancement of Learning“ bietet wenig. Milton's Abhandlung über Erziehung ist viel weniger wichtig als sein eigenes Leben; sein Buch ist Samuel Hartlieb, einem Deutschen, gewidmet; ein Anderer, der noch aus Deutschland kommen sollte, habe auf ihn gewirkt, sagt die Vorrede: dies kann nur Comenius sein. Dieser kam auch um jene Zeit; seine Pläne aber, die schon dem Parlament vorlagen, zerschlugen sich. — Rowley's Drama „When you see me, you know me“ enthält drastische und realistische Scenen über Hoferziehung aus Heinrich's VIII. Zeit. Ueber die grossen Schulen geben Nachricht Staunton, „The Great Schools of England“ 1872, und Lyte's „Geschichte von Eton“, welche nur Wesentliches und Geringfügiges mit gleicher Breite behandelt. Ein ganz neues „Essay on Educational Reformers by Robert Herbert Quick“ erörtert n. A. die Frage, warum Rousseau nie in England populär geworden, und sucht den Grund darin, dass der Engländer im Gegensatz zum Franzosen specifisch decent sei. Herr Förster macht Mittheilungen aus den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Wolfgang Menzel“, die das Buch als in jeder Beziehung höchst interessant erscheinen lassen.

IV.

Herr Boyle machte Mittheilung von dem Kritiker des Athenaeum und des Saturday Review von Tennyson's neuestem Drama „King Harold“. Beide sind darin einig, dass das Stück ein schwacher Ver-

sich sei, schwächer noch als „Mary Tudor“, und rathen dem Dichter, auf das lyrische Gebiet zurückzukehren, wo seine Kraft liege. — Herr Körner theilte grössere Stellen mit aus Georg Asmus, „Amerikanisches Skizze-Büchelche“, eine Epistel in Versen, New-York 1874, und „Zweite Epistel 1875“. — Herr Bourgeois sprach über Jean Rotrou, der mit siebzehn Jahren zu dichten anfang und mit zweiundzwanzig schon eine Reihe von Stücken geschrieben hatte. Schlechter Geschmack des Publicums, Ansprüche der Schauspieler und Unvollkommenheit der sprachlichen Ausbildung stellten sich einer Reform des Theaters seiner Zeit entgegen. Die Dichter suchten nur die Neugier des Publicums zu reizen und zu befriedigen; doch fing Rotrou zuerst an, den Stil zu bessern, gab der Sprache mehr Stärke und Adel und erfand eine Menge von Figuren und Formen; Corneille fragte ihn oft um Rath und nannte ihn sogar seinen Lehrer. Wie Letzterer und Racine suchte auch Rotrou schon die Seele zu ergreifen und zu enthusiaspiren: beide haben Einzelnes von ihm nachgebildet; Molière sogar ganze Scenen. Zum Schluss recitirte der Vortragende Scenen aus Rotrou's „Laure und Regnard's Joueur“, in denen die Aehnlichkeit in die Augen fällt. — Herr Rauch berichtete über die Fortschritte des 1873 in Hamburg gegründeten Vereins für niederdeutsche Sprachforschung; die Herausgabe des Correspondenzblattes mit kleineren Mittheilungen, um die verschiedenen Mitglieder in Verbindung zu halten; des jährlichen Jahrbuches für die grösseren Artikel. Von den Veröffentlichungen aus den Schätzen deutscher Bibliotheken liegt als erste das „deutsche Seemannsbuch aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts“ vor, der Vortragende meint, dass gewisse Sphären der Poesie sich niederdeutsch gleich gut, wo nicht besser als hochdeutsch würden behandeln lassen. Ueberraschende Resultate liefere die Untersuchung des „gefügigten Wortes“, der formelhaften Redensart (Beispiel: „ins Gebet nehmen“, „das Pferd ins Gebiss“ nehmen). Das neueste Erzeugniss ist der „Plattdütsche Hunsfründ“ von Klaus Groth, mit Beiträgen von Quitzow, Körner u. A. — Der Vorsitzende theilt eine Aufforderung zur Betheiligung Seitens des Comite's der Diez-Stiftung mit; dieselbe will Preise für Schriften und Stipendien ertheilen.

V.

Herr Scheffler warf die Frage auf, ob die Stelle in Molière's *Cocu imaginaire*, welche den Punkt der Ehre behandelt und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Worten Falstaff's in Heinrich IV. zeigt, auf eine Nachahmung oder eine gleiche Quelle Shakespeare's und Molière's schliessen lasse. Ersteres hat L. Fournier, „Le roman de Molière“, zurückgewiesen. Dass Molière den Gedanken der Scene dem Jodelin Duelliste von Scarron verdanke, ist glaublich; im Uebrigen aber anzunehmen, dass Molière und Shakespeare vollständig unabhängig von

einander sind. — Herr Leo besprach Werder's und Herman Grimm's Arbeiten (in den preussischen Jahrbüchern) über Shakespeare's Hamlet. Es sei alte Tradition, dass das Stück schwer verständlich sei. Demgemäss nimmt Grimm an, der Dichter wolle absichtlich mit dem Publicum Versteck spielen; sobald dasselbe glaube, den Charakter verstanden zu haben, lasse ihn der Dichter plötzlich umspringen. Werder legt den Hamlet auf ein Prokrustesbett, indem er nachweisen will, Hamlet könne nicht zur That kommen, weil er keinen Beweis für die Schuld habe. Diese Argumentation zerfällt vor der Thatsache, dass Hamlet, selbst nachdem er den Beweis der Schuld durch das Stück hat, auch zu nichts weiter als Reflexionen kommt. Die einzige Auffassung, die den Kernpunkt getroffen, bleibt die Goethe's (eine grosse That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist). Der Kritiker muss soweit Poet sein, um eine Ahnung zu haben, wie der Dichter zur Conception und Ausführung kommt. Es geht eine Entwicklung vor sich, wie die aus der Zelle zur Pflanze. In der Quellenerzählung interessirte den Dichter zunächst die Darstellung des angenommenen Wahnsinnes. Dann war, wie Elze geschickt hervorgehoben hat, Lord Essex's Sohn in der Lage und von der Natur eines Hamlet; dass ein Mensch dargestellt werden soll, der aus Mangel an Energie den gestellten Forderungen gegenüber untergeht, ist im Stücke überall ersichtlich. — Herr Moutchal stellte Charles d'Orleans, den auf der Höhe der gesellschaftlichen Scala stehenden Mann, der seine Kunst zur Erheiterung nach den Schicksalen eines wechselvollen Lebens übte, François Villon gegenüber, dem Findling, der durch das Studium zu einem Abenteurer- und Verbrecherleben kam, und gab eine Charakteristik seiner poetischen Productionen in Vergleich mit diesem wechselvollen Leben.

VI.

Herr Wüllenweber sprach über die französische Académie im siebenzehnten Jahrhundert. Nach Pelisson's Bericht (1651) sei der erste Anfang ein Privatzirkel von Freunden Matherbe's gewesen, bei dem Richelieu durch Boisrobert habe anfragen lassen, ob sie sich mit staatlicher Autorität als Körperschaft aufthuen wollten. Nach langem Zögern hätten sie sich bejahend entschieden; 1635 sei das Patent gegeben und Richelieu Protector geworden; erst zwei Jahre später sei die Sanction durch das Parlament erfolgt. Der Abbé Dolivet führt die Geschichte weiter bis 1699; eine neue Ausgabe der Geschichte 1858, mit erläuternden Anmerkungen, wurde durch Livet veranstaltet; eine andere Geschichte der Académie von Paul Menard behandelt mehr die Stellung der Académie der Regierung gegenüber. Die Statuten der Académie stellen ihr hauptsächlich die Aufgabe, die Sprache zu regeln, und besonders vier Werke zu schaffen: ein Dictionär, eine Grammatik, eine Rhetorik, eine Poetik, bei allgemeiner Verpflichtung der Mitglieder, den

aufgestellten Regeln zu folgen. Auch andere von Seiten des Staates gestellte Aufgaben wurden bearbeitet. Wöchentlich wurde eine Sitzung gehalten. Die ersten Vorschläge über das Dictionär erfolgten 1638. Vaugelas und Chapelain entwarfen den Plan. Alle als classisch geltende Werke sollten vertheilt studirt werden. Als sich die Unmöglichkeit herausstellte, sollte Vaugelas die ganze Arbeit gegen eine Pension übernehmen. Er führte sie durch bis zum i. Mezeray führte die Redaction bis zu seinem Tode fort. Das ganze Werk erschien erst 1692, Revisionen aber schon 1672. Obgleich königliches Privileg den Druck jedes anderen französischen Wörterbuches untersagte, so verschaffte sich der Academiker Furetière ein concurrirendes Privileg auf ein Dictionnaire des arts et sciences, welchem er durch Fälschung, wie behauptet wird, ein Dictionnaire universel substituirt. Dasselbe enthielt viel Sachliches gleich einem Conversationslexicon. Nach seiner Ausstossung lebte Furetière in Holland, wo sein Dictionär nach seinem Tode 1690 erschien. Die Académie veröffentlichte in Folge dessen einen Supplementband, der die Künste und Wissenschaften umfasste. Die Aussprache ist vielfach berücksichtigt; Pluralbildung und Conjugation der unregelmässigen Verba fehlt. Das Werk fand mannigfachen Widerstand bei Publicum und Parlament. Auf Schmähschriften, deren wichtigste von Menage, zu antworten, wurde den Akademikern verboten, doch antworteten sie in einer folgenden Vorrede trotzdem auf die Vorwürfe. Lobende Urtheile rühren hauptsächlich von Mitgliedern der Académie her. Die Redaction der Grammatik wurde Regnier Desmaretts übertragen; die Arbeit wurde in zwei Bureaux geleistet. Sie war schon vor 1706 fertig und schloss sich sehr eng an die lateinische Grammatik an. 1710 erschien von Delatouche ein kritisch urtheilendes Werk über die Grammatik und die beiden Dictionäre. — Wenn auch zugegeben werden muss, dass die Verfasser sich dem Königthum zu gefügig zeigten, so ist doch ein Zusammenwirken so vieler literarischer Männer zu solchem Zwecke sehr dankenswerth. — Herr Buchholtz sprach über Alterthümliches in der italienischen Sprache. Die Meinung, das Italienische sei keine neue Sprache, ist schon früh und oft ausgesprochen, aber ohne Begründung. Der Vortragende hat in seinen „Priscae Latinitatis origines“, Berlin 1877, bei Untersuchung über Entstehung der altlateinischen Formen viele Formen der jetzigen italienischen Mundarten als eben so alt, zum Theil als älter erkannt als die lateinischen, und zeigt die Richtigkeit dieser Wahrnehmung an einem Beispiel, nämlich *meve* = *me*, *teve* = *te* bei Ciello d'Alcarno; Quintilian hat *mehe* oder *mehi* als altlateinisch = *me* überliefert. Welche von beiden Formen (*mehe* oder *mehi*) Quintilian auch geschrieben habe, i ist gewiss einmal am Schluss gewesen, da dies überhaupt älter als e, und da auch die Dative *mihī*, *tihī*, *sihī* sich in alten lateinischen Inschriften mit auslautendem e finden. Aber auch in der ersten Silbe ist ursprünglich i gewesen, wie umbrisch *mehe*, *tefe* die Dative für *mihī*, *tihī* sind.

Folglich lehrt Quintilian, dass mihi einst auch Accusativ, mir und mich im Italienischen eins gewesen sei. Deshalb ist mihi piget in dem Fragmente eines alten Tragikers und mi öfter statt me in den Handschriften nicht falsch. Nun ist aber schon anerkannt, dass mihi eigentlich mibi, mifi (wie tibi) geheissen habe: also war dies oder mese, mifi einst auch der Accusativ. In alter und neuerer Zeit wird f zu b oder zu v und dies zu h, welches letztere auch schwindet: amabam, amavi, italienisch amava (aus amavi, amahi), amai, vedeva (vedeha), vedea. So erklären sich im Italienischen altes und mundartliches mee, mei, letzteres auch altfranzösisch und altprovenzalisch. Diese sind folglich älter und vollständiger als das lateinische und atlaitinische me, aber gar nicht kann sich Letzteres an Alter vergleichen mit meve, teve, welche der sicilische Dichter des dreizehnten Jahrhunderts n. Chr. hat. Man muss hiernach gestehen, dass der weit verbreitete Grundsatz, die älter überlieferten Formen seien die älteren und umgekehrt, sehr trügerisch ist. — Herr Michaelis erwähnte als Fortsetzer des Werkes Denso's (s. III) Christian Tobias Damm, Lehrer am Halle'schen Waisenhaus, Corrector des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin (Uebersetzer des Plinius; Lobrede auf Trajan; Betrachtungen über Religion) — er weicht von Denso z. B. in Beibehaltung der Verdoppelung des consonantischen Auslautes nach kurzem Vocal ab, beseitigte aber ebenfalls die Dehnungszeichen. — August Ludwig Schlözer, Professor der Geschichte in Göttingen, führte die Consonantenverdoppelung auf das richtige Maass zurück — doch konnten diese Bemühungen den einflussreichen Gegnern gegenüber nicht durchdringen: einmal stellten die Grammatiker den Gebrauch selbst als wissenschaftlichen Grundsatz auf, dann waren die Schriftsteller selbst gleichgültig gegen Besserung oder traten ihr feindlich gegenüber. Herder namentlich wandte sich (mit recht grosser Unkenntniss der Sache) gegen Denso in seinen „Fragmenten über die deutsche Literatur, erste Sammlung 1767“; ebenso Hamann 1773 gegen Damm in seiner „neuen Apologie des h“ — eine Schrift, die von Friedrich Heinrich Jacobi preisend hervorgehoben wurde. Wieland's Zuneigung zu Denso's Principien musste sich legen, seitdem er Lehrer der Prinzen geworden war. Goethe hatte kein Interesse für die Sache. Die Regierungen waren durchaus conservativ. Adelung erhielt den Auftrag zur Abfassung seiner Grammatik vom Minister Freiherrn von Zedlitz. — Neue Elemente machten sich in Göttingen geltend. Bürger redete Denso's Principien das Wort. Klopstock dagegen wendete ein eigenes phonetisches Princip ganz geschmacklos an. Auch öffnete sich eine Kluft zwischen Nord- und Mittel- und andererseits Süddeutschen, die sich namentlich in Anwendung des ie zeigte (namentlich wurde ausführlich auf die Schreibweise Friedrich eingegangen, die in Preussen erst mit dem Königthum eintrat). Schliesslich trat die Cotta'sche Schreibweise im Druck der Classiker auf, der sich nur Goethe nicht vollständig fügte. — Auf Antrag des Vorsitzenden wurde einstimmig

beschlossen, aus dem vorhandenen Bestande 300 Mark als Beitrag der Gesellschaft für das Diez-Comité flüssig zu machen.

VII.

Herr Bourgeois theilt eine (fälschlich?) Boileau zugeschriebene Satire „gegen die Frauen“ mit; Betrachtungen eines Mannes, den man verheirathen will. — Herr Imelmann behandelte den Namen „Lenore“ in Bürger's Ballade. In dem Sagenkreise, auf den dieselbe hinweist, erscheint kein Name. Herder's Uebersetzung der Ballade aus Percy's Relics hat „Margarethe“ neben dem von Bürger beibehaltenen „Wilhelm“. Aber bei dem Bürger so naturell verwandten Joh. Christ. Günther findet sich ein Gedicht an seine Geliebte mit derselben Strophen-structur, derselben Versbildung und Reimstellung wie unser Gedicht, betitelt „an Lenore“ — dies war der Name der Geliebten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass mit dem Eindruck der gebrauchten Strophe der Name des weiblichen Wesens sich dem Dichter empfohlen hat. — Herr Benecke besprach die Angriffe, die Herr Ploetz in seiner „systematischen Darstellung der französischen Sprache (10. Aufl.)“ gegen den Vortragenden gerichtet hat. Wenn derselbe in einzelnen Punkten Ploetz's Rügen gerechtfertigt findet (z. B. in der Bezeichnung des Vocallautes in ‚femme‘ als lang), so muss er andererseits gegen die Art der angewandten Kritik Protest erheben, welche gegen alle Regeln und Autoritäten nur immer das Gewicht der eigenen Meinung, den langen Aufenthalt in Frankreich anzuführen weiss, und einen Mann wie Benecke stets als einen darstellt, dessen Grundsätze er „im Interesse des Unterrichts“ verbannt wissen will. Dabei werden die in späteren Auflagen gebrachten Verbesserungen der Benecke'schen Bücher ignorirt und Lappalien sind zu Ungeheuerlichkeiten aufgebauscht. Alles wurde an Beispielen aufgewiesen (z. B. die Erklärung der Schreibung -ége neben -èche; Aussprache der Wörter auf -er) und eine eingehende Widerlegung im Druck in Aussicht gestellt.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Priscae Latinitatis originum libri tres, scripsit Hermannus Buchholtz. Berolini in aedibus Ferdinandi Duemmleri. MDCCCLXXVII. 8°. liber I, p. 104; liber II, p. 228.

Die Fortschritte in der Erkenntniss des Baues und der Entstehung der romanischen Sprachen sind mit jenen, welche in der Erforschung des Lateins gemacht werden, eng verbunden, ja wir können getrost sagen, sie sind zu einem guten Theile von denselben abhängig. Der Begründer einer wissenschaftlichen Erforschung der romanischen Sprachen, unser Altmeister Diez, war weit entfernt von dem Stolze, eine solche Abhängigkeit zu verleugnen, wie nicht ganz seltene Berufung auf Ritschl's Arbeiten im Rhein. Museum und Aehnliches beweisen kann. Zogen uns also die *Priscae Latinitatis originum* von Buchholtz schon durch den Titel an, so machte es die Art der Behandlung des Gegenstandes, die ausserordentlich häufige Heranziehung der Sprache der jetzigen Italiener, des reichsten Materials ihrer Mundarten, zu einer gewissen Nothwendigkeit, das Neue des Buches, wenn auch wesentlich vom Standpunkte des Forschers auf dem Gebiete der romanischen Sprachen, hier etwas zu beleuchten.

Das Eigenthümliche und Neue überwiegt nun freilich in dem Buche bei Weitem. Das Hervorstechendste, was uns hier am meisten angeht und der ganzen Behandlung des Gegenstandes ihr besonderes Gepräge giebt, ist, dass Buchholtz die alte, bis heute allgemein gültige Anschauung verlässt, was bei den neueren kürzer sei als im Alterthume, habe Verstümmelung erlitten. Heisst es also heute in Italien ‚alto‘, mundartlich ‚altu‘, so lässt er den Schluss nicht gelten, dass diese Formen, weil es lateinisch ‚altus‘ heisse, am Ende das s eingebüsst haben müssen. Denn er setzt ihm entgegen, dass schon in recht alten lateinischen Inschriften (S. 166, 167 M. Fourio, L. Cornelio Scipio) statt us bloss o sich zeige, und will man hier eine frühe Spur des später allgemeinen Abfalles von Schluss-s erblicken, so setzt er hiergegen den Nachweis seines ganzen zweiten Buches, dass das hinten ansetzen von Pronomina stattgefunden habe, um die Wörter allmählig lang und vollwichtig zu machen, dass bei den kürzeren Formen nicht ein Schwund, eine Verstümmelung vorliege, sondern bei den längeren ein Ansatz, eine Zugabe. Also in jenen altlateinischen, auch umbrischen und oskischen, aber auch neitalienischen Ausgängen ohne s erblickt er die älteren; lateinisches ‚altus‘ ist ihm jünger als italienisches ‚alto‘. Das später hinten angesetzte s soll eigentlich ‚sei‘ oder ‚si‘ oder ‚se‘ gelautet, dann den Vocal verloren haben. Diese letztere Auskunft mag wohl nicht auf vielen Widerspruch stossen.

auch hat der Verf. gelegentlich Spuren für die Wahrheit seiner Behauptung: doch aber muss man gestehen, dass man sich durch dies eine ‚altus aus alto‘, oder ‚altus nach alto‘ so mit einem Schlage wie in ein anderes Land versetzt sieht, dass man unmöglich seine frühere Anschauung gleich vergessen kann und sich dieses als einen Traum erklären möchte. Es wird aber offenbar, glaube ich, dass vielmehr unser früheres ‚alto durch Verstümmelung aus altus‘ jedes Haltes entbehrt. Und begegnet uns vollends dieselbe Frage wegen eines Ausfalles im Inneren der Wörter, so können wir um so leichter zustimmen. Dass z. B. die sardische Mundart ‚fuint‘ hat, wo das Latein ‚fuerunt‘ setzt, dies nicht als Verstümmelung behandelt zu sehen, können wir nur loben, da ja das alte Oskische in ‚upsens = operaverunt, fecerunt‘ einen ähnlichen Fall zeigt. Wir vermissen in dieser Sache ungern bei dem Verf. die Antiführung Früherer, welche schon eben so richtig in ähnlicher Sache verfahren. Mir fällt ein, dass schon Düntzer in der lat. Wortbildung vortrefflich erkannt hat, dass sehr oft bei der Vergleichung längerer und kürzerer verwandter Formen man nicht von Verstümmelung oder Vergrößerung im Inneren, sondern von doppelter Bildung reden müsse. Düntzer zeigt a. O. 51, wie schwach es sei, wenn man dem Cicero glaube, dass in dem Namen Ala, weil er auch Axilla lautete, ein x oder xi ausgefallen sei. Der Fall ist mit jenem be: sardischem ‚fuint‘, lateinischem ‚fuerunt‘ sehr verwandt, dünkt mich. Sollten wir aber mit Buchholtz glauben, dass ‚sum‘ oder ‚esum‘ ich bin, ‚sim‘ ich sei, ‚ese‘ oder ‚esse‘ sein wird, ursprünglich mit ‚sum‘ ihm, ‚esim‘ ihn (necerim nec enim bei Festus), ‚se‘ sich eins sei — er weiss es dem Kenner des Latein, welcher sich nicht fürchten soll vor der Sanskritwurzel ‚as‘ = spirare (s. S. 33), sehr nahe zu legen —, so könnten wir dreist sagen, es ist ganz derselbe Fall, da das h von Abala (Ala) in Axilla (d. i. Aesilla) als c oder k zu finden keine Schwierigkeiten macht. Uebrigens haben wohl schon Andere, welche sich nichts träumen liessen von der Einheit des Verbums und des Pronomens ‚sum‘, doch vorgezogen, in Verbalformen, wenigstens im Definitiv, lieber ein Pronomen ‚se‘ als eine Verbalwurzel ‚es‘ zu erkennen.

Diese Lehre, dass die kürzeren Formen im Ganzen die älteren, die längeren die weiter ausgebildeten jüngeren, durch Zusätze vermehrten sind, vertheidigt der Verf. in vielen Beispielen mit solchem Geschick und solcher Stärke, dass es ein für alle Mal um den ihr feindlichen Satz: Was ältere Ueberlieferung für sich habe, müsse auch der Entstehung nach älter sein, und umgekehrt, geschehen zu sein scheint. Letztere Meinung zu beseitigen, dient ihm z. B. Folgendes: Wenn Quintilian ‚mehe‘ als eine altlateinische Form für ‚me‘ nennt, so kommt dies her, wird uns S. 125 ff. gezeigt, von einem ‚meve‘, welches noch ein sicilischer Dichter des 13. Jahrhunderts n. Chr. hat, und aus eben dieser ursprünglichen Form des ‚me‘ erklärt sich im alten Latein ‚mepte‘, indem nach Ansatz des Pronomens ‚te‘ das v (oder b oder f) jenes sicilischen ‚meve sich verhärtete, wie ‚scripsi scriptum‘ und ähnliche ein p statt eines weiteren Lippenbuchstaben zeigen. Haben schon längst die Sprachforscher gefunden, dass lateinische Verbalformen, welche auf t ausgehen, ursprünglich auf ti ausgegangen sein müssen, und freute man sich einer altlateinischen mit genauer Noth durch Festus geretteten Form dieser Art, so liegen in sicilischem und sardischem ‚estri ist, und sardischem ‚sunt‘ sind, solche Formen als heute lebend vor. Denn wer etwa Lust bekommen sollte, eine Vorliebe für vocalischen Auslaut und für schliessende e und i als neue Quelle dieser Formen zu finden, dem tritt der Verf. mit dem Nachweise entgegen, dass alle diese e und i alt sind.

Dies sind etwa die Waffen, mit welchen der Verf. auszieht, sein Reich zu erobern. Aber welches Land? Hier geht erst das Erstaunen für den Leser recht an. Ganz allmählig von heute allgemein geltenden Anschauungen ausgehend, wird man im ersten Buche, ohne es zuerst zu ahnen (nachher sieht man es wohl), vorbereitet auf das, was viele Seiten nach dem Anfange

des zweiten Buches, wenn man es nicht in der Inhaltsangabe S. 105 bemerkt hat, erst vollständig zu Tage tritt, dass nämlich in dem alterthümlichen Latein deutliche Spuren vorliegen von einer nicht zu weit vor ihm liegenden Zeit, in welcher alle sechs Casus des Singular und des Plural noch eins waren. Indem sich unwesentliche Formenunterschiede hier und da einstellten, fing man an, diese dem Streben nach Deutlichkeit dienstbar zu machen und Formen für die einzelnen Casus und Numeri festzusetzen. Der heutige Zustand italienischer und romanischer Declination war jenem alten nicht unähnlich, und er ist zum grossen Theil eine Rettung aus jener alten Zeit. Die einzige Form, aus den unwesentlichen Abwandlungen, aus welcher sich die sämmtlichen classischen Formen entwickelten, ist dem Verf. eine den Ort bezeichnende, eine mit einem hinweisenden da, *ibi* schliessende, ein Locativ. Und daran noch nicht genug, werden zuletzt die Verbalformen als Seitenstücke zu diesen Declinationsformen, als mit ihnen aus einer Quelle stammend und von Hause aus nicht von ihnen verschieden, nachgewiesen.

Dass die Casus im Lateinischen, wie auch sonst nach Form und Inhalt zum Theil verwandt sind, wird schon von nicht Wenigen anerkannt. Hier von geht der Verf. aus und zeigt, wie diese Verwandtschaft zwischen diesem und diesen, und wieder des zweiten mit dem dritten u. s. w., auf nur eine einzige Quelle Alier hinführt. So erklärt er auch alle Zeiten der Latinität überdauernde Vermischungen und sogenannte Verwechslungen und hat Belege für Accussative abd., welche in Wahrheit Nominative oder richtiger gar keine Casus sind, jenes nur der Form nach scheinen. Dass eben alle die im classischen Latein deutlich vorliegenden Unterscheidungszeichen der Casusendungen von Hause aus unwesentlich waren, erst durch Gebrauch und Ueberinkunft der am besten Redenden und Schreibenden zu etwas gemacht wurden, beweist der Verf. durch Fälle, in welchen das eine für das andere steht, oder in welchen das betreffende Endungspronomen noch gar nicht angesetzt ist. Altlateinische auf den Vocal statt auf t ausgehende Verbalformen bieten die ältesten Inschriften. Eben dort findet sich t und s oder keines von beiden, wie statt *fecerunt*, *fecerunt* und *fecerunt* (S. 214), so dass der Verf. dieses einem Accusativ Sing. der zweiten Declination vergleichen kann, jenes, wie das vorhin erwähnte oskische *upsens*, einem Nominativ Sing. der dritten.

Aeusserst anziehend ist der Nachweis des Alterthumes der italienischen Personalpronomina, und liesse sich hier ohne Mühe Vieles aus den anderen romanischen Sprachen nachtragen. Wenn wir z. B. altfranz. statt *ille* haben im Nominativ Sing. des Artikels *li* und *le*, so wird uns das schliessende i und e als eins nachgewiesen durch die Vergleichung von latein. *qui* (auch *que* kommt als Nominativ Sing. Masc. in alten Inschriften vor) und *hīc*. Dass ital. *lei* eine gute alte einheitliche Form ist, macht der Verf. ganz deutlich. Wenn er aber, weil es Feminin, das e darin auf ein a zurückführt, so wäre dies kaum nöthig, wenn man sieht, dass e und i ursprünglich, wie der Verf. wohl weiss, nicht bloss männlich sind, und es vergleicht sich gut, dass von uns eben angeführtes altfranz. *le* und *li* auch als Nominativ Sing. im Feminin stehen (s. Diez R. Gr. II³, 45). Italienisches *noi voi*, zeigt der Verf., ist älter als lateinisches *nos* und *vos*, indem s jüngerer Zusatz, jenes i aber noch ein Rest des in *nobis* *vobis* vollständigen bi ist. Denn, schliesst er, wenn der Nominativ nicht einst *nobi*, *vobi* geheissen hätte, könnte Cato nicht mit Anhängung von *te*, *vopte*, d. i. *vob(i)te*, machen, sondern er hätte *voste* oder Aehnliches gebildet. Von einem hintenangetretenen *hie* wird man, nachdem diese Erklärung gefunden ist, wohl nicht mehr reden.

Mag nun eine rüstige, von mehreren Seiten her auftretende Kritik sich daran machen, Unhaltbares und Ueberflüssiges abzuschneiden, ein grosser Theil oder das Wesentliche dieser von Buchholtz aufgestellten Lehre, glaube ich, wird sich erhalten, und es wird eine neue Art der Betrachtung der

romanischen Sprachen, insbesondere des Italienischen, mit diesem Buche anheben. Galten bisherige Versuche, die Erforschung des Neuen an die des Alten enger anzuschliessen, wie die von Fuchs, Schmilinsky u. A. theils als verfehlt, theils als wenig fruchtbar, so wird jetzt der Erklärung des Neueren in den romanischen Sprachen die des Alten in denselben in ähnlicher Ausdehnung zur Seite treten, und die Erklärung der alten Sprache wird öfter als bisher durch die Erforschung der neueren gewinnen. Das ganze Buch wird durch noch einen dritten Theil über Silbenmessung vollständig werden. Wir glauben gern, dass auch in diesem Manches für den Romanisten sich finden wird, wie schon jetzt gelegentliche Andeutungen über ursprüngliche Gleichberechtigung und spätere Unterscheidung der Silben dem Accente und der Quantität nach vermuthen lassen. Doch bilden wohl die ersten beiden Theile über Conjugation und Declination so weit ein gewisses Ganze, dass es geeignet erscheinen dürfte, schon jetzt hier ein Zeichen zu geben.

II.

Emil Henrici. Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik. Berlin, S. Calvary & Comp. 1876. 8°. 74 S. und eine Karte.

Der Thatsache gemäss, dass Gnomik und Liebesdichtung in der mittelhochdeutschen Lyrik vorherrschen, theilt der Verfasser seine Arbeit in zwei Abschnitte. In dem ersten, der sich mit der Gnomik beschäftigt, behauptet er mit Beweisen und sicheren Schlüssen zu arbeiten. Es wird versucht, durch Zusammenstellung verschiedener Stellen aus Gedichten vom Ende des elften und vom Anfange des zwölften Jahrhunderts — Hartmann's Credo, Deutung der Messgebräuche, Roland u. a. — mit Sprüchen Spervogel's darzuthun, dass der Gedankenkreis dieses Dichters auf der Grenze der genannten Jahrhunderte geherrscht. Dies, die alterthümlichen Reime der Spervogel-sprüche und eine Entlehnung aus diesen (M. F. 25, 29—31) in der als Compilation bekannten Kaiserchronik (195, 19—21) um 1140, weisen Spervogel in die erste Hälfte, vielleicht in das erste Viertel des 12. Jahrhunderts. Die Gönner, welche der Dichter aufzählt, sind bisher für Fixirung der Zeit und der Heimath desselben allein maassgebend gewesen; Henrici prüft, ob seine Datirung stichhaltig durch eine neue Untersuchung über die Gönnernamen. Die Resultate dieser anregenden und dankenswerthen Untersuchung sind.

1) dass Walter von Husen, den Spervogel beklagt, mit dem Vater Friedrich's nicht identisch zu sein braucht, sondern ein Vorfahre desselben, welcher 1124 eine Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Mainz bezeugt;

2) dass die Grafen von Steinberg (Wernhart 1128 in einer Wormser Urkunde) nicht wie bisher an die Donau, sondern an den Rhein, in den Elsenzgau, zu setzen sind;

3) dass es auch Oettinger am Rheine giebt und Staufen in der Wormser Gegend vorkommen.

Daraus folgert der Verf., dass Spervogel ein rheinischer Dichter, im Besonderen ein Pfälzer sei und seine erhaltenen Gedichte vor das Jahr 1140 gehören. Es wird also zugegeben, dass keineswegs alle Sprüche Spervogel's auf uns kamen. Wäre der Schluss auf die rheinische Heimath nicht etwas zu kühn, wenn nur die Sprüche aufbewahrt wurden, die der fahrende Mann auf einer Rheinfahrt Männern nachsang, die ihn einst bei gleicher Gelegenheit aufnahmen, und die er nun vergeblich aufgesucht? Die Möglichkeit ist wohl nicht abzuweisen.

Der zweite Theil behandelt die Liebesdichtung. Er enthält Theorien

und Hypothesen, die der Verf. zur Prüfung vorlegt. Liebeslieder, wie der Ruodlieb sie erschliessen lässt, die Tegernseer Briefe sie kennen lehren, sind die ältesten ihrer Art. Formelhafte Wendungen, beständige Wiederkehr gleicher Reime, charakterisiren sie; in allen Jahrhunderten werden sie gesungen, ohne dass sich ein Fortschritt zeigt; sie sind starr und einer Entwicklung unfähig. Verschieden von dieser Stufe ist die „höhere Volk-lyrik“. Auch sie stimmt volksthümlichen Ton an, aber ihr Inhalt ist nicht mehr allgemein; das Lied geht von Person an Person, knüpft sich an gegebene Verhältnisse: es ist Gelegenheitsgedicht. Dahn gehören die sogen. Kurenbergstrophen, M. F. 37, 4 u. a. Die dritte Stufe bildet die höfische Lyrik.

Schon die höhere Volk-lyrik setzt einen Verkehr der Geschlechter voraus, wie ihn die ältere Zeit nicht kannte. Daher handelt der Verf. auf Grund der Dichtung von der Stellung der deutschen Frau vom 9. bis zum 12. Jahrhundert und constatirt einen vollen Wechsel in ihrem Verhältnisse zum Manne. „Bis ins 12. Jahrhundert ist die Frau activ, aber doch unterwürdig, wie Hiltund, die ihrem Verlobten zu Füssen fällt; seitdem jedoch kehrt sich die Sache um.“ (S. 34.) Daran knüpft sich die Frage: woher stammen Ritterthum, höfisches Wesen und Minnedienst? Wir stehen nicht an, die Erörterung dieser Frage zum Besten zu zählen, was in neuerer Zeit über mittelhochdeutsche Lyrik geschrieben wurde, und wenn man durch frivole Scherze und keineswegs sachliche Bemerkungen die Aufstellungen des Verf. lächerlich zu machen suchte, so hätte man bedenken sollen, dass heute solcher Ton in wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr imponirt. Es würde dem Verf. kaum schwer gefallen sein, das ursprüngliche Respe. tverhältniss des Dienstmannes zur spendenden Gebieterin weniger ruhig und dürr zu schildern, aber er that gut daran, seiner Dissertation romanhafte Färbung fern zu halten, mit der er „des trockenen Tones satt“ seine Ansicht vielleicht verständlich gemacht hätte. — Schliesslich wird die immer noch vortragene Lehre vom wesentlichen Einflusse der Kreuzzüge auf deutsches Ritterthum und auf deutsche Dichtung sachgemäss und historisch abgewiesen.

Eine der Nachahmung werthe Einrichtung zeichnet das Buch aus. „Excursus und Belege“ (z. B. I. Exegese zu Spervogel 30, 4; II. Urkunden über die von Hausen; IV. heimliche Liebesverhältnisse, aus dem Alexander und aus Ulrich's Frauenbuche erklärt; V. Haupt's Construction M. S. D. VIII. der Westen in der Vorstellung der Deutschen, Parallelen zu M. F. 3, 7; VI. Mann und Frau im 12. Jahrhundert etc.), welche, dem Texte einverleibt, den Gang der Untersuchung unterbrochen hätten, sind in einem Anhang zusammengestellt, der, wie die Ueberschriften darthun, reich an belehrenden Einzelheiten ist und gleich der ganzen Arbeit von redlichem Studium und fleissigem, mit Erfolg belohntem Eindringen in die Geschichte und die Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts Zeugnis ablegt.

Berlin, October 1876.

Hans Loeschhorn.

The poets and poetry of Scotland, from the earliest to the present time. Comprising characteristic selections from the works of the more note worthy Scottish poets, with biographical and critical notices. By James Grant Wilson. 2 vols. London, Blackie & Son.

Vorliegendes Werk, das sich aus 2 Bänden zusammensetzt, von denen der erste die Zeit von Thomas the Rhymer (1219) bis Richard Gall (1776), der zweite die Zeit von Thomas Campbell (1777) bis Marquis of Lorne, also bis auf unsere Tage umfasst, kann als eine werthvolle Encyclopädie der schottischen Poesie begrüsst werden. Nach Analogie der Cyclopaedia

of English Literature von Chambers angelegt, bietet es uns eine treffliche Uebersicht der Entwicklung der poetischen Strömungen Schottlands dar.

Die biographischen Skizzen enthalten im Grossen und Ganzen alles Wünschenswerthe und lassen die Hauptmomente plastisch hervortreten.

Die ausgewählten Proben der einzelnen Dichter sind in den meisten Fällen — wenn wir auch mit dem Princip häufiger nur bruchstückweiser Wiedergabe literarischer Producte nicht sympathisiren können — als ein glücklicher Griff zu bezeichnen und sind im Stande in weiten Umrissen von dem Wesen des Dichters und seiner Dichtung ein charakteristisches Bild zu liefern.

Schätzenswerth insbesondere ist auch das dem 2. Bande beigefügte Glossar, das den mit dem schottischen Idiom einigermaassen Vertrauten über die Schwierigkeiten der schottischen Orthographie hinwegzusetzen vermag.

Wir glauben mit Recht auf dieses Werk, das den Versuch gemacht, die Dichter und Dichtung Schottlands als ein von der englischen Literatur losgelöstes, selbständiges Gebiet zu behandeln, aufmerksam machen zu können, da es ja bisher an einer nennenswerthen, allen Anforderungen entsprechenden pragmatischen Literaturgeschichte noch immer gebricht.

Schottlands Poesie ist und wird immer einer der schönsten Edelsteine in der weiteren englischen Literatur bleiben. Namen wie Thomson, Smollet, Macpherson, Burns, Johanna Baillie, Hogg, Scott, Tannahill, Campbell, John Wilson, Carlyle, Buchanan und viele Andere bilden dafür die beste Bürgschaft.

Neben dem Geist wahrer und echter Poesie, der in allen ihren Schöpfungen mit Bergesfrische athmet und uns mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht, ist es die Heimath dieser Gestalten vornehmlich, welche sich liebevoll in unserem Jahrhundert dem Einströmen deutscher Ideen hingeeben hat.

Walter Scott, Campbell, Carlyle, John S. Blackie und Theodore Martin haben von der Literatur unseres Vaterlandes die mächtigsten Anregungen empfangen und die Früchte des deutschen Genius in England nach allen Seiten hin verbreitet.

Schwerin.

Dr. Weddigen.

The succession of Shakespeare's works and the use of metrical tests in settling it, by Fred. J. Furnivall. London, Smith, Elder & Co.

Dieser kleine separat erschienene Aufsatz ist die Einleitung, welche Furnivall, der Begründer und Präsident vieler englischen gelehrten literarischen Gesellschaften, als Vorwort zu der Bunnet'schen englischen Uebersetzung des Shakespeare von Gervinus geschrieben hat. Nachdem das Werk unseres deutschen Literaturhistorikers sehr anerkennend beurtheilt worden, sucht Furnivall die Veränderungen nachzuweisen, welche im Laufe der Jahre bei den Werken des Dichters sich bemerklich machen; er fordert ein chronologisches Studium der Dramen als eines Ganzen, und zeigt im Einzelnen den Fortschritt und die Entwicklung der geistigen Kraft des Dichters, wie auch den wesentlichen Unterschied in dem Bau der älteren und späteren Verse. Die beigefügte Charakterisirung der neueren englischen Ausgaben Shakespeare's dürfte dem Anfänger in diesen Studien sehr willkommen sein. Auffällig erscheint die Schreibweise, welche der Verfasser für die Präterita anwendet; wir lesen da regelmässig: *advanct* statt *advanced*, ebenso *weighd*, *examind*, *markt*, *coupld*, *publisht*, *us't*, *product* u. s. w.

H.

Bertrand et Raton, par Scribe; herausgegeben von Dr. O. Dickmann. Berlin, Weidmann, 1877.

Der Herausgeber der mit vielem Beifall aufgenommenen Ausgabe des *Lutrin* hat für die Weidmann'sche Sammlung die Bearbeitung von Scribe's *Bertrand et Raton* übernommen und sich seiner Aufgabe mit vielem Geschick entledigt. Nächst der Ausgabe des Horace von Strahlke findet sie Ref. am besten von den ihm aus jener Sammlung zu Gesicht gekommenen Ausgaben. Der Verf. hat die in der Ankündigung zu dem Unternehmen aufgestellten Gesichtspunkte stets im Auge behalten; bei allen Wörtern, die der Aussprache einige Schwierigkeit machen könnten, hat er dieselbe hinzugefügt, die Etymologie ist berücksichtigt und auf synonymische Bestimmungen das gehörige Gewicht gelegt. In der Einleitung findet sich eine kurze Biographie und Charakteristik Scribe's, nach J. Schmidt und Kreissig gegeben, sowie eine als besonders gelungen hervorzuhobende Darstellung der Struensee'schen Katastrophe und eine Schilderung der dabei hauptsächlich beteiligten Personen. Man erhält hierdurch einen genauen Einblick in die Abweichungen, die sich Scribe behufs dramatischer Bearbeitung von der Geschichte erlaubt hat. Von Einzelheiten führe ich als recht interessante Bemerkungen an p. 9, Anm. 49; p. 18, Anm. 104; p. 24, Anm. 151 etc.

Aufgefallen als bestreitbar ist uns auf p. 33 die Anm. 203, wo es zur Stelle von *n'a que faire des grands seigneurs* heisst: „faire in dieser Redensart wie das lat. *se gerere*, das *de* des Genitives setzt eine Ellipse voraus, z. B. *faire le rôle des . . .*“ Diese Bemerkung scheint uns nach Génin's *Lexicon* zum Molière gegeben, die dort verzeichneten Stellen aber tragen ein anderes Gepräge; wir ziehen darum Littré's Erklärung, die hier auch einen besseren Sinn giebt, vor: *n'avoir que faire de quelqu'un* = *n'en faire grand cas*.

Nicht störend sind einige stehen gebliebene Druckfehler, wie p. 13, Z. 12 v. u. *nericulum* für *periculum*, wohl aber wenigstens für den Schüler p. 12, Z. 7 v. u. „*régner* ist ein transitives Verb“, anstatt ein intransitives.

Wir können daher die vorliegende Bearbeitung des für obere Classen so interessanten Scribe'schen Stückes den Fachgenossen als recht brauchbar empfehlen.

Hamburg.

K. Körner.

Systematischer Grundriss der französischen Syntax für höhere Lehranstalten von Dr. M. Cohn. Hamburg, O. Meissner. 1877.

An französischen Grammatiken ist nachgerade kein Mangel mehr, wohl aber fehlt uns bis jetzt eine auf ein paar Bogen zusammengedrückte Darstellung der Syntax, die wissenschaftlich und dabei doch dem Schüler unserer Mittelschulen verständlich, den inneren Zusammenhang der grammatischen Erscheinungen darlegt. Für das Griechische hat bekanntlich Seiffert diese Aufgabe mit Erfolg gelöst; versucht ist sie auch und nicht missglückt in dem vorliegenden Werkchen. Der reiche Stoff ist auf 67 Seiten zusammengedrängt und kaum eine für den Schüler wichtige Erscheinung ausser Acht gelassen; die Hauptregeln sind mit grosser Schrift gedruckt, weitere Bemerkungen und Ausführungen in Anmerkungen verwiesen. Am besten gefallen hat Ref. die Behandlung des Infinitives und des Genitives, ferner § 37 die Verba mit verschiedener Rection und die durch das ganze Büchelchen sich hindurchziehende Phraseologie, weniger die der Inversion und des Fürwortes, die etwas reichlicher hätte ausfallen können; bei der Lehre von den

Zeiten hätten wir gewünscht, dass des *Passé indéfini* mit einigen Worten gedacht wäre, auch die Behandlung des *Subjonctif* lässt bezüglich der Schärfe der Bestimmungen hin und wider zu wünschen übrig.

Diese Punkte zumal wird der Verf. bei einer jedenfalls bald zu erwartenden zweiten Auflage einer nochmaligen, sorgfältigen Prüfung unterziehen müssen; doch auch in seiner jetzigen Gestalt wünschen wir dem Büchelehen eine recht weite Verbreitung.

Hamburg.

K. Körner.

Cours complet et gradué de Lectures françaises. I. Partie (Sexta et Quinta). Par J. Westenhoeffer. Strasbourg, R. Schulze, 1877.

Vorstehende Sammlung von Lesestücken ist der erste Theil eines grösseren Werkes, welches der Verf. zum Gebrauche für die Schulen im Reichslande bestimmt hat. Er giebt uns in ziemlich bunter Reihenfolge: *Narrations et récits, Fables et contes, Mythologie, Histoire, Descriptions et définitions, Histoire naturelle, Lettres, Dialogues, Poésie* und *Fables*, und begleitet dieselben mit einem Verzeichnisse der schwierigeren Vocabeln in deutscher Uebersetzung. Die Stücke sind ohne Ausnahme lesenswerth, und es scheinen uns nur einzelne derselben nach ihrem ganzen Ausdrücke für Sextaner und Quintaner etwas zu hoch zu sein, z. B. *La vérité* von Massillon u. a. m., ebenso dürfte auch die Zahl der Briefe, wenn solche in einer derartigen Sammlung überhaupt nothwendig sein sollten, doch kaum als hinreichend angesehen werden. Die Ausstattung des Buches ist schön und der Druck sehr correct.

Vocabulaire Militaire français-allemand. Recueil de termes de la Technologie militaire moderne par le lieutenant Ribbentrop, instructeur à l'école des Cadets de Berlin. Leipzig, Brockhaus 1877.

Die Reorganisation der franz. Armee hat in den letzten Jahren ausserordentliche Fortschritte gemacht und das Interesse, welches Kriegsministerium und Offizierkreise in Frankreich für eigentliche wissenschaftliche Studien auf militärischem Gebiete nehmen, ist fortwährend im Steigen begriffen. Ein Blick in die Pariser Bücherkataloge beweist, wie gross die Zahl der neu erschienenen militärischen Schriftwerke ist, und einer Zeitungsnotiz zufolge soll Dumaine in Paris gegenwärtig von militärischen Werken zwölfmal soviel absetzen, als in früheren Zeiten. Diese zahlreichen literarischen Erscheinungen haben wesentlich zur Bereicherung des Sprachschatzes beigetragen und eine Menge von Neologismen ins Leben geführt, welche dem Ausländer nur sehr schwer verständlich sind und über welche keines der vorhandenen Wörterbücher genügende Auskunft giebt. Es ist demnach ausserordentlich dankenswerth, dass sich der Verf. die Aufgabe gestellt hat, die qu. technischen Ausdrücke nicht nur zu übersetzen, sondern zugleich in äusserst lichtvoller Weise zu erklären, wobei derselbe als tüchtiger Fachmann zugleich von seiner Sprachkenntniss einen glänzenden Beweis geliefert hat; so ist z. B. *la deuxième portion* unter *administration de l'armée* durch folgenden Satz erläutert: „Mannschaften, die bei der Losung hohe Nummern gezogen haben und meist nach sechsmonatlichem, statt fünfjährigem Dienste, schon beurlaubt werden müssen, um die etatsmässige Stärke des Heeres inne zu

halten (S. 210) — oder *congé de réforme* Nr. 1 Entlassung aus dem Heeresdienste wegen im Dienst (*dans le service commandé*) zugezogener Krankheiten.“

Das leider nicht durchgehends, sondern innerhalb seiner 7 Abschnitte alphabetisch geordnete Buch erstreckt sich über alle Gebiete militärischen Wissens. Da finden wir ein *Capitel Tactique*, welches die Ausdrücke der sämtlichen *Reglements* aller Waffen, des Sicherheits- und Marsch-Dienstes enthält. Sodann wird uns das militärische Aufnehmen, die *Fortification*, das Eisenbahnwesen, Fechten, Turnen und Schwimmen vorgeführt, sowie eine *Nomenclatur* der einzelnen Theile des neuen franz. Infanteriegewehres, verbunden mit Angaben über die Scheiben und das Schiessen. Der „*Artillerie*“ folgt ein letzter Abschnitt, welcher die *Organisation*, *Rekrutirung*, *Verwaltung* u. s. w. umfasst, wobei der Verf. zugleich dem *argot militaire* eine Stelle angewiesen hat.

Augenscheinlich hat sich der Verf. seine Arbeit nicht leicht gemacht, sondern vielmehr mit bewundernswerthem Fleisse gründlich Umschau in der neuesten Militärliteratur gehalten.

Das Werk, welches auch dem *Lexicographen* höchst willkommen sein wird, verdient die wärmste Empfehlung.

H.

Antwort auf eine Kritik des Herrn Dr. Grabow.

Auf S. 216 des 57. Bandes d. Bl. würdigt Herr Dr. Grabow aus Lemgo meine bescheidenen Arbeiten auf dem Gebiete der Orthographieverbesserung einer Kritik und meint, dass meine Genügsamkeit in Bezug auf die erforderlichen wissenschaftlichen Vorkenntnisse Bewunderung verdiene. Ich erlaube mir hierauf dem Herrn Doctor zu erwidern, dass meiner Ansicht nach allerdings nicht seine Genügsamkeit, bez. Bescheidenheit, Bewunderung verdient, wohl aber in hohem Grade die Leichtigkeit, mit der er Urtheile fällt. Der Mangel an den erforderlichen wissenschaftlichen Vorkenntnissen, der dem Herrn Doctor in meiner letzten Schrift (*Die Beschlüsse der orth. Conferenz. Wittenberg 1876*), auf die sich sein Urtheil doch jedenfalls bezieht, entgegengetreten sein soll, muss aber keineswegs so offen zu Tage liegen, da andere, und wie mir scheint, kompetentere Kritiker, nicht Veranlassung gefunden haben, dies zu rügen. Wohl aber habe ich absichtlich vermieden, einen grossen wissenschaftlichen Apparat in meinem Schriftchen aufzuführen. Dasselbe sollte eben nichts anderes sein, als eine gemeinverständliche Besprechung der Conferenzbeschlüsse. Ausführliche *Excurs*e über die *Lautphysiologie* des Deutschen u. A., die vielleicht Herr Dr. Grabow vermisst, wären in dem Büchlein keineswegs am Platze gewesen. Ich bin freilich auch der Ansicht, dass Jeder, der bei der Orthographieverbesserung etwas mitsprechen will, genügende sprachgeschichtliche, physiologische und orthopädische Kenntnisse besitzen muss; ich halte es aber für schwerfällig und unpassend, bei jeder Gelegenheit dieses Wissen unfänglich auszukramen und die ersten zwei Drittel jeder Arbeit mit nochmaliger Durchsprechung aller vielleicht schon längst bekannter Vorbedingungen und Widerlegung schon längst abgethaner Gegengründe anzufüllen. Sehr Vieles lässt sich sicherlich weit einfacher begründen, als die Kathederweisheit manches grundgelehrten Hauptes für möglich hält. — Was würde aber wohl Herr Dr. Grabow sagen, wenn ich mir hier erlaubte, einen bescheidenen Zweifel an seinem Beruf zum Orthographen auszusprechen; wenn ich mir gleichfalls die Freiheit nähme, zu behaupten, dass ihm einige der nothwendigen wissenschaftlichen Vorbedingungen fehlten? Sollte Herr Grabow wirklich klar sein über das Wesen der phonetischen Orthographie, er, der alle seine Vorschläge nur

phonetisch begründet, und der dann schliesslich doch „die Phonetiker“, nicht „einige“, sondern „die“ Phonetiker allesammt mittheilslos verurtheilt? Sollte Herr Grabow wirklich schon über den Zweck der Orthographiereform nachgedacht haben, wenn er z. B. rügt, dass qu durch kw ersetzt werde, weil w in dieser Verbindung bilabial ausgesprochen werde; wenn er (Gegenwart 23) überhaupt tadelt, dass die „phonetischen Schwärmer“ die 40 Laute der deutschen Sprache durch 24 Zeichen decken wollen? Herr Grabow scheint noch gar nicht zu wissen, dass der Zweck der von uns „Schwärmern“ angestrebten Reform ein durchaus praktischer, die Aufstellung einer allgemein anwendbaren Volksschrift ist. Sollte Herr Dr. Grabow ein anderes Ziel verfolgen, vielleicht die Aufstellung eines rein philologischen Alphabets zum Zwecke einer genauen Darstellung der neuhochdeutschen Lautaussprache mit allen ihren Dialekten, so wünschen wir ihm viel Glück dazu, werden wir diesen seinen Zweck gern als nützlich anerkennen und ihn nicht darin stören, bitten ihn aber, uns gleichfalls unbehelligt zu lassen und seine für seinen und nicht für unseren Zweck passenden Vorschläge für sich zu behalten. Eine Volksschrift kann sich nicht auf die Darstellung aller Lautmodificationen einlassen; ihre Aufgabe ist einzig und allein die Bezeichnung der Hauptlaute. Jede darüber hinausgehende Forderung würde den Gebrauch der Schreibung erschweren, sie selbst also, da sie nun einmal ein praktisches Werkzeug ist, verschlechtern. Die übliche Rechtschreibung bezeichnet ja z. B. auch nicht die verschiedenen n, eh und z, und Niemand hat bisher darin einen Mangel gefunden. Muss doch nach den dunklen Vocalen nothwendig der Kehllaut, und nach den hellen Vocalen nothwendig der Gaumenlaut eintreten. Es würde unpraktisch sein, eine Lautmodification noch besonders zu bezeichnen, die unter allen Umständen eintreten muss. Noch viel weniger kann dem Volke, dem Schulkinde zugemuthet werden, Lautnuancen, deren Erkennung ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse unmöglich ist, besonders zu bezeichnen. Wird w nach k, z, seh wirklich bilabial ausgesprochen (sieh bezweifle das), und geschieht dies stets, ohne bewusstes Zuthun des Sprechenden, so sehe ich nicht ein, warum wir jene Veränderung noch besonders bezeichnen sollten. Wir streben ja kein photographisch treues Abbild der Lautsprache an, wie es wissenschaftliche Zwecke erfordern. — Etwas anders verhält es sich mit der Bezeichnung der verschiedenen E-Laute. Hier wäre eine solche wirklich wünschenswerth. Herr Dr. Grabow erklärt natürlich Jeden für einen Ignoranten, der nicht die von ihm angegebene Aussprache als die einzig richtige anerkennt und darnach seine Schreibung einrichtet. Hat der gelehrte Herr Dr. Grabow noch nie gehört, dass die E-Laute in den verschiedenen Gegenden Deutschlands selbst von den Grammatikern sehr verschieden ausgesprochen werden, und dass seine Aussprache eben nur eine individuelle oder landschaftliche ist? In Theilen Schlesiens z. B., sowie in Posen, Preussen, Hannover, Braunschweig u. s. w. wird (von Gebildeten) das e in den Wörtern „lehren, leeren, mehr, Meer, Reede, Rede, Zehen“ durchaus gleich, d. h. mit höherem, dem i zuneigendem e, nicht ä, ausgesprochen. Was hat nun Herr Dr. Grabow dafür anzuführen, dass seine Aussprache die allein richtige sei? Aus dieser Verschiedenheit der Aussprache ergibt sich die Unmöglichkeit einer Sonderung der Zeichen, so wünschenswerth eine solche sein würde. Herr Grabow hätte diese Frage erst genauer studiren sollen, ehe er Gelehrte von Ruf, wie Michaelis und Bezzenberger, so arg verketzerte. — Auch in Bezug auf ie scheinen mir „die Herren Phonetiker“ auf besserem Wege zu sein als der Herr Doctor. Alle wurzelhaften ie müssen, seinem Aussprache zufolge, nothwendigerweise ihr e behalten, weil dasselbe noch heute in einigen süddeutschen Volksdialekten gesprochen wird. Consequenterweise müsste Herr Grabow nun auch süddeutschen Volksdialekten zu Liebe die Schreibungen „guet, Brueder“ u. s. w. als die einzig richtigen empfehlen. Die Formen „ging, fing“ werden seiner Meinung nach heutigen Tages besser

mit kurzem i gesprochen, und doch liegt die Sache so, dass auch heutigen Tages noch überall da, wo ie mit hörbarem e gesprochen wird, auch „ging“ und „fing“ lang und mit ie gesprochen werden. Warum so inconsequent, Herr Doctor? Wir „unwissenden“ Phonetiker wissen das auch, beziehen uns aber bei unseren Vorschlägen deshalb nicht darauf, weil wir meinen, dass bei Bestimmung der neuhochdeutschen Orthoepie keinem Volksdialekte das Recht mit hinein zu sprechen eingeräumt werden darf. Die neuhochdeutsche Orthoepie findet ihren Maassstab nur in der überlieferten Rechtschreibung, soweit dieselbe auf phonetischen Grundsätzen beruht. Da nun die übliche Rechtschreibung durch ie nur das lange i bezeichnet, so ist diese Aussprache als die allein hochdeutsche zu betrachten, und wenn wir einmal als Grundsatz einer verbesserten Rechtschreibung die Weglassung der Dehnungszeichen aufstellen, so ist nothwendig, „schissen“ zu schreiben und nicht „schiessen“; denn wir bezeichnen nicht das süddeutsche ie, sondern das hochdeutsche lange i. Dass aber ie in der überlieferten Rechtschreibung nichts Anderes als das lange i bezeichnet, ergiebt sich aus der Thatsache, dass ie in allen den Wörtern geschwunden ist, deren früheres ie in der hochdeutschen Aussprache (nicht in der Mundart) zu kurzem i geworden ist, wie in „Licht, Dirne, ging, fing“.

Möchte Herr Dr. Grabow aus dem Obigen lernen, dass Unfehlbarkeit noch nicht zu seinen unbestrittenen Eigenschaften gehört, und dass er besser thun würde, in seinen etwaigen späteren Kritiken sich eines minder hochmüthigen Tones zu befleissigen.

R. Rissmann.

Erwiderung zu Archiv LVIII, 1. S. 90—93.

Auf die Entgegnung des Herrn Wendel, in welcher er meine Beurtheilung seines Programmes als das Echo Schuchardt's darzustellen beliebt, habe ich zu erwidern, dass meine Recension in einer October-Sitzung des Jahres 1876 in der Gesellschaft für neuere Sprachen vorgelesen worden und dass Schuchardt's Referat im Centralblatt am 6. Januar 1877 erschienen ist. Der Irrthum des Herrn W. wäre verzeihlich, wenn nicht der betreffende Sitzungsbericht bereits im Neujahrsheft des Archivs abgedruckt wäre. Uebrigens irrt Herr W. auch darin, dass er glaubt, aus den wenigen Bemerkungen, die über einen halbstündigen Vortrag in das Sitzungsprotokoll aufgenommen worden, sich eine Vorstellung von dem machen zu können, was ich über seine Arbeit gesprochen habe. Welche Rhetorik der Entrüstung würde er erst aufbieten, wenn er wüsste, wie ich sein Capitel über *o* beurtheilt, und welche Heiterkeit ich hervorgerufen habe durch seine Schlüsse aus Palsgrave, seine Diphthongen-Poesie und seine artigen Witze, z. B. über das Pariser Strassenkind *oi*, das jetzt „General“ geworden, oder den feinsinnig entdeckten Causalnexus von Nasalität und Hochnäsigkeit!

In Bezug darauf, dass ich Schuchardt's Recension oberflächlich genannt habe, thut es mir jetzt leid nicht vorher gewusst zu haben, dass Herr W. sich Privatbriefe schreiben lässt, um sie ohne die Erlaubniss ihres Urhebers drucken zu lassen. Wäre mir dies früher bekannt gewesen, so würde ich meine Ausdrücke besser abgewogen und einen Artikel nicht oberflächlich genannt haben, der mich nur deshalb nicht befriedigte, weil er mit Herrn W. zu glimpflich umging und eine Schriftstellerei, die sich mit Celtisch, Walachisch, Oscisch, Lithauisch, Sanskrit und wer weiss welchen Sprachen und Citaten brüstet und dabei der nothwendigsten Vorkenntnisse über den zu behandelnden Gegenstand selbst ermangelt, noch lange nicht so gründlich wie sie es verdiente, abgefertigt hat. Denn dass man eine vollständige

Kenntniß des Altfranzösischen und seiner verwickelten Lautverhältnisse vom Ursprunge der Sprache an besitzen muss, um die Aussprache, welche im 16. Jahrhundert geherrscht haben kann oder geherrscht haben muss, mit einiger Sicherheit bestimmen und die Grammatiker dieser Zeit auch nur verstehen zu können, das ist Herrn W. bis auf den heutigen Tag noch nicht klar geworden. Wenn er daher in seiner Schrift gegen Diez polemisirt über Dinge, die in das A-b-c der französischen Philologie gehören, und wenn er neuerdings seine Recensenten auf hochmüthige Weise abkanzelt, so beweist er dadurch nur, dass er der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, jetzt noch eben so wenig gewachsen ist wie früher. Trotzdem darf man sich der Hoffnung hingeben, dass der streitbare Romanist von Plauen, wenn er über dem Streiten nicht das Studiren vergisst, in nicht allzuferner Zeit Herrn Schuchardt für seine milde Beurtheilung und unserem Protokollführer für die schonende Kürze seines Berichtes dankbar sein wird.

Oscar Ulbrich.

Miscellen.

Das deutsche Nationaldrama.

Ueber die Frage des deutschen Nationaldramas im Hinblick auf das englische Nationaldrama der Shakespeare-Zeit macht einer unserer Mitarbeiter, Herr Dr. J. Jacoby in Hamburg, in der „Neuen Frankfurter Presse“ nachstehende beachtungswerthe Bemerkungen.

Ein mächtiges Einheitsgefühl hebt und dehnt die Brust jedes Deutschen; nur der im römischen Religions-Treibhaus Erzogene, nur der engbrüstige Particularist vermag noch nicht deutsch zu athmen.

Sie werden es lernen müssen und sie werden es erlernen.

Bewusst oder unbewusst arbeitet der Einheitsdrang in der Masse des Volkes, das deutsche Nationalgefühl ist realiter da seit dem Jahre 1870.

Frankreichs Hegemonie in Europa ist niedergedrungen, der Geisteskampf mit Rom begonnen, in dem Deutschland der freigesinnten Welt als Führer voranschreitet. Unsere Kriegs- und Handelsflotte fährt auf den Weltmeeren, die fernsten deutschen Brüder in Amerika und Australien fühlen sich stolz als Deutsche; das Reich unterstützt Entdeckungsreisen zu See und Land, wir können an überseeische Colonien denken.

Ist dieses unser neues Deutschland nicht ein Fresco-Bild, dessen Pendant in der Weltgeschichte als ein kleineres, aber doch stolzes Gemälde, jenes England bildet zur Zeit der ersten dichterischen Entfaltung Shakespeare's.

England hatte damals eben erst das mächtige papistische Spanien besiegt; es fühlte sich als Bollwerk des Protestantismus, als Vorkämpfer einer neuen Zeit; es umspannte mit seinem Handel, seinen Entdeckungsfahrten, seinen Colonisationen die ganze Erde.

Shakespeare lebte in der Zeit des nationalen Aufschwungs, des bewussten Nationalgefühls. Wir können uns rühmen, in ähnlichen Zeiten zu leben.

Aber Welch ein Gegensatz in der Literatur Englands vor ca. 280 Jahren und in unserer heutigen! Wenn das Epos dem Kindheits- oder Greisenalter (Homer — Virgil! — die Gegensätze berühren sich!), die Lyrik dem jugendlichen, das Drama aber dem Mannesalter zukommt, so scheint das Mannesalter unserer Literatur, wenn man nur die heutige im Auge hat, noch nicht gekommen zu sein. — In der Lyrik und im epischen Gedicht finden sich nationale Ansätze, denen freilich meist die wahrhaft künstlerische Sprungkraft fehlt, ja im Roman haben wir einen classischen Ergründer und Gestalter deutschen Lebens, Gustav Freytag, so dass wir in diesen Gebieten, im Ganzen genommen, nationaler sind als die englischen Dichter jener Zeit; aber im Drama!

Den Beherrschern der altenglischen Bühne gegenüber, den Greene, Marlowe, Shakespeare, Ben Jonson, welches sind die Repertoire-Gewaltigen der

Gegenwart? Die französischen oder französirenden Dichter. Statt jener Dramen, in denen nationales Leben stolz und kräftig pulsirt, transfundiren wir fremdes, nicht ganz unverdorbenes Blut in den schwächlichen Körper unseres Drama.

Aber wie? Haben wir nicht eine bedeutende, ruhmvolle und nationale dramatische Literatur gehabt? Sind Lessing, Schiller, Goethe, Kleist weniger gewesen als jene Engländer? Und können wir nicht mit Stolz das Drama unserer classischen Zeit als nationales auch für unsere Tage in Anspruch nehmen, gerade so wie die Britten es mit dem Shakespeare'schen Drama thun.

Wir wollen uns die Antworten auf diese 3 Fragen durch die folgenden Betrachtungen zu gewinnen suchen.

Was zunächst die zweite Frage angeht, so wird sie unbedingt zu verneinen sein. Kein Besonnener, und sei er auch Nicht-Deutscher, wird den literarischen Werth der Shakespeare-Zeit über den unserer classischen Zeit setzen wollen, wird unsere Dichterheroen den englischen unterordnen.

Aber dies ist hier gar nicht die Hauptfrage. Es fragt sich nur: Haben wir eine nationale dramatische Literatur gehabt, sind Goethe, Schiller, Lessing, Kleist nationale Dramatiker gewesen, wie es jene Engländer waren?

Die Antwort ist bald gegeben. Nur eine Nation, nur ein nationaler Staat kann ein nationales Drama, nationale Dramatiker haben. Das sehen wir bei den Athenern, Spaniern, Britten. Bei den Franzosen kann man in Bezug auf das ernste Drama der „classischen Zeit“ nur von einem Drama des temporär nationalen Geschmacks reden, nicht von einem eigentlichen Nationaldrama. Zu einem ernstesten Nationaldrama sind die Franzosen bis jetzt nicht gekommen. Das komische Nationaldrama ist bei ihnen hauptsächlich durch Molière vertreten.

Wo das Nationalbewusstsein nicht jeden Einzelnen durchdrungen hat, wo die nationale Einheit nicht realiter vorhanden ist, da ist kein Boden für das wahre Nationaldrama.

Deutschland zur Zeit Goethe's und Schiller's war keine Nation mehr. Das Band der politischen Einheit hing nur noch schlotterig um das Ganze herum, wurde bald auch de facto abgenommen. Sprache, Sitte, Religion, Denkweise trugen bei aller Verschiedenheit noch gemeinsame Grundzüge, der Traum vergangener deutscher Einheit und Grösse lag dem deutschen Michel noch in den Gliedern: viele der Edelsten des Volkes, Dichter, Philosophen, Gelehrte, Politiker fühlten ganz deutsch, hofften und erstrebten eine nationale Wiedergeburt; die Dichter gaben der träumenden Erinnerung der Massen, ihrer eigenen Sehnsucht Gestalt in der Dichtung, ja sie kamen einer nationalen Dichtung so nahe, wie es überhaupt bei den thatsächlichen Verhältnissen möglich war — aber das Alles gab keine Nation und konnte keine nationale Dichtung, im eigentlichen Sinne, geben. Die nationale Einheit existirt nicht in der Wirklichkeit, ein Nationalbewusstsein konnte es nicht geben, das Nationalgefühl der Dichter selbst konnte diese Mängel nicht ersetzen. Die nationale Dichtung erfordert die Nation als Grundlage, nicht als erstrebtes und erträumtes Ziel.

Es ist interessant zu verfolgen, wie sich unsere grossen Dramatiker diesem Grundmangel gegenüber verhalten.

Lessing sucht die Deutschen auf literarischem Gebiet selbständig, national zu machen, die Idee eines „Nationaltheaters“ beschäftigt seinen rastlosen Geist; von Friedrich dem Grossen erhoffte er anfangs den mangelnden politischen Boden: es war noch viel zu früh. Nur der literarischen Selbständigkeit hatte er die Wege gebahnt. Durch sein Jugend-Meisterwerk: Minna von Barnhelm, geht der politische Athem; Die Thaten des Preussenkönigs bilden den Hintergrund.

Schiller und Goethe suchen ein „Deutsches Theater“ in Weimar zu begründen.

Goethe's erstes grosses Drama, der „Götz“, ist ein politisch-social: der geniale „Stürmer und Dränger“ fühlte instinctiv das Grundgebrechen des deutschen Volkes und der deutschen Dichtung. Das Motto zum Götz klagt: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig“. Schiller steht auf deutsch-politischem Boden erst mit dem Wallenstein; sein Schwanengesang, der „Tell“, mahnt melancholisch und prophetisch zugleich sein Volk, eine Nation zu werden. Beide wussten wohl, was die deutsche Dichtung und ihre eigene hemmte; Goethe's zugleich so klarer und tiefer Geist vor Allem hat es offen und bestimmt ausgesprochen, dass die Deutschen keine nationale Dichtung haben konnten, so lange sie keine Nation seien.

Heinrich v. Kleist führte im „Prinz von Homburg“ die für die deutsche Entwicklung so ahnungsvolle Gestalt des grossen Kurfürsten auf die Bühne; seine Hermannsschlacht ist ein grossartiger Mahnruf zum Nationalkampf, zu nationaler Einheit, ein Mahnruf, der nicht verhallt ist, zugleich der Scheideruf des Dramas der „classischen“ Zeit.

Wir haben bei dieser Betrachtung zugleich eine Reihe von Stücken gefunden, denen zu wahrhaften Nationaldramen nichts fehlte, als dass sie von Mitgliedern einer Nation für eine Nation gedichtet waren. Sie sind (vor Allem Götz, Wallenstein, Hermannsschlacht) aus dem national-politischen Leben genommen, ihre Helden sind nationale Helden; Alles was von Nationalem im deutschen Volke vorhanden war, fand hier seinen Ausdruck; aber das nationale Selbstbewusstsein musste den Dichtern fehlen, das Bewusstsein, dass sie an eine wirkliche, nicht eine ideelle Nation sich wandten. Wer fühlt nicht jenen Mangel in diesen Dramen heraus? Wo ist hier das stolze und starke, gesunde Nationalbewusstsein, das Shakespeare's englische Dramen durchdringt?

Ueberall tritt uns die zerrissene, nicht die einheitliche Nation gegenüber, als treues Spiegelbild der damaligen Gegenwart; mit unserer Gegenwart, mit dem zu einer Nation gewordenen Volke, fehlt der directe Zusammenhang; ohne den Abschluss der geschichtlichen Entwicklung, den wir erlebt haben, hatten die Dichter den nationalen Halt nicht, von dem aus sie in die Vergangenheit als Entwicklung zur Gegenwart schauen konnten, das Ziel der Entwicklung lag ihnen noch in dämmernder Ferne; ihre Werke blieben losgerissene Stücke aus der Nationalgeschichte, die sich an kein Gewordenes anschliessen konnten, sie boten Befriedigung in ästhetischer, aber nicht in nationaler Hinsicht.

Die Dichter wollten mehr geben als den Ausdruck ihrer politischen, unnationalen Gegenwart; aber sie konnten höchstens an eine bessere Zukunft mahnen, auf sie hinweisen; ein Ausdruck dieser Zukunft, also ein Ausdruck des wirklich Nationalen, nicht bloss des zum Nationalen neigenden, konnten ihre Dichtungen nicht sein. Der Dichter ist ein Product seiner Zeit und kann auch nur sie wieder produciren.

Drei Arten nationaler dramatischer Literatur sind zu unterscheiden.

Die erste Art, die eigentlichen Nationaldramen, sind die eben besprochenen national-politischen. In ihnen erhalt die Nation als solche ihr Bild zurückgespiegelt.

Die beiden anderen Arten, die national-socialen und die, wie ich sie nennen möchte, national-kosmopolitischen Dramen, tragen ein weit matteres nationales Gepräge. Dem entsprechend tritt in diesen beiden Gattungen der dramatischen Literatur unserer „classischen Zeit“ der Mangel der politischen Einheit weit weniger hervor, obwohl auch hier der Blick auf ein nationales Ganze den Dichtern bei ihrem Schaffen eine grössere Sicherheit und Klarheit, einen frischeren, freieren, grossartigeren Schwung verliehen, sie noch tiefer und entschiedener zu Herolden und Leitern nationaler Gesinnung, Gesittung und nationalen Denkens gemacht hätte.

Sehen wir zunächst auf die zweite Gruppe, die national-socialen Stücke, so

spielt der grössere Theil derselben — ein treues Spiegelbild der Zeit, in der die Dichter selbst lebten — in einer Periode bereits gebrochener nationaler Kraft und Einheit. So Lessing's *Minna* und Goethe's *Götz* (von denen letzteres Werk auch hierher gezählt werden kann, ersteres vorwiegend hierher gehört), Schiller's „*Räuber*“ und „*Kabale und Liebe*“; nur bei Kleist's „*Käthehen von Heilbronn*“ trifft dies nicht eigentlich zu.

Was ich unter national-kosmopolitischen Dramen verstehe, wird klar werden, wenn ich Lessing's „*Nathan*“, Goethe's „*Faust*“, Shakespeare's „*Hamlet*“ nenne. Sie sprechen nationales Denken, nationale Reflexion über allgemein menschliche Interessen in zunächst nationaler, aber das allgemein Menschliche nicht beeinträchtigender Form aus: auf nationalem Boden stehend, erheben sie sich in die reine Aetherluft des ewig Menschlichen. Sie sind die dichterische Verbrüderung der Nation mit der Menschheit, gleichsam das Angebinde jener für diese.

Man könnte sie auch philosophische Nationaldramen nennen.

Schon der Untergrund des Nationalen ist hier ein breiterer. Er umfasst nicht bloss das einzelne Volk, sondern die Völkerfamilie, den Stamm, zu dem es gehört. —

Der „*Faust*“ gehört nach Ort, Zeit, Charakteren, geistigem Gehalt zwar zunächst, aber nicht bloss dem deutschen Volke, er gehört zugleich dem nordisch-germanischen Volksgebiet an (ich erinnere an die Figur des Mephisto, den ganzen Teufels- und Hexenspuk). — Aber das Ringen, zunächst des germanischen Geistes mit der Frage nach Grund, Wesen und Zweck des Daseins, kommt in einer Form zum Ausdruck, die von nationalen und Stamm-Besonderheiten gerade nur so viel enthält, um die allgemein menschlichen Züge darunter nicht leiden zu lassen.

„*Hamlet*“ steht von vornherein nicht sowohl auf nationalem, als auf germanischem Boden. Dänemark, Deutschland (Wittenberg!), Norwegen treten in Wechselbezug. England erscheint in der Ferne, und — gerade wie im zweiten Theil des „*Faust*“ der germanischen Welt Hellas entgegentritt — so hier Frankreich (Laertes!). — Hier ist das schrankenlose Spiel des Zweifels, der Skepsis in Gedanke und That zunächst aus germanischem Wesen heraus dargestellt, aber wie in der Form, so im geistigen Gehalt ist das Nationale nur der vorherrschende Untergrund, der das allgemein Menschliche zu anschaulicher Erscheinung bringt. — Alle Culturvölker, nach den germanischen vorzugsweise die romanischen, haben sich jetzt, nachdem sie durch die anscheinend fremdartigen Hüllen allmählig bis zum Kern des Werkes durchgedrungen, den *Hamlet* in vollem Sinne angeeignet.

Es könnte scheinen, als ob Lessing's „*Nathan*“ nicht in diese Zahl gehört. Spielt doch das Stück in Palästina, ist doch die Hauptfigur ein orientalischer Jude. Hier scheint Alles kosmopolitisch, Nichts national zu sein. Indess, nicht nur, dass der Kreuzzug des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa zur Unterlage der Fabel dient, dass die abendländischen Christen gerade nur durch Deutsche vertreten werden, dass auch sonst nationale Anknüpfungen nicht fehlen, wendet sich der Dichter mit seiner Auffassung, mit seiner Lehre über das Verhältniss des Confessionellen zum Religiösen und allgemein Menschlichen, doch zunächst an sein eigenes Volk (die in ihrem ehrlichen, aber beschränkten und vorurtheilsvollen Denken zu bessern den Christen im Drama sind eben Deutsche), an sein eigenes Volk, das dem confessionellen Hader so bittere Opfer gebracht hatte, das aber zugleich jenen Streit des Confessionellen und rein Menschlichen am reinsten, gründlichsten und erschöpfendsten zum Austrag zu bringen, durch seine Geschichte, confessionelle Mischung, seine philosophisch-gründliche Natur angelegt und bestimmt scheint.

Der Ueberblick über unsere classische dramatische Literatur aus nationalen Gesichtspunkten ergibt demnach, dass zwar sämtliche Gruppen national-dramatischer Literatur in ihr vertreten sind, dass sie aber

alle gleichsam um eine Stufe hinter dem eigentlich Nationalen zurückbleiben.

Selbst die verhältnissmässig geringe Zahl „nationaler“, oder also richtiger nationeller classischer Dramen*) (in der ersten Gruppe 5, in der zweiten 4, in der dritten 2, zusammen 11), ist ein Beweis dafür, dass die Zeit für das nationale Drama noch nicht gekommen war; dass nicht einmal der Drang nach nationaler Einheit die ganze Masse des deutschen Volkes durchdrungen hatte. Die nationalen Dichtungen fanden noch nicht ein von vornherein für den Stoff sich interessirendes Gesammtpublicum: daher konnten die Dichter nicht allzuhäufig nach jenen Stoffen greifen, die theils, wie die der dritten Gruppe, wegen ihrer zum Abstracten neigenden Natur, theils, wie die der ersten, wegen der geschichtlichen Sprödigkeit, an sich schon einen ganz besonderen Aufwand reflectirender, entwerfender und gestaltender Dichterkraft erfordern, der nur durch eine begeistert entgegenkommende Stimmung der Gesammtnation aufgewogen werden kann.

Wir haben also ein eigentliches Nationaldrama noch nicht gehabt.

Jetzt sind wir, unserer Literatur nach, viel weiter davon entfernt, als vor 75 Jahren.

Die Posse, der bei allem Localwitz ein nationaler Zug nicht fehlt, hat bis jetzt noch nicht dramatische Gestalt gewinnen können, weil sie sich keine Handlung zu schaffen weiss.

Ausser ihr florirt, von Richard Wagner ausgebildet, eine nicht nur — wie schon bisher — der Musik, sondern auch dem Text nach nationale Oper (Musikdrama).

Im Uebrigen haben die französischen Sitten-, oder vielmehr Unsittensstücke, noch nicht aufgehört, das moderne deutsche Repertoire zu beherrschen, soweit nicht auf ältere Dichtungen zurückgegriffen wird. — Nur hier und da, freilich in einer steigenden Zahl, mit immer steigender Zugkraft, taucht ein Drama aus deutscher Geschichte, Sage, deutschem Volksleben auf. Das sind — soweit die Werke aus wirklich dichterischem Drange hervorgegangen sind, nicht den Stempel der Mache, der Unkraft unverkennbar in sich tragen — Saatkörner des zukünftigen deutschen National-Drama's. Namentlich scheinen gewisse aufstrebende junge Talente in diese Bahn eintreten zu wollen; möge ihnen Ermunterung und gerechte Würdigung zu Theil werden!

Noch ist das junge deutsche Reich zu sehr in seiner inneren Organisation begriffen, noch ist seine politische Stellung nach Aussen hin in manchen wesentlichen Fragen nicht entschieden oder nicht erkennbar. Noch gährt es im Schosse des deutschen Volkskörpers zu trüb und unklar von unausgetragenen Gegensätzen aller Art; in politisch-kirchlicher, in rein politischer, in socialer und geselliger, in speculativer, in ästhetischer Beziehung.

In künstlerischer Hinsicht stehen wir noch zu sehr unter dem Bann unserer grossen „classischen“ Literatur, die noch nicht genug in Blut und Nerven der Nation eingedrungen, noch nicht hinreichend „verdaut“ ist, um originalen Schöpfungen Raum zu geben. Sinn und Kraft unseres Volks sind seit Langem von der Kunst hinweg auf das Gebiet nüchterner That in Privatleben, Politik und Wissenschaft hingerichtet gewesen; erst jetzt scheint sich die Sehnsucht nach der Kunst, der Einigerin aller menschlichen Beziehungen, allmählig wieder einzufinden.

*) Vergegenwärtigen wir uns dagegen, dass in der kurzen Blüthezeit des englischen Drama Shakespeare allein 13 Stücke von nationalem Gepräge geschrieben hat. — Dahin gehören nicht weniger als 11 in die Zahl der eigentlichen Nationaldramen (1. Gruppe); 8 sind der Nationalgeschichte, 3 (Cymbeline, Lear, Macbeth) dem nationalen Sagenkreis entnommen. Die 3. Gruppe ist durch Hamlet, die 2. durch ein Lustspiel (die Lustigen Weiber von Windsor) vertreten — aber auch Heinrich IV. namentlich im zweiten Theil, neigt sehr nach dieser zweiten Gruppe hin.

So sehen wir bis jetzt nur zerstreute Keime zu einem künftigen deutschen Nationaldrama. Ob sie Wurzeln schlagen werden, was sich aus ihnen gestalten -- wann die Zeit gekommen sein wird, da aus hinreichend durchpflügtem Boden frische Saat allüberall mächtig und üppig emporwächst, -- wer will es bestimmen? Dass aber dann die Poesie nicht vereinzelt, sondern innigst vereint mit der Musik, in schwesterlichem Bunde mit den bildenden Künsten ihre wahrhaft nationale Auferstehung im deutschen Lande feiern werde, das mag man ahnungsvoll schliessen aus dem Gesamtstreben und Weben unseres Volks und unserer Zeit.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

- B. W. Dwight, *Modern Philology; its discovery, history and influence.* (New-York.) 20 Mk.
A. Hovelacque, *The Science of Language, Linguistics, Philology, Etymology.* Translated by A. H. Keane. (London, Chapman.) 5 s.
H. Buchholtz, *Priscae latinitatis originum libri III.* (Berlin, Dümmler.) 9 Mk. 60 Pf.
Correspondenzblatt * des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. 12 Nummern. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk.
Reform. Organ d. allgemeinen Vereins zur Einführung e. einfachen deutschen Schreibung. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk.
B. Schmitz *Encyclopädie.* Anhang: Systematisches Verzeichniss der auf die neueren Sprachen bezüglichen Programmabhdlgn., Dissertationen u. Habilitationsschriften von H. Varnhagen. (Leipzig, Koeh.) 2 Mk. 50 Pf.

Lexicographie.

- Grimm's Deutsches Wörterbuch. 4. Bd. 2. Abthl. 11. Schluss-Lfrg. Hrsg. von M. Heyne.
Schiller u. Lübben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch.* 18. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.
Eleary, A. Castle, *Die Sylbenanalyse als sprachliches Lehr- und Lernmittel.* Ein Beitrag z. Reform der Lexicographie. In ihrer Anwendung auf d. Deutsche von J. M. Dann. (London, Siegle.) 1 Mk.
M. Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch.* 16. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 4 Mk.
K. Jürgens, *Etymologisches Lehnwörterbuch der deutschen Sprache* (Braunschweig, Bruhn) 1 Mk. 35 Pf.
K. Sallmann, *Lexicalische Beiträge zur deutschen Mundart in Estland.* (Jena, Deistung.) 2 Mk.
F. König, *Wörterbuch der Kölner Mundart.* (Köln, Heyn.) 3 Mk.
K. Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexicon.* (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
J. ten Doornkaat-Koolman, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache.* 2. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
H. R. Helwich, *Etymologisch-identische Wörter m. verschiedener Bedeutung im Deutschen u. Englischen.* (Wien, Kubarta & Voigt.) 1 Mk. 60 Pf.

- E. Littré, Supplément au Dict. de la langue française. Livr. VI. (Paris, Hachette.) 1 fr.
- Sachs, Wörterbuch. Deutsch-französisch. 14. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 20 Pf.
- G. Azais, Dictionnaire des idiomes romains du midi de la France. (Paris, Maisonneuve.) 5 fr. 60 ct.
- A. Darmesteter, De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française et des lois qui la régissent. (Paris, Vieweg.) 10 fr.
- E. Littré, Supplément au Dictionnaire de la langue française. Livr. I. (Paris, Hachette.) 1 fr.
- V. E. Mourek, Dictionary of the english and bohennian languages. 1. Bd. (Prag, Kober.) 1 Mk. 60 Pf.
- E. Pfundheller, Wörterbuch m. Berücksichtigung der Etymologie und Aussprache zu den Tales of a grandfather. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- A. Peschek, Grosses Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen. 11.—19. Lfrg. (Brünn, Peschek.) à 1 Mk.

Grammatik.

- Deutsche Recht-, nicht Schlechtschreibung. Eine vaterländische Mahnung. (Berlin, Denicke.) 50 Pf.
- H. Jellinghaus, Westfälische Grammatik. Die Laute u. Flexionen der Ravensbergischen Mundart. (Bremen, Kühnemann.) 4 Mk.
- G. Lueking, Die ältesten franz. Mundarten. (Berlin, Weidmann.) 7 Mk.
- A. Fleck, Der betonte Vocalismus einiger altfranz. Sprachdenkmäler. (Marburg, Elwert) 2 Mk.
- P. Jozon, Des principes de l'écriture phonétique et des moyens d'arriver à une orthographe rationnelle et à une écriture universelle. (Paris, Baillière.) 3 fr. 50 ct.
- Chabrand et de Rochas, Patois des Alpes Cottiennes, et en particulier du Queyras. (Grenoble, Champion.) 8 fr.
- J. H. Meister, Die Flexion im Oxforder Psalter. (Halle, Lippert.) 3 Mk. 60 Pf.
- J. Earle, Philology of the English Tongue. (London, Macmillan.) 7 Mk. 50 Pf.
- C. Krickau, Der Accusativ m. d. Infinitiv in d. engl. Sprache, besonders im Zeitalter der Elisabeth. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk.
- S. S. Haldeman, Outlines of Etymology. (Philadelphia.) 5 Mk.
- Wissenschaftl. Gramm. der engl. Sprache v. Fiedler u. Sachs. 2. Auflage, hrsg. v. Eug. Kölbing. I. Bd. (Leipzig, Violet.) 6 Mk.

Literatur.

- F. Compart, Die Sagenüberlieferungen in den Tristan-Epen Eilhart's v. Oberge u. Gottfried's v. Strassburg. (Güstrow, Opitz.) 80 Pf.
- K. Rehorn, Die deutsche Sage von d. Nibelungen in der deutschen Poesie. (Frankfurt a. M., Diesterweg.) 3 Mk.
- W. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosa-Romans u. Jörg Wickram v. Colmar. (Strassburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.

- Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. No. 5. Iuh. Der Flöhhaz von Joh. Fischart. 60 Pf.
- R. v. Muth, Einleitung in d. Nibelungenlied. (Paderborn, Schoeningh.) 5 Mk.
- Deutsche Dichtungen des Mittelalters, hrsg. v. K. Bartsch. V. Heinrich's v. Freiberg Tristan, herausgegeben v. Bechstein. (Leipzig, Brockhaus.) 3 Mk. 50 Pf.
- Volmar, Das Steinbuch. Mit Einleitung u. Anmerkungen hrsg. v. Hans Lambel. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk.
- M. Trautmann, Lachmann's betonungsgesetze u. Otfried's vers. (Halle, Lippert.) 1 Mk.
- K. Rehorn, Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza. (Frankfurt a. M., Diesterweg.) 1 Mk.
- E. Albrecht, Zum Sprachgebrauch Goethe's. (Dresden, Zahn.) 1 Mk.
- Goethe-Briefe aus Fr. Schlosser's Nachlass. Hrsg. von Jul. Frese. (Stuttgart, Krabbe.) 8 Mk.
- J. Imelmann, Die siebziger Jahre in d. Geschichte der deutschen Literatur. (Berlin, Weidmann.) 80 Pf.
- A. Sohr u. A. Reifferscheid, Heinrich Rückert in s. Leben u. s. kleineren Schriften dargestellt. (Weimar, Böhlau.) 13 Mk.
- H. Baumgart, Aristoteles, Lessing u. Goethe. Ueber das ethische und ästhetische Princip der Tragödie. (Leipzig, Teubner.) 2 Mk. 40 Pf.
- Hölderlin, Hegel u. Schelling in ihren Jugendjahren v. J. Klaiber. (Stuttgart, Cotta.) 4 Mk. 50 Pf.
- J. Bauquier, Bibliographie de la Chanson de Roland. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
- Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, ihre Entwickl. u. dichterische Ausbildung in Frankreich u. Deutschland. (Leipzig, Vogel.) 6 Mk.
- Gaston Paris, Deux rédactions du roman des Sept sages de Rome. (Paris, Didot.) 8 fr.
- A. de Montaiglon et G. Raynaud. Recueil général et complet des fabliaux des XIII^e et XIV^e siècles. Tome II. (Paris, Libr. des Bibliophiles.) 10 fr.
- T. Auracher, Die sogenannte Poitevin'sche Uebersetzung d. Pseudo-Turpin. (Halle, Lippert.) 2 Mk.
- C. v. Reinhardstöttner, Der Hyssope d. A. Diniz in seinem Verhältnisse zu Boileau's Lutrin. (Leipzig, Hildebrandt.) 1 Mk. 20 Pf.
- Li chevaliers as devs especes. Altfranzös. Abenteuerroman, hrsg. v. Wendelin Foerster. (Halle, Lippert.) 15 Mk.
- John Brunton, Anthologie de quatrains anciens et modernes. (Paris, Libr. des Bibliophiles.) 3 fr. 50 ct.
- C. Lenient, La Satire en France au moyen âge. Nouv. éd. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 ct.
- Fénelon, Archbishop of Cambrai. A biographical sketch. By the author of 'Bossuet & his contemporaries'. (London, Rivingtons.) 6 s.
- L. Spach, Zur Geschichte der modernen französischen Literatur. Essays. (Strassburg, Trübner.) 4 Mk.
- Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal etc. (Paris, Garnier.) 6 fr.
- L. Veuillot, Molière et Bourdaloue. (Paris, Palmé.) 3 fr.
- H. de Lapommeraye, Molière et Bossuet. (Paris, Ollendorff.) 2 fr.

- H. Furness, *New Variorum Shakespeare*. Vol. I—IV. (London, Lippincott & Co.)
- E. Hermann, *Drei Shakespeare-Studien*. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.
- A. Zinzow, *Die Hamletsage an und mit verwandten Sagen erläutert*. (Halle, Waisenhaus.) 6 Mk.
- R. Koppel, *Textkritische Studien über Shakespeare's Richard III. u. King Lear*. (Dresden, Gilbers.) 2 Mk. 50 Pf.
- Marlowe's *Dr. Faustus*. With introduction and notes by W. Wagner. (London, Longman.) 2 Mk.
- H. Taine, *Gesch. der englischen Literatur*. Deutsch m. Anmerk. von L. Katscher. (Leipzig, Günther.) 1 Mk. 50 Pf.
- E. Regel, *An inquiry into the phonetic peculiarities of Barbour's Bruce*. (Gera, Kanitz.) 1 Mk.
- A. R. Rangabé, *Histoire littéraire de la Grèce moderne*. Tome II. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 ct.

Hilfsbücher.

- J. Bockhaus, *Hilfsbuch für d. Unterricht in d. deutschen Sprache*. (Hildesheim, Gerstenberg.) 40 Pf.
- H. Burgwardt, *Die fünf Hauptstücke der schriftdeutschen Sprachlehre*. (Wismar, Hinstorff.) 80 Pf.
- Alphabet und Regeln einer einfachen deutschen Sreibung*. I. Blatt. (Ludwigshafen, Lauterborn.) 10 Pf.
- K. Geerling, *Der deutsche Aufsatz*. 3 Stufen. (Wiesbaden, Gestewitz.) 4 Mk. 50 Pf.
- L. Schädel, *Kurzer Abriss der deutschen Interpunctionslehre*. (Strassburg, Schmidt.) 30 Pf.
- E. Kuenen, *Die deutschen Classiker, erläutert u. gewürdigt f. Gymnasien u. s. w.* 2. Bändchen. *Schiller's Jungfrau v. Orleans*. (Köln, Roemke.) 1 Mk.
- L. Rudolph, *Praktische Anleitung zur Ertheilung eines naturgemässen Unterrichts in d. Muttersprache*. 2 Thle. (Berlin, Nicolai.) 4 Mk. 60 Pf.
- J. Buschmann, *Deutsches Lesebuch f. d. Oberclassen*. 3 Abtheilungen. (Trier, Lintz.) 6 Mk.
- H. Menge, *Gesch. der deutschen Literatur m. besonderer Berücksichtigung der modernen Culturbestrebungen*. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 5 Mk.
- Deutsche Sprichwörter als Materialien zu Aufsatz-Uebungen*. 4. Heft. (Würzburg, Staudinger.) 80 Pf.
- W. Caspari, *Ausgewählte Lesestücke der ausländischen Literatur*. Hilfsbuch f. d. Unterr. in d. Literaturgeschichte. (München, Oldenbourg.) 1 Mk. 50 Pf.
- H. Kluge, *Auswahl deutscher Gedichte*. Im Anschluss an die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. (Altenburg, Bonde.) 3 Mk.
- P. Buxbaum, *Stilübungen f. d. Selbstunterricht, f. Volks- u. Fortbildungsschulen*. (Darmstadt, Schmitt.) 1 Mk. 50 Pf.
- W. Schoenermark, *Franz. u. deutsche Anthologie franz. Lyrik des 19. Jahrhunderts*. 2 Thle. (Halle, Gesenius.) 9 Mk. 50 Pf.
- Lafontaine's Fabeln*. Mit Einleitung u. deutschem Commentar von A. Laun. 1. Thl. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk. 50 Pf.

- S. Mejer, Materialien zu französischen Conversationsstunden. (Hannover, Schmorl.) 1 Mk.
- Adelmann u. Zeiss, Schulausgaben franz. Classiker m. Einleitung, Wort- u. Sacherklärung. 1. Heft. Alexandre le Grand p. J. Racine. 1 Mk.
- Racine's Andromaque m. deutschem Commentar u. Einleitg. von A. Laun. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.
- Les Femmes savantes, hrsg. v. Brunnemann. (Berlin, Weidmann.) 90 Pf.
- Rollin, Hist. d'Alexandre le Grand, hrsg. v. Collmann. (Berlin, Weidmann.)
- Scribe, Bertrand et Raton, hrsg. v. O. Diekmann. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- C. Poleich, Vergleichendes französisches Vocabelbuch. (Wien, Lechner.) 1 Mk. 50 Pf.
- Mirabeau's Ausgewählte Reden, erläutert von H. Fritsche. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- J. Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière, erläutert v. R. Wilcke. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- Mme. de Staël, Corinne ou l'Italie, bearb. v. Knörich. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.
- M. Cohn, Systematischer Grundriss der franz. Syntax für höhere Lehranstalten. (Hamburg, Meissner.) 1 Mk. 50 Pf.
- Villemain, Histoire de Cromwell. Für obere Classen mit Erläuterungen von K. Graeser. II. Bd. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- E. Souvestre, Les derniers paysans. I. Bd. hrsg. v. Dr. J. Schirmer. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
- Boileau, L'art poétique, herausgegeben v. F. Schwalbach. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
- Molière, Les Fâcheux, hrsg. v. Fritsche. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
- F. A. Nicolai, Uebungsbuch z. Uebersetzen aus d. Deutschen ins Französische. (Heidelberg, Winter.) 2 Mk.
- J. Führer, Praktische Lehrmethode der französischen Sprache. (Budapest, Laufer.) 60 Pf.
- F. Koldewey, Kurzgefasste franz. Synonymik. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 1 Mk.
- Ausgewählte Oraisons funèbres de Bossuet für d. Schulgebrauch erklärt von G. Völcker. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.
- Byron's Prisoner of Chillon. With Life, notes, grammatical and miscellaneous questions. By R. S. Davies. (London, Simpkin.) 6 d.
- E. Seeliger, Engl. Lesebuch f. d. oberen Classen. (Wien, Hölder.) 3 Mk. 60 Pf.
- Ch. Dickens, A christmas carol in prose. Mit Anmerkungen hrsg. von F. Fischer. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
- O. Weddigen, Auswahl englischer Gedichte. Nebst biogr. Notizen der Verfasser u. e. Anh. üb. d. Grundzüge der engl. Verslehre. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 35 Pf.
- T. M. Maguire, Examination Questions in English Literature. (London, Simpkin.) 1 s.
- E. Schmid, Sammlung Shakespeare'scher Stücke. 10. Bändchen. King Henry IV. Part I. (Danzig, Saunier.) 60 Pf.
- H. Keller, Chrestomathie der italienischen Sprache mit gramm. u. literar. Erläuterungen. (Aarau, Sauerländer.) 3 Mk.

- J. Führer, Praktische Lehrmethode der ungarischen Sprache. (Budapest, Laufer.) 72 Pf.
- A. Roder, Brieflicher Unterricht f. d. Stud. der ungarischen Sprache. (Budapest, Grimm.) 1. Brief. 40 Pf.
- P. Fuchs, Handbuch der deutschen u. russischen Conversationssprache. (Stuttgart, Neff.) 2 Mk. 25 Pf.
- E. Soltau, Lehrbuch der schwedischen Sprache. (Rostock, Werther.) 4 Mk.



PB
3
A5
Bd.58

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

